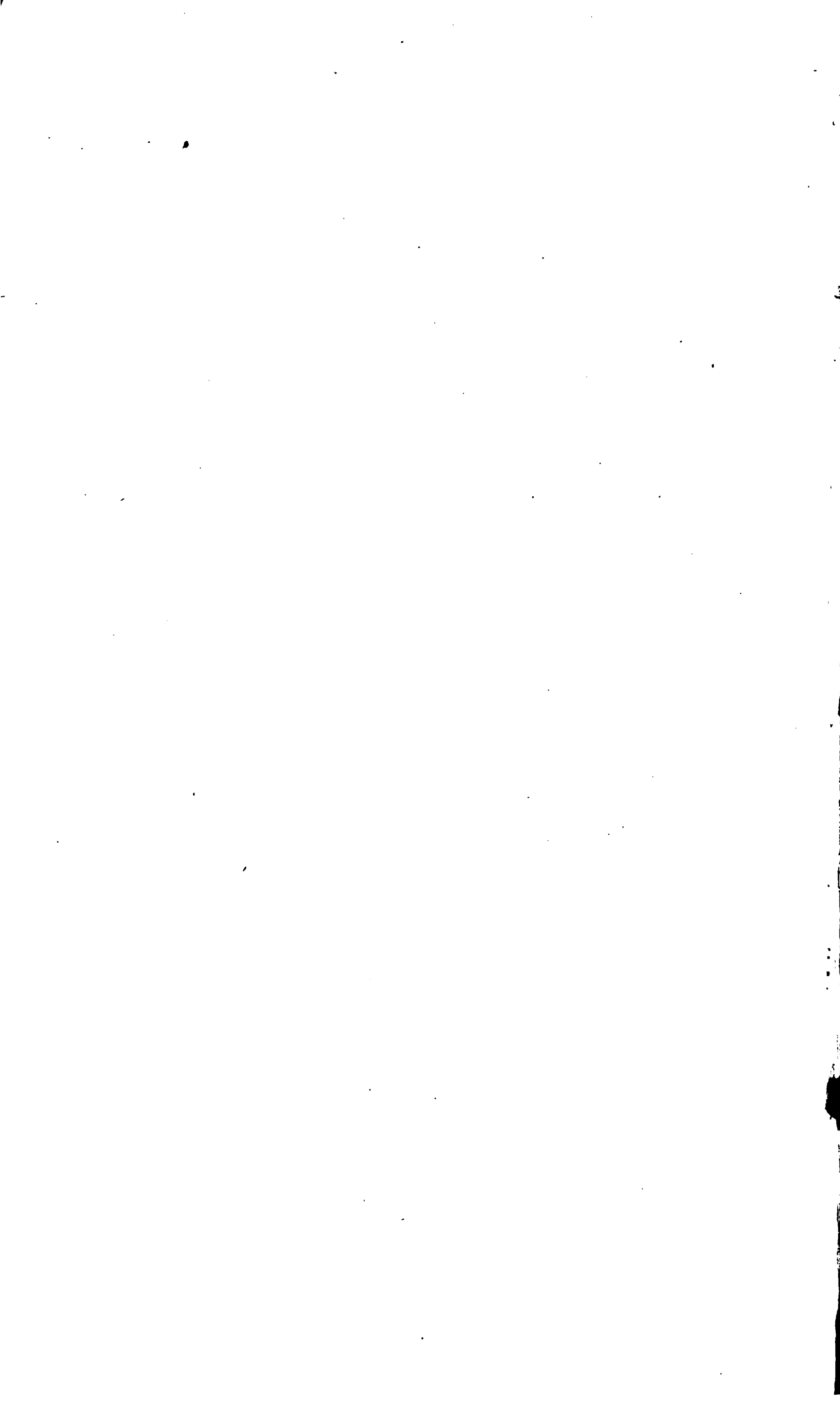
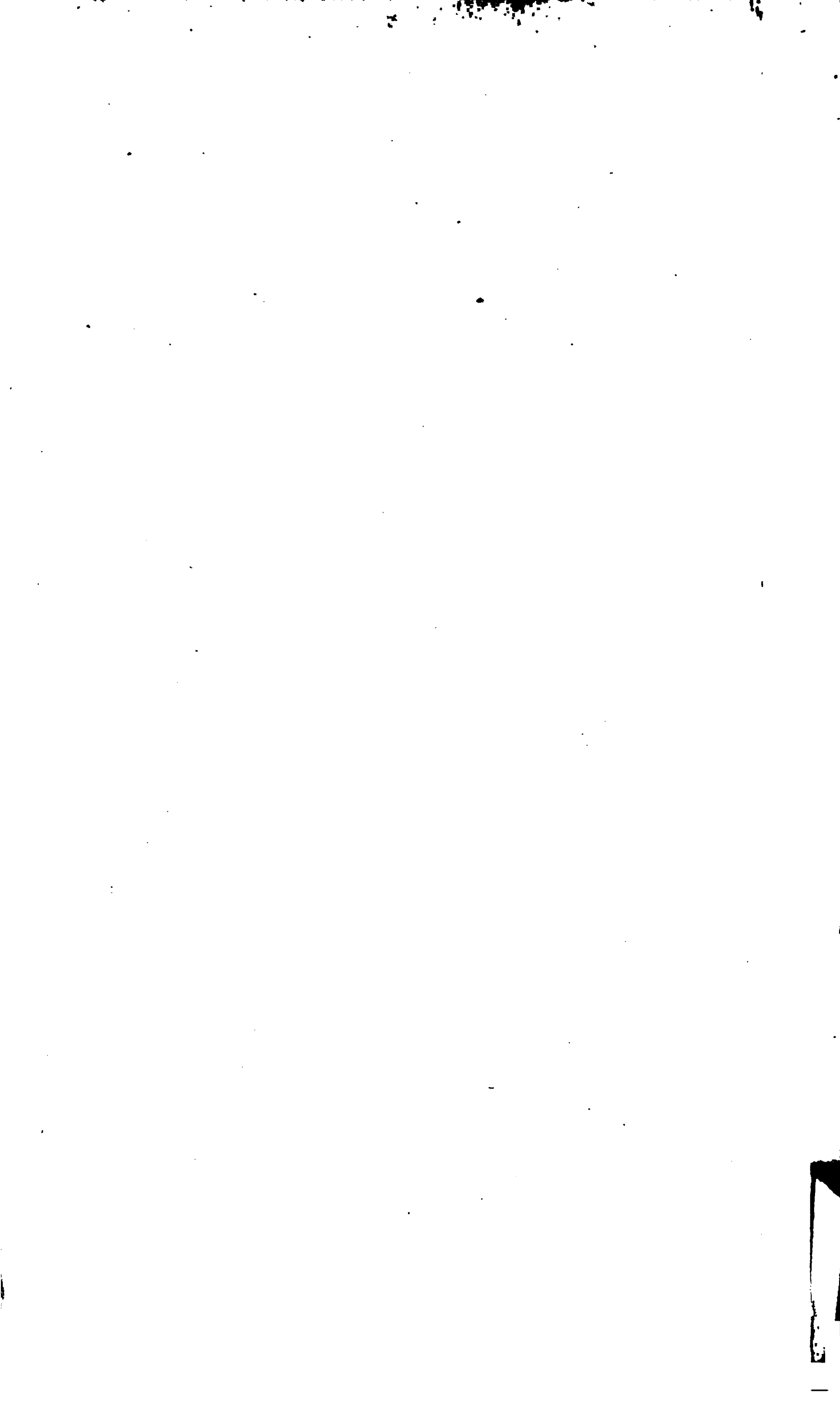








Die Volks

Ostpreußens, Litthauens u

Gesammel

von

W. J. A. v. Tettau und J.

Neue Ausgab

Berlin.
Nicolaische Verlagsbu
(G. Parthey.)

1865.



Einleitung.

Ist den wissenschaftlichen Bestrebungen der neueste
irgend ein Verdienst hoch anzurechnen, so ist es ihre
seitigkeit. So wie sie überall, selbst bis nach Indi
in das verschlossene China hinein, sich einheimisch m
so gewannen sie auch intensiv an Ausdehnung und M
faltigkeit. Längst bei Seite gelegte, ja verachtete
des Wissens wurden hervorgeholt und sorgfältig g
Vorzugsweise aber ward diese Gunst dem zu Thei
seiner Entstehung nach, gerade der Wissenschaft en
gesetzt, unter denen zuerst aufgewachsen ist, welch
Schulbildung fremd waren und das daher die Ge
von Fach auch bisher nur mit Mitleiden betrac
müssen geglaubt hatten — der Volkssage, dem Mä
dem Volksliede. — Kaum ist ein halbes Jahrhunde
flossen, seit man zuerst begann, diesem Zweige geistig
tigkeit Aufmerksamkeit zu widmen, und schon sind
Länder, wo nicht wenigstens etwas geschehen wäre
läugnen läßt es sich nicht, daß die Volksliteratur
Pflege wohl werth war. „Obgleich," sagt Selde
Percy Reliques of ancient english poetry) „Man
Flugschriften verachten, so kann man doch aus ihne
was für ein Wind weht. Nimm einen Strohhal
wirf ihn in die Luft empor, so wirst du daraus ent
woher der Wind kommt, was du nicht vermagst, w
einen Edelstein emporwirfst. Schwerere Dinge gel

Geist der Zeiten nicht so erkennen, als Lieder und Flugschriften."

Dies gilt nun vorzugsweise von den Volkssagen. Sie sind es, die uns von dem Geiste und der Gemüthsart der Nation das treueste, sprechendste Abbild gewähren. Denn, dem Volke entwachsen, tragen sie den Charakter seiner Individualität an sich; und ebendieselbe Verschiedenheit, welche, von der Uranlage, von Clima, Bodenbeschaffenheit, bürgerlicher Verfassung, Religion, den bisherigen Schicksalen und sonstigen physischen und moralischen Einflüssen bedingt, in der geistigen Befähigung und Richtung, in der sittlichen Bildung und Gemüthsbeschaffenheit der Volksstämme obwaltet, findet sich auch in ihren Sagen wieder. So charakterisirt düstere Gluth die spanischen, witzige und sanguinische Heiterkeit die französischen, Genialität und Schwermuth die britischen, sinniger Ernst die germanischen; in den nordischen prägt sich die starre, großartige Natur ihrer Heimath aus, in den italienischen die frische Ueppigkeit und der ewig unbewölkte Himmel der Umgebungen, unter welchen sie erwachsen.

Theilen nun die Volkssagen diese Seite ihres Werths meist mit den Volksliedern und Volksmährchen, so ist doch der, welchen sie für die Geschichte bieten, ihnen eigenthümlich, und je höher hinauf ihr Ursprung steigt, um so bedeutsamer werden sie in dieser Beziehung. Ueber den Urzustand des Landes und Volkes verbreiten sie ein viel helleres Licht, und bieten ein Gemälde in viel treueren Farben, als dies selbst die ältesten schriftlichen Zeugnisse vermögen, deren Ueberlieferer, meist einem fremden Volke angehörig, gewöhnlich die Dinge nicht mit unbefangenem Auge, sondern durch Okulare anschauten, welche die Farben mannigfach brachen und die Gegenstände bald zu klein, bald zu groß erscheinen ließen. Ja, die Urgeschichte jedes Landes besteht mehr oder

minder aus Volkssagen. Vorzugsweise wichtig werden diese aber, wenn, wie bei Preußen, die Ureinwohner gar keine schriftlichen Denkmäler hinterlassen, wenn die ältesten Berichterstatter nach Volksstamm, Gottesverehrung und durch Gelübde deren erbitterte Gegner waren, wenn überhaupt ältere schriftliche Quellen so äußerst sparsam fließen, daß sie weite, zwischen inne liegende Gebiete ganz unberührt lassen und das Ganze einer großen Wüste gleicht, wo wenige Oasen dem Wanderer einen Haltpunkt gewähren.

Berücksichtigt man endlich noch, wie die Volkssagen in hohem Grade geeignet sind, den Nationalsinn zu wecken und zu fördern, so bedarf die Herausgabe einer Sammlung gerade solcher, die sich auf Preußen beziehen, wohl um so weniger einer Rechtfertigung, als für dieses Land in der gedachten Beziehung noch so gut wie nichts geschehen ist.

Um nun aber das beim Sammeln beobachtete Verfahren zu rechtfertigen, scheint es vor allem nothwendig, die Gränzen des Gebietes genau zu bestimmen, welches der Volkssage angehört.

Auf der einen Seite gränzt dasselbe an das der Geschichte, auf der andern an die des Mährchens und des Volkliedes. Der Geschichte gehört alles an, was urkundlich bewährt ist; die vorhistorische Zeit fällt daher ganz in den Bereich der Sage und bildet in dieser den Kreis der sagenhaften Geschichte, denjenigen Theil der letzteren, der, von den ersten Ueberlieferern dem Munde des Volks entnommen, in der Tradition sein Fundament hat, mithin bei kritischer Sichtung von dem Historiker, als nicht vollkommen beglaubigt, bei Seite geschoben werden muß. Von der eigentlichen Sage unterscheidet sich die sagenhafte Geschichte auch namentlich dadurch, daß bei ihr das Unbegreifbare kein nothwendiges Element ist.

Erst von da an, wo gleichzeitige Gewährsmänner vorhanden sind, gewinnt die Geschichte vollkommen sicheren Boden, aber neben ihr wuchert die Sage noch fort. Hier verwachsen beide oft so innig in einander, daß es schwer wird zu bestimmen, welche Sprößlinge dieser, welche jener angehören. Denn es ist nicht noch alles, was bei strenger Kritik ungerechtfertigt bleibt, Sage; Irrthümer, Erdichtungen der Schriftsteller gehören nicht in deren Gebiet. In so weit sich nun nicht wirklich ein volksmäßiger Ursprung ergiebt, bleibt hier nur Ein Kriterium: das Wunderbare, der Natur der Dinge nach Unmögliche. Wenn bei allem Uebrigen die Vermuthung gegen eine Entstehung aus dem Volke her spricht, so zeugt sie hier dafür, und nur wo andere Thatsachen diese Präsumtion entkräften, es sich, z. B. bei den Legenden, nachweisen läßt, daß sie von denen, welche sie überliefern, selbst ersonnen sind, wird eine Ausschließung erfolgen müssen. Das Wunderbare, als nothwendiges Element für die Volkssagen der historischen Zeit, ist es denn auch, was dieselben von den geschichtlichen Anekdoten, von denen auch gewiß viele einer vollkommen zuverlässigen Beglaubigung ermangeln, scheidet. Obwohl die preußischen Chronisten deren eine große Zahl und theilweise nicht eben uninteressante enthalten, so haben wir dennoch geglaubt, dieselben, in so fern sich nicht wirklich etwas Volksthümliches in ihnen kund that, ausscheiden zu müssen, so die Erzählungen von der Bestrafung des ungerechten Richters durch den Hochmeister Ludger von Braunschweig, von der Jungfrau, die um ihre Ehre zu retten, sich selbst der Augen beraubt, von der Bekehrung des Sudauerfürsten Skomand, von dem gottlosen Wucherer und frommen Masuren, von dem Maurenkampfe des Hans von Baysen, von den Preußischen Messerschluckern u. a. m.

Von dem Volksliede unterscheidet sich die Sage nicht

sowohl dadurch, daß jenes lyrischer, diese epischer Natur ist, denn auch das Volkslied hat einen epischen Zweig: die Ballade; sondern, daß die Sage sich beständig als einen Theil der Geschichte betrachtet wissen will, das Volkslied dagegen sich bewußt ist, ganz der Welt der Dichtung anzugehören. Jene ist objectiv; sie haftet immer an einer bestimmten Localität, einem durch die Geschichte gesicherten Namen; das Faktische, wenigstens das, was sie dafür hält, ist ihr so sehr Hauptsache, daß sie, wenn es ihr genommen wird, alle Bedeutung verliert. Das Volkslied ist subjectiv; es ist selbstständig und hat seinen Werth in sich, es bedarf keiner örtlichen und persönlichen Beziehungen; für die politische Geschichte der Nation ist es daher auch ohne allen Werth. Denn wir sehen, wie die Volkslieder von einem Volksstamme zu anderen, selbst über Meere und Gebirge ziehen, so daß es zuletzt unmöglich wird, ihr ursprüngliches Vaterland auszumitteln. So können sich Deutschland (des Knaben Wunderhorn Th. II. S. 19), Schottland (Percy Reliques Vol. III. p. 127) und Schweden (vergl. Geijer in der Einleitung zu seiner und Afzelius Sammlung schwedischer Volkslieder) um die Ehre streiten, die erste Heimath jener durch Bürgers Leonore so berühmt gewordenen Dichtung zu sein. Die schaudervolle altschottische Ballade: Edward und seine Mutter (Percy Reliq. I. p. 59) finden wir in Schweden (der Knabe im Rosenhain bei: Geijer und Afzelius Svenska Folk-Visor III. 3 – 4) und in Finnland (der blutige Sohn, in Schröters finnischen Runen S. 124) wieder. Dieser Uebereinstimmung, die sich noch mit unzähligen Beispielen belegen ließe und die sich selbst bis auf kleine Nüancen erstreckt, begegnet man nicht nur bei verwandten, sondern selbst völlig fremden, so den germanischen und slavischen Volksstämmen. Es vergleicht Swoboda (Königshofer Handschrift S. 36) daher auch

treffend die slavischen Volkslieder mit freundlichen Tauben, die von Einem Stamme zu andern Brüderstämmen flogen.

Anders ist es mit der Sage; sie ist stets an den Boden gefesselt. „Aus dieser ihrer Gebundenheit" sagt Grimm (deutsche Sagen Th. I. S. 7) „folgt, daß sie nicht gleich dem Mährchen überall zu Hause sein könne, sondern irgend eine Bedingung voraussetze, ohne welche sie bald gar nicht da, bald nur unvollkommen vorhanden sein würde."

Das Mährchen hat es mit dem Volksliede gemein, daß es nicht auf bestimmtem Boden ruht, dieselbe Gränze scheidet beide von der Sage, doch so, daß diese dem Volksliede noch näher liegt, wie dem Mährchen. Denn letzteres reißt sich absichtlich von allem Concreten los; es setzt sich zum Zweck, aller Wirklichkeit zu spotten. Entfernen sich Sage und Volkslied von dieser, so ist das unwesentlich; dem Mährchen aber ist dieser Gegensatz nothwendiges Element. Es gehört ganz dem Reiche der Dichtung an, und nur in so weit die poetische Anlage der Nationen überhaupt von den äußeren Einflüssen bedingt ist, wird sich bei ihm noch ein Merkmal des Ursprunges kund thun.

Finden sich auch Beispiele, daß Volkssagen fast übereinstimmend bei verschiedenen Nationen angetroffen werden, wie z. B. die Sage von der Jungfrau, welche, um ihre Unschuld zu retten, sich selbst von ihrem Verfolger, unter dem Vorgeben, ihm ein Mittel, das ihn hiebfest mache, lehren zu wollen, tödten läßt, außer in Preußen auch in der Mark Brandenburg und selbst in Italien vorkommt, wie Aeneas Sylvius (Europa c. 20) von der Umhauung einer heiligen Eiche in Litthauen durch Hieronymus den Prager ganz dasselbe berichtet, was von der Entstehung Heiligenbeils erzählt wird, wie ferner der preußische Glaube von dem Erdmännlein in Deutschland, an dem von den Kobolden, Kurd Chimgen oder Heinzchen (Prätorius Welt-

Beschreibung I. 315—320, Grimm deutsche Sagen Th. I. S. 90 fgg.) und im ganzen Norden (Voigt Gesch. Preußens Th. I. S. 594) ein Seitenstück hat, wie sich überall Sagen von, durch Versinken von Kirchen oder Schlössern gebildeten Seen (vergl. z. B. Grimm l. c. S. 201), von Steinen, in denen des Teufels Krallen abgedrückt (Grimm l. c. S. 275), oder in die Brod (Ders. S. 326) oder Menschen (Ders. S. 308) verwandelt sein sollen, finden, welche alle wir auch unter den preußischen antreffen, so ist doch durchgängig eine bestimmte Oertlichkeit, eine Begebenheit, die in das Gebiet der Geschichte fällt, an die sie angeknüpft sind, vorhanden, welche sie wesentlich von dem Mährchen unterscheiden und ihnen im Gebiete der Sage ihren Platz anweisen.

Ist nun aber die letztere so innig mit dem Boden und den Erlebnissen des Volkes verbunden, so müssen auch beide auf sie von dem wesentlichsten Einflusse sein, und in der That erhält sie von derselben überall nicht nur ihren Stoff, sondern auch ihre Form.

Hier zeigt sich nun aber, daß Preußen in doppelter Beziehung sich in ungünstigen Verhältnissen befindet. Zuvörderst sind es nämlich stets die gebirgigen Länder gewesen, in denen dieser Zweig der Volksthümlichkeit am reichsten und mannigfaltigsten aufgeblüht ist. Ein weites Tiefland bietet in seinen räumlichen Bestandtheilen zu wenig Wechsel, als daß das, was auf ihm emporkeimt, was das Gepräge seines Ursprungs nicht verläugnen kann, eine bedeutende Vielseitigkeit zu zeigen vermöchte. Wie die Vegetation eines solchen Landes einen einförmigen Charakter an sich tragen muß, so wird es auch mit den Sagen der Fall sein. So sind in Deutschland es immer nur die Gebirgsgegenden, der Harz, Thüringen, Tyrol, Salzburg, Schwaben, die Rheinthäler, welche einen Reichthum in dieser

Beziehung besitzen; die weiten Ebnen Niedersachsens, Brandenburg, Pommern gewähren geringe Ausbeute und noch weniger der Zahl wie besonders dem Inhalte nach; die Ortssagen wenigstens zeigen hier überall die größte Einförmigkeit.

Auf die geschichtlichen und Geschlechtssagen haben die Bodenverhältnisse nun zwar nicht einen so unbedingten Einfluß; hier hat sich Preußen aber eben so wenig einer besondern Begünstigung zu erfreuen. Es ist nämlich im eigentlichen Preußen kein Volk, vielleicht kein Geschlecht mehr vorhanden, was eine Erinnerung an die Urzeit des Landes hätte bewahren können. Mit den Urbewohnern mußte auch ihre Geschichte, in so weit sie in der Tradition lebte, untergehn; nur das, was die Einzöglinge schon aufgenommen und selbst überlieferten, aber natürlich nach ihrer eigenen Individualität umgestaltet, und was gewiß nur einen geringen Theil des, wenn man nach dem Gebliebenen schließt, einst großen Reichthums ausmacht, ward aufbewahrt. Aber für den so erlittenen Verlust entschädigte kein neuer Erwerb. Denn da die Volkssage am Boden haftet, so kann sie nicht gleich einer fahrenden Habe mitgeführt werden. Sie gehört zu den unbeweglichen Besitzthümern eines Volkes. Die Erinnerungen aus der Heimath, an die Geschlechtsgenossen mußten in der Fremde verlöschen.

„Es bleibt überhaupt", sagt Grimm (deutsche Sagen Th. II. S. IX.) „bei der Frage, auf welchem Boden die epische Poesie eines Volkes gedeihe und fortlebe, von Gewicht, daß sie sich in urdeutschen Geschlechtsfolgen am liebsten zeigt, hingegen auszugehen und zu verkommen pflegt, da wo Unterbrechungen und Vermischungen mit fremden Völkern, selbst mit andern deutschen Stämmen vorgegangen sind. Dies ist der Grund, warum die in Deutschland eingezogenen und allmählig deutsch gewordenen slavischen Stämme keine Geschlechtssagen aufzuweisen haben, ja auch

an örtlichen gegen die ursprünglichen Länder entblößt dastehn. Die Wurzeln greifen in das ungewohnte Erdreich nicht gern ein, ihren Keime und Blättern schlägt die fremde Luft nimmer an."

In dem eigentlichen Preußen gestalteten sich die Verhältnisse noch ungünstiger, wie in den ehemals slavischen Ländern. Denn in den letzteren blieb doch, mehr oder minder, der Stamm des Lebens, wie er im Ablauf der Zeiten im Geiste Wurzel geschlagen und in seinen Verästungen sich fortgebildet hatte, auch für die Zukunft stehen, und ihm ward Germanismus und Christenthum nur als eine geistige Veredlung aufgepfropft, so daß die frische Jugendkraft, welche in dem Stamm lebte, noch dazu diente, das veredelte Reis zur Blüthe und Frucht heranreifen zu lassen; in Preußen aber ward der alte Baum ganz ausgerissen und an seine Stelle ein neuer Pflänzling gesetzt, der nun selbst erst Wurzel schlagen und sich unmittelbar aus dem Boden sein Mark hinaufziehen mußte, so daß er um so später zur Blüthe und Frucht zu gelangen vermochte.

Wie wahr die obige Bemerkung sei, zeigt sich am deutlichsten, wenn wir das eigentliche Preußen (Ostpreußen) mit den beiden zugehörigen Nachbarländern Litthauen und Westpreußen vergleichen. Im ersteren ist vom Urvolke nichts geblieben, darum fehlen auch alle Erinnerungen an die vorchristliche und vordeutsche Zeit ganz; was sich an Sagen erhalten hat, ist entweder neuer oder schon zu einer Zeit, die jenem Untergange voranging, aufgezeichnet. In Litthauen treffen wir wenigstens Spuren der Urbewohner; noch ist ihre Sprache nicht ganz verklungen, so ist denn auch noch nicht jede Ueberlieferung aus der Vorzeit erloschen, obgleich der gebliebene Urstamm wenig Anlage und Neigung für geschichtlich-epische Poesie zeigt, und nur das leichte, tändelnde Lied ihn anspricht. Am reichsten hat diese sich aber in Westpreußen erhalten; denn hier bildet, wenig-

stens in einzelnen Theilen, das slavische Urvolk noch den fast unvermischten Volksstamm. Darum fehlt es hier nicht an mancherlei Stimmen, die an die frühste Vergangenheit mahnen. Aber der Slave hat, eben so wie der Litthauer, wenig Anlage und Neigung für geschichtlich-epische Poesie, und darum ist auch hier die Ausbeute ziemlich dürftig.

So nachtheilig nun auch die vorstehend berührten Verhältnisse gewirkt haben, so ist doch nicht zu läugnen, daß die Geschichte Preußens im Mittelalter ein höchst eigenthümliches Gepräge an sich trägt. Einen geistlichen Kriegerstaat der Art finden wir sonst nirgends; der Kampf, wie er hier zur Verherrlichung und Ausbreitung der Kirche fast zwei Jahrhunderte hindurch gekämpft ward, hat nie etwas Gleiches gehabt; nirgends begegnet man so vielen Beispielen von dem glühendsten, alles opfernden Glaubenseifer. Auf die Gestaltung der Volkssage konnte dies nicht ohne Einfluß bleiben. Wie der rothe Faden, zieht sich durch sie die Glaubenssache hindurch; überall treten die Beziehungen auf die Religion, auf den zu ihrer und der Schutzpatronin des Ordens geführten Streit hervor.

Aus allem bisher Entwickelten lassen sich nun die Eigenthümlichkeiten der preußischen Volkssagen herleiten. Meistens beziehen sie sich auf die Einführung des Christenthums und den Kampf bei der Eroberung des Landes durch den deutschen Orden, gehören daher in die Klasse der Legenden; die Ortssagen knüpfen sich großentheils an Naturereignisse und Naturspiele, und wie beide Gattungen überhaupt nicht sehr mannigfaltig sein können, sind auch die einzelnen, denen wir begegnen, ziemlich einförmig; Geschlechtssagen sind fast gar nicht vorhanden, sagenhafte Geschichte nur so weit, als sie von den ersten christlichen Berichterstattern überliefert ist. Unter den Bewohnern selbst erhielten sich bis zur Zeit des Aufblühens der Wissenschaften in Preußen, d. h. bis zur Secularisation des Landes und der Stif-

tung der Universität Königsberg, aus der Urzeit her fast nur einzelne abergläubische Meinungen.

Hiernach zertheilen sich die Sagen in folgende Klassen. A. Historische. Charakteristisch ist ihnen, daß sie sich an eine bestimmte Localität entweder gar nicht knüpfen oder solche doch völlig außerwesentlich ist. Sie sind theils vorchristlich und zerfallen dann in die Ueberlieferungen aus der Geschichte der Urzeit und in die einzelnen abergläubischen Meinungen, die aus dem Heidenthum herübergewuchert sind; theils christliche älterer Zeit, wo sie dann sich entweder auf die Einführung des Christenthums und die Eroberung des Landes, oder auf spätere Heilige und einzelne Wunderzeichen, oder endlich auf den deutschen Orden und dessen Kämpfe mit den Nachbarvölkern beziehn; ferner solche, die späterer Zeit angehören, zuletzt Geschlechtssagen.

In die erste Untergattung gehört insbesondere die ganze Geschichte bis zur Ankunft des Ordens, die wenigen spärlichen Nachrichten abgerechnet, welche sich bei den auswärtigen Geschichtschreibern früherer Zeit finden, insbesondere also das, was aus der Chronik des Bischofs Christian in die späteren Schriftsteller übergegangen ist. Wenn dieser Ereignisse erzählte, die sich mehr als ein halbes Jahrtausend vor ihm ereignet haben sollten, so konnte nur die Sage seine Quelle sein, wogegen er von dem, was er vom Gottesdienste und den Sitten berichtet, aus unmittelbarer Kunde sprechen mochte. Letzteres gehört daher auch nicht mehr in das Gebiet der Volkssage.

Bei den Legenden im Allgemeinen ist wohl gewiß, daß sie weniger in dem Volke als in der Kirche ihre erste Entstehung gefunden und von letzterer dem ersteren überliefert sind, weshalb es denn auch durchaus angemessen ist, wenn sie sonst nicht in die Sagensammlungen Aufnahme erhalten. Anders ist es bei Preußen. Von seinen Wunderthätern, die ersten Begründer des Glaubenswerkes, Adal-

bert und Bruno, abgerechnet, hat die römische Kirche stets so gut wie gar keine Kenntniß genommen; ist es doch nicht einmal gelungen, für die heilige Dorothea vom päpstlichen Hofe die Heiligsprechung zu erreichen, und nur dem Volke verdankt sie ihre Canonisation. Preußen zur Ordenszeit hat aber auch gar keine theologische Literatur; was von Denkmälern jene Periode uns überliefert hat, ist fast durchgängig historischen Inhalts. Ueberhaupt war der Einfluß des Klerus hier nie von hoher Bedeutung, gewiß in keinem Staate der römisch-katholischen Christenheit geringer als in diesem geistlichen. Der Ritterorden ließ die Mönchsorden es entgelten, daß sie so lange seiner Entfaltung widerstrebt, wies ihnen, als sie nun bei ihm eine Heimath suchten, eine ziemlich untergeordnete Stellung an, und machte es ihnen unmöglich, irgend eine Gewalt über das Volk zu gewinnen. So erscheint es denn auch wohl gerechtfertigt, wenn man die preußischen Legenden den Volkssagen zurechnet. Was letzteren nicht unbedingt überwiesen werden konnte, wie z. B. manche Erzählungen vom heiligen Adalbert, die sich blos bei den Kirchenscribenten finden, ist ausgeschieden.

B. Bei der zweiten Hauptgattung, den geographischen oder Localsagen, ist das örtliche Hauptelement, das Zeit- und persönliche Verhältniß außerwesentlich. Sie verlieren im Gegensatz gegen die historischen alle Bedeutung, wenn ihnen jenes entzogen wird. Theils beschäftigen sie sich mit der Entstehung der Ortschaften, und hier ist es insbesondere, wo die Sage, wenn die Geschichte schweigt, gern eintritt; theils knüpfen sie sich an auffallende Naturformen. Einen See von unergründlicher Tiefe, oder auf dessen Grundfläche sich besondere Gestaltungen zeigen, glaubt man durch das Versinken von Orten erklären zu müssen; Steine, die einer menschlichen Figur gleichen, hält man für versteinerte Personen. So erklärt es sich, daß dergleichen Sagen nicht

selten, aber in einer Gegend, wo die Bodenverhältnisse wenig Abwechselung bieten, meist einförmig sind.

Wie hier die Gattungen und Klassen der Volkssagen aufgeführt sind, so haben sie auch bei der nachfolgenden Sammlung zum Faden, an den die einzelnen angereiht worden, gedient.

Bei der geographischen Begränzung hielten wir uns nun zwar im Allgemeinen an der politischen, welche gegenwärtig die Provinz Preußen hat; da jedoch Westpreußen, obwohl dem Volksstamm und der Geschichte nach meist von dem übrigen geschieden, nicht ausgeschlossen ward, so mußte auch das, was, wenn auch jetzt davon gesondert, bisher ihm zugehört hatte, wie die Länder Lauenburg und Bütow, berücksichtigt und selbst bei der Begränzung gegen die übrigen Länder polnischer Zunge zuweilen von der gegenwärtigen administrativen Scheidelinie abgewichen werden.

Um nun der Quellen, aus denen die Sammlung geschöpft worden, noch zu gedenken, so besitzt Preußen bis jetzt noch kein Werk, was sich speciell diesem Gegenstande widmete, aber besonders die früheren Chronisten enthalten einen nicht unbedeutenden Vorrath an Material.

Was die Sagengeschichte des Landes betrifft, so verdanken wir sie fast ganz dem Apostel der Preußen, dem Bischof Christian von Culm. Sein Werk ist zwar nicht mehr auf unsere Zeit gekommen, hat jedoch im sechszehnten Jahrhunderte noch existirt und ist namentlich von Simon Grunau und Lucas David benutzt. Weniges andre hierher Gehörige kommt auch bei Aeneas Sylvius und Erasmus Stella vor, die zwar schon im funfzehnten Jahrhunderte schrieben, aber Bischof Christians Werk nicht kannten und daher auch von diesem vielfach abweichen.

Für die frühere Ordenszeit ist Hauptquelle Peter von Dusburg, selbst noch Zeitgenosse des Kampfes mit den Urbewohnern; für die spätern sind es Simon Grunau,

Lucas David und Caspar Schütz; der Erstere aus der Zeit, wo das Land zur weltlichen Herrschaft überging, die beiden Andern wenig später. Simon Grunau ist aber in Bezug auf seine Glaubwürdigkeit, besonders in der neuesten Zeit, mit so bittern Vorwürfen und in dem Grade überhäuft, daß man alles das, was sich an Volkssagen bei ihm findet, geradezu für seine bloßen Erdichtungen erklärt hat, daß er auch nicht einmal hier als Gewährsmann genannt werden könnte, wenn nicht der eine der Herausgeber dieser Sammlung es bereits in einer besonderen Schrift versucht hätte, Grunau's Glaubwürdigkeit in der vorliegenden Beziehung zu rechtfertigen. Daß dieselbe von dem Geschichtsforscher nur mit großer Vorsicht benutzt werden darf, ist nicht zu läugnen, aber gerade das, was für diesen seinen Werth schmälert, der gänzliche Mangel an Kritik, verleiht ihm einen um so bedeutenderen für den Sammler von Volkssagen. Wäre Simon Grunau bei der Zusammenhäufung seines Materials, denn viel mehr hat er nicht gethan, mit mehr Umsicht, Besonnenheit und Sichtung zu Werke gegangen, so würde er schwerlich eine solche Ausbeute an Volkssagen gewähren.

Etwas Aehnliches gilt von Henneberger, dem Hauptschriftsteller für das sechszehnte Jahrhundert; da es ihm selbst keine Mühe kostete, die allerwunderbarsten Dinge für wahr zu halten, so stand er auch nicht an, sie aufzunehmen. Seine ganze Persönlichkeit leistet unbedingt Gewähr, daß auch nicht die unbedeutendste seiner Erzählungen sein eignes Machwerk sei. Die Reisen, die er Behufs Anfertigung seiner großen Landtafel durch alle Gegenden des Landes unternahm, brachten ihn mit den verschiedensten Personen in Berührung. So erklärt sich die große Anzahl volksthümlicher Erzählungen, die sich bei ihm findet.

Einen geringeren Werth hat Löwe; theils ist er in seinen Nachrichten überhaupt weniger eigenthümlich, theils

macht ihn seine Stellung in der katholischen Kirche, als Kanonikus zu Guttstadt etwas verfänglich. An Leichtgläubigkeit giebt er jedoch Simon Grunau und Henneberger wenig nach.

Die Ausbeute aus den übrigen älteren Historikern, Johannes von Riesenburg, der Ordenschronik, der Daubmannschen und Dietmarschen Chronik, Waissel u. s. w., ist geringe; doch sind auch sie berücksichtigt worden.

Bald nach Löwe, namentlich mit Hartknoch, beginnt die kritische Bearbeitung der preußischen Geschichte; die Volkssagen wurden daher auch als etwas Ungehöriges bei Seite geschoben, und nur selten findet sich noch eine beiläufige Andeutung.

Ueberall, wo wir einen Vorgänger hatten, haben wir ihn genannt. Dies schien durchaus nothwendig, um der Beurtheilung den erforderlichen Standpunkt anzuweisen. Es kam natürlich nicht darauf an, alle Schriften, in welche die Erzählung schon hinübergenommen, anzuführen; nur die ersten von einander unabhängigen Gewährsmänner mußten angegeben werden.

Die zweite Hauptquelle war die mündliche Ueberlieferung; sie möglichst zu benutzen, haben sich die Sammler nach Kräften angelegen sein lassen. Hier konnte man auch bei der Auswahl minder schwierig sein. Denn theils war der volksthümliche Ursprung hier unzweifelhaft, theils schien auch selbst das Unbedeutende um deshalb der Aufnahme werth, weil es außer dem Kreise seiner bisherigen Umgebung noch ganz ungekannt war, und weil sonst bei der geringen Anhänglichkeit, die jetzt das Volk für dergleichen Ueberlieferungen der Vorzeit, von deren Wahrheitsmäßigkeit es meist nicht mehr überzeugt ist, hegt, sein baldiges gänzliches Erlöschen zu befürchten steht. Alle die Sagen in unserer Sammlung, bei denen keine Quelle angeführt ist, sind dem Munde des Volkes unmittelbar entnommen.

Einer besonderen Erwähnung bedarf noch der Anhang,

der eine Sammlung verschiedener abergläubischer Meinungen enthält. Soll von dem Volksglauben ein vollständiges Bild entworfen werden, so können auch sie nicht fehlen; man kann sie als die Dogmatik der Sage betrachten; in so enger Verbindung sie aber auch mit der letzteren stehn, deren Basis sie gewissermaßen bilden, so ließen sie sich doch in deren einzelne Rubriken nicht unterbringen. Vieles stammt gewiß noch aus vorchristlicher Zeit, es ist aber mit dem Späteren so zusammengeflossen, daß man es nicht mehr zu sondern und bis zur ursprünglichen Quelle zu verfolgen vermag. Zwar hat nur wirkliches Eigenthum gerade der Bewohner Preußens Aufnahme erhalten, aber bei Vielem ist es wahrscheinlich, bei Anderem sogar gewiß, daß es nicht auf dessen Gränzen, selbst nicht auf die Deutschlands beschränkt ist. — So mag das Gelieferte denn ein Beitrag zu einer allgemeinen Darstellung des Volksglaubens bei den Völkern des Abendlandes sein. Erst durch Erweiterung und Vergleichung wird es seine wahre Bedeutung erhalten. Schriftliche Quellen boten hier wenig; dem Munde des Volkes unmittelbar wurde das Meiste entnommen; kein Theil unserer Sammlung wird aber auch so sehr wie dieser der Vervollständigung bedürfen.

So wie wir uns dem Inhalte nach unbedingt an unsere Quelle halten zu müssen und von dem Unsrigen, da es kein Werk der bloßen Unterhaltung galt, auch nicht das Mindeste beifügen zu dürfen glaubten, so sind wir auch rücksichtlich der Form von unsern Gewährsmännern möglichst wenig abgewichen; wo es ohne Anstoß geschehen konnte, sind selbst die Worte, wenn auch abgekürzt, beibehalten. Bei Uebertragungen aus fremder Zunge und bei den früher noch nicht mitgetheilten Sagen, bemühten wir uns in möglichster Einfachheit und Schmucklosigkeit das Ueberlieferte wiederzugeben.

Inhaltsverzeichniß.

Sagen.

Seite

***

Anhang.

Meinungen und Gebräuche.

Anhang.

Meinungen und Gebräuche.

Druckfehler-Verzeichniß.

Seite	Zeile		statt		ließ
Seite 1	Zeile 1	v. u.	statt	Luc. David 1.	ließ Luc. David I.
— 28	— 8	v. u.	—	Celtische	— Lettische,
— 36	— 1	v. o.	—	Waidewuttis	— Waidewutus.
— 40	— 19	v. o.	—	S. 1.	— §. 1.
— 44	— 10	v. o.	—	Par. III. c. b. fol.	— Trakt. III. c. 6.
— —	— 5	v. u.	—	Switvigail	— Switrigail.
— 48	— 6	v. u.	—	historic.	— historia.
— 64	— 6	v. o.	—	Annentag	— Agnestag.
— 79	— 3	v. o.	—	Onkaim	— Oukaim.
— 92	— 3	v. u.	—	Jüngingen	— Jungingen.
— 136	— 10	v. u.	—	Zerneka	— Zerneke.
— 154	— 12	v. o.	—	Zerneka	— Zerneke.
— 174	— 11	v. u.	—	Relnensl	— Rehlensi.
— 221	— 2	v. u.	—	Chronic.	— Conic.

Die Volkssagen

Ostpreußens, Litthauens und Westpreußens.



1. Der Name Preußen.

Man hat viele Sagen und Meinungen darüber, woher der Name Preußen entstanden sei. Eine davon ist folgende: Der Name stammt her von dem lateinischen Worte Borussia. Dieses Wort aber ist auf folgende Weise entstanden: die Preußen wohnen unterhalb den Russen; unterhalb oder unten heißt im Polnischen pod und im Altpreußischen po, und daraus hat man nun gemacht Porussi oder Borussi, das heißt: die unterhalb den Russen Wohnenden. (Vergl. Nr. 18. unten.)

Hartknoch Alt- und Neu-Preußen, Th. 3. 73. — Voigt, Gesch. Preußens, I. 607 flg.

2. Die alten Preußen.

In dem Lande zwischen der Weichsel und Memel haben in uralten Zeiten viele Völker gewohnt, die allerlei Namen hatten; sie hatten aber keine Städte, keine Dörfer, keine Häuser. Sie waren wild und barbarisch; sie brauchten nur Kleider, die sie aus Schilf machten; ihre Fürsten nannten sie Masos. Diesen gaben sie als Steuer ihre schönsten Kinder. Ihre Zeit brachten sie zu mit Schlafen. Mit den Weibern waren sie ganz ohne Schaam, sie vertauschten sie wie es ihnen gefiel; sie hatten viele Weiber, aber sie zeugten wenige Kinder.

Lucas David, 1. 10—11. — Simon Grunau, tractatus 2. c. 1.

3. Zug der Cymbrier nach Ulmigerien.

Nachdem die Gothen von Narses aus Italien verjagt waren, zogen sie zuerst nach Westphalen und wohnten in einem Orte, der noch jetzt von ihnen den Namen Göttingen führt; aber sie wurden auch von dort vertrieben und nach Cymbria oder Dänemark gewiesen. Es herrschte zu der Zeit in diesem Lande ein Fürst Theudott genannt. Diesem grauete vor den Gothen; und als sie zu ihm Botschaft geschickt hatten, ihn zu bitten um einen Ort Landes, in welchem sie gegen Entrichtung eines Tributes wohnen könnten, antwortete er ihnen: wie in seinem Reiche eine Insel wäre, Klein-Cymbria genannt, welche ein aus Scandia verjagtes Volk inne hätte, das ihm zum Trotze darin säße und ihn nicht als Herrn anerkennen wolle; wenn die Gothen ihm einen Tribut geben und die Scandianer vertreiben wollten, so möchten sie das Land einnehmen. Die Scandianer aber hatten vorher in Albion gesessen, und waren um ihrer Untreu willen von dem Könige Drusius nach Norwegen in die Verbannung geschickt, was damals Scandia hieß, von dem sie den Namen erhielten. Von dannen waren sie nach Cymbria gezogen, und hatten zuletzt auf der Insel Klein-Cymbria ihren Wohnsitz genommen.

Die Gothen gingen den ihnen von Theudott gemachten Vorschlag ein, und ihr Fürst Wißbo schickte zu den Scandianern nach Klein-Cymbrien und ließ ihnen sagen, wie ihm Theudott das Land, darin sie wohnten, verliehen hätte, dieweil sie ihn nicht als ihren Herrn erkennen wollten, und die Gothen es um einen Tribut angenommen; sie möchten sich also entscheiden, ob sie das Land gutwillig räumen, oder ob sie darin ferner wohnen wollten und davon zinsen, oder endlich ob sie um selbiges kämpfen wollten. Das Volk in Klein-Cymbria hatte zwei Herren, die

es für Könige hielt, genannt Bruteno und Widewuto; diese hielten mit ihren Edelingen einen Rath: was zu thun; sie, die geborne Herren wären, möchten sich nicht entschließen unterthan zu werden; auf einen Kampf konnten sie sich nicht einlassen, da es ihnen unmöglich war, den mächtigen Gothen Widerstand zu leisten; so beschlossen sie das Land zu räumen, und sie machten einen Vertrag darüber mit den Gothen, welche beschworen: daß sie die Scandianer in den neuen Sitzen ungekränkt lassen würden. Die Insel Klein-Cymbria ward nachgehends von den Gothen, die sie einnahmen, Gothland genannt; und dieselbigen bauten dort ein Schloß, das sie nach ihrem Fürsten Wyesboa nannten, und heißt noch heutigen Tages Wisby.

Bruteno aber und sein Bruder Widewuto setzten sich auf Flöße und fuhren durch Cronus (die Ostsee) und Hailibo (das frische Haff) und kamen in das Land Ulmigeria, wo sie ein Volk fanden ganz unerfahren. Hier schlugen sie ihre Gezelte auf, bauten nach ihrer Weise Schlösser und Dörfer, und warfen sich theils mit Güte, theils mit Gewalt, theils mit Hinterlist zu Herren des Landes auf. In selbigem fanden sie Honig, von dem sie ein Getränk bereiteten, während sie von Anbeginn Molken getrunken. Die Ureinwohner von Ulmigeria wurden auch von den Cymbrern zu ihrer Lebensweise geführt, so daß mit der Zeit beide Theile dem Trunk heftig ergeben waren und zugleich gewaltige Kriegsmänner wurden.

Chronik des Bisch. Christian bei Simon Grunau. Tract. II. Cap. 2. (ungedruckt) und Luc. David Th. I. S. 15. 16.

Waissel's Chronika alter Preussischer Historien fol. 8.

Daubmann kurtzer Auszug der preuss. Chroniken. c.

4. Wie Ulmigerien ein Königreich ward und einen andern Namen erhielt.

Die Ulmigerier waren dem Fürsten von der Masau vor der Ankunft der Cymbrer tributpflichtig gewesen, letztere aber wollten keinem denn einem selbstgewählten Herrn dienen. Und deshalb versammelten sich zu einer Zeit alle Kriegsmänner und beschlossen einen König zu küren. Die Wahl aber fiel auf Bruteno. Dieser sprach jedoch: er könne solche nicht annehmen, da er sich zum Dienste der Götter verpflichtet habe, und brachte seinen Bruder Widewuto in Vorschlag, der ein sehr beherzter Mann sei und das Volk brüderlich regieren werde. So wählten sie letzteren und krönten ihn zum Könige. Widewuto aber mit allem Volke verwilligten Bruteno zu haben zum Oberherrn, und nannten ihn Kriwe Kriwaito, das ist: unser Herr nächst Gott, und versprachen ohne seinen Willen nichts zu thun, sondern ihn zu hören wie Gott selbst; das Land aber nannten sie Brutenia und beschlossen niemandem zu dienen und zu opfern als ihren Göttern. Darauf baute Bruteno bei einer sechs Ellen dicken Eiche für die Götter Pakollo, Potrimpo und Pikollo, für den Kriwe Kriwaito und die Waidelotten oder Priester eine besondere Wohnung, die er Rikaito nannte. Widewuto aber baute zwischen Crono und Hailibo ein Schloß und nannte es Noytto, später Neitenburg auf der Nerung, von welchem aus er das Land regierte.

Chron. des Bisch. Christian v. Sim. Grunau Tr. II. Cap. 2. und Luc. David Th. I. S. 17.

5. Die Zwietracht der Cymbrer und Urbewohner.

Als der König Widewuto den Meth zu bereiten erfunden, ergaben sich die Cymbrer bald der Trunkliebe. Da

überhoben sie sich ihrer Macht und hielten die alten Bewohner mit hartem Zwange zur Dienstbarkeit an. Darüber wurden diese zuletzt unwillig, machten einen Aufstand und verbrännten der Cymbrer etliche hundert, sammt ihren Häusern, Weib und Kind, denn sie meinten, dies wäre nicht erschlagen, was durch die von Bruteno aufgerichteten Satzungen der Götter untersagt war. Um dieser Dinge willen hielten Widewuto und Bruteno zu Rikaito vor den Göttern einen Rath. Da wurde bestimmt: daß niemand den andern verachten, und auch keiner einem andern zur Arbeit verpflichtet sein sollte; bedürften die Edelinge fremder Hülfe, so sollten sie solche erbitten und zur Entgeltung dafür Meth darreichen; zu Edelingen würden aber die gemacht, welche am schnellsten zu Pferde waren; dieselben übten sich auf Fechten und Reiten, wie bei andern Völkern Sitte ist, und während sie früher einfältig gewesen, wurden sie nun tückisch und verschlagen.

Chron. des Bisch. Christian bei S. Grünau Tr. II. Cap. 3. und L. David Th. I. S. 19—20.

6. Der Streit mit den Masoviern um den Zins.

Als die Cymbrer sich Ulmigeriens bemächtigt, da beschlossen sie, dem Fürsten der Masau, Andislaus oder Anthonos genannt, den bisher mit den schönsten Kindern entrichteten Tribut nicht länger zu gewähren. Da nun dieser mehrmals vergeblich solchen in Güte gefordert, so ließ er ansagen, wie er selbst kommen werde, ihn zu holen. Dies nahmen Bruteno und Widewuto an und warteten sein an der Gränze. Anthonos war unerschrocken und erlangte mächtige Hülfe von Roxolänien, jetzt Rußland, mit welcher er die Brutener schlug und viele Jünglinge gefangen hinweg führte. Nachdem solche aber bei ihm die Kriegeskunst erlernt hatten, entflohen sie wieder in ihre

Heimath und theilten das Erlernte ihren Brüdern mit. Da entbot Bruteno den ganzen Adel des Landes nach Rikaito. Als sie nun alle versammelt waren, kam ein mächtig Gewitter mit Donner und Blitzen, in welchem sie meinten, daß Gott Perkunos vom Himmel niedersteige. Dies nahm sich Bruteno zum Wahrzeichen, und sagte: wie die Götter befohlen hätten, sie alle sollten auf Anthonos und sein Volk ziehen; die Götter würden sie geleiten. Dann gab man allen, die versammelt waren, genug des Methes zu trinken. Darauf brachen sie in das Land des Feindes und erwürgten Anthonos sammt Zweyboch, den Fürsten von Roxolanien, erschlugen viel Volk in der Masau, und kehrten mit reicher Beute heim. Des Anthonos Sohn, Czanwig, erkannte wohl, daß er den Brutenern im Streite nicht gewachsen sei, und kam deshalb zu Bruteno und Widewuto, opferte den Göttern derselben und schwor, daß er solche für seine gnädigsten Götter halten wolle, bat auch um Volk, daß er zur Bezeugung seiner Andacht den Göttern ein großes Opfer thäte. Als ihm dies vergönnt war, ließ er auf einem freien Felde ein weißes Pferd zu Tode rennen und danach verbrennen. Von da kam es, daß Niemand im Lande ein weißes Pferd mochte reiten, sondern man mußte sie für die Götter halten. So ward Friede zwischen dem Volke der Masovier und Brutener; jedoch ist eins dem andern nicht gut bis auf diesen Tag.

Chron. des Bisch. Christian bei S. Grunau Tr. II. Cap. 3. und L. David. Th. I. S. 42 fg.
S. Grunau's Chronik. Tract. III. Cap. 5.
Chronic. Sebast. Möleri Canonic. Gutstad. (ungedruckt).

7. Wie Widewuto das Land unter seine Söhne theilte.

Als Widewuto 116 und Bruteno 132 Jahr alt war, da wollten sie die Ihren versorgen, damit jeder wohl wisse,

was auf ihn treffe, und kein Hader über die Theilung entstehe. So versammelten sie alles Volk zu Rikaito und verkündeten, was geschehen solle.

Zum ersten nahm der Kriwe Kriwaito einen Bock und tödtete ihn vor der heiligen Eiche um ihrer aller Sünde willen; das Fleisch brieten sie mit den Blättern der Eiche, verzehrten es und tranken dazu Meth. Am andern Morgen früh setzten sich Widewuto und Bruteno vor der Eiche nieder und riefen zuvörderst jenes ältesten Sohn herbei, welcher hieß Lytpho oder Litthuo, und sprachen zu ihm: Gelobest du unsern gnädigen Göttern Andacht und ihrem Kriwaito Gehorsam und daran zu setzen Leib und Gut, so jemand sie verringern wollte in ihrer Ehre? worauf Litthuo sprach: ich gelobe es bei der Strafe meines Gottes Perkuno, der mich tödten soll durch sein Feuer, so ich meinen Eid nicht halte. Da sprach Bruteno: so lege deine Hand auf das Haupt deines Vaters und danach rühre die heilige Eiche an. Und also that er. Danach sprach Widewuto: du sollst Herr sein im Lande von Boiko (Bug) und Nyemo (Niemen), den fließenden Wassern bis an Thamsoan den Wald. Und er nahm es mit der Zeit ein, und bauete sich eine Feste, die nannte er nach seinem Sohne Gartho (Grodno); das Land aber erhielt von ihm selbst den Namen Litthauen. Gartho gewann auch mit der Zeit ein mächtig Land und hielt sich ganz königlich, hatte auch viele Bajoren zu Söhnen.

Danach theilte Widewuto dem Samo, seinem zweiten Sohne, das Land von Crono und Hailibo bis auf Skara das Wasser, und er nahm es mit der Zeit ein, und ward nach ihm Samland genannt. Er bauete sich auf einem mächtigen Sandberge, der zum Theil geschüttet ward, die Feste Gailgarwo (Galtgarben). Dieser Samo hatte mit den Seinen eine sonderliche Lebensweise; denn sie waren

andächtiger wie die übrigen Brutener und wählten auch einen besonderen Eichwald zu ihrer Andacht aus, in welchem sie einen Haufen Schlangen zu Ehren ihrer Götter unterhielten. Samo ließ weniger Kinder als seine Brüder, denn sein Weib Pregolla ertrank in dem Flusse Skara, davon dieser den Namen (Pregel) erhielt.

Der dritte Sohn Sudo bekam das Land zwischen Crono, Skara und Curtono (das kurische Haff), was er zu seiner Zeit einnahm und nach seinem Sohne eine Feste Perpenisko erbaute; das Land aber ward nach ihm Sudauen genannt. Das Volk, das darin wohnte, hielt sich von Anbeginn ehrbar und däuchten sich alle Edelinge, weil sie allein mit Sudo einen mächtigen König des Venederlandes, jetzt Russisch Litthauen, besiegt. Die Sudauer aber sind bis auf den heutigen Tag ein lustig Volk geblieben, das seine größte Freude im Trinken hat.

Nadrau, der vierte Sohn, huldigte auch, wie seine Brüder, und ihm ward zugetheilt das Land zwischen Skara, Boiko und Curtono, was von ihm Nadrauen genannt ward und in dem er eine Feste, genannt Staymto, erbaute.

Scalawo, dem fünften Sohne, ward gegeben das Land zwischen Pregolla, Curtono, Niemo und Rango dem Wasser. Er nannte selbiges Scalawonien (Schalaunen). Die Bewohner aber sind von Anbeginn gewesen ein unlustiges Volk und ungetreu und fanden ihre größte Seligkeit im Schlafen, so daß ihre Trägheit im ganzen Lande zum Sprichwort ward.

Natango, der sechste Sohn, huldigte wie seine Brüder, und ihm ward zugeeignet das Land zwischen Pregolla, Alla, Bassaro (Passarge) und Hailibo, und er nahm es mit der Zeit ein und wohnte auf Honeda (Balga) dem Schlosse; das Land aber ward Natangen genannt. Natango hatte einen Sohn Lucygo, dem zugeeignet ward

Noyto die Burg, und Crono, das Wasser; denn er wår ein Mann, dem Fischerei lieb war. Dieser fand auch zuerst den Bernstein.

Barto, der siebente Sohn, erhielt das Gebiet die Alla aufwårts bis an Licko (Lyck) das Wasser, und bis an das Land seines Bruders Lytpho, nannte es Bartenland und baute darin eine Feste Barto (Bartenstein). Dieser hatte viel Kinder, deren jegliches ein Kônig war und sich eine Feste baute. Denn sie waren sehr haderhaftig und hatten viel Feindschaft, sonderlich mit den Erben Natango's, um Lucygo's willen, dem Wldewuto etwas Besonderes zugeeignet hatte, da sie doch so nahe daran gewesen wåren, wie Natango's Sohn.

Der achte Sohn, Galindo, bekam die Lande gelegen von Kaboso bis an die Grånzen der Masau; das Land hieß von ihm Galindien, und die Burg nannte er Galindo, ward auch nachgehends Galinderberg genannt. Das Volk wurde mit der Zeit måchtig und führte viel Kriege mit den Masuren.

Dem neunten Sohne Warmo verlieh der Kônig die Lande an der Nava (Nariensee) und Bassora. Er baute sich eine Feste, die er Tolo nannte. Von ihm ward das Land zu lateinisch Warmia genannt, zu deutsch aber heißt es Ermeland von seiner Gattin Ermia.

Hoggo, dem zehnten Sohne, überwies der Kônig das Land zwischen Weseke, Bassaro, Drusino (Drausen) dem Wasser. Er baute sich eine Feste Tolko (Tolkemit), nachher Schafsberg genannt. Das Land aber ward geheißen das Hoggerland (Hockerland) oder auch nach seiner Tochter Poggezana Poggesanien.

Dem elften Sohne des Kônigs, Pomeso, ward zugetheilt das Land zwischen Weseke, Mokra (Ossa) Noyta (Nojath) Istula (Weichsel) bis an die Grånzen der Ma-

sau, und es ward nach ihm Pomesanien genannt. Er hatte keine Burg, die ihm zur festen Wohnung diente, sondern wo es ihm am besten gefiel, da wohnte er unter einem Gezelte. Er hatte sehr viel Kinder, die alle wie der Vater Riesen und Könige waren, und diese bauten sich die Festen zu Risno (Risenburg), Bolto, Weso und Nargoltons.

Der zwölfte Sohn Widewuto's, Chelmo, erhielt das Gebiet zwischen Mokra, Jstula und Driwantza (Drewentz). Er baute sich eine Feste und nannte sie nach seinem Namen Chelmo, jetzt Althaus Culm, und eine andere, die er nach seinem Sohne Potto hieß (Potterberg). Das Land aber heißt noch heute von ihm Culmerland.

Chron. des Bisch. Christian bei S. Grunau Tr. II. Cap. 4. und L. David Th. I. S. 59 fg.

8. König Widewuto's Ende.

Als König Widewuto ob seines hohen Alters nicht mehr wie sonst seine Heere zum Siege zu führen vermochte, da richteten des Landes Feinde ein großes Bündniß auf, daß sie die Brutener mit Heeresmacht überzögen. Als Widewuto dies kund ward, und er gegen die großen Ausrüstungen der Feinde keinen andern Rath bei sich befand, denn daß er sich den Göttern selbst opfere, um so den Seinen mehr Herzens zu machen und sie anzufeuern, seinen Tod zu rächen, so eröffnete er seinem ältesten Sohne sein Vorhaben, ihm zu Gemüthe führend, wie die Benachbarten fast rings umher in Ausrüstung wären, die Brutener zu überziehen oder gar zu vertilgen, er aber mit hohem Alter beladen und unvermögend sei, solchen schweren Krieg durchzuführen, demnach er beschlossen habe, sein nunmehr unnützes Leben im Feuer zu opfern, auf daß er mit den Göttern sich unterreden und Hülfe zu diesem Kriege

erbitten könne. Befahl also dem Sohne, wenn sein feierliches Begängniß gehalten und seine Asche verwahrt sei, den Kampf rühmlich zu beginnen und die Götter im Uebrigen walten zu lassen, deren Hülfe ihm dann nicht entstehen werde.

Darauf ließ Widewuto vor der großen Eiche zu Romove einen hohen Holzhaufen aufrichten, auf den das Volk brennende Fackeln warf, so daß die Flamme mit großem Geprassel in die Luft stieg. Demnächst brachten sie die Opfer an kleinem und großem Viehe, sonderlich Ochsen mit vergoldeten Hörnern, deren Eingeweide sie in die Gluth warfen. Der König selbst stand herrlich bekleidet, eine goldne Schaale mit Meth, den er einer großen schwarzen Kuh zwischen die Hörner goß, haltend; den rechten Fuß und den linken Arm hatte er unbekleidet, und sprach also ein feierliches Gebet: „Ihr Götter des Meeres und der Erden, ihr Götter der Nacht und Finsterniß, ihr, die ihr in diesen Wäldern und an diesem geheiligten Orte euren Tempel und eure Wohnung habt, die ihr den feurigen Blitz vom Himmel hinabwerfet und mit Donner der Menschen Herz erschrecket, die ihr Ungewitter und Regen aussendet, die ihr unter den Wolken und bei dem lichten Monde euren Haushalt habt und mit schnellen Flügeln durch die Luft fahrt, schauet an dies Opfer, schauet an mich, der ich zur Aufopferung bei diesem heiligen Altare geweiht werde, und nehmet mich, als den König, der sich für sein Volk im Flammentode dargiebt, gnädig an; aber unter uns're Feinde sendet Schrecken, Furcht, Flucht und Kraftlosigkeit im Kampfe; verleihet meinen Brutenern Sieg, so will ich mich freiwillig für mein Land opfern." Nach dieser Rede stürzte er sich sonder Zagen inmitten der Flammen. Darauf führten die Obristen des Volks und die Jünglinge einen Kriegsreigen mit kläglichem Jammer und Geschrei um den

Scheiterhaufen und schlugen dreimal mit den Waffen an einander, daß es durch die Luft ertönte und durch die Wälder weit und breit erschallte. Also entbrannten ihre Herzen, daß sie kühn wurden, und sie schrieen Alle, jung und alt, zu den Waffen und verbanden sich zusammen, der Götter Hülfe durch ihres Königs Opfer gewärtig, gegen den Feind zu ziehn.

Eine andere Sage aber berichtet: daß sich außer Widewuto auch Bruteno, sein Bruder, freiwillig im Feuertode geopfert, und das Volk beide nachher als Götter, jenen unter dem Namen Ißwambrato, diesen unter dem Wurßkaito verehrt habe.

Casp. Schütz Historia fol. 4 fg.
S. Grunau Tr. II. C. 5. Tr. III. C. 3.
L. David. Th. I. S. 78 fg.

9. Nadro's Tod.

Nach dem Tode Bruteno's, des Kriwe Kriwaito, entstand ein Zwist darüber, wer sein Nachfolger sein solle. Denn ein Theil der Waidelotten sagte aus: daß die Götter aus der heiligen Eiche verkündigt hätten: Brudona, der Bruder von Nadro's Weib, solle Kriewe sein, Andere aber: sie hätten Apeles, den Bruder von Lytpho's Weibe, verlangt. Nadro jedoch, in dessen Gebiet Rikaito lag, setzte seinen Schwäher ein. Darüber entbrannte Lytpho in Zorn und begann seinen Bruder feindlich zu verfolgen, so daß dieser von dessen Knechten in den Fluß Boyko gejagt ward, allwo er ertrank. Um dieses Frevels willen ward Lytpho von dem Heiligthume in Rikaito gebannt, darum er in seinem Lande einen Kriwaito sonderlich erwählte und ein eignes Heiligthum gründete. Doch die wichtigsten Opfer

sendete man auch nachgehends noch nach Rikaito und leistete den Geboten der dortigen Götter Gehorsam.

Chron. des Bisch. Christian bei S. Grunau Tr. II. Cap. 4. und L. David. Th. I. S. 64. Anm. und S. 79.

10. Die Töchter Hoggo's.

Hoggo hinterließ keinen Sohn, sondern drei Töchter: Mita, Cadina und Poggezana. Mita vermählte sich, wohnte auf Tolko, der Feste ihres Vaters, und hatte viel Kinder. Auch Cadina vermählte sich und hatte viele Kinder; sie erbaute eine Burg, die sie nach ihrem Namen nannte. Die dritte, Poggezana, wohnte in einem Eichwalde und blieb Jungfrau Zeit ihres Lebens. Sie war eine Waidelottin und ward darum geehrt von ihren Schwestern und Schwähern, so daß, was sie gebot, wie Gottes Wort gehalten ward. Noch in späteren Jahren konnte das Volk nicht genug erzählen, wie milde sie gewesen, und wie sie mit den Göttern getanzt habe, welche um ihretwillen den Leuten alles gaben, was sie begehrten. Von Gestalt war sie aber eine Heunin; denn ihr Hauptring, der noch im Jahre 1499 in dem Nonnenkloster zu Elbing, das von ihrem Wohnsitze nur viertausend Schritte entfernt war, gezeigt ward, war inwendig eine Elle weit, und von der Breite einer guten Mannshand; er war von solchem Stoff und solcher Arbeit wie die Armbrüste; vorn hatte er einen Stein und ein viereckiges Blech mit einem Bilde, Fingers dick und einer Spanne lang.

S. Grunau Tr. II. Cap. 4. zum Theil nach Bisch. Christian. L. David Th. I. S. 73.

11. Der Tod Pomeso's.

Pomeso und seine Söhne waren den Masoviern feind um des Zinses willen, den sie von ihnen forderten, und

sie thaten einen Zug in die Masau, bei dem Pomeso mit seinen sechs Söhnen gefangen ward. Doch entkam er selbst bald wieder aus der Haft, die Söhne aber tödteten die Masovier. Nicht lange danach begab es sich, daß, als Pomeso's Tochtermann Quidzino, dem selbiger eine Burg gebaut und nach seinem Namen Quidzin (Marienwerder) genannt, auf der Jagd einen Eber verfolgte, letzterer über den damals gerade gefrornen Weichselstrom in das Land Welida (Pommerellen) seine Flucht nahm. Quidzino, nicht nachlassend, kam gleichfalls in dies Land und traf dort auf dessen Fürsten, welcher ihn fragen ließ, was er da wolle, und als Quidzino eine spöttische Antwort gab, denselben erstach. Pomeso, um diesen Mord zu rächen, sammelte die Seinen, fiel in das Land Welida ein und verheerte solches weit und breit. Als er aber mit dem geraubten Gute zurückkehren wollte, war der Strom aufgegangen. Darüber ereilt ihn der Fürst von Welida, nimmt ihm alles ab, und erschlägt ihm sein Volk, Mann bei Mann. Pomeso selbst stürzt sich mit seinem Pferde in die Weichsel um durchzuschwimmen, doch der Fluß reißt ihn fort, so daß er ertrinken mußte. Widewuto und Bruteno, der Kriwaito, brachten darauf ihren Göttern Opfer und fragten an, ob sie Pomeso's Tod rächen sollten an dem Fürsten von Welida. Die Götter aber verboten es.

Chron. des Bisch. Christian bei S. Grunau Tr. II. Cap. 4. und L. David Th. I. S. 73.

12. Ermia.

Warmio, der neunte Sohn Widewuto's, starb noch vor dem Vater und hinterließ seine Gattin Ermia mit kleinen Kindern. Da nahm sich Ermia der Herrschaft an, und regierte das Land lange und mit großer Klugheit, gab auch viele weise Gesetze, die noch vorhanden sind. Den

Tod der Söhne des Pomeso, ihres Mannesbruders, rächte sie an den Masoviern. Denn sie fing den Sohn des Fürsten, Lottko, mit Weibern und Kindern und ließ sie allesammt zu sechsundzwanzig tödten. Dies machte ihr einen größeren Namen. Ermia hatte aber eine Magd von großer Schönheit. Diese gewann ihr Sohn lieb und begehrte sie von der Mutter zum Weibe. Ermia wollte jedoch um des geringen Standes nicht darein willigen. Die Liebenden waren aber schon zu weit gegangen, und die Magd tödtete in der Verzweiflung ihres Herzens die Herrin.

Chron. des Bisch. Christian bei S. Grunau Tr. II. Cap. 4. und bei L. David Th. I. S. 71.

13. Chelmo.

Chelmo, der zwölfte Sohn Widewuto's, gerieth in einen Zwist mit den Sarmaten oder Polanern, fiel in ihr Land ein, zerstörte dasselbe weit und breit und trieb eine Menge Volks mit sich zurück, das er in seinem Lande hin und her vertheilte. Um sich vor einer Entgeltung zu sichern, machte er Freundschaft mit den Masoviern, und nahm die Tochter des Fürsten der Masau zum Weibe. Dieselbige brachte ihn aber zur Anbetung ihrer Götter, so daß er die seines Vaters und seiner Brüder verachtete. Deshalb und um anderer Ursachen luden ihn Widewuto und der Kriwaito vor nach Rikaito, um den Göttern Antwort zu geben. Es begab sich aber, daß, als er, der Ladung folgend, aus seinem Reiche abwesend war, die Sarmaten in selbiges einfielen, die Festen eroberten und zerstörten, alles Volk erschlugen, das ganze Land verwüsteten, und, bevor Chelmo heimzukehren vermochte, unversehrt wieder zurückzogen. Dies legten ihm der Vater und die Brüder als eine Strafe dafür aus, daß er ihre Götter verachtet hätte, und gewährten ihm keine Hülfe. Dadurch ward Chelmo

so arm und geringe, daß er nach dem Tode Widewuto's sich zu den Masuren begeben mußte, welche ihm, nachdem er sich zu Dienstbarkeit und einem Tribut verpflichtet, halfen, daß er sich aus Sarmatien Volk und Güter wiederholte und damit sein Land besetzte. So geschah es, daß die Masovier in das Land kamen, und es sich zuletzt zu eigen machten.

Chron. des Bisch. Christian bei S. Grunau Tr. II. Cap. 4. und L. David Th. I. S. 77.

14. Der König Waidewuttus.

Wir haben oben mehrere Sagen von Widewuto oder, wie er auch genannt wird, Waidewuttus, mitgetheilt, namentlich die, wie er König ward. Hierüber lebt auch noch folgende Sage: Ungefähr vierhundert Jahre nach der Geburt Christi (375) wurde das wilde Volk der Alanen, das am kaspischen Meere wohnte, von den Hunnen geschlagen. Sie durften Schande halber nicht in ihr Vaterland zurückkehren, sie zogen daher weit weg, durch viele Länder und über viele Ströme, und setzten sich endlich in dem Lande fest, das jetzt Preußen heißt. Sie waren aber sehr streitsüchtig, und konnten sich daher nicht unter sich, viel weniger mit den alten Einwohnern dieses Landes vertragen. Da war unter ihnen Einer mit Namen Waidewuttus. Der trat auf, und sprach zu ihnen und den Einwohnern des Landes, sie sollten keinen Krieg unter sich anfangen, sondern friedlich zusammentreten und berathschlagen, was zu thun sei, um den Frieden unter sich zu behalten. Das thaten sie. Als sie nun Alle beisammen waren, und keinen Rath finden konnten, da sprach zu ihnen Waidewuttus, der ein sehr verständiger Mann war: Sehet an die Bienen: sie haben alle ihren Bojotevas (das ist König), dem gehorchen sie, und darum ist es so ordentlich und

ruhig bei ihnen. Wählet auch Ihr einen König, dem Ihr Alle gehorchet: dann werdet Ihr Ruhe unter einander haben! — Das sahen alle versammelten Völker ein, und weil Waidewuttus den verständigen Rath gegeben hatte, riefen sie Alle mit Einer Stimme: Waidewuttus soll unser König seyn! — Er nahm das an, weil er dazu gerathen hatte.

Kojalowitz Historia Lith. P. I. L. I. p. 10.
Erasmus Stella Antiq. Borr. L. 2.

15. Die heilige Eiche zu Romove.

In dem Lande Preußen, da wo nachher das Kloster der heiligen Dreifaltigkeit stand, war vor Zeiten eine berühmte preußische Stadt, die hieß Romove. Den Namen hatte sie daher: die alten Preußen hatten einen Feldzug nach Rom gemacht; als sie nun zurückkehrten, bauten sie eine neue Stadt, welche sie, zum Andenken an die Stadt Rom, Roma nova nannten. Daraus entstand nachher der Name Romove. In dieser Stadt stand eine uralte Eiche, welche vor allen heiligen Eichen des Preußenlandes besonders in Ehren gehalten wurde, und unter welcher sie ihre vornehmsten Götter anbeteten. Dieselbe Eiche ist 6 Ellen dick zwergüber gewesen, oben sehr breit, und so dicht, daß weder Schnee noch Regen hat hindurchdringen können. Was aber am meisten zu verwundern war, so ist sie im Winter und Sommer grün geblieben. Um sie her waren gezogen seidene Vorhänge, 8 Ellen hoch; diese wurden von den Waidelotten oder Priestern nicht abgezogen, es sei denn an den größten und vornehmsten Festtagen, oder wenn von weit her ein vornehmer Preuße mit reichen Opfern gekommen war. Die Götter, welche dort verehrt wurden, waren drei, und hießen: Perkunos, Pikollos und Potrimpos; Perkunos war der vornehmste, der Gott des Don-

ners, er war von mittelmäßigem Alter, sein Bart und Haar waren kraus und schwarz, mit Feuerflammen gekrönet, das Angesicht war feuerroth, aufgeblasen und zornig. Pikollos war der Gott des Todes; er war ein alter langer Mann mit einem grauen Barte; das Gesicht von bleicher Todtenfarbe, das Haupt mit einem Tuche umwunden; er schaute von unten nach oben. Potrimpes war der Gott des Getreides und des Krieges. Er war ein junger Mann und schaute das Bild des Perkunos an mit einem fröhlichen lachenden Gesichte; er hatte keinen Bart, sein Gesicht war mit Kornähren gekrönt. Die Götter wurden verehrt mit allerlei Gaben und Geschenken; das angenehmste Geschenk war ihnen das Blut der Feinde, vornehmlich der Christen; und wenn ein Christ in das Innere der seidenen Vorhänge und das Angesicht der Götter geschaut hatte, so waren diese den Ihrigen nicht früher wieder zum Heile, als bis ihnen das Blut desselbigen Christen geopfert war. Die Eiche selbst war so heilig, daß ein Mensch oder sogar ein Stück Vieh, welches von ihren Blättern eins am Halse trug, dadurch allem Unglücke entging. Sie hat noch lange zu des Ordens Zeiten gestanden, und die Preußen beteten sie noch heimlich an, selbst nachdem sie Christen geworden waren. Derohalben ließ auf Bitten des Bischofs von Ermeland, der Hochmeister Winrich von Knipprode durch den Obersten Heinrich von Schnidekopf sie umhauen. Aber wie nun auch die Eiche zerstört war, da wollte doch noch lange von dem Platze das Blut nicht weichen, welches von den vielen daselbst geopferten Menschen herrührte, und man hörte, wahrscheinlich auf Anstiften des Teufels, der die Preußen wieder zum Heidenthume verführen wollte, gar oft um denselben Ort grausame Ungewitter, Donner und Blitz und ein Sausen und Stürmen, als wenn die Zweige und das Laub der

Eiche noch weheten. Dabei ließen sich allerlei unförmliche und schreckliche Gestalten blicken, welche bald aussahen wie Menschen, bald wie Waldmänner, bald wie Drachen oder Schlangen oder Feuer. Da ließ endlich Petrus Nugel von Sohr auf dem Orte das Kloster der heiligen Dreifaltigkeit bauen. Doch auch jetzt wollte der Satan, der dort durch die Abgötzen herrschte, aus seinem Sitze sich nicht vertreiben lassen, und er trieb in dem neuen Kloster allerlei Spuk und Rumor, hoffend dadurch die Diener Gottes zu erschrecken und zu verjagen, daher man genöthigt worden, einen Teufelsbanner aus Deutschland zu verschreiben, welcher dem Satan das Handwerk legen möchte. Dieser Teufelsbanner verfertigte aus reinem Golde ein Cruzifix, etwa eines Fingers lang, und einen dreieckigen Ring, auf welchen er vielerlei Worte einschrieb; beides vergrub er unter den Eckstein der Kirche. Seitdem hatte der Teufel und seine Abgötzen an jenem Orte keine Gewalt mehr, und es war Ruhe im Kloster und in der Gegend.

Die Stadt Romove ist schon lange zerstört; auch das Kloster und die Kirche zur heiligen Dreifaltigkeit sind zertrümmert. Als aber im Jahre 1708 der Herr von Killitz zu Groß-Waldeck, dem das Land gehörte, einige Mauerstücke des zertrümmerten Klosters abbrechen ließ, hat man das Cruzifix und den Ring unter den Trümmern gefunden. Der Herr von Killitz schenkte sie der Stadt Königsberg; die Worte, so auf den Ring geschrieben, kann niemand verstehen.

Lucas David, I. 25 fg.
Leo, Histor. Pruss. pag. 4.
Schütz, Historia pag. 4.
Hartknoch, Alt- und Neu-Preußen S. 131.
Simon Grunau II. S. 5.
Erläutertes Preußen III. S. 284 fg.

16. Die Eiche bei Wehlau.

Eine andre heilige Eiche, so die heidnischen Preußen verehrten, ist gewesen unweit Welau, über dem Pregel, in dem Dorfe Oppen, in einem Garten an der Landstraße von Königsberg nach Ragnit. Sie war von fast unerhörter Dicke und Höhe, so daß ein solcher Baum wohl seit der Sündfluth nicht gewesen ist; sie war inwendig hohl und so weit, daß Einer mit einem großen Gaul hineinreiten und darinnen mit dem Gaule sich herumwerfen und tummeln konnte. Unten an der Erde war sie 27 Ellen dick. Unter dieser Eiche wurden viele Götter verehrt, denen man Schlangen hielt und Milch vorsetzte. Sie hat gestanden bis noch vor 100 Jahren; da soll sie, wie man sich erzählt, in einer Nacht plötzlich verdorrt und umgefallen sein.

Henneberger Erklärung S. 472.
Hartknoch, Alt- und Neu-Preußen S. 108.
Prätorius, Schaubühne (Handschrift) S. 267.

17. Der elfjährige Krieg mit den Masoviern.

Viele Jahre hatte Friede gewaltet zwischen den Brutenern und Masoviern, da begab es sich, daß der Fürst der Masau das Weib eines seiner Edelinge liebgewann und um ihre Gunst buhlte. Der Edeling warnte ihn drum, daß, wo er ihn auf der That fände, er ihn erschlagen würde, der Fürst aber schlug das in den Wind. Da traf ihn einst der Edeling in der Umarmung seines Weibes, durchbohrte beide mit dem Spieße, den er, wie dies das Vorrecht der masovischen Edlen war, bei sich trug, auf der Stelle, und entfloh dann nach Brutenia zum Kriwaito, indem er im Heiligthume Schutz zu finden hoffte. Der Bruder des ermordeten Fürsten, wie er die That erfuhr, fiel in Brutenia

ein, und als er den Mörder in Rikaito fand, ließ er ihn selbst grausam zu Tode martern, während er den Kriwaito und die Waidelotten in ihren Wohnungen einsperren und diese dann anzünden ließ, daß sie alle jämmerlich verbrannten. Darauf verwüstete er das Heiligthum und die ganze Gegend umher.

Ueber diesen Frevel empört, erhoben sich die Stämme Samo und Sudo, überfielen die Masovier und jagten sie in die Flucht; doch konnten sie selbige nicht verfolgen, denn sie mußten erst einen neuen Kriwaito wählen und Waidelotten einsetzen. Nachdem dies geschehen war, fielen sie mit den übrigen Stämmen der Brutener in Masovien ein und zerstörten weit und breit das Land. Die Masovier aber sammelten sich mittlerweile, brachen, ehe jene es sich versahen, in ihr eigen Land ein, und hauseten dort wie die Brutener in Masovien gethan. So währte der Kampf mit wechselnden Einfällen elf Jahre hindurch, zuletzt aber wurde man beiderseits seiner überdrüßig und richtete Frieden auf. Doch die Brutener konnten es nicht vergessen, daß man also ihre geweihten Priester getödtet hatte, obwohl die Masovier durch reiche Opfer, die sie ihren Göttern darbrachten, ihre Gunst wieder zu gewinnen suchten.

S. Grunau's Chronik. Tr. III. Cap. 6.
L. Davids Chronik. Th. I. S. 92 fg.

18. Wie die Brutener um ihren Namen kämpften.

Die Masovier, welche schon früher als ihre Nachbarn, die Brutener, das Christenthum angenommen und in Folge dessen größere Fortschritte in der Gesittung gemacht hatten, nannten dieselben um ihrer Roheit, insbesondere aber ihrer Trunksucht willen die Bruten d. i. die Unsinnigen oder die unvernünftigen Thiere. Dies verkündete ein edler

Masovier, der aus seinem Lande hatte flüchten müssen, den Brutenern, die darüber so erbittert wurden, daß sie den Masoviern die Fehde ansagten. An einem vorher bestimmten Orte, da wo jetzt Neidenburg liegt, kamen beide Heere zusammen. Als der Streit schon lange gewährt hatte, ermüdeten die Masovier und schickten Abgeordnete zu den Brutenern, um anzufragen, wie doch ihr Zorn zu besänftigen sei. Diesen ward die Antwort: die Masovier sollten ihre, der Brutener, Götter ehren und den schmählichen Namen nicht fürder brauchen. Sie entgegneten hierauf: ihre Abgötter könnten sie nicht ehren, wo sie aber das Bild Christi auf die heilige Eiche nehmen würden, so wollten sie derselben Ehrfurcht bezeigen; was aber den Schmachnamen anbetreffe, so sähen sie nun wohl, daß die Brutener witzig worden und wollten sie ferner Praescii d. h. die vorwissenden Leute nennen. Dies gefiel den Brutenern übermaßen wohl, und so schieden beide Theile friedlich von einander. Aus dem Worte praescii aber ist, wie einige schreiben, der Name: Prusci, auf deutsch Preußen, entstanden, wie denn auch das alt-preußische Wort: prussia, so viel bedeutet als: er wird verstehen.

Auf Bromberg saß dazumal ein weiser Herr. Als der hörte, daß die Brutener sich einen so stolzen Namen beigelegt, sagte er zu seinen Freunden: wenn meine Hunde Rehe würden, so möchten sie solche praescii auch werden. Als dies die Brutener vernahmen, wurden sie übermaßen zornig, fielen in Polen ein, und verwüsteten rings weit und breit alles Land. Da der Herr auf Bromberg merkte, daß dies um seinetwillen geschehe, zog er ihnen entgegen, Gnade begehrend. Aber er erlangte keine andre, denn daß sie ihn auf ein Pferd banden und sammt diesem ihren Göttern zu Ehren verbrannten.

S. Grunau's Chronik Tr. IV. C. 2.

Daubmann, kurtz. Auszug der preuß. Chronik Chij fgg.
Hartknoch, Alt- und Neu-Preußen S. 72 fg.

19. Die Galinder.

Das Land der Galinder war viele Jahre lang wüste und ohne Bewohner, obgleich es früher sehr volkreich gewesen ist. Dies trug sich folgendermaßen zu: Zur Zeit als die ersten Christen nach Preußen kamen, war das Galinder-Land so bevölkert, daß es den Einwohnern darin endlich zu enge wurde, deshalb befahlen die Vornehmsten im Lande den Wehemüttern, alle Mägdlein so zur Welt kämen umzubringen. Die Wehemütter konnten das aber nicht über das Herz bringen; da ließen die Vornehmen den Weibern die Brüste abschneiden, damit sie nicht säugen konnten; darüber entstand großes Weheklagen unter den Weibern. Sie gingen also zu einer Wahrsagerin, welche im Lande lebte, und beriethen sich mit derselben, wie sie an den Männern sich rächen könnten. Die Wahrsagerin beschickte darauf die Vornehmsten im Lande, und sagte zu ihnen: der Götter Wille sei es, daß sie in das Land der neuen Christen einfallen und diese berauben sollten; sie sollten aber keine Waffen mitnehmen. Dem Spruche der Prophetin gehorchten die Heiden, und Jung und Alt stand auf, und fielen des Nachts in das Land Masuren, in welchem die Christen wohnten; sie machten viele Leute zu Gefangenen und traten dann den Rückweg an. Einer der Gefangenen entlief aber, kehrte zurück zu den Seinigen, und zeigte ihnen an, daß die Galinder ohne alle Waffen seien; da brachen die Christen in Masurien eiligst auf, überfielen die Räuber und erschlugen sie sämmtlich. Als dieses ihre Nachbarn, die Sudauen, hörten, fielen sie in das Land der Galinder, in welchem sie jetzt keinen Widerstand fanden, und trieben Weiber, Mägde, Jung und Alt, fort. Also

wurde das Land leer und wüst, wie es noch hundert Jahre nach Ankunft des deutschen Ordens war.

Duisburg, Chron. P. II. C. 4.
Simon Grunau III. C. 2.
Schütz, Chron. pag. II. seq.
Henneberger, Erklärung S. 135. 465.
Hartknoch, Alt- und Neu-Preußen, S. 124.

20. Das Geisterheer.

Als der Polenfürst Boleslaw der Kühne in dem Kriege wider die Pommerellen im Jahre 1088 vor der Burg Nakel lag, zeigte sich, nachdem die Belagerung schon einige Zeit gewährt, einst, als die Nacht zu grauen begann, im Schein des Mondes den Feldwachen ein mächtiges Heer, das vom offenen Felde gegen das Lager vorrückte, gleich als wenn es selbiges überfallen wolle. Sobald aber die Polenvölker von den Wachen aufgerufen, auf die Wälle gerückt, das Lager gedeckt hatten, schienen jene den Angriff zu scheuen. Da es jeglichen Abend also geschah, wurden die Polen zuletzt zornig, daß sie so um ihre nächtliche Ruhe getäuscht würden, und beschlossen, den Feind, da er den Angriff scheue, selbst anzugreifen. Als nun am nächsten Abend die Wachen wiederum verkündeten, daß die Feinde sich zeigten, brach das polnische Heer mit großem Geschrei aus dem Lager hervor und auf sie los. Doch da sie nahe hinzu kamen, zerstäubten jene in der Luft, so daß sich darthat, wie man nur Schemen vor sich habe. Unterdessen hatten aber die in der Burg den Tumult vernommen, brachen, um ihn zu nützen, heraus, erschlugen die wenigen im Lager Gebliebenen, und steckten dasselbe in Brand, so daß der von der Verfolgung der Geister zurückkehrende Haupttrupp selbst die Flucht zu ergreifen gezwungen war. Diese Strafe war von dem Himmel über die Polen deswillen

verhängt, weil sie in dem vorhergegangenen Kriegszuge mit Verachtung der Satzungen der Kirche die Fasten nicht gehalten hatten.

Leo, Histor. Pruss. p. 52.

21. Das fischreiche Schloß bei Ragnit.

Nicht weit von der Stadt Ragnit an der Memel hat vor Zeiten ein Schloß gestanden, welches sehr fest war und von den alten Preußen als der letzte Zufluchtsort gegen die benachbarten Russen gehalten wurde. Viele Jahre vor Ankunft des deutschen Ordens hatten einst die Russen mit großem Volke einen Ueberfall in Preußen gemacht; sie hatten die Preußen geschlagen und in dieses Schloß zurückgetrieben; dasselbe belagerten sie nun 9 Jahre lang, und hatten es so fest eingeschlossen, daß keine Maus, geschweige ein Mensch heraus oder hinein konnte. Gleichwohl konnten sie es auf keine Weise erobern. Da gingen sie endlich an die Mauern heran, und fragten die Preußen, wovon diese denn die ganzen 9 Jahre über gelebt hätten. Würde ihnen zur Antwort, es wäre ein Teich im Schlosse, der wäre so fischreich, daß die Belagerten alle sich davon ernähren könnten. Darauf sahen die Russen ein, daß sie nichts ausrichten könnten, und sie hoben die Belagerung auf und zogen ab. —

Der Teich ist noch unweit Ragnit, aber es sind keine Fische mehr darin, sondern nur Frösche und Kröten, und die Litthauer sagen: das seie so, seitdem blos Christen im Lande wären.

Duisburg, Chronik III. Cap. 176.
C. Schütz, histor. pag. 39.
Lucas David, Th. 5. S. 5.

22. Der Lohn der Gastfreundschaft.

Perkunos, der Gott des Donners, und Pikollos, der Gott der Unterwelt, zogen einst, als Wanderer verkleidet, auf der Erde umher, um sich zu überzeugen, ob das Feuer gehörig bewacht werde. Da gelangten sie auch zur Wohnung Semas oder Seminas, der Erdgöttin, von der sie freundlich aufgenommen und gastfrei bewirthet wurden. Zum Lohn dafür gewährte ihr Perkunos unvergängliche Jugend, Pikollos aber schenkte ihr eine Anzahl heiliger Mädchen, die des Nachts für ihre fleißigen und keuschen Verehrer deren Arbeiten vollenden.

Rhesa Prutena S. 174.

23. Sonne und Mond.

Die alten Preußen erzählten: daß die Sonne an den Mond verheirathet gewesen sei; aus dieser Ehe wären die ersten Sterne entsprossen. Als aber der Mond seiner Gattin später ungetreu ward und dem Morgensterne seine Verlobte entführte, ward er zur Strafe von dem Gotte des Donners, Perkunos, mit einem scharfen Schwerdte zerhauen. Die zwei Hälften, in die er gespalten ward, sind noch in den beiden Mondsvierteln zu sehen.

Stenders Lettische Sprachlehre S. 266.

24. Die Anbetung des Hammers.

Zur Heidenzeit ward in einer Gegend Litthauens die Sonne und ein eiserner Hammer von ungeheurer Größe heilig gehalten. Als Veranlassung berichteten die Eingebornen Folgendes: Einst habe man viele Monate hindurch die Sonne nicht gesehen, indem ein mächtiger König sie in einem festen Thurm in Verließ gehalten. Endlich hätten

die Zeichen des Thierkreises ihr Hülfe gebracht, mit dem eisernen Hammer die Pforte des Thurms aufgesprengt und so die befreite Sonne den Menschen zurückgegeben. Wohl wäre das Werkzeug, durch das diese das Licht wieder erhalten hätten, der Anbetung würdig.

Aeneas Sylvius Europa cap. 26.

25. Strafe der Lieblosigkeit.

Die Litthauer berichteten folgende Ursache davon, daß das Pferd, selbst auf der fettesten Weide, ununterbrochen frißt, das Rind aber, bald gesättigt, mit Gemächlichkeit wiederkäut und die Verdauung abwartet.

Zu der Zeit, als die Thiere noch reden konnten, wandelte Perkunos einst in der Gestalt eines Reisenden auf der Erde umher. Er traf zuerst auf das stolze Pferd und bat dieses, ihm den Weg nach einem Flusse zu zeigen. Das Pferd antwortete jedoch hochmüthig: ich habe keine Zeit, dir den Weg zu zeigen, ich muß fressen. In der Nähe des Pferdes weidete aber ein Rind. Das hatte nicht alsobald das Begehr des Wanderers vernommen, als es ihm zurief: Komm, Fremdling, ich will Dir den Weg nach dem Flusse zeigen. Da sagte der Gott zum Pferde: weil du des Fressens wegen dir nicht Zeit nahmst, mir einen Liebesdienst zu erweisen, so sollst du zur Strafe nimmer satt werden; zum Ochsen aber: du gutmüthiges Thier sollst gemächlich deinen Hunger stillen und dann der Ruhe pflegen können, weil du bereitwillig warst, mir zu dienen.

Die jetzigen Litthauer aber haben das auf den Heiland bezogen, was ihre Altvordern von Perkunos dem Donnergotte berichtet haben.

26. Die Erfindung des Bratens.

Die Art, wie die Menschen das Fleisch zu braten erfunden haben, erzählen die Litthauer folgendermaßen.

Ein reicher Mann machte einst eine Reise und verirrte sich. Er mußte die Nacht in einem unwirthbarem Walde zubringen und auch am folgenden Tage irrte er mehrere Stunden wegelos umher. Endlich gelangte er an eine Höhle, die von einem Waldbruder bewohnt ward, der sein Leben in stiller Beschauung und im Dienste der Götter zubrachte. Der Einsiedler nahm den ermüdeten und hungrigen Wanderer gastlich auf, und setzte ihm seine beste Kost vor, die aber, da sie nur aus Wurzeln und Kräutern bestand, dem Reisenden wenig munden wollte. Der Waldbruder, der dies wahrnahm, dachte darüber nach, wie er seinem Gaste eine Speise bereiten könne, die dessen Geschmacke zusage. Er hatte in seiner Höhle ein Kaninchen, und würde, so lieb ihm das Thier auch war, es gern dargebracht haben, wenn ihm nicht ein Topf, es zu kochen, gefehlt hätte. Doch sein Wunsch, den Wanderer gut zu bewirthen, machte ihn erfinderisch; er schlachtete das Kaninchen und machte es vermittelst eines, aus einem Baumaste verfertigten Spiesses am Feuer gar. Der hungernde Reisende fand diese Speise so lecker, daß er, heimgekehrt, sich das Fleisch auf ähnliche Weise bereiten ließ und auch seinen Freunden das neuerfundene Gericht mittheilte, die es, weil es auf der Tafel eines reichen Mannes stand, sehr schmackhaft fanden und diese bis dahin ungekannte Zubereitungsart allenthalben anpriesen, wodurch denn bald der Braten das Hauptgericht auf jeder gut besetzten Tafel wurde.

27. Wie die Preußen zuerst Christen geworden.

Dazumal, als in Jerusalem der heilige Geist sichtbarlich über die Apostel kam, waren daselbst auch etliche Leute aus dem Lande Preußen, die da hörten und glaubten. Dieselben kamen hernach wieder zu Hause, brachten das Evangelium mit und predigten es unter den Ihrigen, was auch vielen Segen brachte. Allein es hatte der Teufel damals noch viele Gewalt in diesen Gegenden, und er wußte den Sinn der Leute zu verkehren, daß sie bald zu ihren Götzen zurückkehrten. Erst mehr als tausend Jahre später konnte der christliche Glaube hier dauernd Wurzel fassen.

[1] Stanislaus Lubiensky Vita episc. ploc. in proëm. et in vita Marruli sec. episc. Damalevicius. Vartes de vita episc. Wladislav. Cap. I. pag. 16 seq.

28. Der heilige Adalbert in Preußen.

Nachdem der heilige Adalbert die heidnischen Polen in dem christlichen Glauben bestärkt, begab er sich zu demselben gottseligen Zwecke in das Land Preußen. Zuerst predigte er das Wort Gottes in dem Culmischen Lande; von da ging er nach Pomesanien. Als er nun über den Fluß Ossa setzte und nicht soviel hatte, wovon er das Fährgeld bezahlen könnte, so gab ihm Einer der Schiffer mit dem Ruder einen harten Schlag über den Kopf, daß er davon schwer erkrankte. Dieses war ihm kein gutes Zeichen, und er mußte auch in der That bald unverrichteter Sachen aus Pomesanien weiter ziehen. Er kam zuerst nach Danzig, von dannen er nach Saamland reiste. Hier fand er nicht weit davon, wo jetzt die Stadt Fischhausen steht, die glorreiche Marterkrone; denn es überfielen ihn die heid-

nischen Pfaffen, welche ihm sieben Wunden beibrachten, und ihn also jämmerlich erschlugen. Als solches Boleslaus Gorvin, König in Polen, erfuhr, begehrte er den Körper des Heiligen von den heidnischen Preußen. Diese wollten aber denselben nicht anders herausgeben, es seie denn, daß ihnen der König dafür so viel Gold gäbe, als der Leichnam schwer sein werde. Das war der fromme König zufrieden; aber wie nun der Körper gewogen wurde, da ward er überaus leicht gefunden, und keines Pfundes schwer.

Eine andre Sage berichtet: daß alles Gold, welches der polnische König gesendet, noch nicht einmal vermogt habe, die Schaale, auf welcher der Leichnam des Heiligen gelegen, von der Erde zu bewegen. Es hatten darauf die Abgesandten schon alles Gold in die Waage geworfen, welches sie für sich selbst mit sich führten. Aber auch dieses war nicht genug; da kamen noch Preußen heran, so Adalbert getauft hatte, und legten auch ihr Gold hinzu; aber auch dieses reichte nicht aus, und man gab schon die Hoffnung auf, daß man Gold genug herbeischaffen könne, um den Körper aufzuwiegen. Da kam eine alte Frau dazu, die hatte nur zwei Pfennige in ihrem ganzen Vermögen, diese warf sie in die Schaale zu dem Golde, und siehe, es flog jetzt auf einmal die andre Schaale so in die Höhe, daß man alle das Gold, was der Polen-König geschickt, was die Gesandten dazu gelegt und was die bekehrten Preußen gebracht, wieder herausnehmen konnte und allein die zwei Pfennige der armen Frau den Leichnam des Heiligen genugsam aufwogen.

Matth. a. Michovia, Chron. Pol. Lib. II. Cap. 8.
Hartknoch, Preuß. Kirchen-Historie S. 276.
Simon Grunau, Tract. 4. Cap. II.

Eine andre Sage berichtet noch Folgendes über den Tod und Leichnam des heiligen Adalbert: Nachdem diesen nehmlich die heidnischen Preußen am Ufer der Ostsee erschlagen hatten, zerhackten sie seinen Körper in unzählige Stücke und ließen die Stücke unbeerdigt am Ufer liegen, unter andern hieb ihm ein Preuße einen Finger ab, an welchem der Heilige einen goldenen Ring trug. Den Finger warf er in das Meer, den Ring aber steckte er zu sich. Denselben Finger hat hernach ein Sperber aufgenommen, und während er über dem Meere flog in das Wasser fallen lassen, worauf ihn denn ein Hecht aufgeschlucket. Da geschähe es nun, daß der Fisch, wo er nun hingeschwommen, ein sonderbares Licht von sich gegeben. Als die Fischer dieses Lichtes ansichtig wurden, haben sie den Hecht gefangen und den Finger des Heiligen in seinem Bauche unversehrt gefunden. Die Fischer waren Christen und sie erkannten bald, daß der Finger einem heiligen Manne gehören müsse; daher gingen sie an das Ufer zu suchen, und sie fanden die Leiche. Die zerhauenen Stücke hatten sich aber wunderbarer Weise von selbst schon wieder zusammengefügt, so daß bloß der Finger noch an dem Körper fehlte. Denselben setzten die Fischer nun an, und er wuchs schnell fest, also daß der Körper wieder ganz wurde. Der Leib hatte schon ganzer dreißig Tage so gelegen, es hatte ihn aber ein Adler die Zeit über bewacht, und es hatte kein Vogel noch anderes Thier dazu kommen können.

Wieder eine andre Sage berichtet, dem Heiligen sei bloß das Haupt abgeschlagen worden, sonst aber der Körper ganz geblieben. Da war nun der Leichnam von selbst aufgestanden und hatte sein Haupt in seine beiden Hände genommen und es so vor sich hergetragen, zu der Kapelle, in welcher der Heilige gewöhnlich die Messe gelesen hatte. Unterweges sang das Haupt mit lauter, schöner Stimme

allerlei geistliche Lieder. Von der Kapelle ging der Heilige weiter, von einem Orte zum andern, immer sein Haupt vor sich hertragend und fromme Lieder singend, bis er in die Gegend von Danzig kam, wo jetzt noch die Kirche des heiligen Adalbert steht; dort nahmen ihn die heidnischen Preußen, um ihn ihren Göttern zu Romove zu opfern. Allein es kaufte ihn der Polen-König Boleslav, wie dies bereits vorhin gemeldet.

Hartknoch a. O.

Simon Grunau a. a. O.

Anonym. chron. bohem. apud Menken script. Tom. III. pag. 1648.

29. Der heilige Bonifacius in Preußen.

Als ein frommer Mönch Benedictiner-Ordens, Namens Bonifacius, vernommen, daß der heilige Adalbert von den heidnischen Preußen erschlagen sei, da bekam er große Begierde, zu demselben Volke zu gehen, um ihm von Neuem die Lehre Christi zu predigen. Er ging derohalben nach Rom, um sich vom Papste die Erlaubniß zu holen. Dort wurde er zum Erzbischof eingeweiht. Von dannen begab er sich nach Preußen, ganz barfuß, in der strengsten Kälte und unter großen Mühseligkeiten. Er trug alles mit Geduld und predigte mit vielem Eifer und Erfolge. Eines Tages trug es sich zu, daß er zu einem mächtigen Fürsten des Landes kam. Demselben predigte er ebenfalls das Wort des Herrn; der Fürst aber, als er des Bonifacius schlechte Kleidung betrachtete, wollte mit solch einem elend aussehenden Menschen nichts zu schaffen haben. Darauf ging Bonifacius in seine Herberge, zog seinen bischöflichen Ornat an und trat also wieder vor den Fürsten; dieser ließ ihn jetzt vor sich kommen und sprach zu ihm: Wenn du willst, daß wir dir glauben, so mußt du mitten

durch das Feuer gehen und unverletzt bleiben. Das sagte ihm Bonifacius mit Freuden zu. Es ließ darauf der Fürst zwei große Haufen Holz dicht neben einander setzen; die ließ er anzünden, und als beide lichterloh brannten, da war es, als wenn sie nur eine einzige große Flamme ausmachten. Durch dieses Feuer sollte der Heilige gehen; der war aber unerschrocken und freudig in Gott; er hob an zu beten, besprengte sich mit Weihwasser und beräucherte das Feuer mit Weihrauch, dann ging er durch dasselbe, mitten durch, getrost und unverletzt, daß auch nicht ein Härchen auf seinem Haupte war angesengt worden. Als dieses der Fürst gesehen, ist er mit allen den Seinigen dem heiligen Manne zu Füßen gefallen und hat ihn um Verzeihung gebeten, und alle ließen sie sich taufen.

Der Fürst hatte noch zwei Brüder, welche bei ihrem heidnischen Götzendienste verblieben. Bonifacius suchte derohalben auch sie zu bekehren. Allein der Eine von ihnen ließ ihn gefänglich einziehen, und ihm in Gegenwart einer großen Menge Volks den Kopf abschlagen. Allein von Stund an ward dieser Fürst blind, und Alle, so dabei standen, erstarrten also, daß sich Niemand von der Stelle bewegen konnte. Sie wurden auch nicht eher wieder gesund, als bis der bekehrte Bruder kam, und für sie betete, und sie sich nun Alle zum christlichen Glauben bekehrten. Dieses ist geschehen im Jahre Ein Tausend, und in der Provinz Litthauen.

Wie Andre erzählen, soll dieser fromme Mann nicht Bonifacius, sondern Bruno von Querfurth gewesen sein.

Petrus Damiani in vita S. Romualdi.
Hartknoch, Preuß. Kirchen-Historie.

30. Heiligenbeil.

Nächst der Eiche zu Romove war die heiligste Eiche im Lande die, welche da stand, wo jetzt das Städtlein Hei-

ligenbeil liegt. Waidewuttis selbst, der erste König der Preußen, hatte sie geheiligt; sie war so groß wie die Eiche zu Romove, und gleich dieser grünte sie im Winter wie im Sommer. Unter ihr hatte seine Wohnung und wurde verehrt Gorcho, ein Gott des Essens und des Trinkens. Sein Bildniß wurde alle Jahre zerbrochen, und nachdem die Früchte eingesammelt waren, wieder neu gemacht, so wie er auch nach verrichteter Ernte absonderlich verehret wurde. Solche Abgötterei dauerte bis zu den Zeiten des Ermeländischen Bischofs Anselmus. Dieser begab sich an den Ort der Eiche und predigte wider dieselbe, und vermahnte die Leute, von ihrem Götzendienste abzustehen und die Eiche umzuhauen. Er richtete jedoch nichts damit aus, und nun befahl er einem Christen, den er mitgebracht hatte, den Baum umzuhauen. Als der aber den ersten Hieb thun wollte, schlug das Beil um, und verwundete den Christen, daß er auf der Stelle starb. Da entstand ein großes Frohlocken bei den Preußen, welche dieses Ereigniß als eine Strafe ihrer Götter ansahen, und die Christen, die Anselmus mitgebracht hatte, entsetzten sich sehr und wollte keiner mehr Hand an die Eiche legen. Wie dieses der fromme Bischof sah, wurde er im Geiste entzündet, und er selber nahm eine Axt zur Hand, ging mit großem Eifer an die Eiche, und hieb getrost hinein; und es geschah ihm kein Leides, so lange er auch hieb, denn der Satan und seine Götzenbilder hatten keine Gewalt über den heiligen Mann. Darauf befahl er, Feuer herbei zu tragen, und er verbrannte die Eiche mit sammt dem Götzen, weil es zu lange gedauert hätte, sie vollends umzuhauen. Nachher ließ der Bischof an dem Orte eine Stadt bauen, und in der Kirche derselben das Beil aufbewahren, womit die Eiche umgehauen. Die Stadt nannte er Heiligenbeil. Das Beil selbst ist nicht mehr zu sehen, aber die Stadt führt noch jetzt

in ihrem Wappen ein Beil zum Andenken an das Ereigniß.

Caspar Schütz, hist. pag. 4.
Henneberger, Erklärung S. 156.
Lucas David I. S. 83.

Nach einer andern Sage hat Heiligenbeil Namen und Wappen davon, daß das Beil, mit welchem der heilige Adalbert getödtet worden, über das Haff und an der Stelle, wo nachher die Stadt erbaut ward, ans Land geschwommen ist.

Simon Grunau tractat. 9.
Leo histor. Pruss. pag. 45.

31. Thorn.

Eine vierte heilige Eiche stand an der Stätte, wo nachher die Stadt Thorn erbauet wurde. Sie war von unglaublicher Größe, und wurden viele Götter der alten heidnischen Preußen darin verehrt. Herrmann von Balke, der erste Landmeister in Preußen, fand sie, als er in das Land kam; er eroberte sie nach vielem Widerstande der Preußen, und weil sie so gar groß war, so ließ er sie befestigen, daß sie ihm anstatt eines Thurmes und einer Festung wider die Preußen diente, welche unaufhörlich versuchten, sie wieder zu erobern. Er nannte sie auch seinen Thurm.

Hernach wurde um diese Festung herum eine Stadt gebauet, welche ebenfalls Thurm oder Thorn genannt wurde. Dies ist aber nicht die jetzige Stadt Thorn; denn jene Stadt wurde alljährlich überschwemmt, und wurde daher die Stadt eine Meile weiter versetzt, da, wo noch jetzt die große und schöne Stadt Thorn steht. Die Rudera des alten Thorn findet man noch in der Erde. Die Sage geht im Volke, daß es dort nicht richtig sei, und von der Mit-

ternacht bis zum Hahngeschrei naht man nicht gern dem gefährlichen Orte.

Duisburg Chron. P. III. C. I. pag. 64.
Lucas David II. pag. 46.
Hartknoch, Alt- und Neupreußen, S. 365.

32. Der getreue Macko.

Zur Zeit, als der deutsche Orden zuerst nach Preußen kam, wohnte im Lande Pomesanien ein vornehmer Häuptling, Pipin, der den Brüdern lange vielen Schaden zufügte, zuletzt aber durch Verrath seines Schwähers, des Hauptmanns auf Rogau, in deren Hand fiel und jämmerlichen Todes starb. Der Sohn dieses Pipin, Macko, wandte sich zur christlichen Lehre und ließ sich taufen. Der Teufel war aber über diesen Abfall so erboßt, daß er ihm, gleich nachdem die Taufhandlung geschehen, erschien und ihn erwürgen wollte. Da ward dem Neubekehrten plötzlich von unsichtbarer Hand ein Kreuz dargereicht, vor dem der Teufel alsbald zurückwich, so daß er ihm nichts anhaben konnte. Dies Kreuz zeigte Macko hernach seinen Freunden und erwarb so viele Anhänger dem Orden und dem christlichen Glauben. Er selbst aber blieb beiden stets hold und getreu, so daß, als im Kriege wider Swantopolk, den Pommernherzog, alle andern pomesanischen Häuptlinge von den Brüdern abfielen, er allein diese nicht verließ und ihnen durch seine männlichen Thaten eine sonderliche Stütze im Lande ward, auch bei seinem Tode ihnen alle seine Güter zueignete.

L. Davids Chronik. Th. III. S. 18.

33. Das Teufelsopfer.

Unter dem Landmeister Herrmann Balke sind die Preußen, welche bereits die christliche Religion angenommen

hatten, in ihren Götzendienst zurückgefallen. Ihre Götter aber waren ihnen nicht gleich wieder gnädig, weil das Volk ihnen war abgefallen gewesen, sondern ließen sie ihren schweren Zorn empfinden, also daß besonders die Weiber ihre neugebornen Kinder den Göttern zu Ehren verzehren mußten. Um solchem Jammer endlich zu entgehen, begaben die Priester sich an die heilige Eiche zu Romove und fragten dort die Götter, wie doch ihr Zorn möge abgewendet werden. Und sie erhielten zur Antwort: die Götter könnten nur dann versöhnt werden, wenn ein christliches Weib von deutscher Art und Zunge, und welches hochschwanger, sich frei- und gutwillig für sie verbrennen ließe. Als dies das Volk hörte, jammerte es sehr, denn es verzweifelte, ein solches Weib zu finden. Doch versuchten sie es, und ließen es an keinem Golde und Kosten fehlen, und zuletzt fanden sie wirklich ein armes, elendes Weib, welche aller Sünden und Laster voll war. Die ließ sich erkaufen durch vieles Gold, das verpraßte und verschlemmte sie zuerst mit ihren Schandbuben und ließ dann freiwillig den Göttern, oder vielmehr dem Teufel zum Opfer sich verbrennen.

34. Verherrlichung des deutschen Ordens.

Auf dem Schlosse Rheden war ein Ordensbruder, genannt Cunibert von Dagken. Dieser hatte einen Kummer, ob die Brüder auch zu Gott kämen, dieweil sie so gern Menschenblut vergössen, und die Regeln seines Ordens minder streng wären, als die anderer, und er beschloß darum, in einen von diesen überzutreten. Darüber fiel er in eine Verzückung, und da war es ihm, als wenn er sich im Himmel befände, und dort von allen geistlichen Orden welche sähe, aber niemand von den Seinen. Er ward darüber

tief betrübt. Da kam ein Engel zu ihm und fragte ihn, weshalb er weine, und als er es erzählt, führte ihn selbiger zur Jungfrau Maria, die ein großes weißes Velum anhatte, und um die herum die Brüder des deutschen Hauses standen. Sie aber sprach zu ihm: wenn auch die Regeln deines Ordens minder streng sind, wie die der andern, so ist er doch um nichts geringer; und indem sie die Mäntel der Einzelnen aufhob, zeigte sie ihm die Wunden, mit welchen sie von den Heiden getödtet waren. Dann sprach sie weiter: erkennst du nun, daß diese deine Brüder für den Namen Jesu Christi gelitten haben? Bei diesen Worten entschwand das Gesicht. Der Bruder aber stellte sich am nächsten Morgen im Kapitel dar, und bekannte, welche Vorsätze er gehegt, wie herrlich jedoch der Orden vor seinen Augen verklärt worden wäre. Nicht lange darnach ward auch ihm in einer Schlacht gegen die heidnischen Preußen die Märtyrer-Krone zu Theil.

Duisburg Chronic. P. III. c. 12. p. 95.
Sim. Grunau's Chron. Tract. X. Cap. 1. S. 1.

35. Die Jungfrau Maria auf der Wahlstadt.

Als nach der Schlacht am See Rondsen, wo Herzog Swantepolk die Ordensbrüder so aufs Haupt geschlagen, daß ihrer nur zehn entkommen waren, ein Weib mit den übrigen Bürgern der Stadt Culm zur Beerdigung der Todten nach der Wahlstadt sich begaben, fand sie ihren Ehegatten noch halb lebend. Doch wollte ihr selbiger nicht zur Stadt folgen. Als sie darüber verwundert war und ihn schalt, erzählte er, wie die Jungfrau Maria an selbigem Tage unter Vorgang von zwei, brennende Kerzen tragenden Jungfrauen, mit einem Rauchfasse in der Hand gekommen wäre, und solches über jeden Gebliebenen geschwenkt, als sie aber an ihn gelangt und ihn noch lebend

gefunden, gesagt habe: am dritten Tage wirst du sterben, aber freue dich, denn deine Seele wird mit den Seelen der übrigen Erschlagenen zur ewigen Freude eingehen. Und in die Stadt Culm gelangt, starb der Mann am dritten Tage, wie er es voraus verkündigt hatte.

Duisburg Chronic. P. III. c. 41.

36. Die Bekehrung der Poggesaner.

Bald nachdem der Orden die Burg zu Elbing gebaut hatte, war sie wegen ihrer Festigkeit den benachbarten Poggesanern sehr zum Verdruß. Sie zogen daher mit starker Heeresmacht vor dieselbe, um sie zu zerstören. Dieses wollte ihnen aber nicht gelingen. Daher raubten und plünderten sie in der ganzen Gegend, so viel sie nur konnten. Wie sie nun, mit Raub beladen, sich auf den Zurückweg machten, da dachten die Ritter in der Burg, obgleich ihrer nur Wenige waren, die Räuber würden mit so vielerlei geraubten Sachen beladen, sich ihnen nicht so recht zur Wehre setzen, können, sie machten sich daher auf und verfolgten sie. — Da geschah' ein großes Wunder; denn den Heiden war es auf einmal, als ob ein unzählbar großes Heer gegen sie anrücke, so daß ihnen jeder der Ordensbrüder wenigstens wie zehn vorkamen, und sie ließen eilends ihren Raub im Stiche und liefen davon. Als sie aber nachher gewahr wurden, wie wenige ihrer Verfolger gewesen, da erkannten sie, daß Gott es mit den Brüdern des Ordens halte, und sie boten diesen Frieden an, unterwarfen sich ihnen, und wurden also Christen.

Leo Histor. Pruss. p. 104.

37. Die Unterwerfung der Samländer.

Als die Kreuzfahrer nach ihrer Ankunft in Preußen schon so weit gekommen waren, daß sie das feste Schloß

Balge erbauet, haben die benachbarten Samländer, um zu sehen, was sie an solchen Nachbarn haben, Einen von ihren Aeltesten nach Balge zu den deutschen Brüdern geschicket, welcher unter dem Schein eines Gesandten sollte auf deren Thun und Treiben und Sitten genaue Achtung geben. Die Brüder haben denselben Gesandten auch freundlich empfangen und ihn ihre Eßstuben, Schlafkammern und Küche sehen lassen. Da dieser nun sich alles dessen, was ihm von seinen Landsleuten mitgegeben war, recht erkundiget zu haben vermeinet, kehret er wieder nach Hause und spricht zu seinen Landsleuten dieses: „die deutschen Brüder haben etwas im Gebrauche, das uns den Hals brechen wird. Sie stehen alle Nacht aus ihrem Bette auf und kommen in ihrem Bethause zusammen, darin sie ihrem Gotte Ehre erweisen, welches wir nicht thun. Sie essen auch Gras (er hatte sie Salat essen sehen), wie das unvernünftige Vieh. Wer könnte ihnen widerstehen, die in den Wildnissen ohne Mühe ihre Speise finden können.“ Als solches die Samländer gehöret, haben sie beschlossen, sich freiwillig dem Orden zu unterwerfen.

Duisburg, Chronc. Par. III. cap. 69.
Luc. David, Bd. IV. S. 1—3.
Leo, Histor. Pruss. p. 104.
Henneberger, S. 413.

38. Die Bekehrung der Samländer.

Den Göttern der alten Preußen waren alle Thiere verhaßt, welche eine weiße Farbe hatten, daher hielten, wie es auch jetzt noch in manchen Gegenden Preußens der Brauch ist, die alten Preußen auf ihren Höfen kein weißes Vieh. Nun trug es sich zu, daß, nachdem der deutsche Orden Samland sich unterworfen hatte, daselbsten ein

Vogt war, geheißen Thammln von Gersleben. Derselbe war nicht anders gewohnt, als einen weißen Gaul zu reiten. Dieser reitet nun eines Tages nach Geilgarben, wo der preußische Fürst Dorgo wohnte, mit dem er große Freundschaft hielt, und den er zu besuchen kam. Er kam dort gegen Abend an, und blieb die Nacht zu Gaste. Dorgo gerieth zwar in Sorge ob des weißen Pferdes, allein er ließ sich nichts davon merken. Am andern Morgen jedoch wurde der weiße Gaul des Vogts todt im Stalle gefunden. Da sprach Dorgo zum Herrn Vogt: der Unfall thut mir sehr leid, denn du bist zu mir in aller Freundschaft gekommen, mein lieber Gast; darum nimm meinen besten Gaul für den deinigen! Ich bitte auch, daß du deinen Freund oft wollest besuchen, aber daß du kein weißes Pferd mitbringest, denn meine Götter lassen es hier nicht lebendig bleiben.

Nach einiger Zeit kam der Vogt wieder zum Dorgo, und ob aus Vergessenheit oder mit festem Fleiß, wiederum auf einem weißen Pferde. Auch dieses wurde am andern Morgen todt im Stalle gefunden. Dorgo beklagte den Unfall wiederum sehr, der Vogt aber erwiederte ihm: Ich sage dir, wo es zum drittenmale geschieht, werde ich an deine Götter glauben. Dem entgegnete Dorgo: Und ich verspreche dir, so du zum dritten Male ein weißes Pferd zu mir bringst, und meine Götter lassen es am Leben, so will ich an deinen Gott und Jesum Christum glauben, und mich taufen lassen! — Da nun dreizehn Wochen vergangen waren, reitet der Vogt wiederum auf einem weißen Rosse zum Dorgo. Er hatte aber seinen Dienern befohlen, den Sattel nicht von dem Gaule zu nehmen; an den Sattel hatte er ein Kreuz gehangen. Wie nun in der Nacht Herren und Knechte waren zur Ruhe gegangen, da erhob sich im Stalle ein groß Gerumpel und Getümmel, daß alle

davon erwachten, und es war nicht anders, als wenn das ganze Schloß sollte über den Haufen geworfen werden. Wie man aber am andern Morgen aufstand, da war das weiße Pferd ganz frisch und gesund. Da zeigte der Vogt dem Dorgo das Kreuz, welches am Sattel hing, und Dorgo glaubte von Stund' an an Christum, und ließ sich taufen mit all' seinem Volk. Also sind die Samländer Christen geworden.

Duisburg Chronic. Par. III. c. 2.
Simon Grunau, Par. III. c. b. fol.

39. Der Sturm auf Rheden.

In dem Kriege, den die heidnischen Sudauer wider die Ordensbrüder führten, machten sie einst einen Zug gegen Rehden. An einem Sonnabende Morgens, während der Frühmette, langten sie vor dem Schlosse an und begannen auch alsbald den Sturm. Da nun aber die Brüder und die Knechte, welche sich auf der Burg befanden, gerade sämmtlich in der Kirche waren und das Salve sancta parens zu Ehren der Gebenedeiten sangen, so nahmen sie von dem Feinde nichts wahr. Statt ihrer erschienen jedoch auf den Wehren himmlische Männer, die mit feurigen Pfeilen auf den Feind schossen und so eine ganze Stunde hindurch das Schloß schirmten, bis der Gottesdienst beendigt war und die Brüder nun selbst den Kampf fortsetzen konnten.

Luc. David Th. IV. S. 118; vergl. auch Th. VI. S. 68, wo derselbe Vorfall bei dem Angriff der Litthauer unter Switvigail auf die Ordensburg Gotteswerder berichtet wird.

40. Der leichte Sieg.

Da einst ein mächtiges Heer der heidnischen Poggesanen die Ordensbrüder aus Elbing mit wenigem Volke

verfolgte, und es schon zum Treffen kommen sollte, ergriffen Erstere plötzlich alle die Flucht bis auf Einen, der gefangen ward. Als dieser so wenige Kämpfer in dem Heere der Brüder sahe, so fragte er: wo denn die übrigen wären? und als ihm gesagt ward: mehrere wären nicht, so erzählte er: daß sie das ganze Feld voll von bewaffneten Männern gesehen, die an Bekleidung und Rüstung den Brüdern ganz gleich gewesen wären, weshalb sich die Preussen denn auch in die Flucht begeben, was die übrigen Poggesanen, die im Heere sich befunden, nach ihrer Bekehrung denn auch gleichfalls öffentlich bekannten.

Duisburg Chronic. P. III. c. 17.

41. Die Teufelsplage.

Als im Jahre 1247 die Pomesanen wieder vom Orden und dem christlichen Glauben abgefallen, wurden sie zwar von dem Landmeister Heinrich von Weida in einer gewaltigen Niederlage, in der, wie Einige schreiben, an elftausend von ihnen umgekommen, niedergeworfen, der Himmel glaubte aber, daß sie hierdurch noch nicht hinlänglich gezüchtigt sein möchten, und sendete ihnen daher noch eine sonderliche Plage. Denn es stellten sich bei ihnen die Geister, welche Succubi oder Incubi sonst genannt werden, ein, maßten sich ihrer ehelichen Lagerstätten an, und hielten mit ihren Weibern zu, darüber denn manche von den Pomesanen, da sie den Geistern nichts anhaben mochten, schier unsinnig wurden und ihre Weiber selbst ermordeten. Darauf nahmen die Teufel sogar menschliche Gestalt an, gingen umher, warfen diesen ins Feuer, jenen ins Wasser, etliche aber hingen sie an die Bäume in den Wäldern und hielten hin und wieder gar schrecklich Haus. In dieser Noth traten die Preußen zusammen und gingen ihren oberſten Priester, den Kriwaiten an, daß er die Götter darum

frage: wie sie der Unholde ledig werden möchten. Dieser aber antwortete: die Plage käme von ihren eigenen Göttern her, darum, daß sie ihrer Vorfahren Satzung und Glauben treulos geworden, und einen andern Gott angenommen, und dieselbe würde auch nicht eher aufhören, als bis sie zu ihren alten Göttern ganz zurückgekehrt wären. Die Leute aber glaubten den trüglichen Worten des Priesters und verschwuren sich mit einander, sie wollten sich eher alle erwürgen lassen, denn fürderhin einen andern Gott annehmen, und die neuen Herren sammt ihrem Gotte mit Hülfe der alten Götter ganz aus dem Lande treiben, auch keinen Christen, dessen sie mächtig würden, leben lassen. Da nun aber den Christen der Sieg beschieden war, so hatte jenes Gelöbniß der Heiden den Ausgang, daß sie selbst zuletzt sammt und sonders vertilgt wurden.

Casp. Schütz, Historia fol. 25.

42. Sagen von Schwentipol.

Zur Zeit, als der fünfte Hochmeister des deutschen Ordens regierte, der Landgraf Conrad von Hessen, im Jahre 1247, lebte Schwentipol, ein Herzog in Pommern und Cassuben. Er war selbst ein Christ und hatte es anfangs mit den deutschen Brüdern gehalten. Aber er war im Grunde verboßten und nicht gut christlichen Sinnes, dabei von großer Vermessenheit, falsch und behenden Betruges. Er fiel derohalben von dem Orden ab, machte heimlich Freundschaft mit den Preußen, und suchte den Orden und die Christen wieder aus dem Lande zu vertreiben. Er befestigte zuvor alle seine Burgen an der Weichsel, dann zog er in das Land des Ordens, dem er überall und vielen Schaden that. Er tödtete die Christen, wo er konnte, und ging besonders mit dem Orden auf eine gar grausame Weise um. Aber einige Male wurde er dennoch angeführt,

insbesondere einmal durch Weiber, und das andere Mal durch sich selbsten.

Eines Tages nämlich war er mit großem Kriegsvolke vor die Stadt Culm gerücket, selbige zu belagern. Weil er aber zum Sturme nicht gefaßt war, so sahe er wohl ein, daß er die Stadt nur durch List bekommen würde. Er zog sich daher von der Stadt zurück, und versteckte sein Volk hinter einem Moraste, Ronsen genannt, hoffend, die Belagerten herauszulocken; hierin betrog er sich auch nicht, die belagerten Ordensbrüder glaubten wirklich, Schwentipol sei ganz von dannen gezogen, und verließen die Stadt bis auf wenige Mann, um neuen Proviant zu holen. Sie fielen aber dem Schwentipol in die Hände, der sie Alle erschlug. Dieser glaubte jetzt, die Stadt gehöre ihm, denn es sei kein Mann mehr darin, sie zu vertheidigen. Aber Einer von den Belagerten war in die Stadt zurückgelaufen, und hatte Kunde gegeben von dem Unfalle der Brüder. Da thaten sich alle Weiber und Jungfrauen zusammen, die in der Stadt Culm waren, und zogen der Männer Kleider und Rüstungen an und stellten sich also muthvoll auf die Mauern. Als das Schwentipol sah, verwunderte er sich, daß noch so viele Männer in der Stadt seien, er verzweifelte, diese in seine Gewalt zu bekommen, und er zog von den Mauern sich zurück, durch die List der Weiber besieget. Noch heutiges Tages sind die Frauen und Jungfrauen in Culm wegen ihrer List und ihres Muthes wohlberühmt.

Ein andermal betrog Schwentipol sich selbsten. Er hatte sich im Pomesanischen an einem lustigen Orte, nicht weit von der Weichsel gelagert, und war fröhlich und guter Dinge. Dazumalen war unter seinen Gefährten ein Hofmann, der sich sehr vor den deutschen Rittern fürchtete, so daß Schwentipol ihn schon öfters mit solcher Furcht

aufgezogen hatte. Auch diesesmal wollte er seinen Scherz mit ihm treiben. Als er daher befohlen hatte, die Mittagstafel anzurichten, schickte er, um über Mahlzeit etwas zu lachen zu haben, seinen Diener heimlich fort, mit dem Befehle, wenn er bemerken werde, daß sie schon bei Tische seien, so solle er mit Schrecken gelaufen kommen, und schreien, daß die Kreuzherren im Anzuge seien. Den Anderen aber sagte er, was er vorhabe, und wie er solchen Boten abgeschickt habe. Desselben Tages aber waren die Kreuzherren wirklich gekommen, um Schwentipol zu überfallen, den sie ihrer nicht zu warten wähnten. Als nun dieser mit den Seinigen kaum angefangen hatte zu essen, da kam der Diener, der die Ritter gesehen hatte, mit großem Schrecken und Schreien gelaufen, die Kreuzfahrer seien da und folgen ihm auf den Fuße, ein Jeder möge sich retten wie er könne. Als dieses der furchtsame Hofmann hörte, sprang er eilends hinter dem Tische weg und lief dem nächsten Busche zu, rettete auch damit sein Leben; Schwentipol und die Anderen aber lachten seiner, und jemehr der Diener schrie, die Ritter seien da, desto mehr lachten sie, bis sie auf einmal das Ordensvolk ganz nahe bei ihnen sahen. Da verkehrte sich ihr Lachen in Angst, und sie wollten davon laufen, allein die Ritter erschlugen sie alle, bis auf Schwentipol und einen Gefährten, welche beide behende der Weichsel zuliefen, sich hinein warfen, und sich durch Schwimmen retteten.

Casp. Schütz, historic. f. 22 f. 23.
Duisburg, Chronic. P. III. c. 47 sqq.

43. Die muthige Culmerin.

Wir haben gesagt, die Frauen und Jungfrauen zu Culm seien wegen ihres Muthes wohlberühmt. Hier ist ein anderes Beispiel davon: Zu einer Zeit zogen die heid-

nischen Sudauen gen Culm, um es zu belagern. Auf dem Wege dahin plünderten und raubten sie stark. Als sie nun plötzlich nahe vor Culm kamen, da gewahrte ein sehr großer und starker Sudaue eine Frau aus Culm, die in einen nahen Bruch flüchtete. Der Sudaue eilte ihr nach und holte sie bald ein. Wie nun die Frau sah, daß sie ihm nicht mehr entlaufen könne, drehet sie sich auf einmal um und gab dem Sudauer so hart sie konnte, einen Stoß auf die Brust, wovon er rücklings in den dort befindlichen Morast fiel; darauf warf sie sich auf ihn, und drückte ihm mit aller Macht den Kopf in den Morast, daß er ersticken solle. Der grimmige Sudaue wehrte sich heftig, faßte auch mit seinen Zähnen ihren Daumen und biß daran, aber die Frau ließ ihn nicht los, und drückte ihn immer tiefer, bis er ersticken mußte, obgleich er den Daumen ihr abbiß. Darauf entkam sie glücklich nach Culm.

Duisburg Chron. P. III. c. 157.
Henneberger Erkl. S. 56.
Leo hist. Pruss. S. 112.
Luc. David, Th. IV. S. 118.

44. Die Hülfe der heiligen Barbara.

Unweit der Stadt Schwetz an der Weichsel steht ein Dorf Namens Sartowitz. Dort hatte vor vielen hundert Jahren, nämlich im Jahre 1245, der Pommern-Herzog Schwentipol sein festestes und bestes Schloß, welches er mit starker Mannschaft besetzt hielt, und aus welchem dem Orden viel Schaden geschah. In dem gedachten Jahre am Sanct Barbara-Tage rückte vor dieses Schloß der Marschall Diedrich von Bernheim; er nahm bloß mit sich vier andre Brüder des Ordens und 24 Knechte. Er nahm nur so wenige Mannschaft mit, weil im Geiste ihm die heilige Barbara erschienen war, und ihn also geheißen hatte.

Es war Mitternacht, als er in aller Stille vor dem Schlosse ankam; ohne alles Geräusch wurden die Leitern angesetzt und die Mauern erstiegen. Die in dem Schlosse wurden hievon nichts gewahr, als bis sie schon unter den Streichen ihrer Feinde fielen. Die Sieger machten anderthalbhundert Frauen und Jungfrauen zu Gefangenen, darauf wurde die ganze Burg nach Schätzen durchsucht, und dabei kam man an ein großes Gewölbe, welches sehr fest mit eisernen Schlössern und Riegeln verwahrt war. Darin glaubten sie gar viele Schätze zu finden. — Sie fanden aber darin nur ein silbernes Kästchen, welches einen gar wundervollen Schein in dem dunkeln Gewölbe von sich gab. Wie sie das öffneten, da fanden sie darin das Haupt der heiligen Barbara und einen Zettel, der dies besagte; da erkannten die Brüder, wem sie ihren wunderbaren Sieg zu verdanken hatten. Und sie trugen das Haupt in die Schloßkirche zu Culm, von wo es nachher gen Marienburg und von da nach Danzig kam. Dieses Haupt hatte vorher der Papst Innocentius IV. dem Könige von Dänemark zum Geschenk bestimmt, und er schickte es diesem durch einen gelehrten Mann, Sedensa, den er zum Legaten in Dänemark ernannt hatte. Dieser aber, als er nach Pommern kam, wurde er von Schwentipol überfallen, der ihm alles, und auch das Haupt der Heiligen raubte. Schwentipol schickte dasselbe nach Sartowitz, aber die Heilige wollte nicht länger dort im Gewölbe liegen, und daher hatte sie den Marschall Diedrich von Bernheim zu ihrem Befreier auserkoren.

Duisburg Chronic. P. III. c. 36.
Sim. Grunau Tract. VIII. c. 4.
Henneberger Erkl. S. 419.
Leo hist. Pruss. p. 80.
Luc. David, Th. III. S. 52 fgg.

45. Das segnende Crucifix.

Auf dem Hause Christburg saß zur Zeit Poppo's von Osterna des Hochmeisters, ein Comthur, Heinrich von Stangen, von großer Frömmigkeit. Als dieser einst in der Burgkapelle vor dem Altare knieend, sein Gebet verrichtete, bat er Gott, daß er ihm ein Zeichen gäbe: ob er seiner Gnade theilhaftig worden sei. Siehe, da breitete das hölzerne Crucifix, vor dem er lag, seine Arme aus und segnete ihn mit dem Zeichen des Kreuzes, zum Beweise, daß seine Bitte gewährt sei. Bruder Heinrich, der Burgkaplan, der damals gerade selbst sein Gebet sprechend, verborgen in einem Winkel der Kapelle stand, sah dies und hat es nachher kund gethan.

Duisburg Chronic. P. III. c. 68.

46. Der St. Marienritter.

Zu derselbigen Zeit befand sich in dem Convente zu Königsberg Bruder Hermann, der Saracene genannt, ein schwäbischer Ritter, der die Jungfrau Maria so hoch hielt, daß er Niemandem, was selbiger um ihretwillen bat, versagte. Als er, um in den Orden zu treten, gen Marburg zog, traf er unterweges an einem Orte ein prächtiges Turnier, bei dem ein Ritter durch den Herold männiglich herausfordern ließ, um den Preis der Waffen und des Rosses zu Ehren seiner Dame mit ihm eine Lanze zu brechen. Da Niemand sonst es wagen wollte, so trat Hermann in die Schranken. Aber die Dame, welche er meinte, war die Gebenedeite, und mit deren Hülfe warf er denn auch den Gegner beim ersten Anlauf ohne Mühe nieder. Schwert und Rüstung, so er gewonnen, schenkte er den Armen.

Als Bruder Hermann schon das Ordenskleid empfan-

gen hatte, und seine Frömmigkeit noch wunderbar stetig zunahm, da zeigte sich ihm oft die Jungfrau und hielt mit ihm Zwiegespräch. Einstmals erschien sie ihm mit ungewöhnlich trüben Antlitz, und als nun Br. Hermann nach der Ursache forschte, antwortete sie ihm: „Das bekümmert mich, daß meine geliebten Söhne, deine Brüder vom deutschen Hause, die bei ihren Mahlzeiten einst nur von meinem Sohne, von mir und von den Werken der Heiligen sprachen, sich jetzt von nichts als von den Thaten der Könige und Fürsten und von der Eitelkeit der Welt unterhalten, so daß meines Sohnes, meiner und des Lebens der Heiligen selten oder nie gedacht wird."

Als Br. Hermann zum kurischen Kriege sich rüstete, erschien ihm die Jungfrau wiederum, und sprach zu ihm: „Ich lade dich, Hermann, zu dem Mahle meines Sohnes" Dieser nahm denn auch, als er fortzog, von seinen Freunden für diese Welt Abschied, wie er auch wirklich in diesem Feldzuge sein Leben ließ.

Einem Drescher, einem einfältigen und gottesfürchtigen Manne, zeigte sich um die Zeit dieses Auszuges, als er eines Tages vor seiner Thür stand, in der Luft ganz deutlich das Heer der Brüder, wie es mit den Litthauern kämpfte. Er rief deshalb die Seinen herbei, und sprach zu ihnen: „Seht ihr nicht, wie unsre Brüder mit den Ungläubigen streiten? Nun fliehen sowohl die Preußen wie die Litthauer; jetzt aber die Brüder und wenige stehen mit ihnen, die rings von Feinden umwallt, treu im Kampfe aushalten. Wehe! jetzt werden sie erschlagen. Nun sehe ich die gebenedeite Jungfrau Maria und die Engelein Gottes mit ihren Seelen in den Himmel hinaufsteigen. Unter diesen ragen zwei über die übrigen hervor, die des Br. Hermann des Saracenen, und des Br. Elisberg." Und wirklich blieben nicht nur letztere beide in diesem Feldzuge,

sondern es kam auch das ganze Ordensheer um. Glisberg aber war ein Ordensbruder im Convente zu Christburg, der ein so heiliges Leben geführt, daß, als man einst am Charfreitage während der Messe das Kreuz niedergelegt hatte, und die Brüder der Reihe nach herantraten es zu küssen, und Glisberg auch herzu kam, das geschnitzte Crucifix beide Arme vom Holz und Nagel ablös'te, um ihn zu umfangen. Der demüthige Held aber weigerte sich dessen und sprach: „Ach Herr, es geziemet sich nicht, daß du einen so gar großen Sünder, der deß durchaus unwürdig ist, umfangest".

Duisburg Chron. P. III. c. 78 und 82.

47. Die Lichter auf der Wahlstatt.

An der Stelle, wo im Jahre 1263 die gewaltige Schlacht bei Löbau geschlagen worden, in welcher der Landmeister Helmerich von Rechenberg mit all den auserlesensten Gebietigern des Ordens ihr Leben gelassen, sah man nachher zu nächtlicher Zeit brennende Kerzen, wie ein Einsiedler, der sich auf der Wahlstatt späterhin ein Hüttlein gebaut, oftmals gesehen, und die deutlich darthaten, wie den Erschlagenen die Märtyrerkrone von Gott verliehen sei.

Duisburg Chronic. P. III. c. 118.

48. Hanno's von Sangerhausen Rettung.

Hanno von Sangerhausen, der nachherige Hochmeister, befand sich als Wappner im deutschen Ordensheere in der großen Tartarenschlacht bei Liegnitz. Muthig kämpfend unterlag er endlich der feindlichen Menge, und sank, von einem Tartarschwerte getroffen, zur Erde nieder mit dem Ausrufe: Jesus Maria! da soll eine weiße Lichtgestalt

über ihn einen Schild gehalten haben, darob die Feinde erschrocken entflohen.

(Bergenroth) St. Marienburg S. 253.

49. Das Stahlhemde.

Im Schlosse Brandenburg befand sich zur Zeit Hanno's von Sangerhausen, des Hochmeisters, Bruder Hermann von Lichtenburg, aus hochadligem Geschlechte entsprossen, der neben andern Abstinenzien und Kasteiungen, statt eines leinenen, beständig ein eisernes Hemde auf bloßem Körper trug. Als er nun, in den Krieg ziehend, darüber die Rüstung gelegt, und sich, wie dies dann gewöhnlich, ungestüm bewegen mußte, so ward seine Haut so zerfleischt, als wenn er von Scorpionen zerbissen sei. Wie ihn nun drob sein Beichtiger, der Priester Petrus schalt, da er im Kriege wegen der Schwere der Rüstung das Stahlhemde ablegen müsse, so antwortete Br. Hermann, daß ihn keine Noth dazu würde bringen können, sich lebend dessen zu entäußern. Und was geschah? In der nächsten Nacht erschien ihm die Jungfrau Maria, berührte ihn sanft mit ihrer Hand und heilte ihn dadurch so vollkommen, daß, als ihn der Beichtiger am folgenden Tage wiedersah, auch nicht die geringste Spur der Verletzung an seinem Leibe wahrzunehmen war.

Duisburg Chronic. P. III. c. 126.

50. Volrad Mirabilis.

In Natangen, auf dem Schlosse Lenzenburg saß Bruder Volrad Mirabilis als Hauscomthur. Diesem ward hinterbracht, wie seine Untersassen ihm nach Leib und Leben trachteten. Er wollte dem anfangs keinen Glauben beimessen, weil er dieselben in nichts hart behandelt hatte,

vielmehr ein sanftmüthiges und gelindes Regiment führte vor allen Gebietigern, wie dies männiglich in allen preußischen Landen bekannt war. Wie nun aber die Warnungen häufig wiederkehrten, da beschloß er doch erst, bevor er strafte, sich aus eigner Wahrnehmung Ueberzeugung zu verschaffen. Zu dem Ende richtete er ein groß Gastgebot an, und lud dazu die Vornehmsten sammt etlichen Andern ein, und ermahnte sie, als sie nun beisammen waren, sich mit Speise und Trank wohl zu thun. Da es nun Mitternacht geworden, und der Meth ihnen zu Kopfe stieg, fing die Tücke an sich zu regen, daß sie, sich stellend als wenn sie unter sich einen Hader begonnen, alle Lichter auslöschten und dann auf den Hausherrn losstürzten, um ihn zu ermorden. Aber diesem, der zur Vorsicht ein Panzerhemde unterm Wamse verborgen, und der nicht ungewarnt war, glückte es, sich mit Gewalt durchs Gedränge zu machen, und seinen Dienern zuzuschrein, so daß ihm die Streiche der Verräther nicht großes schaden mogten. Da nun die Diener von Neuem Licht brachten, so hatte sich jeder schon wieder an seinen Platz begeben, und obwohl sich der Comthur zum höchsten der angethanen Gewalt beschwerte, so läugneten doch die Gäste, sonderlich die Vornehmsten, daß ein Anschlag wider ihn stattgefunden, und behaupteten, die Lichter wären nur deshalb ausgelöscht, daß die, welche zu zanken angefangen, nicht ferner an einander kommen könnten; es müßten daher etliche eidesvergessene Bösewichter im Haufen sein, die solches verrätherischen Stückes sich unterfangen. Da fragte Volrad, was dieselben Bösewichter wohl für Strafe verdient hätten, worauf die Gäste, die um so besser ihre Hinterlist zu verbergen meinten, antworteten: sie wären werth, daß man sie lebendig verbrenne. Volrad, hiermit zufrieden, stellte sich, als ob er den Vorfall nicht groß achte, weil er nicht beschädigt worden, er-

mahnte die Gäste fürder zum Trinken und fröhlich zu sein, ließ sie auch letztlich wohlbezecht im Frieden nach Hause ziehn.

Etliche Zeit hernach, da nun Volrad ihren Anschlägen besser hatte nachgeforscht und alles genau erkundet, lud er sie wieder zu Gaste, sowohl die vorigen als andre, die neben ihnen im Bündnisse waren, und da ihrer viel zusammen gekommen, so richtete er das Gastgebot in einem großen Hause aus, das vor dem Schlosse lag, ließ genugsam auftragen und ermahnte stetig zu Trunk und Fröhlichkeit.

Die Verschwornen meinten, daß jetzt die günstigste Gelegenheit gekommen, ihr Vorhaben ins Werk zu setzen, und nachdem sie sich tüchtig berauscht, begannen sie wieder wie das vorige Mal. Volrad aber, der diesmal besser auf der Hut war, entsprang, sobald jene die Lichter auszulöschen anfingen, vor die Thür, wo die Diener, die er zuvor abgerichtet, schon bereit standen, ließ Pforten und Fenster verschließen, verriegeln und verkeilen, so daß keiner derer, die drin waren, zu entkommen vermochte, steckte nachmals das Haus in Brand und ließ darin die Bösewichter alle verbrennen, gemäß dem Urtheil, das sie sich selbst gesprochen hatten.

Duisburg Chronic. P. III. c. 83.
Casp. Schütz Historia fol. 28.

51. Die Hülfe vom Himmel.

Als im Jahre 1260 die heidnischen Preußen mit großer Heeresmacht die Stadt Elbing belagerten, da beschlossen die Christen, außer Stande in die Stadt Zufuhr zu schaffen, die Heiden durch einen Einfall in ihr eignes Land zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen, was denn auch ins Werk gesetzt ward. Als nun beide Heere gegenüber standen, ergriff plötzlich, bevor es noch zur Schlacht gekom-

men, die Vorhut der Feinde die Flucht, stürzte sich auf das Haupttreffen und riß dies mit sich fort, so daß die nacheilenden Christen sonder Mühe viel Volks erschlagen mochten. Die Gefangenen bekannten nachher: sie hätten einige mit weißen Mänteln und schwarzen Kreuzen bekleidete Männer vom Himmel hinabsteigen sehen, die mit feurigen Schwertern die Ihrigen angegriffen und getödtet hätten. Dieses Wunder soll der heilige Anselmus, der sich in der belagerten Stadt befand, vom Himmel erfleht haben.

Leo Histor. Pruss. pag. 99.

52. Die Hülfe der heiligen Jungfrau.

Während des großen Aufstandes machte der Komthur von Christburg, Dietrich von Rhode, mit wenigen Rittern und Reisigen einen Zug durch Poggesanien, auf dem er viel glückliche Thaten vollführte. Auf der Rückkehr aber folgte ihm eine unzählbare Schaar von Feinden, die den Weg bald so verstellt hatten, daß ein Kampf unvermeidlich war. Kaum hatte Dietrich die Feinde aber angegriffen, als diese schon in wilder Flucht fortstürzten, so daß ihrer eine so große Menge erlag, daß noch nie in einem Tage von so wenigen so viele erschlagen worden sind. Die Gefangenen bekannten nachher: daß ihnen in der Luft eine Jungfrau von wunderbarer Schönheit erschienen, die in der Hand das weiße Banner der Kreuzritter getragen, was sie so erschreckt habe, daß sie nicht zu kämpfen gewagt hätten.

Duisburg Chronic. P. III. c. 136.

53. Hercus Monte und Hirschhals.

Unter den Natangern war in der ersten Zeit des Ordens ein tapferer Oberster, geheißen Hercus Monte. Der-

selbe machte eine Reise nach Deutschland, und lernte unter andern in der Stadt Magdeburg einen Edelmann Namens Hirschhals kennen, der ihn aus einer großen Gefahr errettete, wofür er ihm ewigen Dank versicherte. Zu derselbigen Zeit war Hercus Monte ein Christ geworden, und hatte den Namen Heinrich angenommen. Hernachmals aber, als er wieder zu seinen Landsleuten zurückgekehrt, fiel er vom christlichen Glauben ab, und wurde wieder ein Heide. In dieser Zeit trug es sich zu, daß die Natanger in Krieg geriethen mit den Kreuzfahrern. Hercus Monte war ihr Feldoberster und er gewann eine große Schlacht. In dieser machte er viele Gefangene und unter denselben auch den Hirschhals, der unterdeß ein Kreuzherr geworden war. Nach den Gesetzen der Natanger mußten die Gefangenen unter einander das Loos werfen, wer von ihnen sterben und den Göttern geopfert werden solle. Da ist das Loos gefallen auf den gedachten Hirschhals. Hercus Monte aber, eingedenk der vielen Wohlthaten, so er von Hirschhals empfangen, ließ das Loos noch einmal unter ihnen werfen. Und siehe, dasselbe traf wiederum den Hirschhals, den jedoch Hercus Monte noch einmal davon losgemacht. Als nun aber das Loos zum dritten Male geworfen, und nochmals denselben getroffen, da hat Hirschhals selbst loszukommen nicht begehret, sondern war bereit zu sterben, und er wurde angethan mit seinen Waffen, auf sein Roß gesetzet und also den heidnischen Göttern zu Ehren verbrannt.

Duisburg, Chronic. P. III. c. 86.
Casp. Schütz Historia fol. 29.
L. David Th. IV. S. 46.

54. Das Nonnenkloster zu Thorn.

Das Nonnenkloster zu Thorn ist zum Gedächtniß eines großen, wunderbaren Sieges über die Litthauer erbauet. Nachdem nämlich im Jahre 1312 der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen gestorben, fiel der Litthauer Großfürst Vithenes urplötzlich mit 4000 Mann in das Gebiet des Ordens ein, und verwüstete Samland und Ermeland dermaßen, daß er außer den Festungen nichts Ganzes gelassen. Menschen und Vieh wurden hinweggetrieben, und unter seinen Gefangenen befanden sich allein 400 Jungfrauen. Im Abzuge lagerte sich Vithenes mit seinem Volke in einem Walde. Sie waren allda fröhlich und guter Dinge, und Vithenes ließ die eroberte Beute unter ihnen austheilen. Unter diesen war auch eine Monstranz, mit einer geweiheten Hostie darinnen, die hob Vithenes selbst empor, zeigte sie den gefangenen Christen und verhöhnte diese damit, sagend: Wer ist nun euer Gott, daß er euch und sich selber beschützen mag? — Er nahm darauf die Hostie und warf sie zur Erde und trat mit seinen Füßen darauf, um zu verstehen zu geben, welch einen gar elenden Gott die Christen doch hätten. Aber er sollte für diesen Frevel bald die Strafe des Alleinigen, Allmächtigen Gottes fühlen, denn alsbald stürzte der Großcomthur Heinrich von Plötzke, welcher in der Eile ein Heer gerüstet, den Litthauern unbemerkt gefolgt war, und durch seine Kundschafter erfahren hatte, daß Vithenes hier an keinen Ueberfall denke, mit achtzig Brüdern des Ordens und zweitausend Knechten herbei, überfielen den heidnischen Fant, tödteten was ihnen vorkam, befreieten die gefangenen Männer, Weiber und Jungfrauen, und machten eine unermeßliche Beute. Nur Vithenes allein mit zweien Dienern kam le-

bendig davon, aber er war heftig am Haupte verwundet. Zur Gedächtniß dieses Sieges und aus der eroberten Beute wurde das Nonnenkloster zu Thorn gebauet.

Leo histor. Pruss. p. 118.
Duisburg Chron. P. III. c. 303.
Luc. David Th. V. S. 170 fgg.

55. Der Riese Miligedo.

Es lebte in Preußen, als der Orden ins Land kam, ein großer Riese, der hieß Miligedo, und war im ganzen Lande wegen seiner Größe und Stärke bekannt. Derselbe bekehrte sich zum christlichen Glauben, und trat unter das Heer der Ordensbrüder, und that seinen Landsleuten vielen Schaden. Darum, und weil er so ausnehmend stark war, fürchteten ihn die heidnischen Preußen sehr, und suchten ihn in ihre Gewalt zu bekommen. Als nun zu einer Zeit die Kreuzherren das Schloß Bartenstein mit vierhundert Mann besetzt hatten, darunter auch dieser Miligedo war, belagerten die Preußen das Schloß unter ihrem Obersten Mattingo, und trachteten danach, wie sie den Miligedo mit List aus dem Wege räumten. Sie hatten Einen unter ihrem Haufen, der auch nicht klein war, aber dem Miligedo bei weitem nicht gleich kam. Dieser trat ins Feld und forderte den Miligedo aus dem Schlosse zum Zweikampf hervor. Miligedo ließ sich nicht lange nöthigen und kam ganz allein auf den Platz. Er trug bloß eine große Keule, deren Knopf voller Blei gegossen war. Wie er nun zu seinem Kampfgesellen antritt, ehe ihn dieser mit seinem Gewehre erreichen möchte, schlägt er ihm mit dem ersten Streiche den Hauptharnisch und den Hirnschädel in einander. Aber jetzt springen zwanzig Preußen aus dem Strauch hervor, die fallen ihn zugleich an; doch dieser achtete ihrer nicht groß und scharmützelte in Kurzem so unter

ihnen, daß ihrer funfzehn auf dem Platze blieben, die Uebrigen aber die Flucht nahmen, und er selbst in Frieden wieder auf die Burg zog. Bald darauf aber brachten ihn die Preußen doch in die Kluppen; denn als er gar zu kühn und keck war, und einesmals schon zehn Mann bestritten und erschlagen hatte, da ward er noch von funfzigen überfallen, die ihn, weil er allein und müde war, überwältigten und jämmerlich ermordeten.

Duisburg Chronic. P. III. c. 114.
Casp. Schütz Historia. fol. 35 b. sqq.
Hartknoch Alt- und Neu-Preußen, S. 87.
Luc. David Th. IV. S. 68.

56. Der Streit um den Fischkessel.

Zu einer Zeit im Jahre 1264 hatten die Preußen schon drei Jahre lang das Schloß Bartenstein belagert, in welchem der Ordensbruder Henning von Stalenberg nur noch mit wenigen Mannen lag und sich kaum mehr halten konnte, so daß das Schloß bald den Heiden übergeben werden sollte. Da geschah es eines Tages, daß Einer von den Preußen, der in einem Sturmhause lag, gute Fische bekommen, aber keinen Kessel hatte, worin er sie kochen konnte. Er lief daher aus seinem Sturmhause in ein anderes, darin seiner Mutter Schwester war, und bat diese, ihm ihren Fischkessel zu leihen. Das Weib wollte dies nicht, worauf der Preuße den Kessel mit Gewalt nahm, und damit fortlief. Das Weib aber rannte ihm nach mit jämmerlichem Geschrei. Als dieses die Preußen in dem Sturmhause hörten, woraus das Weib war gelaufen, da kamen sie ihr zu Hülfe, um ihr mit Gewalt wieder zu ihrem Kessel zu verhelfen. Aber nun kamen dem Preußen auch die aus seinem Sturmhause zu Hülfe, und es wuchs mehr und mehr die Hülfe von beiden Seiten, bis zuletzt

die Preußen aus allen Sturmhäusern zusammenliefen und ein Geschrei, Gezänk und Schlagen entstand, als wenn eine große Schlacht gekämpft würde. Es hatte aber keiner der Preußen Waffen in dem Streite. Als dieses nun Henning von Stalenberg ersah, da fiel er rasch mit den Seinen aus der Burg heraus, schlug die verwirrten Preußen, verbrannte die Sturmhäuser und befreiete also das Schloß.

Duisburg Chron. P. III. c. 175.
Leo Histor. Pruss. p. 102.
Lucas David Th. IV. S. 70.

57. Der Läufer ohne Kopf.

Als im Jahre 1261 die Preußen das Schloß zu Königsberg hart belagert hatten, suchten sie auch die darin liegenden Ordensbrüder durch Hunger zu zwingen. Derohalben baueten sie über den Pregel mehrere Brücken und auf jeder Brücke einen festen Thurm, also daß ohne ihren Willen auf dem Pregel nichts konnte in das Schloß gebracht werden. Solches litten aber die Ritter in dem Schlosse nicht lange, und sie fielen aus demselben heraus, auf die arbeitenden Preußen, schlugen diese in die Flucht, und zerstörten ihre Arbeiten. Bei dieser Gelegenheit trug es sich zu, daß ein Ordensbruder, Namens Gebhard, aus Sachsen gebürtig, einem flüchtigen Preußen nacheilet, und diesem so geschwinde den Kopf abhauet, daß, nachdem der Kopf schon auf die Erde gefallen, der Preuße noch 29 Schritte weit ohne denselben gelaufen, bevor er zu Boden gefallen.

Duisburg Chronic. P. III. c. 98.
Luc. David IV. S. 62.

58. Der starke Ritter.

Bald nach dem so eben erzählten Vorfalle schickte der Comthur von Königsberg den Ordensbruder Ulrich von Magdeburg auf einem Schiffe vor das Tief, um die dort liegenden Schiffe und Waaren vor einem Ueberfalle der Preußen zu schützen. Auf einmal aber kamen fünf preußische Schiffe heran mit starker Mannschaft, die eilten sehr auf Bruder Ulrich zu, in Hoffnung, da er nur mit wenigen Leuten war, ihn und sein Schiff leicht in ihre Gewalt zu bringen. Allein Ulrich gerieth wenig in Furcht, denn es hatte ihm Gott eine solche Stärke des Leibes gegeben, daß er damit alle Männer übertraf. So wie er daher die Gefahr sah, und die Preußen ihm nahe gekommen waren, ergriff er den Mastbaum seines Schiffs, und schlug damit auf das nächste Schiff der Preußen, worin funfzig starke Männer waren, so heftig, daß das Schiff Wasser schöpfte, und unterging. Da das die Anderen sahen, nahmen sie die Flucht. — Dieser Ulrich hat oftmals zwei vollständig gerüstete Männer, wenn er sie nur beim Gürtel am Rücken erfassen konnte, auch wider ihren Willen mit zween Fingern in die Höhe gehoben.

Duisburg Chron. P. III. c. 121.
Henneberger Erklärung S. 169.
Leo Hist. Pruss. p. 107.
Lucas David Th. IV. S. 90.

59. Die zwei Grafen von Mark und von Jülich.

Im Jahre des Herrn 1261 am Agnesentage erfochten die heidnischen Preußen einen großen Sieg über den Orden unweit der Stadt Königsberg. Darauf stand ein alter Preuße auf, welcher prophezeihete, daß in dem fol-

genden 1262sten Jahre auf den Tag des heiligen Vincentius, welcher ist am Tage nach St. Agnes, die Preußen eine noch größere Niederlage erleiden würden. Nun trug es sich zu, daß in dem Jahre 1262 ein großes Preußenheer wieder vor Königsberg stand, und das Schloß der Ordensbrüder hart belagerte. Der St. Annentag war schon wieder gekommen, aber es war noch kein Heer da, welches den Preußen sich entgegenstellen, den wenigen Belagerten zu Hülfe kommen und die Prophezeihung des alten Preußen wahr machen konnte. Aber Gott hatte, ohne daß die Belagerten daran dachten, das Herz zweier tapferen Männer erwecket, daß sie das Kreuz nahmen und mit großem Volke nach Preußen zogen. Dieses waren die Grafen von der Mark und von Jülich. Diese kamen mit ihrem Heere am Abend des Agnesentages vor dem Schlosse zu Königsberg an. Noch desselbigen Abends griffen sie die Blockhäuser an, welche die Preußen vor Königsberg erbauet hatten, und stürmten dieselben. Am anderen Morgen aber, am Tage des heiligen Vincentius, fingen sie die Schlacht an. Sie theilten ihr Volk also daß der von der Mark die Reisigen angriff, der von Jülich aber das Fußvolk. Die Schlacht dauerte viele Stunden, aber ehe die Sonne untergegangen war, hatten die Preußen das Feld räumen müssen, und 3000 Todte verloren. Also war die Prophezeihung des alten Preußen in Erfüllung gegangen.

Duisburg Chronic. P. III. c. 93. 94.
Luc. David, IV. S. 56.

60. Die Auferstehung in Schöneck.

Nicht weit von Danzig liegt ein Städtlein, Schöneck geheißen, wo sich vor vielen hundert Jahren folgendes merkwürdige Wunder zugetragen:

Es kam dort eines Tages ein Mann an, welcher aus

Meissen gebürtig war; derselbe hatte zur Lösung eines Gelübdes nach Preußen sich begeben, um ein Jahr lang unter dem Orden gegen Schwentipol und die heidnischen Preußen zu streiten. Das Jahr war jetzt zu Ende gegangen und er war nun auf dem Rückwege in seine Heimath. In dem besagten Städtlein aber wurde er krank, starb auch allda und wurde auf dem Kirchhofe begraben. Weil der Mann nun nach verlaufenem Jahre nicht wieder in seine Heimath zurückkam, so machte sein Sohn sich auf gen Preußen, um ihn zu suchen.

Derselbe kam auch in dieses Städtlein Schöneck, grade an dem nämlichen Tage, als der Bischof dort war, um die Kirche und den Kirchhof zu weihen. Dem sah der Jüngling zu, weil es mit sonderlicher Pracht geschah. Als nun der Bischof auf den Kirchhof kommt und im Weihen mit dem Wasser hin und her sprenget, da öffnet sich plötzlich vor ihm ein Grab, und der Leichnam, so da begraben liegt, erstehet aus dem Grabe, geht voran und legt sich mit dem Rücken an die Mauer der Kirche, daß der Bischof und alles Volk ihn sehen konnte. Der Bischof aber trat zu dem Todten und beschwor ihn, daß er von sich sagen solle, warum er im Grabe keine Ruhe habe. Darauf antwortete der Leichnam, er habe im Leben seinen Nachbarn mit Unrecht ein Stück Ackers entzogen, und dafür müsse er nun, da ihm zwar die Pein der ewigen Hölle wegen seines Kreuzzuges gegen die Ungläubigen geschenkt sei, so lange im Fegefeuer büßen, bis seine Erben das unrechte Gut zurückgegeben hätten. — Als solches der Jüngling, der aus Meissen gekommen, um seinen Vater zu suchen, gehöret, ist er plötzlich auf sein Angesicht gefallen, denn er erkannte seinen Vater in dem Leichname, und er hat geschworen, seinen Willen zu erfüllen. Worauf der

Bischof dem Todten befohlen, sich wieder in sein Grab zu legen, welches auch geschehen.

Duisburg Chronic. P. III. c. 53. Luc. David, Th. III. S. 95. Simon Grunau, Tract. 10. Cap. 1 (der diese Geschichte aber von einem mächtigen Ritter, Gilbert von Eylen, der bei der Heimkehr aus Preußen in einem Dorfe bei Frankfurt gestorben sei, und von dem Bischofe von Lebus berichtet).

61. Der weissagende Rabe.

In der Stadt Culmsee stand vormals ein Schwarzmönchenkloster, in welchem die Mönche einen sehr ärgerlichen Lebenswandel führten. Der Abt dieses Klosters hatte einen Raben, den hatte er reden gelehret, so daß er viele Worte auf Polnisch, Lateinisch und Deutsch antworten konnte, je nachdem man ihn fragte. Eines Tages, als der Abt und der ganze Convent wieder stark gezechet hatten, sahe der Rabe seinen Herrn gleichsam als in tiefen Gedanken an. Das bemerkte der Abt und er fragte ihn: Rabe, was gedenkest du? — Der Rabe antwortet: der ewigen Jahre deiner Verdammniß! — Da erschrak der Abt und sagte, du bist nicht ein Rabe, sondern der böse Geist! und er brachte den Raben um. Dieses aber verdroß einen Mönchen, der sein Kurzweil mit dem Raben zu treiben pflegte; er ersahe seine Zeit und stach den Abt mit dem Messer todt. Als solche Gräuel der Bischof erfuhr, hat er die Mönche vertreiben und das Kloster zerstören lassen. Andere sagen, der Rabe habe dem Mönche gehöret, und nicht dem Abte, und dieses soll auch wohl wahrer seyn.

C. Schütz Historia fol. I. fol. 19 v. 25.
Luc. David, Bd. III. S. 36.
Henneberger Erklärung S. 54.

62. Meinhard von Querfurt.

Im Jahre Christi 1288 ist an die Stelle Conrads von Tierberg zum Landmeister in Preußen verordnet worden Meinhard von Querfurt, ein tapferer Herr. Dessen Mutter war gewesen Jutta, Gräfin von Querfurt. Als zu derselben einstmals eine Frau gekommen, welche drei Söhne auf einmal zur Welt gebracht, hat die Gräfin nicht glauben wollen, daß dieses natürlich zugegangen, und gesagt, dieselbe Frau müßte drei Väter dazu gehabt haben. Als aber die Gräfin selbst darauf schwanger worden, brachte sie neun lebendige Söhne auf die Welt. Da fürchtete sie den Zorn ihres Eheherrn, der da auch glauben möchte, sie hätte mit Anderen zugehalten, und sie gab acht der Kinder einem Weibe, sie zu ersäufen. Diesem Weibe begegnete grade der Graf, fragte, was sie trüge; diese antwortet: es hat mir die Frau acht Welfelein zu ertränken gegeben, — der Graf begehret dieselben zu sehen, und ließ davon nicht ab, bis er alles erfahren, verbot darauf dem Weibe bei Leibesstrafe etwas zu sagen, und ließ die acht Kinder heimlich bis in das siebente Jahr erziehen. Hernach ließ er sie alle gleich kleiden mit dem, welches er im Hause hatte, stellte sie eines Tages alle zugleich der Gräfin vor und fragte sie, welches unter den Neunen ihr Kind wäre? Die Frau erschrak sehr, bekannte ihre Missethat und bat um Gnade, die ihr der Graf verlieh. Einer dieser neun Söhne war der Landmeister Meinhard. Die Gräfin blieb Zeit ihres Lebens eine Büßerin, und als ihr Sohn Meinhard in den Orden getreten war, folgte sie ihm nach Preußen und bauete das Kloster zu Culmsee, woselbst sie dienende Schwester wurde, ihre schwere Sünde abzubüßen.

Andere erzählen diese Geschichte von Bruno von Querfurt.

Casp. Schütz histor. fol. 46.
Luc. David, Th. V. S. 78.
Henneberger Erklär. S. 53.
Die Geburt Meinhards von Querfurt in Preuß. Lieferungen Th. I. S. 265—290.

63. Der Bischof zu Fischhausen.

Da wo jetzt das Städtlein Fischhausen liegt, stand früher ein Dörflein Schönwike genannt. Daselbsten hatte einsmals Heinricus, der erste Samländische Bischof, seinen Sitz, welcher ein sehr frommer und gottesfürchtiger Mann war. Derselbe hatte eines Tages nicht mehr als zwei Personen in der Burg, nämlich einen Bruder des deutschen Ordens mit einem Knechte, als auf einmal ein ganzes Heer der heidnischen Preußen ankam, die Burg zu belagern. Sie fingen auch alsbald an zu stürmen, obgleich der Ritter und sein Knecht sich ihnen zur Wehre setzten. Der Bischof aber betete unterdeß zu Gott um Befreiung von den Heiden, und siehe, auf einmal wurden diese mit Blindheit geschlagen, so daß es ihnen vorkam, als wenn Tausende von Streitern auf den Mauern der Burg sich ihnen entgegenstellten. Da ergriffen sie eilig die Flucht, und liefen wie toll und thöricht von dannen, denn es war ihnen nicht anders, als wenn sie von vielen Reutern gejaget würden.

Duisburg, P. III. c. 129.
Henneberger, S. 134.
Luc. David, Th. IV. S. 99. 109.

64. Das Todtenglöcklein.

Vier Jahre lang hatten die Heiden schon vor der Burg Bartenstein gelegen, ohne daß sie solche zu bewäl-

tigen vermocht hätten. Aber drinnen waren längst alle Vorräthe und zuletzt sogar die Rosse mit ihren Fellen verzehrt. Da sahen die Kreuzritter, daß sie die Burg nicht länger halten könnten, und sie beschlossen selbige zu verlassen, zuvor aber dem Feinde noch eine herbe Wunde beizubringen. So hielten sie sich eine Zeitlang ruhig, daß die draußen meinten, der Hunger habe schon alle drinnen getödtet, und sorglos den Thoren naheten. Da stürzten die aus der Burg hervor und erschlugen der Feinde so viele, als sich in der Nähe befanden. Und also geschah es zu dreien Malen, daß die Feinde sich zuletzt nicht mehr durch die anscheinende Ruhe verlocken ließen. Hierauf beschlossen denn nun die Christen, durch eine Stimme vom Himmel, den ein frommer Bruder um Rath angefleht, dazu angewiesen, die Burg wirklich zu verlassen; und als sie noch beriethen, wie sie unbemerkt den Feinden entkommen möchten, entbot sich ein blinder Greis zurückzubleiben und regelmäßig zu den bestimmten Zeiten, beim englischen Gruß und an den canonischen Stunden das Glöcklein zu ziehn, daß die Feinde vermeinen sollten, die Burg sei noch wie sonst bemannt. Und also ward es vollführt. Die übrigen Brüder entkamen glücklich unter der Hülle des nächtlichen Dunkels, nachdem sie ihre Todten zuvor bestattet; der blinde Meßner aber ließ wie sonst Hora und Vesper erschallen, bis zuletzt das Verhallen des Glöckleins den Heiden das Zeichen gab, daß die Besatzung vom Hungertode hingerafft sei. Aber wie erstaunten sie, als sie, in die Burg gelangt, kein Zeichen des Todes erblickten, bis zuletzt einige, am Altare liegend, den Glockenstrang noch in der Hand, den Meßner fanden. Da wollte der Feldherr den Leichnam des Greises die That büßen lassen, aber als er zur Kirche kam, war dieser verschwunden. Boten des Himmels hatten ihn fortgeführt.

Duisburg Chronic. P. III. c. 116.
Leo Histor. Pruss. pag. 106.
(Bergenroth) St. Marienburg S. 241—246.

65. Die Belagerung von Fischhausen.

Zur Zeit Christians, des zweiten Bischofs von Samland, versuchten es die heidnischen Rinauer abermals, die Burg Fischhausen einzunehmen. Als sie vor selbige gelangten, war es gerade Mittag, und der Bischof mit allen, die in der Burg waren, pflegte des Schlafes. Die Pforte war nur mit einem Riegel, der durch ein Riemlein aufgezogen werden konnte, verwahrt, und dieses Riemlein hing sichtbar herab, so daß die Pforte ohne alle Mühe geöffnet werden konnte. Die Preußen waren aber so mit Blindheit geschlagen, daß sie das Riemlein nicht nur nicht wahrnahmen, sondern es ihnen sogar schien, als ob die Pforte von Erz sei. Unterdessen erwachte der Burgwart und rief denen drinnen zu, daß die Feinde da wären. Darob erschraken die letzteren so, daß sie eiligst die Flucht ergriffen, indem es ihnen schien, als ob die Burg von einem großen Haufen Kriegsvolks besetzt sei, obwohl ihrer nur sehr wenige waren. Jene Pforte wurde nachmals zum ewigen Angedenken dieser Begebenheit vermauert.

Leo Histor. Pruss. pag. 101.

66. Der Feuertod der beiden Brüder.

In dem Kriege, den der Orden im Jahre 1279 mit den Litthauern führte, hatten diese zwei Brüder gefangen, welche sie im Feuertode opferten. Als nun aber die Körper von den Flammen schon verzehrt waren, da theilten diese sich mit einem Male, und die Seele des Einen, der an ein Roß gebunden, stieg zu aller Entsetzen in der Gestalt einer wunderholden Jungfrau, die des Andern, der

in einen gespaltenen und dann angezündeten Baum geklemmt war, als weißes Vögelein zum Himmel empor.

Leo histor. Pruss. p. 113.

67. Das gerettete Marienbild.

Zu Balga war zur Zeit des Hochmeisters Hartmann von Heldrungen ein edler Sudauer, Rossiganus genannt, getauft worden. Aber gleich nach der Taufe fühlte er sich krank und ließ deshalb den Schloßkaplan zu sich kommen, daß er ihn im christlichen Glauben unterweise. Als dieser ihn nun aufforderte zu beichten: was er vor seiner Bekehrung für Thaten verrichtet, da sagte jener: „Viele Christen habe ich erschlagen, von einer guten Handlung weiß ich nichts, außer daß ich einmal einem Sudauer ein Bild der Jungfrau Maria mit ihrem Knäblein auf dem Schooße, das er geraubt und nach welchem er mit seinen Pfeilen zur Schmach schoß, da mir solches leid war, entrissen und einem Christen mit den Worten gegeben habe: Nimm dies Bild deines Gottes und bringe es an einen Ort, wo es in gebührlicher Verehrung gehalten werden mag. In der nächsten Nacht erschien mir die heilige Jungfrau in herrlicher Schönheit und Kleidung und sagte mir: die Ehrerbietung, die du mir in meinem Bilde erwiesen, soll dir in dem Reiche meines Sohnes vergolten werden.“ Nachdem der Sudauer also erzählt, schlummerte er sanft noch selbigen Tages zum ewigen Leben ein.

Aehnliches wird auch von Skomand, dem bekehrten Sudauerfürsten, berichtet.

Duisburg Chronic. P. III. c. 202. c. 219.

68. Albert von Meissen.

In Königsberg saß unter dem Hochmeister Burkard von Schweden als Comthur Albert von Meissen, ein ob

seiner Frömmigkeit hochgesegneter Mann, den in früheren Jahren, als er vom Stachel des Fleisches gepeinigt ward, eine Stimme vom Himmel selbst belehrt hatte, auf welche Weise er Widerstand zu leisten vermöge.

Einst verfiel selbiger in eine Krankheit, in welcher ihm die Haare des Hauptes, die Brauen und Wimpern gänzlich ausfielen, so daß er schrecklich anzusehen war und niemand mit ihm verkehren mochte. Da bat er in der Betrübniß seines Herzens Gott, daß er ihn von der Erde fortnehme; aber siehe, in der nächsten Nacht wuchsen ihm die Haare dergestalt wieder, daß am folgenden Morgen keine Spur der Krankheit mehr zu erblicken war.

Als er einst im Felde lag und nun der Tag herangekommen war, wo die frommen Brüder zum Tische des Herrn zu gehn gewohnt sind, da entfernte er sich von den übrigen und sprach seufzend: O Herr Jesus Christus! wenn ich jetzt daheim wäre, so würde ich deinen Leib empfahen. So wie er dies gesagt, erschien ihm in der Luft schwebend der Leib des Herrn in Gestalt der Hostie unfern seinem Munde. Als er dies sah, entsetzte er sich und sprach: O Herr Jesus Christus, wenn diese Oblate dein wahrer Leib ist, so möge sie in den meinigen übergehen. Und wie er hierauf den Mund öffnete, schwebte zu seinem unbeschreiblichen Entzücken die Hostie auch wirklich in denselben hinein.

Duisburg Chronic. P. III. c. 225.

69. Michael Rimpitz.

Unter den Ordensbrüdern war zur Zeit Conrads von Feuchtwangen ein Karwensherr Michael Rimpitz genannt, der nie etwas abschlug, wenn er um Marien willen gebeten ward. Als dieser einst über Feld ging, fand er einen Elenden am Wege, der voller Aussatz und Schwielen war

und der ihn um Marien willen bat, daß er sich seiner erbarme. Da nahm er denselben mit in seine Klause, legte ihn Abends in sein eigen Bett, und ließ sich, so oft ihn der Kranke auch des Nachts weckte, bald dies, bald jenes begehrend, doch nicht verdrießen, ihn immer freudig zu bedienen. Am Morgen aber war der Kranke verschwunden und an seiner Stelle lag ein Crucifix, auf dem das Bild des Heilands in wunderbarem Schimmer glänzte. Dieses Crucifix ward nachher nach Königsberg gebracht, wo es sich noch 1526 neben dem Schlosse befand; durch seine Hülfe sollen auch viel Wunder geschehen sein.

Simon Grunau's Chron. Tr. X. C. 1.

70. Die Freunde.

In dem Convent zu Marienburg befanden sich zur Zeit Gottfrieds von Hohenlohe, des Hochmeisters, zwei Ordensbrüder, der Eine Heinemann, der Andre Friedrich genannt, welche sich in so inniger Freundschaft zugethan waren, daß sie nicht Einer ohne den Andern zu leben begehrten. Nun begab es sich, daß Friedrich auf einer Reise in Geschäften des Ordens mit dem Pferde stürzte und auf der Stelle todt blieb. Als dies Heinemann hinterbracht ward, sprach selbiger: Bruder Friedrich, das ist nicht gemäß unserem Verbündnisse, daß du solltest früher und ohne mich zur ewigen Freude eingehn, sondern beide sollten wir zugleich dahin kommen. Und alsbald ließ er einen Priester zu sich rufen, empfing Absolution und letzte Oelung, und verschied auch noch desselben Tages selig im Herrn, obwohl er bis auf einen leichten Ausschlag am Körper völlig gesund war.

Duisburg Chronic. P. III. c 271.

71. Vertreibung der Juden aus Preußen.

Unter dem Hochmeister Ludolph König wurden die Juden aus Preußen vertrieben, welches folgenden Grund hatte. Es lebte zu dieses Hochmeisters Zeiten in der Stadt Schwetz ein Fischer, der im Fischfange auf der Weichsel wenig Glück hatte und daher ganz arm war. Zu dem kam eines Tages ein Jude, der lehrte ihn, wie er solle eine geweihete Hostie nehmen und legen dieselbe in sein Netz, alsdann würde er damit so viel Fische fangen, als er sich wünschen könne. Der arme Mann folgte des Juden Rath; denn indem er zum Abendmahle ging, schluckte er den Leib des Herrn nicht hinunter, sondern nahm ihn aus dem Munde unbemerkt wieder heraus, fing auch viele Fische damit und ward ein reicher Mann. Das Jahr darauf ward der Jude wegen anderer Missethaten gefänglich eingezogen, und er bekannte nun auch, was er diesen Fischer gelehret. Als der Fischer dies hörte, warf er sich geschwinde in seinen Kahn und entrann. Der Jude aber ward gerichtet, und alle seine Glaubensgenossen wurden aus dem Lande verbannt. Es durften seitdem auch keine Juden wieder ins Land Preußen kommen, als bloß nach Thorn zum heiligen drei Königs-Jahrmarkt, und nur mit Geleit und mit einem Zeichen auf dem Kleide, daran man sie erkennen möge.

Simon Grunau Tract. 12. Cap. 13.
Henneberger Erklärung S. 431.
Luc. David, Th. VI. S. 152.

72. Anmahnung zur Buße.

Unter Conrad von Feuchtwangen war im Hause Marienburg Br. Gerhard, der zur Zeit seines weltlichen Stan-

des sich unter dem Hausgesinde des Marggrafen von Brandenburg befunden und der in Verfertigung von Kriegsmaschinen sehr geschickt war, deren er viele, mit denen Schlösser und Städte zerstört waren, bereitet hatte. Zu diesem kamen eines Nachts, da er noch wachend im Bette lag, ohne daß die verschlossenen Pforten sich öffneten, vier Männer mit brennenden Kerzen in der Hand, rückten ihm das viele Unglück vor, das er angerichtet, und verkündeten ihm, daß, wenn er nicht binnen gewisser Frist sein Leben bessern, er ein Kind des Todes sein würde; deß zum Zeichen bedeckten sie ihn mit einem weißen Gewande, wie man es auf die Leichen zu legen pflegt. Gerhard, hierüber baß erschrocken, zog, das weiße Gewand mit sich führend, nach Preußen, that dort Profeß und führte ein frommes Leben bis an sein seliges Ende.

Duisburg Chronic. P. III. c. 238.

73. Heinrich von Kunzen.

Im Jahre 1302 starb zu Ragnit Br. Heinrich von Kunzen aus Thüringen. Als dieser noch im weltlichen Stande lebte, hatte er viele Räubereien und andre schändliche Thaten verübt. Einst kam in der Dämmerung ein Mann auf einem schwarzen Rosse zu ihm, sprechend: Heinrich, komm allein mit mir, ich will dich nach einem Orte bringen, wo du reiche Beute erlangen wirst. Heinrich willigte ein und folgte ihm, nachdem er sein Roß bestiegen, auf mancherlei verschiedenen Wegen. Als dies eine Weile so fort gegangen, stand sein Pferd plötzlich, trotz alles Anspornens unbeweglich, bis er ihm zuletzt zornig zurief: Im Namen Gottes weiter! Da sprach sein Begleiter, der der Leibhaftige selbst war: Es ist dein Glück, daß du den Namen Gottes genannt hast, denn sonst lägst du jetzt mit zerschmettertem Gebeine in dem Abgrunde vor dir. Und wie

er dies gesagt, verschwand er. Heinrich aber, erschrocken, wagte es bis zu Tagesanbruch nicht, sich von der Stelle zu bewegen. Da sah er zu seinen Füßen einen jähen Felsen und eine unendlich tiefe Schlucht, an die er hätte stürzen müssen, wenn sein Roß nur um ein Haarbreit fürder getreten. Da segnete er sich mit dem Zeichen des Kreuzes und dankte Gott, der ihn aus solcher Gefahr erlöset.

Als er nun aber wieder heimziehn wollte, umhüllte ihn plötzlich tiefes Dunkel, und er sah bei Fackellicht vor sich einen Richter zu Gericht sitzen, und um selbigen her eine Menge Volks, das alles schwere Anklagen und Beschuldigungen wider ihn anbrachte. Und Heinrich ward vor den Richterstuhl geführt, und der Richter fragte ihn, wie er sich von der Schuld zu reinigen vermöge. Er aber war so erschrocken, daß er nicht zu antworten im Stande war. Nachdem ihm nun viel Strafen gedroht worden, so legten die Beisitzer ein Fürwort ein, da er schon selbst sein Leben bessern wolle. Heinrich gelobte denn auch in den Orden der Brüder von dem Hause Maria's zu treten, und wie er diesen Schwur geleistet, verschwand plötzlich der Richter mit dem ganzen Haufen. Als es nun wieder hell ward, sah er um sich eine wildfremde Gegend und erblickte unfern einen Gemsschützen, der ihm auf seine Frage erklärte, er wäre über Lucern am Pilatusberge im Schweitzerlande; das war mehr denn zwei und achtzig Meilen von seinem Schlosse. Von dem Schützen geleitet, kam er denn wieder in das ebene Land und gelangte endlich nach Hause. Er war aber in der kurzen Zeit so grau, alt und ungestalt geworden, daß ihn niemand erkannte; doch sagte er seiner Frauen ein Wahrzeichen, daran sie ihn kennen mußte, daß er es wäre. Darauf nahm er von ihr Urlaub, zog nach Preußen, und nahm dort den Orden Mariä an.

Duisburg Chronic. P. III. c. 277.
Sim. Grunau's Chron. Tr. XI. C. 2. 1.

74. Kraft des Gelübdes.

Während des Krieges der Ordensbrüder gegen die Litthauer im Jahre 1306 ward ein Litthauer aus dem Lande Erogeln von seinem Könige gefangen eingesetzt. Dieser gelobte auf das Anrathen eines Russen, der mit ihm in demselben Verließe war, dem Christengotte ein gewisses Gewicht an Wachs, wenn er ihn der Haft entledige. Als er dies kaum ausgesprochen, zerbrachen plötzlich die Ketten, mit denen er gebunden war, und es sprang die Thür seines Kerkers von selbst auf, so daß er diesen ungehindert verlassen konnte.

Duisburg Chronic. P. III. c. 287.

75. Williger von Korneburg.

Zur Zeit des Hochmeisters Siegfried von Feuchtwangen kam nach Preußen Ritter Williger von Korneburg, der früher ein ruchloses Leben geführt, den Gott aber auf wunderbare Weise zur Buße gebracht hatte. Denn er war ein Raubritter im Thüringschen Walde gewesen, und hatte den umliegenden Städten viel Schaden gethan. Als er einst allein war, da würden ihn einige Knechte aus der Stadt Jena gewahr und machten alsbald Jagd auf ihn. Wie sie ihm schon auf den Fersen waren, und er einsah, daß er ihnen nicht mehr entkommen könne, wandte er sich zur heiligen Maria, gelobend: daß, wenn sie ihm diesmal helfe, er nach Preußen ziehn und ihren Orden annehmen wolle. Und es geschah. Denn seine Verfolger jagten an ihm vorüber, ohne ihn gewahr zu werden.

Als nun Williger heimgekehrt war, da erzählte er seiner Gattin, die ein junges, adliches und köstliches Weib,

und die er erst vor zwölf Wochen heimgeführt, was sich zugetragen. Diese aber wollte nicht in die Scheidung willigen und sagte: Wenn ihr ein Mönch werden wolltet, so hättet ihr mich nicht nehmen sollen, ich hätte wohl andre meines Gleichen gefunden. Als nun Williger noch mit sich kämpfte, welches Gelübde er erfüllen solle, ob das seinem Ehgemahl, oder das der heiligen Jungfrau gelobte, da erschien ihm eines Nachts der Teufel, mit königlichen Gewanden angethan und von einem großen Heerhaufen begleitet und sprach zu ihm: Williger, diesen Staat und ein würdiges Schloß und noch weit mehr will ich dir verleihen, so du mir dienst. Als dieser aber noch bei sich dachte, daß es wohl herrlich sei, einem so freigebigen Gebieter zu dienen, da erschien Jesus Christus mit seinen fünf Wunden und sprach: Williger, ich bin freigebiger denn jener, und diesen Staat (auf die Wunde an der Seite zeigend) will ich dir gewähren, welcher besser ist als der, den jener Verführer dir verspricht. —

Doch auch dieses Gesicht vermochte die Gattin noch nicht dahin zu bringen, ihn des Ehegelöbnisses zu entlassen. Da hörte man aber allnächtlich einen schrecklichen Ton, wie wenn mit einem Hammer an die Wand geschlagen würde, und eine Stimme, die da rief: Williger, stehe auf zum Gebet, weil deine Brüder sich schon erhoben haben. Durch diese Töne und die wunderbaren Worte erschreckt, willigte die Gattin endlich darein, daß ihr Gemahl sein heiliges Gelübde erfülle. Und wie er nun gen Preußen gezogen war und Profeß gethan hatte, da zeichnete er sich durch seine Frömmigkeit und seine Tugenden eben so aus, wie er es vorher durch Laster und böse Thaten gethan.

Sim. Grunau's Chron. Tract. XI. C. 2. §. 2.
Vergl. Duisburg Chronic. P. III. c. 277.

76. Das schwarze Roß.

Als die Brüder von dem Kriegszuge, den sie 1304 gegen das Schloß Onkaim in Litthauen unternommen, heimzogen, stürzte Br. Heinrich von Wolfersdorf, der sich unter den vordersten befand, zwischen den Verhauen zu Boden. So schmal war aber der Pfad, daß niemand den Gefallenen umgehen konnte, alle vielmehr mit ihren Rossen über seinen Leib hinüber mußten. Und obwohl er zum Schutze seinen Schild über sich hielt, so war dieser doch in wenigen Augenblicken in unzählige Stücke zermalmt. Aber durch Gottes Hülfe erhob er sich, als nun der ganze Zug über ihn hinweg war, unverletzt. Und wie er nun ohne Roß sich befand, da sahe er mit einem Male von fern einen Troß-Buben heranreiten, der ein leeres Handpferd von schwarzer Farbe bei sich führte. Er sprach diesen daher an, daß er ihm eins von beiden Rossen leihen möge. Der Bube aber ergrimmte drob, sprengte auf Br. Heinrich ein, warf ihn wiederum nieder und ließ ihn abermals von den Hufen der Rosse zertreten. Aber auch diesmal beschirmte selbigen der Himmel, und es glückte ihm sogar, den Zügel des schwarzen Pferdes zu ergreifen, auf das er stieg und so zu dem Haufen der Brüder gelangte. Als er dort aber fleißig nachfragte, wem solches gehöre, fand er Niemand, der es kennen wollte, und wie er herabstieg, war auch so wie der Bube plötzlich das schwarze Roß verschwunden, und niemand konnte erkunden, was aus ihm geworden sei.

Duisburg Chronic. P. III. c. 283.

Simon Grunau's Chron. Tract. XI. C. 3. §. 5 (wo der Ritter aber Wolfgang von Miselbach heißt).

77. Das Grab des Bruders Guntram.

Im Jahre 1301 war im deutschen Orden Bruder Guntram, der, obgleich klein von Leibe, doch ein sehr tapferer Ritter war. Dieser zog in dem gedachten Jahre bloß mit neun Knechten von Christburg nach Litthauen. Als er nun die Litthauer in der Wildniß traf, fiel er alsbald über sie her. Er ward aber von einem starken Litthauer mit einem Spieß durchstochen, also daß die Eingeweide ihm aus dem Leibe herauskamen. Der fromme Guntram stopfte die Wunde zu und stritt weiter, bis daß die Litthauer alle erlegt und erschlagen waren, darauf fiel er von seinem Pferde und starb. Seine Diener nahmen seine Leiche und brachten sie nach Christburg, da er begraben ward. Auf dem ganzen Wege dahin flogen über seinem Sarge zwei weiße Tauben; wenn die Leiche voran gebracht wurde, flogen auch die Tauben voran, wenn man damit hielt, so schwebten sie still über derselben. Auch über seinem Grabe, an welchem viele Wunder geschahen, hat man nachher oft die Tauben gesehen.

Duisburg, P. III. c. 274.
Henneberger Erkl. S. 245.
Luc. David, Th. V. S. 142.

78. Der Biß des Teufels.

Vor vielen Jahren lebte in dem Schlosse zu Ragnit ein Schütze, ein Baier von Geburt. Der hatte die Gewohnheit, wenn er Abends zu Bette ging, so machte er ein kleines Kreuz vor sich hin. Als er nun einsmals schläft, erwacht er von großen Schmerzen, denn er fühlet deutlich, daß ihn etwas am Gesäß beißt. Er fängt an zu schreien und frägt: wer beißt mich da? darauf bekommt er zur Antwort: Ich, der Teufel, beiße dich! — Der Baier frág

weiter: warum beißest du mich an diesem Ort? Und der Teufel antwortet: du machst das Kreuz zu kurz, wenn du dich segnest. Von da an machte der Schütz, wenn er zu Bette ging, das Kreuz vom Scheitel des Hauptes bis an die Sohlen der Füße, und er ist niemals wieder gebissen worden. Aber die Wunde, so ihm der Teufel gebissen, hat Zeit seines Lebens nicht geheilet.

Duisburg Chronic. P. III. c. 308.
Simon Grunau Tract. XI. C. 5. 6.
Lucas David Th. V. S. 181.

79. Der Tod Siegfrieds von Feuchtwangen.

Von Siegfried von Feuchtwangen, dem Meister des deutschen Ordens, der zuerst die St. Marienburg zum Haupthause erkor, erzählten die Polen: er sei so gottlos und blutgierig gewesen, daß er während des Krieges um Pommerellen sich täglich, wenn er zu Roß gestiegen, eine große Anzahl von Stricken an den Sattelbogen habe binden lassen, schwörend: er wolle des Tags keine Speise zu sich nehmen, er hätte denn der Polen so viele, als der Stricke wären, zuvor aufhängen lassen. Zur Strafe dafür habe ihn aber endlich der böse Feind geholt, lebendig in den Rauchfang eines brennenden Ofens gesetzt und also von der Gluth langsam verzehren lassen.

Casp. Schütz Historia fol. 55.
Luc. David Chron. Bd. VI. S. 18, der dies aber nicht von dem Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen, sondern von dem Comthur Siegfried von Graudenz berichtet. Vergl. auch die Sage vom Polenwürger Nr. 80.

80. Der Polenwürger.

Im Jahre des Herrn 1410 (nach Anderen soll die Geschichte sich im Jahre 1310 zugetragen haben) lebte im

Orden Siegfried von Weißenfels, ein tapferer Ritter, aber auch ein sehr grausamer Mann, weshalb er ein jämmerliches Ende nahm. In dem damaligen Kriege des Ordens gegen die Polen nämlich, als das Heer des Ordens an der Polnischen Grenze stand, ließ er an einem Morgen seinem Pferde sechs Schock Stränge aufladen, und verschwur sich hoch, nicht eher zu essen, als bis er an jedem Strange einen Polen hätte aufhängen lassen. Dieses setzte er denn auch ins Werk, und er ließ an demselben Tage 360 Polen an den Füßen aufhängen. Nachdem er also seinen Schwur erfüllet, setzte er sich mit seinen Freunden zum Essen, und war anfangs wohl und guter Dinge. Auf einmal aber fragte er: wohin doch all' die Seelen der aufgehängten Polen hingekommen, ob auch alle in die Hölle? Es antwortete ihm Einer, daß man das nicht wissen könne. Da verdrehete er plötzlich die Augen, ward wild und sprach: Weil ihr es mir nicht sagen könnt, so muß ich es selbst erfahren; holla, aus diesem Feuer in jenes Feuer, auf daß ich meine Polen sehe! — Und er sprang also in das Feuer, an welchem das Essen gekocht wurde, und verbrannte sich, sichtbarlich von dem Herrn der Gnade für seine Grausamkeit gezüchtiget.

Leo histor. Pruss. pag. 128.
Simon Grunau Tract. 11. C. 7.
Henneberger Erklärung S. 430.

81. Das Gelübde zur Jungfrau.

Zu Wasserburg im Baierlande saßen drei junge Edelleute unschuldigerweise in Haft. Diese hörten, wie große Gnade denen zu Theil werde, welche mit den Brüdern nach Preußen zögen. Da sprachen sie: O gebenedeite Jungfrau Maria, wie fröhlichen Herzens wollten wir, wenn wir nur unsrer Bande ledig wären, um deinetwillen in den Streit

ziehn. Und als sie also gesprochen, entschlummerten sie. Da trat im Traume ein Jüngling zu ihnen, der sprach: Stehet auf und ziehet gen Preußen um Maria willen. Und alsobald erwachten sie. Da befanden sie sich mitten unter dem Haufen Volks, der nach Preußen zog. Und sie begleiteten selbigen und thaten ihrem Gelübde genug.

Chron. Simon Grunau's Tract. X. C. 1.

82. Der himmlische Schutz.

Im Orden war ein Bruder, der täglich das Leiden Jesu bedachte und sich mit Ketten geißelte, bis ihm das Blut hinabfloß. Dem ward geboten, zu ziehn vor Jurgolo, das Schloß, das die Preußen inne hatten, um es zu erstürmen. Die Mannschaft drinnen war aber zu stark, so daß er es nicht überwältigen konnte. Als er nun davor lag und gerade einst seine tägliche Kasteiung begonnen hatte, da stürmten die Preußen heraus und überfielen ihn. Es kamen aber Engel vom Himmel, welche sie mit feurigen Schwerdtern zurückjagten, und als sie wieder drinnen waren, fielen Flammen vom Himmel herab, daß das Schloß mit der ganzen Bemannung verbrannte.

Simon Grunau's Chron. Tract. X. C. 1.

83. Der Hund des Barto.

In einem Kriegszuge gegen Szamayten ward ein Poggesane, Barto, erschlagen, der einst mit andern einen Aufruhr gegen die Brüder erhoben, bei welchem er den Comthur zu Elbing fing und dessen Kapellan nebst einigen Dienern erhenkte, auch dem Comthur sammt den übrigen Gefangenen ein gleiches Loos bereitet hätte, so er nicht wäre daran gehindert worden. Zur Strafe für diese Frevelthat ward sein Leichnam von seinem eigenen Hunde, einem gro-

ßen und starken Rüden, überfallen, welcher ihm das Gewand auf der linken Brust auf der Stelle des Herzens fortriß, dann immer mit großem Geheule nach dem letzteren zu nagte, bis er solches aus dem Leibe herausgerissen, worauf er es mit großem Grimme zum Schrecken aller Anwesenden verschlang.

Luc. Davids Chronik. Bd. V. S. 67.

84. Der Streit um die Jungfrau.

Als im Jahre 1326 die Litthauer in Preußen einbrachen, befand sich unter den Gefangenen auch eine adlige Jungfrau von hoher Schönheit, um deren Besitz zwei von den Bojaren so in Hader geriethen, daß sie auf Leben und Tod darum zu kämpfen beschlossen. Dies ersah von ungefähr der Litthauer oberster Feldhauptmann, David von Garthen, des Großfürsten Gedimin Marschall. Den verdroß es sehr, daß um ein gefangen Weib zwei tapfere Helden sich selbst unter einander verderben sollten, legte sich bald dazwischen, sagend: sie sollten ihm die Sache anheimstellen, und als sie nun beide darein verwilliget, hieb er die Jungfrau vor ihrem Angesicht mitten von einander und sprach: es möge nun jeder von ihnen ein Stück, und also zugleich einer so viel als der andre von der begehrten Maid hinnehmen.

Duisburg Chron. P. III. c. 354.

85. Die Rettung der jungfräulichen Ehre.

Auf demselben Zuge hatte ein anderer Bojar eine schöne Jungfrau aus einem Kloster geraubt; die konnte er weder mit Bitten noch mit Drohungen dahin bringen, ihm zu Willen zu sein, weshalb er sie mit Gewalt dazu zu nöthigen strebte. Da die Jungfrau sah, daß auf die Dauer

ihre Kraft zum Widerstande nicht ausreiche, so bat sie ihn mit weinenden Augen: er wolle ihrer schonen, ihm dagegen eine Gabe verheißend, die ihn zum glückseligsten aller Menschen machen würde; und als er fragte: welche diese sei, antwortete sie ihm: es wäre eine bewährte Kunst; wenn sie ihn diese lehrte, so könne er mit keinerlei Waffen an seinem Leibe versehrt werden. Ob er nun wohl gänzlich entschlossen war, seiner Lust zu fröhnen, so verzog er doch noch, um die Kunst zu erlernen, sein Fürhaben, und sagte ihr zu: sie bei Ehren zu behalten, wofern sie ihn solches lehren würde. Es sind, sagte sie ihm, wenige Zauberworte, und kannst du sie selber alsbald an mir erproben. Damit kniet sie nieder, segnet sich mit dem Kreuze, und betet den Vers aus der heiligen Schrift: In deine Hände, Herr, befehle ich meinen Geist. Welches jener aber nicht verstand, meinend, es wären die Zauberworte, darauf die ganze Kunst beruhe. Da sprach die Jungfrau ferner, den Hals ausreckend: er solle nun getrost zuschlagen, so werde er gewisse Bewährung der Kunst finden. Als er nun aber den Säbel zuckte, so flog mit einem Hieb das Haupt vom Rumpfe. Da erst erkannte er, daß sie die Ehre höher gehalten denn das Leben.

Duisburg Chronic. P. III. c. 354.

86. Der ruhelose Leichnam.

Als im Jahre 1343 die Pest in Preußen wüthete, entwich der Br. Steino von Netten, um ihr zu entgehen, von Marienburg; aber nach Lauenburg gelangt, erlag er dem Tode, welchem er hatte entfliehen wollen. Der Vogt von Lauenburg ließ ihn noch bei Abend feierlich bestatten; am folgenden Morgen ward jedoch die Leiche außerhalb des Grabmals gefunden. Und also ereignete es sich zu drei verschiedenen Malen. Nachdem dem Hochmeister dies Wun-

der berichtet worden, sandte er einen Comthur dorthin, welchen er den Leichnam mit dem Schwerte zu durchstoßen hieß und ihn dabei zum Gehorsam zu ermahnen, und anzubefehlen, daß er sich nicht ferner vom Orte bewegen solle. Erst als dies geschehen und die Leiche nun zum vierten Male bestattet war, hatte dieselbe Ruhe im Grabe.

Sebast. Moeleri Chronic. (MS.)
Leo histor. Pruss. p. 149.

87. Des Teufels Gehorsam.

Am Hofe des Hochmeisters Conrad Zöllner von Rothenstein befand sich ein Diener, Junker Sebald von Tharsen genannt, der dem Trinken und Fluchen unmäßig nachhing. Wenn er des Abends berauscht nach Hause kam, pflegte er seinen Knaben herbeizurufen, damit er ihm die Stiefel abziehe. Eines Abends aber war dieser so tief in Schlaf versunken, daß er auf den Ruf des Gebieters nicht erwachte. Da rief dieser nach gewohnter Art den Teufel herbei, damit der ihm den Dienst erweise. Der Teufel ließ auch nicht auf sich warten; in furchtbarer Gestalt erschien er und zog jenem die Stiefel aus, aber so, daß er zugleich die Haut von Bein und Fleisch mit abstreifte. Noch ein und zwanzig Wochen brachte der Unglückliche unter gräßlichen Schmerzen zu, bis er endlich den Geist aufgab.

Simon Grunau's Chron. Tract. XIII. C. 9.

88. Der wunderbare Pfeil.

Auf der Schloßbibliothek zu Königsberg befindet sich an einem silbernen Kettlein ein Pfeil, mit welchem es folgende Bewandniß hat:

Zu Zeiten Heinrichs Reffle von Richtenberg, des dreißigsten Hochmeisters, ist Erasmus von Reizenstein, Obrister

und Landmarschall in Preußen, vom Feinde mit diesem Pfeile in den Hirnschädel geschossen; der Pfeil war ganz in das Haupt gedrungen und konnte aus demselben nicht getrennt werden, so daß er darin vierzehn volle Jahre sitzen blieb und von dem Landmarschall getragen werden mußte. Da gelobte dieser endlich der Kirche zu Sanct Adalbert an der See einen neuen Altar, und desselbigen Tages fiel ihm der Pfeil zum Gaumen heraus. Darauf opferte der Landmarschall in der gedachten Kirche reichlich, und gelobete auch den Pfeil dahin mit silberner Kette und Schildlein. Aus jener Kirche ist der Pfeil nachher in die Bibliothek des Schlosses gekommen.

Hartknoch Dissert. de rebus Pruss. XIV.
Leo hist. Pruss. pag. 324.
Voigt Gesch. v. Preußen Th. I. S. 665.
Erläutertes Preußen I. 762.

89. Hans von Sagan.

Der schönste Theil der Stadt Königsberg besteht bekanntlich aus dem Kneiphofe, welcher früher eine Stadt für sich war, und den Namen hatte von ihrem Erbauer, dem Hochmeister Winrich von Kniprode. Diese Stadt hat in ihrem Wappen eine Hand mit einem blauen Aermel, welche eine Krone trägt, von den Seiten sind zwei Hörner. Der blaue Aermel schreibt sich her von folgender Geschichte: In der Rudauschen Schlacht ging es hart her für den Orden, und seine Streiter fingen an zu weichen. Da trat auf ein Schustergesell, genannt Hans von Sagan, eines Bürgers Sohn aus dem Kneiphof, der ergriff die schon niedergefallene Fahne, richtete sie wieder auf und machte dadurch und durch sein Zureden das schon flüchtig gewordene Ordensvolk wieder beherzt und freudig, so daß die Schlacht gewonnen und das Feld behauptet wurde. Derselbe Schu-

stergesell trug aber einen blauen Aermel, deshalb verlieh der Orden der Stadt in ihrem Wappen eine Hand mit einem blauen Aermel, und gab der Bürgerschaft alljährlich am Himmelfahrtstage auf dem Schlosse ein groß Bankett und Abendmahlzeit, welches das Schmeckbier genannt worden. Das Letztere aber deshalb, weil Hans von Sagan, als der Hochmeister nach der gewonnenen Schlacht ihm befahl, sich eine Gnade auszubitten, nichts weiter verlangte, als daß jährlich am Himmelfahrtstage den Kneiphöfschen Bürgern zur Lust und Freude ein Gastmahl im Schloß, auf Unkosten der Herrschaft, gegeben werde. Auch auf dem Schlosse soll sich früher das Andenken an Hans von Sagan gefunden, nämlich auf dem Thurm nach der Schloßkirche hin soll sein Bildniß anstatt der Wetterfahne lange gestanden haben.

Rohde dissert. hist. de Rudaviensi proelio et stat. Regiom. 1721. p. 15 sq.
Lucas David VI. S. 87.
Erläut. Preuß. I. S. 630.

90. Herr Wolfgang Sauer.

Zu der Zeit, als fast das ganze Land den Orden von seinen Schlössern verjagt hatte, hatten die Rastenburger auf dem Schlosse daselbsten noch ihren Gebietiger, Herr Wolfgang Sauer genannt. Dieser besorget sich vor den Bürgern und bauet dahero hinten in der Mauer des Schlosses ein besonderes Thor, und von da eine Brücke über den Graben, so daß er nicht durch das Stadtthor ein- und auszuziehen brauchte. Auf diesem Wege nahm er auch heimlich viel Volk ins Schloß. Allein die Bürger waren ihm doch zu stark, überfielen ihn und machten ihn mit den Seinen gefangen. Darauf schrieben sie nach Königsberg um Rath, und erhielten diese Antwort: vor den Anschlägen des

Ordens sollten sie sich ferner vorsehen; was aber Herrn Sauer anbelange, so würden sie ohne Zweifel es also machen, daß aufs Frühjahr die Vögel etwas zu essen bekämen. Auf solches führten sie Herrn Sauer durch sein neu gebautes Thor, auf das Eis, in welches sie eine große Wuhne (Loch) gehauen hatten, und befahlen ihm, sich hinein zu stürzen, weil er sterben müsse. Er aber verweigerte dies, und wie ihn nun niemand anfassen wollte, fürchtend, daß es ihnen und ihren Kindern zum Nachtheil gereiche, da ermannten sich endlich die Schuster, welche das vornehmste Handwerk in der Stadt waren; sie legten nämlich einen Wiesebaum mitten über die Wuhne und sprachen zum Herrn Sauer: so er über die Wuhne springen werde, sollte er sein Leben damit gerettet haben. Darauf hat Herr Wolfgang Sauer einen Zulauf genommen, und den Sprung gewaget; weil aber die Wuhne zu breit war, so sprang er mit dem einen Fuß auf den Wiesebaum, der in deren Mitte lag, in dem Gedanken, mit dem andern Fuße vollends hinüberzuspringen. Allein in demselben Augenblicke stieß ein Schuster mit dem Fuße den Wiesebaum fort auf dem glatten Eise, so daß der Herr Sauer rücklings in die Wuhne fiel, und ertrank. Im Zurückfallen fiel ihm auch sein Hut ab, den nahm der Bürgermeister, der auch ein Schuster war, und setzte ihn auf. Das Thor in der Mauer ließen sie darauf zumauern, und es ist noch jetzt vermauert. Allein dieser Verrath der Schuster trug ihnen schlechte Früchte, denn es sah bald Jedermann mit Verachtung auf sie, und es konnte von der Zeit an kein Schuster zu Rastenburg wieder in den Rath genommen werden, welches dauerte bis in die Zeiten des Irrlehrers Osiander, da kauften sie sich mit Gelde wieder ein.

Henneberger Erklärung S. 391 fgg.

91. Die Nebelschlacht.

Als im Jahre 1394 der Hochmeister mit dem Ordensheere die Litthausche Hauptstadt Wilna belagerte, nahm der Großfürst Witoudt in der Nähe seine Stellung, um sich an die zu machen, welche den Belagerern die Zufuhr brachten. Da sandte der Meister vierhundert Mann in vier Bannern aus den Gebieten Balga, Brandenburg und Barten und dem Bisthum Ermeland aus zum Schutze für die Zufuhr. Als diese nun nach Redemynne gelangten, da kamen ihnen Witoudt und der Fürst Karjebut von Semerien mit dem ganzen Heere der Litthauer entgegen. Doch lag zwischen beiden Theilen noch ein Fließ und Bruch, so daß sie nicht sogleich an einander gerathen konnten. Die Kreuzritter aber zogen um dieses herum. So sahen sie, daß der Feinde so viel waren, daß zehn auf ihrer einen kämen. Aber unverzagt stürzten sie auf dieselben und stellten ihre Sache Gott anheim. Und der verließ die Seinen nicht. Denn plötzlich erhob sich ein so dichter Nebel, daß die Litthauer nicht die geringe Anzahl ihrer Gegner zu erkennen vermochten und in der Meinung, der Meister mit dem ganzen Ordensheere greife sie an, eilig die Flucht ergriffen. Da ward ein großes Schlagen und viele der Feinde blieben in der Schlacht. So lange aber der Kampf währte, vermochten die Winde nicht den Nebel zu zerstreuen.

Johannes von Riesenburg Chronik S. 98.

92. Des Hochmeisters Ehrentisch.

Unter dem Hochmeister Conrad von Wallenrodt, welcher vom Jahre 1382 bis zum Jahre 1394 regierte, wurde ein gar glänzender Ehrentisch gehalten, von dem man Fol-

gendes erzählet: Der genannte Hochmeister hatte zum Kampfe gegen die heidnischen Litthauer aus Deutschland viele Fürsten und Herren mit ihren Völkern zu Hülfe gerufen. Es kamen ihrer auf diese Weise 46000 Mann ins Land, Etliche um des Goldes, Etliche um der Ehre, Etliche um Marien willen. Der Hochmeister selbst hatte 18000 Mann. Mit diesem sämmtlichen Volke zog er nach Litthauen bis unter Kauen. Dort wurde auf Egidi Tag der Ehrentisch gehalten, welchen Engelbert Rabe, der Obermarschall, zugerichtet hatte. Er wurde gehalten in der Memel auf einem Werder, auf dem der Orden zuvor ein Schloß gehabt hatte, Marienwerder genannt, welches aber zu damaliger Zeit schon zerstöret war. Gegen Aufgang der Sonne über dem Flusse war der Ordens-Marschall mit dem Heere des Ordens; auf der andern Seite gegen Niedergang war der Groß-Comthur mit dem fremden Heere. In der Mitte auf dem Werder war der Hochmeister mit den Fürsten, Herren und Rittern, unter einem herrlichen und fürstlichen Gezelt. Unter dem Gezelt war auch der Ehrentisch für zwölf Personen gar prächtig zugerichtet. Als er fertig war, da nahm man das Gezelt hinweg, daß er von beiden Heeren möchte gesehen werden. Alles, was auf dem Tische war, das war golden oder von Silber und vergoldet, und es glänzete schön, daß man es weit sehen konnte. Man trug zehn Gerichte auf und es währete die Mahlzeit fünf Stunden lang, von neun Uhr Morgens bis um zwei Uhr Nachmittags. Zu jedem Gerichte hatte man neue silberne Teller und Löffel. Auch hatte man köstliche Getränke aus fremden Landen, und zu einem jeden Getränk waren besondere goldene und silberne Geschirre, und wer einen Trunk aus einem gethan hatte, der bekam ein anderes und behielt das, aus dem er getrunken, zu eigen. Unter dem Essen wurde einem Jeden ein großer breiter Hut von goldenem

Stoffe über dem Haupt gegen die Sonne gehalten. Auch kamen viele Herolde, welche allerlei ritterliche Thaten erzählten.

An diesem Ehrentisch hatte die erste Stelle Eirodius von Richardsdorf, ein Ritter aus Oesterreich, denn er hatte in einem Kriege gegen die Türken ganz allein sechszig gerüstete Mann erleget und umgebracht. Die andere Stelle hatte Markgraf Friedrich von Meissen, denn sein Geschlecht hatte den Orden in Nöthen niemals verlassen. Die dritte Hildermundus, ein Graf aus Schottland, dessen Vater sich für seinen König tödten ließ. Die vierte Rupertus, Graf von Würtemberg, so zum Kaiser erwählet, aber aus Demuth das Kaiserthum einem Andern übergab. Die fünfte Stelle hatte der Hochmeister selbst, Conrad von Wallenrodt, denn, obgleich reich, und obgleich ihm eine schöne Jungfrau, eine Gräfin von Habsburg, zur Ehe vorgeschlagen ward, nahm er doch den Orden an um Marien willen. Die sechste Stelle hatte Degenhardt, ein Bannerherr aus Westphalen, denn er hatte den Mördern seines Vaters vergeben, da sie ihn um Marien willen baten. Die siebente hatte Friedrich von Buchwalde, der Niemanden in seinem Leben etwas versaget, wenn er um St. Georg bat. Und also fort saßen auch die andern fünf. Dieser Ehrentisch kostete 500,000 Mark Preußisch.

Sim. Grunau Tract. XIII. Cap. 12.
Lucas David Chron. Th. VII. S. 242.
Waißel Chron. S. 127.
Schütz Historia pag. 81.

93. Der reiche Bauer aus Niclauswalde.

Unter dem Hochmeister Conrad von Jüngingen hatte der Orden einen hohen Grad von Macht und Reichthum erlanget, und auch das ganze Land war reich und zufrie-

den. Unter anderen lebte damals der reiche Bauer zu Niclauswalde, der hernachmals durch seinen Reichthum berühmt geworden. Es trug sich nämlich zu, daß etliche Gäste und Fremde aus Deutschland zu dem Hochmeister kamen, ihn zu besuchen. Diese sahen überall Ueberfluß und Reichthum und priesen deshalben den Hochmeister glücklich in seinem Regiment. Das hörte der Treßler (Schatzmeister zu Marienburg), Bruder Heinrich von Plauen, und er sprach zu den fremden Herren, der größte Reichthum des Hochmeisters sei der Reichthum seiner Unterthanen, als welcher einen Bauern hätte, der eilf Tonnen Goldes besitze. Das nahmen die Gäste in Scherz auf, da sie in Deutschland nicht gewohnt waren, den Bauern die Federn so lang wachsen zu lassen. Der von Plauen aber führete die Gäste seines Herrn darauf einige Tage später spazieren, und brachte sie nach Niclauswalde, wo sie bei einem Bauern einkehren mußten. Bei diesem hatte er das Mittagsmahl bestellt. Der Tisch war für die Gäste gedeckt, und rund um denselben standen zwölf Tonnen, darauf waren die Bretter gelegt zum Sitzen für die Herren. Wie sie nun am Speisen waren, da sagte der von Plauen, dies sei der reiche Bauer, von dem er ihnen erzählet. Der Hochmeister ließ also den Bauern kommen, und forderte ihn auf, seinen Reichthum zu zeigen, dessen er sich nicht zu schämen habe. Der Bauer antwortete: Ich weiß wohl, daß verläugnetes Gut dem Herrn gehöret, darum habe ich nichts zurückbehalten, sondern Euch Alles hingesetzet, was mir gehöret. Er hieß sie nun besehen, auf was für Bänken sie gesessen. Und als nun die Bretter weggenommen waren, da sahen sie, daß sie auf Tonnen gesessen, von denen eilf voll eitel Goldes waren, die zwölfte aber war noch leer. Die Gäste verwunderten sich des reichen Bauern, und dem Hochmeister gefiel es so wohl, daß er dem Bauern auch die zwölfte

Tonne aus dem Schatze füllen ließ, damit es die Gäste in Wahrheit nachsagen konnten, der Hochmeister habe einen Bauern, der zwölf Tonnen Goldes vermöchte. — Allein der Bauer in Niclauswalde hatte von seinem Reichthum keinen Segen. Denn sein Herz wuchs ihm an sein Geld, und er war der größte Geizhals im Lande, und als hernachmals Heinrich von Plauen Hochmeister wurde, rupfte ihm dieser die Federn dermaaßen, daß der reiche Bauer in seinem Alter betteln gehen mußte.

Simon Grunau Tract. 14. Cap. 8.
Schütz S. 97 fgg.
Henneberger Erklärung S. 336.

94. Die hochmüthigen Bauern zu Lichtenau.

Zu derselben Zeit waren aber auch die Bauern sehr hochmüthig und gottlos geworden, wie denn der Reichthum so gar leicht Ueppigkeit und allerlei Laster gebiert. Unter andern sind die Thaten der Bauern zu Lichtenau im großen Werder berühmt geworden. Wir wollen hier einige davon erzählen:

Es kam auf eine Zeit in dieses Dorf ein Dominikanermönch von Danzig, zum Betteln. Nachdem dieser das Dorf durchterminirt, kam er auch in den Krug. Weil es grade Frohnleichnamsabend war, so saßen allda viele Bauern am Zechen. Die Bauern empfingen ihn mit großer Ehrerbietung, setzten den Herrn oben an, und tranken ihm Einer nach dem Andern zu, welches alles ihm sehr wohl gefiel. Da nun aber der Trunk über ihn kam, glaubte er Affenspiele mit ihnen treiben zu können; das wollten die Bauern nicht leiden; worauf er ihnen gar unnütze Worte gab, sie schmähete und verfluchte, und zuletzt, kraft seines heiligen Ordens, sie in den Bann that. Das verdroß die Bauern sehr auf den Mönch, und sie beschlossen, ihm nichts zu

schenken. Nun durften sie ihn nicht schlagen, weil er ein geweihetes Haupt hatte, sie ersonnen daher etwas Anderes. Nahmen derohalben einen weiten Hopfensack, spannten denselben außen um die Stubenthüre, hoben dann unter sich einen falschen Streit an, ziehen vom Leder, und löschen die Lichter in der Stube aus. Da gedachte der Mönch, der auch seiner Haut sich fürchtete, es seie nun Zeit zu gehen; er rannte daher mit gebücktem Haupte eilend der Thüre zu, um sich davon zu machen, und läufet also recht den Bauern in den Sack hinein. Diesen banden die Bauern nun zu, hängten ihn über den Heerd, und machen von allerlei stinkenden Sachen ein Feuer an, welches den Mönch von allen Seiten so beräuchert, daß er fast den Athem verliert. Als er nun um Gotteswillen bat, sie sollten ihn aus dem Sacke lassen, da reichen sie ihm zwei Eier zu, die sie mit allerlei eklen Sachen gekocht, die mußte er in dem Sacke essen. Darauf ließen sie ihn los. Aber der Mönch hatte von der Mißhandlung einige Tage nachher seinen jämmerlichen Tod.

Ein andermal kam ein Pilgersmann in den Krug, da die Bauern dort am Zechen waren. Dieser ließ zuerst von den Bauern sich tractiren, und als er mehr als ihm nöthig getrunken, fing er an, von sich selbsten zu rühmen, was für weite Reisen er gemacht, wie er zu Compostella und beim finsteren Stern gewesen, und großen Ablaß verdienet habe; aber, sagte er zuletzt, ich habe noch an keinem Orte ärgere und gottlosere Leute gesehen, als Euch heillosen Bauern in diesem Dorfe, die ihr die fremden Pilger so wenig mit Almosen labet. Dieses sagte er, weil er seines Bedünkens beim Terminiren durch das Dorf nicht genug bekommen hatte. Die Bauern wollten es nicht gern mit ihm verderben, und setzten ihm daher zu dem Trunk nun auch Fleisch vor, welches theils getrocknet, theils gekocht war; das war

aber dem Jacobsbruder nicht genug, und er sagte: mit solchem Fleisch könnt ihr keine Gnade erlangen bei St. Jacob meinem Herrn, etwas Gebratenes müßt ihr mir vorsetzen. Da dachten die Bauern seinen Hochmuth zu bestrafen, sie beriethen sich kurz mit einander, fielen über ihn her, banden ihm Hände und Füße, thaten ihm einen Knebel in den Mund, sagten: Jetzt sollst du Gebratenes haben; banden ihn darauf nackend an einen Bratspieß, legten ihn an das Feuer, und beträufelten ihn mit Butter. Sie wollten ihm bloß etwas heiß machen, aber mittlerweile lief plötzlich ein Hase durch den Krug, welches ohne Zweifel der Teufel selbst gewesen, dem an der Seele des Pilgers wie der Bauern gelegen war. Diesem Hasen folgeten die Bauern alle mit großem Geschrei, und als sie zurückkommen, ist der Jacobsbruder am Spieße verschmachtet und gestorben.

Ein drittes Stück ist folgendes: Sie hatten einen Pfarrherrn, Wolfgang Lindau mit Namen, einen gelehrten und gottesfürchtigen Mann; der strafet sie öfters von der Kanzel wegen ihres üppigen und bösen Lebens und bedrohete sie mit Gottes Zorn und ernster Strafe. Das mißfiel den hochmüthigen Bauern, und sie warteten auf eine Gelegenheit, wie sie an dem Pfarrherrn sich rächen möchten. Der Pfarrherr aber merkte ihre Absicht gar wohl, und er wich ihnen überall aus. Endlich aber trug es sich zu, daß sie die ganzen Pfingstfeiertage hindurch im Kruge gesoffen, und zwar so viel Bier, daß von den Hefen, welche der Krüger in einem Troge sammelte, eine große Sau, die von ungefähr darüber gekommen, sich so voll gesoffen, daß sie sogleich todt geblieben. Diese todte Sau nahmen nun die andern vollen Säue, legten sie in einer ganz finstern Kammer zu Bette, deckten sie zu, und schickten dann zum Pfarrer, ihm sagen lassend, daß Einer von ihnen plötzlich krank geworden, in den letzten Zügen liege und berichtet sein wolle.

Der Pfarrer meinet, es wäre Ernst, und kam bald gelaufen. Als er aber mit dem Kranken begann zu reden, da merkte er von Stund' an die Büberei, er ließ daher Jedermann heraustreten, ging dann nach einer Weile heraus und sagte zu den Bauern: um den Kranken stehe es schlecht, derselbe habe schon die Sprache verloren, das heilige Sacrament könne ihm daher nichts mehr nützen, er wolle ihm aber das heilige Oel holen, welches ihm eben sowohl zur Seligkeit dienen werde. Die Bauern glaubten ihren Scherz noch weiter mit ihm treiben zu können und blieben. Er aber setzet sich eilend auf und reitet zum Neuenteich, wo der Pfleger des Schlosses Marienburg war; dem erzählet er, was geschehen, worauf sich derselbe sofort mit seinen Mannen rüstet, die gottlosen Bauern zu bestrafen. Diese hatten unterdessen, als der Pfarrer ihnen zu lange ausblieb, die von ihm zurückgelassene Monstranz genommen, und als sie darin keine Hostie fanden, sich eine solche geschnitten. Diese administrirten sie dem Kranken. Einer von ihnen hielt des Pfarrers Amt, der andere diente ihm mit einer Kuhglocke, die übrigen saßen im Zirkel rings umher, als wenn sie Seelenmesse sängen. Dabei soffen sie einander in Halben und Ganzen zu. Zu diesen Sachen kam eben der Pfleger mit seinen Leuten. Er ließ ernstlich auf die Bauern zuschlagen, diese aber, nicht faul, nahmen den Pfleger gefangen, und jagten sein Gesinde in die Flucht. Weil nun der Pfleger einen großen dicken Bart hatte, so steckten sie diesen in ein Loch über der Thüre, und schlugen einen Keil dicht hinein, daß er also, halb an dem Barte hängend, stehen mußte, und trieben nun allerlei Gespötte mit ihm. Sein Gesinde war aber nach Marienburg gelaufen, und es kam alsbald eine große Macht des Ordens, welche den Pfleger befreieten, und die Bauern gefangen nach Marienburg führten, wo sie in die tiefsten Gefängnisse ein-

gesperrt wurden. Ihre Strafe war nachmals die, daß sie die ganze Landstraße von dem Kruge zu Lichtenau bis in das Schloß zu Marienburg mit Groschen belegen, sodann mit eigenem Gelde und mit eigenen Händen einen Thurm des Schlosses zur Nogat bauen, und demnächst in diesem ein ganzes Jahr lang bei Wasser und Brod gefangen liegen mußten.

Der Mörtel, welcher zum Bau des Thurms verwendet wurde, ward nicht wie sonst, mit Wasser, sondern mit Buttermilch bereitet, welche die Bauern herbeischaffen mußten. Davon heißt selbiger Thurm noch bis auf den heutigen Tag der Buttermilchthurm. Eine andere Sage will diesen Namen aber daher leiten, daß der Woyewode Stanislaus Kostka einst zu den Bauern nach etwas Buttermilch geschickt, diese aber dessen Boten verspottet, und Tags darauf ein ganzes Faß mit Buttermilch durch zwei Männer auf das Schloß gesendet hätten. Da habe der Meister diese greifen, in den Thurm setzen, und so lange in demselben festhalten lassen, bis sie sämmtliche im Fasse befindliche Milch aufgezehrt.

Simon Grunau Tract. XIV. Cap. 8.
Casp. Schütz Historia fol. 97 sqq.
Henneberger Erklärung S. 257 fgg.
Grimm deutsche Sagen Th. I. S. 260. nach mündlicher Ueberlieferung.
Hartwich, Beschreibung der 3 Werder S. 524.

95. Der Bote aus der andern Welt.

In der nächsten Zeit vor der Schlacht zu Tannenberg befanden sich auf Königsberg zwei Ritterbrüder Philipp von Zwistelen und Wigand von Qualenburg. Diese, wie sie sich innig liebten, machten einen Bund mit einander: daß, wer von ihnen zum ersten stürbe, dem andern erscheinen und verkünden solle, wie es ihm in jener Welt

ergehe. Und es geschah, daß sie von Königsberg wurden fortgenommen, und der Eine ward gesetzt zum Hauscomthur auf Labiau, der Andre aber zum Mühlmeister auf Osterrode. Und letzterer blieb todt in dem Streit. In der Nacht nachdem er verschieden, kam Br. Wigand zu Br. Philipp, der sich in seinem Kämmerlein befand, und sprach: „Aus sonderlicher Gnade Gottes komme ich nach meinem Tode in Gemäßheit unseres Verbündnisses zu dir; so frage was nützlich ist, denn ich darf nicht lange weilen." Bruder Philipp antwortete: Wie geht es zu in jener Welt? Der Todte sprach: „Wie es ein jeglicher verdient, also hat er auch Kurzweil. Und wisse, daß die, welche Knechte bei uns gewesen, dort unsre Herren sind." Der Lebendige fragte: Wo bist du, in welcher Kurzweil? Der Todte antwortete: „Ich bin da, wo einer ausgeht, und tausend eingehen, und unsre Kurzweil ist, daß uns eine Stunde zehntausend Jahre dünket, und uns dennoch unzählige Barmherzigkeit geschieht." Philipp fragte weiter: Und wie steht es um uns in Gottes Gerichte; werden wir gewinnen oder verlieren? der Geist sprach: „Ich habe gesehen, daß man vor Gott unsere guten und bösen Werke gewogen; aber ich sahe nicht, welche Schaale niederging, denn ich ward weggefordert. Aber eins noch zum letzten. In Kurzem wird es geschehen, daß die Herren Knechte werden, und unser Fürstenthum werden Fremde besitzen." Und also gesagt, verschwand er wieder.

Sim. Grunau's Chron. Tract. XIV. C. 15.

96. Die Tannenberger Schlacht.

In der Nacht, die der Tannenberger Schlacht vorherging, zeigte sich am Himmel ein wunderbares Zeichen, das deren Ausgang wohl verkünden mochte. In der Ge-

gend des Mondes nämlich erblickte männiglich einen Mönch, der eine Zeitlang mit einem Könige kämpfte, zuletzt aber besiegt und vom Himmel verjagt ward. Auch während der Schlacht selbst sah man einen Mann in polnischer Kleidung über dem Heere Jagello's schweben, der die polnischen Völker anfrischte, wenn sie zu weichen begannen, ihnen Benediction ertheilte, und den Sieg versprach. In diesem Manne glaubte man den heiligen Stanislaus, den Schutzpatron Polens, zu erkennen.

Leo Histor. Pruss. p. 198.

97. Die Christburg.

An dem Orte, wo das Städtlein Christburg liegt, hatten die alten Preußen eine Festung. Diese belagerten die Ordensbrüder lange vergeblich. Endlich eroberten sie dieselbe und erschlugen alles, was darinnen war. Und weil dieses war geschehen in der heiligen Christnacht, so nannten sie die Festung von da an die Christburg. Dieselbe wurde ein starker und wichtiger Ort für den Orden und blieb solches wohl an zweihundert Jahre lang, bis er auf einmal im Jahre des Herrn 1410, ganz wüste lag. Es war damals Comthur in demselben Albrecht von Schwarzburg, oder wie Andere sagen: Otto von Sangerwitz; dieser hatte allezeit den Krieg widerrathen mit dem Könige Jagello von Polen, der nachher so unglücklich für den Orden endete. Aber die Chorherren wollten den Krieg, und als nun der Comthur ins Feld zu der Tannenbergischen Schlacht ausrückte, und von dem obersten Chorherrn befragt wurde, wem er das Schloß anvertrauen wolle, da antwortete er ungeduldig: Dir und den bösen Geistern, so zu dem Kriege gerathen haben! — Da erschrak der Chorherr so heftig, daß er in eine hitzige Krankheit verfiel und

den andern Tag starb. Alsbald mußte sein Geist in dem Schlosse herumspuken, und so wie nachher ein Kreuzherr starb, der zu dem Kriege mit Jagello gerathen hatte, wurde seine Seele in das Schloß zu Christburg verbannt, so daß sich hier bald so viele Gespenster eingefunden hatten, daß es kein lebender Mensch darin aushalten konnte. Die trieben ein fürchterlich Unwesen. Wenn die Knechte wollten in den Stall gehen, so kamen sie in den Keller, und soffen sich voll, daß sie nicht wußten, was sie thaten. Wenn der Koch und sein Gesinde in die Kirche gingen, so fanden sie darinnen die Pferde stehen und es war ein Stall daraus geworden. Wollte der Kellermeister etwas im Keller verrichten, so fand er Wassertröge und dergleichen darin. Wenn die Ordensbrüder im Schlosse essen wollten, so waren die Schüsseln voll Blut. Es kam ein neuer Comthur von Frauenburg dahin, dem ging es am allerschlechtesten, denn einmal ward er im Schloßbrunnen an seinem Barte aufgehangen gefunden, daß er nur mit Mühe wieder ins Leben kam; ein andermal fand man ihn auf dem obersten Dache des Schlosses. Darauf fing sein Bart von selbst an zu brennen und es half kein Wasser, bis er aus dem Schlosse lief.

Das Schloß ward also verlassen und blieb öde und verfiel zu Trümmern. Diese stehen noch jetzt, und es hausen noch immer die Seelen der Ritter darin, so den unglücklichen Polenkrieg veranlasset.

Zwei Jahre nach der Schlacht kehrte ein Bürger von Christburg, ein Schmied, von einer Wallfahrt gen Rom heim; der ging, um zu erfahren, was es mit dem Gespenste für eine Bewandniß habe, einstens um Mittage nach dem Schloß und fand auf der Brücke stehen des Comthurs Bruder, der auch in der Schlacht mitgeblieben war. Der Schmied, dem selbiger einst

sein Söhnlein aus der Taufe gehoben, erkannte ihn alsobald, und meinend, daß er einen lebendigen Menschen vor sich sehe, sprach er: O Herr Gevatter, ich bin erfreuet, daß ich euch frisch und gesund sehe; man hat mich überreden wollen, ihr wäret erschlagen worden; ich bin froh, daß es besser ist, als ich meinte, und wie stehet es doch in diesem Schlosse, davon man so wunderliche Dinge redet? Das Gespenst antwortete hierauf: Komm mit mir, so wirst du sehen, wie man allhier Haus hält. Der Schmied folgte ihm nach, die Wendeltreppen hinauf. Da sie in das erste Gemach gelangt waren, fanden sie einen Haufen Volks, die mit Würfel und Karten spielten, etliche lachend, etliche fluchend. Die im andern Gemache verlustirten sich mit Essen und Trinken. Von da gingen sie in den großen Saal, wo sie Männer, Weiber, Jungfrauen und junge Gesellen fanden; da hörte man nichts als Saitenspiel und Singen; und schaute nichts denn Tanzen, Unzucht und Schande. Folglich gingen sie in die Kirche; da stand ein Pfaff vor dem Altar, als ob er Messe halten wolle; die Chorherren aber saßen rings umher in ihren Chören und schliefen. Danach gingen sie wieder zum Schlosse hinaus; alsbald hörte man in demselben so jämmerlich Weinen und Heulen, daß dem Schmied angst und bange ward, gedachte auch, es könnte in der Hölle nicht schrecklicher sein. Da sprach sein Gevatter zu ihm: Gehe hin, und zeige dem neuen Hochmeister an, was du gesehn und gehört hast, denn so ist unser Leben gewesen, wie du drinnen gesehen; das ist der darauf erfolgte Jammer, den du hier außen gehört hast. Mit den Worten verschwand er.

Der Schmied erschrak sehr, dennoch wollte er den Befehl verrichten, ging zum neuen Hochmeister, und erzählte ihm alles, wie es ergangen. Der aber ward zornig, sagte, es wäre erdichtet Ding, seinen hochwürdigen Orden

in Schmach zu bringen, und ließ den Schmied fahen und ersäufen.

Casp. Schütz Histor. fol. 102. 103.
Hempel Denkwürdigkeiten der Urwelt IV. 407. 408.
Casp. Henneberger Erklärung s. v. Christburg.
Rauschnick, Gespenstersagen. Rudolst. 1817. St. 2.
Simon Grunau Tract. XIV. Cap. 9 u. 15. Tract. XV. C. 3.
Leo hist. Pruss. p. 193.

98. Der Remter zu Marienburg.

Das Gewölbe auf dem großen Remter des hochmeisterlichen Schlosses zu Marienburg wird getragen von einem einzigen starken Pfeiler, so daß, wenn dieser Pfeiler stürzet, das ganze Gewölbe zusammenfällt. In dem dreizehnjährigen polnischen Kriege nun, als das Schloß hart belagert ward, war ein verrätherischer Troßbube in demselben, der beschrieb den Polen den Pfeiler und die Beschaffenheit des Remters, und versprach ihnen, ein Zeichen mit einem ausgehangenen rothen Hut zu geben, wenn das ganze Capitel in dem Remter beisammen sei, und wohin dann ein Schuß gerichtet werden müsse, um den Pfeiler zu treffen, damit unter dem herabstürzenden Gewölbe alle Ritter auf einmal zerschmettert und begraben würden. Und als darauf eines Tages der Hochmeister mit allen Ordensbrüdern in dem großen Remter bei Tische saßen, da gab der Verräther das verabredete Zeichen, und der Schuß geschah auch, aber er that keinen sonderlichen Schaden, denn die Kugel verfehlte den Pfeiler und schlug bloß oben in die Mauer, wo sie noch jetzt über dem Camin, in dem Loche, welches sie geschlagen, zu sehen ist. Nach wahrscheinlicheren Nachrichten hat sich diese Geschichte zugetragen im Jahre 1410, nach der Tannenberger Schlacht.

Casp. Schütz Historia fol. 103.

Leo Histor. Pruss. p. 203.
Simon Grunau Tract. XIV. Cap. 14.

99. Heinrich Reuß von Plauen.

Nach der unglücklichen Tannenbergischen Schlacht waren von dem großen Adel des Ordens in Preußen nicht mehr übrig geblieben, denn ihrer drei Ritter; dies waren Heinrich Reuß von Plauen, Statthalter und Comthur zu Schwetz, Michael von Sternberg, Pfleger der Neumark, und Heinrich Reuß von Plauen, Comthur zu Danzig. Alle drei strebten heimlich nach dem Hochmeister-Amte. Die anderen geringeren Brüder gaben die Wahl des Hochmeisters allein diesen Dreien, dieselben möchten zum Hochmeister erkiesen, welchen sie wollten. Diese drei beriethen sich deswegen unter einander, da denn endlich Michael Küchmeister von Sternberg, und der Comthur von Danzig die Wahl einmüthig dem Statthalter auftrugen, sagend, welchen er erwählen würde, den wollten sie willig für ihren Herrn anerkennen. Sie dachten dabei im Stillen für sich, Heinrich Reuß von Plauen werde ja so unverschämt nicht sein und sich selbst erwählen. Der Statthalter aber bemerkte wohl, wohin ihre Gesinnung ging, und auf den andern Tag, als nun die Wahl sollte vorgenommen werden, trat er mit den andern beiden Rittern und den geringeren Brüdern in der Kirche vor den Altar, und fraget sie Alle, ob sie ihm mit den andern Zweien die Wahl übergeben, welches die Brüder alle mit ja beantworten. Er fraget weiter die beiden Ritter, ob sie ihm allein die Wahl anheimstellen, und ob sie unwiderruflich den für ihren Herrn annehmen wollen, den er ihnen benennend vorstellen werde, und sie sprachen beide ja. Darauf er: Wem ich den Mantel umhängen werde, der soll Hochmeister sein! Er nahm also den Mantel vom Altar, hing ihn sich selbsten um und

sprach: Ich Heinrich Reuß von Plauen, in Kraft Eurer Aller Bewilligung, erwähle mich selbsten zum Hochmeister, als den ich vor allen Andern den tüchtigsten erkenne. — Dem durfte Niemand widersprechen, und er war Hochmeister.

Henneberger Erklärung S. 270.
Leo Histor. Pruss. pag. 205.
Sim. Grunau Tr. XV. C. 1.

100. Der entdeckte Kirchendieb.

In dem Jahre 1400 hatte ein Kirchendieb die Kirche zu Conradswalde erbrochen, und neben andern Dingen ein silbernes Büchslein weggenommen, in welchem zwei geweihete Hostien waren. Dieses steckte er in seinen Busen, und als er nun des Abends gen Marienburg kommt, gehet er allda in das gemeine Frauenhaus. Als er nun mit einem Weibsbilde in einer finstern Kammer war, ersiehet das Weib in seinem Busen etwas brennen wie ein Licht, über seinem Haupte auch etwas wie ein brennendes Kreuz. Darüber erschrickt sie, denn es waren damals viele Mordbrenner im Lande. Sie meinet, er sei deren Einer und fängt überlaut an zu schreien: Zeter, Zeter! — Nun gehet gerade an dem Hause die Nachtwache vorüber; als die das Geschrei höret, fällt sie in das Haus. Der Kirchendieb aber entsprang durch das Fenster. Die Wächter eileten ihm nach, und mochten ihn auch nicht aus den Augen verlieren, da das Licht in seinem Busen und über seinem Haupte ihn immer verrieth. Da der Dieb das merkte, warf er das silberne Büchslein von sich; er wurde aber doch gefangen und bekannte seine Missethat. Als nun solches der Hochmeister hörte, begab dieser sich mit vielen von den Seinen nach der Stelle, wo der Dieb das Büchslein von sich geworfen. Dieses war durch den Wurf in eine

Gossenrinne unter ein kleines Brücklein gerollet. Wie der Hochmeister an dieses Brücklein kam, sah man unter demselben zwei brennende Kerzen. Da fielen der Hochmeister und alle Anwesenden auf die Knie und nahmen mit vieler Ehrerbietung das Büchslein mit den Hostien auf und brachten es in die Pfarrkirche.

Simon Grunau Tract. XIV. Cap. 4.
Henneberger Erklär. S. 62.
Leo Histor. Pruss. p. 182.
Luc. David Th. VIII. S. 55.

101. Ladung vor Gottes Gericht.

Im Jahre 1428 war Meister des deutschen Ordens im Lande Liefland Siegfried Lander von Spanheim, welcher zu Riga saß. Dieser hatte sein Auge auf eine Dirne geworfen; um aber seinen Handel besser zu verstecken, stiftete er eine Heirath zwischen derselbigen und einem jungen Gesellen, einem Kaufherrn, der aber, bevor die Trauung noch vollzogen war, entdeckte, wie seine Verlobte die Buhle des Meisters sei, und deshalb ihr den Kauf wieder aufsagte. Dies verdroß die Dirne und den Meister nicht wenig, und sie beschlossen an dem Gesellen drob ihr Müthchen zu kühlen.

Etliche Zeit darnach ward dieser mit einem Male von losen Buben, die er gar nicht kannte, vor dem Landmeister des Diebstahls angeklagt, auch sofort eingezogen und ob er gleich leugnete und seine Unschuld deutlich darzuthun sich erbot, ohne Weitres zum Strange verurtheilt. Da er nun den Tod vor Augen sah und sehr wohl erkannte, aus was für Ursache er solchen erleide, so rief er: daß, da in dieser Welt keine Rettung vor dem ungerechten Richter für ihn vorhanden sei, er an den Richter in jener Welt apelliren müsse, und deshalb lade er den Landmeister von dem Tage

seines Todes an über vierzehn Nächte vor des allerhöchsten Richters Stuhl zu erscheinen und ihm daselbst Rede und Antwort zu geben: warum er ihn so schmählichen Todes unschuldigerweise sterben lasse.

Der Landmeister achtete dieß nicht groß und ließ sich gegen die bestimmte Zeit an Essen, Trinken und andern Freuden nichts abgehen, um desto besser seinen Unmuth zu dämpfen. Am dreizehnten Tage jedoch fiel er mit einem Male in eine schwere Krankheit, und indem er schrie: er müsse nun erscheinen, er sehe den gehängten Jüngling, der ihn vor das Gericht geladen, schon auf ihn warten, verschied er plötzlich. Die Dirne aber ward bald selbst des Verbrechens, dessen der Geselle beschuldigt worden, angeklagt und entfloh, um der verdienten Strafe zu entgehen, in einer Mönchskutte versteckt, aus dem Lande. Was weiter mit ihr geschehen, ist nicht kund geworden.

A. Krautzii Vandalia Lib. XI. c. 2.

102. Die Sonntagsgespenster.

Der große Reichthum, der während der Blüthezeit des Ordens sich in vielen Gegenden Preußens angehäufet, hatte die früheren einfachen Sitten der Bewohner in Ueppigkeit und Schlemmerei verkehrt. Besonders war des Trinkens und Essens kein Ende, und es war selbst Sitte geworden, die Sonn- und Festtage den Trinkgelagen zu widmen. Diesen Gräuel konnte aber Gott nicht länger ansehn, und zur Strafe sendete er gräßliche Gespenster, welche an Sonn- und Festtagen in den Schlössern, Burgen und Wohnungen sich am hellen Tage zeigten, die Leute beim Essen und Trinken anfielen und sie dermaßen peinigten, daß viele während der Mahlzeit von Raserei ergriffen wurden, nach Art der Hunde auf den Straßen umher liefen und schrieen: was wir suchten, haben wir gefunden; Einige sich

in Flüsse und Brunnen, Andere ins Feuer stürzten und bei lebendigem Leibe verbrannten. Die Gespenster verbreiteten ein solches Entsetzen, daß an den Sonn- und Feiertagen es überhaupt niemand mehr wagen mochte, etwas zu genießen. Um diesem Leiden ein Ende zu machen, hielten die preußischen Bischöfe im Jahre 1430 eine Synode, wo bei strenger Strafe angeordnet ward: daß an Sonn- und Festtagen vor verrichtetem Gottesdienste weder Bier, noch Branntwein, noch Wein sollte verkauft werden. Von dieser Zeit an verschwanden die Gespenster wieder.

Sim. Grunau's Chron. Tr. XV. C. 6.

103. Das Thornsche Fastnachtspiel.

Wie in vielen andern preußischen Städten, so hielt man im Fasching des Jahres 1440 auch in Thorn eine Mummerei: alte Weiber jung zu machen. In Teufelslarven gehüllte Leute liefen auf den Straßen umher und trieben mit den Vorübergehenden Kurzweil. So kam auch ein Bauer zur Stadt gefahren und hatte hinter sich seine alte Mutter auf dem Wagen sitzen. Die Teufel laufen flugs hinzu, einige an die Pferde, einige zum Bauer, andere zu dem alten Weibe, welche heftig erschrak und gewaltig schrie. Der Bauer aber, der das Ding nicht recht verstand, nahm einen eisernen Flegel vom Wagen und gab dem ihm zunächst befindlichen Teufel einen so heftigen Schlag, daß er sofort todt niederstürzte, worauf die übrigen, denen solche Kurzweil nicht behagen mochte, die Flucht ergriffen. Darüber lief das Volk herzu und warf dem Bauer vor, daß er einen Menschen getödtet. Dieser aber vertheidigte sich: nicht einen Mann, sondern einen Teufel habe er erschlagen, da er wohl diesen, nie aber einen Menschen so abgebildet gesehen. Aber trotz seiner Gegenrede ward er zum Verließ

geschleppt. Als man jedoch nun den Leichnam aufheben wollte, da fand man unter der Larve und den Kleidern nur stinkende Asche. Der Bauer blieb nun um desto mehr dabei, er habe nur einen Teufel erschlagen, und wurde denn auch wieder frei gelassen.

Simon Grunau's Chronik Tr. XV. C. 21.

104. Der Dammbruch bei Sommerau.

Im Jahre 1463 am Dienstage vor Jubilate trieb ein heftiger Sturm das Wasser im Nogatstrome so hoch, daß es eine Otternhöhle in der Nähe von Sommerau erreichte, und dadurch einen solchen Bruch im Damme machte, daß fast alle Dörfer des Fischauschen Werders von den Fluthen bedeckt, die Wohnungen fortgerissen, Menschen und Vieh ersäuft und die Bewohner in wenigen Augenblicken um all ihre Habe gebracht wurden. Als sich nun das Wasser endlich wieder in das Haff und den Drausensee verlaufen, versuchte man es, die entstandene Oeffnung zuzudämmen. Aber alle Anstrengung war umsonst; denn was des Tages über gemacht worden, fand man am nächsten Morgen jedesmal wieder versunken. Als nun die Bauern noch eine Berathung hielten, aber keiner mehr aus noch ein wußte, da trat plötzlich ein Unbekannter in die Versammlung und eröffnete derselben, daß es erst dann gelingen würde, das Loch wieder zu verstopfen, wenn zuvörderst ein lebender Mensch in dasselbe hineingestürzt wäre. Die Bauern folgten diesem Rathe und machten einen Bettler berauscht, der dann, als er seiner Sinne nicht mehr mächtig war, an das Loch geführt, in den Bruch hineingestürzt und sofort mit Erde beschüttet wurde. Und siehe! von Stund' an gelang es mit leichter Mühe, die Oeffnung im Damme zu verstopfen.

Hartwich Beschreib. der Werder S. 491.

105. Der Graf von Nassau.

Als im Jahre 1374 am Gründonnerstage auf dem Ordenshause zu Brandenburg das Nachtmahl des Herrn ausgetheilt werden sollte, ward einer der anwesenden Ritter, ein Graf von Nassau, dergestalt vom bösen Geiste erfaßt, daß er den Priester vom Altare stieß, das Allerheiligste ergriff und zu Boden warf und mit Füßen darauf trat. Er ward hierauf in den Thurm gebracht, wo er unter furchtbaren Qualen und Anfechtungen des Teufels seinen Geist aufgab.

Johannes von Riesenburg Jahrbücher S. 34.

106. Der Bischof Dietrich von Cuba.

Unter dem Schlosse zu Tapiau ist ein tiefes Gewölbe, welches früher hart an die ehemalige untere Sacristei der Kirche stieß. In diesem Gewölbe haben die Ordensritter gar viele Gräuelthaten verübt. Unter andern lebte unter dem Hochmeister Heinrich von Richtenberg im Jahre 1474, ein gelehrter und frommer Mann, geheißen Dietrich von Cuba, Doctor in beiden Rechten, und deshalb wohl gelitten vom Papst Paulus dem Anderen, und dessen Nachfolger dem Papste Sixtus, welcher ihn derohalben auch, gegen den Willen des Hochmeisters und des Capitels, zum Bischof in Samland machte. Darüber geriethen der Hochmeister und die Ritter in großen Zorn, und als der Bischof gen Königsberg kam, da wurde er empfangen, wie man Einen pflegt aufzunehmen, den man nicht gerne haben will, und sie trachteten nur, wie sie ihn ihres Gefallens demüthigen möchten. Der Bischof aber gab nicht viel auf den Hochmeister, er tröstete sich seines Beschützers, des Papstes, und suchte nur zuvor sein bisher verwahrlosetes

Capitel zu reformiren, hoffend, es dann auch auf gleiche Weise mit dem damals sehr verdorbenen Orden selbst zu machen. Da solches ruchtbar wurde, ließ ihn der Hochmeister vermahnen, von seinem bösen und unbilligen Vorhaben abzustehen. Der Bischof aber ward nur noch stolzer und hochmüthiger, besonders gegen den Hochmeister; da berief dieser seine Gebietiger, legte ihnen des Bischofs Practiken vor, und fragte sie, was hierin nun zu thun sei, und es ward beschlossen, man solle ihn gefänglich annehmen. Also ward er am Montage nach Judica gefangen und gen Tapiau ins Schloß geführet. Dort hielt man ihn anfänglich in einem ehrlichen Gemache, wie einem Bischofe gebührte.

Es war aber zu derselbigen Zeit zu Tapiau auf dem Schlosse ein Capellan, ein tückischer, böser Mensch. Dieser machet sich an den Bischof, besuchet ihn täglich, und redet ihm zu, daß er solle entfliehen, seine Hülfe ihm anbietend. Der Rath gefällt dem Bischofe und er willigt darein. Allein der Capellan verräth alles den Rittern, und als der Bischof schon glaubte, wieder frei zu sein, wurde er von neuem gefangen. Der Hochmeister und die Ritter beriethen nun wiederum, was mit ihm anzufangen, und beschlossen endlich, ihn Hungers sterben zu lassen. Da wurde er durch zwei Kreuzherren heimlich in das finstere Gewölbe unter dem Schlosse geführt, allda mit Händen und Füßen kreuzweise an eine Mauer angeschmiedet, und ohne Essen und ohne Trinken gelassen. Acht Tage lang hat der arme Greis es also ausgehalten, denn als es sich am achten Tage nachher begeben, daß unter der Messe die Sacristei unversehens offen geblieben, hat alles Volk in der Kirche den Bischof mit heiserer Stimme rufen hören: Mein Gott, mein Gott, erbarme Dich meiner! — Die Leiche des Bischofs ward nachher gen Königsberg gebracht, und als der

Papst in Rom von der Unthat hörte und Genugthuung verlangte, da traten sieben Männer, vom Orden mit Geld erkauft, vor den Papst mit aufgehobenen Fingern und schwuren, der Bischof sei eines rechten, natürlichen Todes gestorben, wodurch der Zorn des Papstes gelindert wurde.— Aber man hört noch oft in dem Gewölbe des Schlosses zu Tapiau um Mitternacht die heisere Stimme eines alten Mannes, welche mit ihren letzten Kräften ruft: Mein Gott, mein Gott, erbarme dich meiner! Man glaubt, daß dies die Stimme des Hochmeisters Heinrich von Richtenberg sei, der den Bischof ermordet, dessen Leichnam zwar im Dome zu Königsberg begraben liegt, dessen Seele aber in Tapiau keine Ruhe finden kann. Denn als dieser Hochmeister nachher von einer schweren Krankheit schon wieder genesen war, hörte man ihn auf einmal rufen: Auf, den Harnisch her, die Gäule gesattelt, die Pfaffen haben mich vor Gottes Gericht verklaget; wer wird sich meiner erbarmen! Und mit diesen Worten starb er plötzlich.

Henneberger Erklärung S. 202. 449.
Erl. Preuß. Th. I. S. 471 fgg.
Simon Grunau Tr. XVIII. C. 3. und mündlich.

107. Hans von Tieffen.

Der zwei und dreißigste und zweitletzte Hochmeister des deutschen Ordens war Hans von Tieffen, ein Edelmann aus der Schweiz. Er war vorher Pfleger zu Schaaken, und dann Comthur zu Brandenburg gewesen. Er war von einem ehrlichen und hohen Geschlecht, und wie man meinet, der Letzte darinnen. Er hatte von Jugend auf seinen Orden strenge gehalten, hat nie in einem Bette geschlafen, auch kein leinenes Hemde getragen, ist immer fromm und gottesfürchtig gewesen. Wie treu er es mit seinem Lande und den Unterthanen meinte, beweiset folgende Historie:

Er ritt eines Tages von Brandenburg nach Königsberg, und wie er auf den Haberberg kam, sahe er die Stadt Königsberg an, und seufzete heftig. Da ritt zu ihm Einer von seinen Räthen, fragend, was Ihre Gnaden so hart seufzen? Er antwortete: über die Thorheiten meiner Vorfahren, welche das schöne Land verloren, und so viele Schulden gemacht, die wir unser Lebenlang nicht zu zahlen wissen. Darauf hat der Rath geantwortet: Gnädiger Herr, es sind jetzt herrliche Jahre gewesen, und es weiß vor großem Ueberfluß schier Niemand, wie er sich kleiden solle. Da ist keine Dorfmagd, sie hat ihre silbernen Spangen und Knöpfe; da ist keine Handwerksfrau, sie hat eine Menge von Kleidern, große Gürtel, Beutel, Paternoster, silberne Becher, Löffel u. s. w. Und bei dem Adel ist des Prangens gar kein Maaß. Dieselben Dinge sollen Euer Gnaden angreifen, und eine Schatzung darauf legen, dann kommen Euer Gnaden zu Gelde und können die Schulden bezahlen! — Aber darauf sprach der Hochmeister Hans von Tieffen: Nein, da behüte uns Gott vor! Sollen wir unsern getreuen Unterthanen nehmen, was ihnen Gott gab? Nein, aber wir wollen so regieren, daß man sagen möge: der Hochmeister ist ein reicher Fürst, denn alle seine Unterthanen sind reich, und haben Geld und genung! — Da das der Rath hörte, schämete er sich, schwieg stille und ritt bei Seiten.

Henneberger Erklärung S. 211.
Leo Histor. Pruss. pag. 335.

108. Strafe der Habgier.

Unter dem Hochmeister Friedrich von Sachsen saß auf Sassenheim ein Vogt, der unmaßen habgierig und sehr hart gegen die Unterthanen war, und deshalb den Bauern wider ihre Verschreibungen das Recht des Fischfangs im Lilis-

kensee entzog. Aber fortan vermochten die von ihm angestellten Fischer auch nicht ein Fischlein zu fangen. Der Vogt, welcher meinte, daß dies mit Hexerei zugehe, ließ einen Taucher herbeiholen, einen Franken Namens Gablatus, damit dieser erkunde, ob in dem See Fische wären. Der Taucher, nachdem er drei Stunden im Wasser verweilt, während welcher Zeit man die Netze zog, berichtete: daß sich zwar Fische in Fülle im Wasser befänden, sie aber so über die Maßen klug wären, daß sie die Netze vermieden. Der Vogt, der sich hiermit nicht zufrieden gab, befragte eine Wahrsagerin. Diese antwortete ihm: daß die Fische in dem fischreichen See nicht gefangen werden könnten, sei eine Schickung Gottes zur Strafe seiner Habgier, und dies würde auch nicht eher anders werden, als bis er selbst verstorben sei und die Fische mit ihm. Der Vogt verlachte dieß als ein Alteweibermärchen. Als er bald darauf aber auf der Jagd auf einen Bären gerieth, scheute sein Roß und stürzte mit ihm in den See, so daß beide untergingen. Am andern Tage sah man die Fische zahllos auch todt auf dem Wasser umherschwimmen, und dasselbige Jahr war kein Fisch im See, hernach aber waren Fische genug, ließen sich auch ohne Mühe fangen.

Sim. Grunau's Chron. Tract. XVI. C. 6. (MS.)

109. Die Ueberrumpelung von Elbing.

In dem Kriege, den der letzte Hochmeister des deutschen Ordens, Markgraf Albrecht von Brandenburg, mit den Polen führte, zogen Anno 1521, am Montage nach Oculi, die Streiter des Markgrafen aus, um die Stadt Elbing zu überrumpeln. Sie kamen in der Nacht vor Elbing an, ohne daß man ihrer gewahr wurde. Sie überfielen heimlich die Ziegelscheune vor dem Thore, nahmen das

Volk darinnen gefangen, und verwehrten es, daß es denen in der Stadt kein Zeichen oder Geschrei geben konnte. Darauf verbargen sie sich in großen Haufen an dem Thore. Wie nun am andern Morgen um acht Uhr ein Fuder Holz in die Stadt fuhr, und um es einzulassen, sonder Arg das Thor geöffnet wurde, da fingen die, so dem Thore am nächsten waren, an zu laufen, und kamen zugleich mit dem Fuder in die Stadt hinein. Aber es wurde gleich Lärm geschlagen, und die Wache am Thore und die herzugelaufenen Bürger zogen die Zugbrücke auf, so daß nicht Mehrere von außen her in die Stadt kommen konnten. Zugleich schlugen jedoch die Markgräflichen draußen ihre Hellebarden an die Zugbrücke, und zogen nun von außen, und wurden bald den Bürgern, die von innen zogen, zu stark, daß die in der Stadt die Stricke losließen; da schlug die Zugbrücke nieder, aber von dem starken Ziehen, welches geschehen war, schnellte sie wieder auf, und fiel aus den Haken in den Graben. Die Bürger in der Stadt machten darauf das Thor zu und ließen das Schoßgatter vorfallen, worauf denn der ganze Anschlag derer des Markgrafen zu nichte wurde. Der Tag, da die Stadt Elbing also durch Gottes gnädige Fürsorge gerettet, wird daselbsten noch feierlich begangen durch einen Lobgesang in der Kirche und durch Austheilung von Geld und Speise an dürftige Leute. Zum Andenken dieser Begebenheit ward die Form eines Spatens in einen Stein, unten am Thore linker Hand vom Eingange in die Stadt her, eingehauen, welche Vertiefung im Stein noch daselbst zu sehen ist. Das Eisen des Spatens, womit das Tau des Fallgitters abgeschnitten, ward in zwei Bleche in Spatenform ausgeschlagen, die über dem Eingange des Thors befestigt wurden. Jetzt sind davon nur noch die Bretter, auf welchem die Bleche angenagelt

gewesen, vorhanden, da der Rost das Eisen ganz verzehrt hat.

Henneberger Erklärung S. 118.
Fuchs Beschreibung v. Elbing Th. I. S. 81 fgg.

110. Die bewährte Unschuld.

Als im Jahre 1521 die Landsknechte einen heimlichen Ueberfall auf die Stadt Elbing unternommen, ward ein lahmes Weib, so nur auf einem Fuße und zwei Krücken ging, beschuldigt, um die Sache gewußt zu haben, und deshalb vom Rathe, obwohl sie beharrlich ihre Unschuld betheuerte, zur Strafe des Ersäufens verurtheilt. Man stürzte sie in Folge dessen von der hohen Brücke gebunden in den Elbingfluß, wobei sie ihren Schutzpatron den heiligen Jacob anrief, sie zu retten und ihre Unschuld darzuthun. Anfangs fiel sie zu Grunde und blieb lange unten liegen, so daß männiglich meinte, sie sei schon ertrunken. Endlich brachte sie der Strom wieder in die Höhe und führte sie bis an die großen Kiehnrahmen, deren viele über den Strom lagen, mit Ketten an beiden Ufern befestigt, daß die Feinde nicht stromaufwärts sollten kommen können. Als sie hier eine Zeitlang gehangen, trieb sie der Strom drunter durch, wobei sie stets zum heiligen Jacob rief. So ward sie bis zur rothen Fischerbude getragen und dort noch lebend ans Land geworfen. Der Büttel wollte sie zwar von Neuem in den Fluß stürzen, aber das Volk, das nachgefolgt war, da es den klaren Beweis ihrer Unschuld vor Augen hatte, entriß das Weib seinen Händen und lösete dessen Bande.

Henneberger Erklärung S. 119 fgg.

111. Die Belagerung von Holland.

In dem Kriege zwischen Hochmeister Albrecht und den Polen belagerten letztere das Städtlein Holland; aber ob-

wohl sie mit 8000 Mann davor lagen und in der Stadt wenig Volks war, so mußten sie doch, nachdem sie 2000 Mann verloren, mit Schimpf wieder abziehen. Die Gefangenen bekannten, daß sie beim Sturm den heiligen Georg auf den Mauern gesehen, deshalb hätten sie weichen müssen. Daß himmlischer Schutz über der Stadt waltete, zeigte sich auch, als eine aus einer Nothschlange geschossene Kugel in eine Wiege zwischen zwei Kinder fiel, ohne diesen den mindesten Schaden zuzufügen.

Henneberger Erklärung S. 159.

112. Das Teufelsbündniß.

In einem Dorfe bei Kreuzburg lebte einst ein Bauer, der durch unverschuldetes Unglück so verarmt war, daß er kein Saatkorn und kein Brodgetraide mehr hatte. Als er nun einst an einem Frühlingstage auf seinem Felde umher wandelte, und bekümmerten Herzens sah, wie auf seinem Lande bloß Unkraut wucherte, während auf den Aeckern seiner Nachbarn die Saaten im schönsten Grün des Frühlings prangten, und nun gedachte: wie schon jetzt daheim die Kindlein vergeblich nach Brod riefen, da gesellte sich zu ihm eine stattliche, mit prächtigen Gewändern geschmückte Frau, redete ihn freundlich an und fragte theilnehmend nach der Ursache seines Kummers. Als der Bauer dieses berichtet, erwiederte sie: wie sie mit seinem Schicksale Mitleid empfinde, und gern bereit sei, von ihrem großen Reichthume ihm so viel mitzutheilen, daß er viele Jahre davon die Seinen ernähren und sein Feld bestellen könne, aber zur Vergeltung begehre, daß er sein jüngstes Töchterlein, wenn es vierzehn Jahre geworden, ihr zum Dienste übereigne, und zu diesem Zwecke an den Ort, wo sie sich eben befanden, bringe. Dem Bauer war es wohl schmerzlich,

sich von seinem Kinde zu trennen, und er kämpfte lange bei sich, da er aber die Frau so freigebig und freundlich sah, so meinte er: sein Töchterlein werde gute Tage bei ihr haben, und schlug endlich ein, worauf das Weib ihm eine Ader öffnete und ihn mit dem aufgefangenen Blute eine Schrift unterzeichnen ließ. Der Bauer empfing darauf das Geld, konnte nun seine Felder bestellen und wurde bald der reichste Mann weit und breit. Die getroffene Uebereinkunft war längst seinem Gedächtnisse entschwunden, als er eines Tages, gerade als sein Töchterlein das vierzehnte Jahr zurückgelegt, mit demselben auf dem Felde lustwandelte. Da trat jene Frau wieder zu ihm, mahnte ihn an sein Versprechen und wollte das Mägdlein gleich mit sich führen. Dem Vater war es unmöglich, sich von seiner Tochter, die er herzlich liebte, so plötzlich zu trennen, und er hielt sie fest und wollte sie nicht lassen. Da riß die Frau ihm dieselbe fort, schwang sich mit ihr in die Höhe und eilte durch die Lüfte davon. Der Bauer aber, der nun erst erkannte, daß er dem Teufel sein Kind verschrieben, fiel auf seine Knie und bat Gott mit inbrünstigem Gebete, dasselbe aus den Händen des Bösen zu erretten. Und seine Bitte ward erhört. Denn es kamen Engel vom Himmel, entrissen dem Teufel das Mägdlein und führten es in die Arme des Vaters zurück.

113. Die heilige Jutta.

Im Jahre 1260 verschied zu Culmsee die heilige Jutta, die Mutter des Hochmeisters Hanno von Sangerhausen, der sie, da er noch als Comthur auf Althausen saß, nach dem Tode ihres Gatten, des Freiherrn Carl von Sangerhausen, mit sich aus Thüringen gen Preußen geführt hatte. Dort wohnte sie mit vier Jungfrauen in dem Kloster zu

Culmsee, von dem Bischofe Heinrich mit dem nothdürftigsten Lebensunterhalte versorgt. Da sie des Lesens unkundig war, und es deshalb schmerzlich empfand, daß sie sich nicht an frommen Büchern zu erbauen vermöge, so kam ein Engel vom Himmel, der innerhalb einer einzigen Stunde sie so weit brachte, daß sie alles fertig lesen konnte. Von Gott erbat sie sich als eine Gnade: in dieser Welt verachtet und verhöhnt, in jener aber erhöht zu werden. Und diese Bitte ward ihr gewährt. Nicht nur in ihrem eigenen Kloster ward sie drei Jahre hindurch mit unglaublicher Schmach angethan, sondern es wurden ihr auch von den Kreuzesbrüdern die schmählichsten Verbrechen vorgerückt, so daß sie sich durch die Feuerprobe reinigen mußte, indem sie einen glühenden Dreifuß ohne allen Schaden trug. Einst, als sie mit frommer Beschauung beschäftigt war, kamen Engelein, die sie durch den Himmel trugen. Da die Fromme die Sorge für einen kranken Priester übernommen und deshalb allnächtlich ihr Kloster verlassen mußte, so erschien immer ein helles Licht, welches sie hin und zurück geleitete. Als sie das Herannahen ihres Todes fühlte, ließ sie sich in die Kirche bringen, wo ihre Seele, während Bischof Heinrich das Todtenamt hielt, unter dem Gesange der himmlischen Heerschaaren in den Himmel geführt ward. Noch nach ihrem Hingange ließ Gott auf ihre Fürbitte viel Wunder geschehen.

Luc. David Chron. Bd. IV. S. 88 fgg.
Leo Histor. Pruss. pag. 99 sq.

114. Heiligenlinde.

Die heilige Linde, welche nahe bei der Stadt Rastenburg steht, ist schon lange als Kapelle und Wallfahrtsort berühmt gewesen. Zur Zeit der Heiden stand daselbst eine übergroße Linde, unter welcher viele Götter verehret wur-

den. Besonders hatten unter derselben in der Erde kleine unterirdische Männlein, Barstukken geheißen, ihre Wohnung; dieselben erschienen den Kranken, sonderlich zur Nachtzeit bei hellem Mondenschein, und hegten und pflegten sie; auch trugen sie dem, welchem sie gut waren, Korn zu aus den Scheunen und Speichern anderer Leute, die sich undankbar gegen sie bewiesen hatten. Ihren Freunden waren diese Barstukken getreue Hausmännlein, und pflegten sie allerhand Arbeit für sie zu verrichten. Es wurde ihnen, um sie zu verehren, des Abends ein Tisch gesetzt, den bedeckte man mit einem sauberen Tischtuch, setzte darauf Brod, Käse, Butter und Bier, und bat sie zur Mahlzeit. War nun am anderen Morgen auf dem Tische nichts mehr gefunden, dann war dieses ein gutes Zeichen; war aber im Gegentheil die Speise über Nacht unberührt geblieben, so war das ein Zeichen, daß die Götter von dem Hause des Opfernden gewichen seien.

Späterhin ist Heiligenlinde ein christlicher Wallfahrtsort geworden und es wird dort die Mutter Gottes verehret. Dieses hat seinen Ursprung auf folgende Weise: Vor vielen hundert Jahren war zu Rastenburg ein Uebelthäter ins Gefängniß gesetzt, der den Tod verwirkt hatte. Am Tage vorher, da ihm sein Recht geschehen sollte, ist ihm im Gefängnisse die heilige Jungfrau Maria erschienen und hat ihn mit tröstlichen Worten angeredet, ihm auch ein Stück Holz und ein Messer gegeben, mit dem Befehle, auf dem Holze zu schnitzeln, was er wolle. Dieses hat er gethan. Wie nun der Morgen herankommt und der arme Sünder vor das Gericht gestellt wird, da zeigt er das Stücklein Holz vor, an dem er in der Nacht geschnitzelt. Und siehe, auf demselben zeigt sich ein wunderbar schönes und künstliches Marienbild, in dem Arme das Kindlein Jesus haltend. Als man dieses sahe und der Missethäter dabei er-

zählte, wie ihm die heilige Jungfrau erschienen, da erkannte man das Wunderwerk, so geschehen, und das Rastenburgische Gericht ließ den armen Sünder los. Darauf ging nun dieser, wie ihm gleichfalls die heilige Jungfrau befohlen, von Rastenburg gen Rößel, um das Bild auf die erste Linde zu setzen, die er auf seinem Wege antreffen würde. Er ist also gegangen 4 Tage in der Irre und hat eine Linde gesucht, bis er endlich unweit Rößel Eine gefunden; auf diese setzte er sein Bildchen, welches fortan große Wunderwerke gethan. Es blieb nämlich von Stund' an die Linde grün, so im Winter wie im Sommer. Es geschahe auch, daß bald darauf ein stockblinder Mann vorbeireisete; als dieser an die Linde kam, sahe er plötzlich ein hellglänzendes Licht; nach demselben faßte er mit den Händen; das Licht aber kam von dem Bilde, und sowie er das letztere berührt hatte, wurde er sehend. Darauf wurde das Bild von vielen Leuten verehret; selbst das Vieh, wenn es unter dem Baume hergetrieben wurde, hat vor ihm die Knie gebogen. Als solches die Rastenburger hörten, gingen sie in großer Procession an den Ort, nahmen das Bild von seinem Orte und brachten es in die Stadt. Allein in der Nacht war das Bild aus der Stadt verschwunden und hatte sich von selbst wieder zu der Linde begeben. Alsbald sind die Rastenburger mit einer größeren Procession nochmals hingegangen und haben das Bild geholt und in die Stadtkirche gesetzt. Aber am andern Morgen war es wiederum verschwunden und zu seinem alten Orte zurückgekehrt. Da hat man es nicht wiedergeholt, sondern an dem Platze eine Kapelle gebaut. Noch jetzt geschehen viele Wunder an der Heiligenlinde, und es ist merkwürdig, daß alle Bäume in derselben Gegend ihre Wipfel nach der Kapelle zu neigen, als wenn selbst die Pflanzen ihre Verehrung für den heiligen Platz zu erkennen geben wollten.

ihm ehrliches Begräbniß; ein junger Priester jedoch, der sein Kumpan gewesen, übernahm es, ihn zu beerdigen. Aber der Teufel kam in Gestalt des Todten und erwürgte jenen vor allem Volke. Einige berichten auch: daß der Teufel in Gestalt eines Hundes schon vor jenem Vorfalle häufig der Begleiter Heinrich Knotte's gewesen.

Simon Grunau's Chron. Tract. XII. C. 6. (MS.)
Sebast. Moeleri Chronic. (MS.)

118. Das fromme Gespenst.

Während der Pest im Jahre 1343 zeigte sich in einem Kloster Preußens ein Gespenst, das überall umherging und von allen gesehen ward, auch sich allen freundlich bewies, jedoch mit keinem sprach. Wenn es sah, daß ein Mönch in der Kirche fehle, so holte es ihn flugs herbei; die aber, welche es berührt hatte, siechten alsbald, so daß sie ihre Säumigkeit mit ihrer Gesundheit büßten. Einige Brüder des deutschen Ordens hatten von diesem Schemen vernommen, und kamen aus Neugierde, um ihn zu sehen, herbei, standen auch nicht an ihn zu beschwören und verschiedene Fragen an ihn zu thun. Anfangs winkte ihnen der Geist, daß sie davon gehen möchten, da sie aber nicht folgten, sondern ungestümer mit Beschwörungen auf ihn losgingen, so drückte er sie so, daß sie zeitlebens die bisherige Gesundheit nicht wiedererlangen mochten. Endlich machte der Prior des Klosters der Sache ein Ende. Denn indem er das Gespenst eines Tages beschwor, sprach er: „der Herr Jesus sei dir und uns durch die Fürbitte der Jungfrau Maria ein gnädiger Richter!“ worauf der Geist: Amen! antwortete. „Bei dem Namen des Gekreuzigten,“ fuhr hierauf der Prior fort, „fordere ich dich auf zu sagen, weshalb du so sichtbar unter den Lebendigen umhergehst.“ Gott will nicht, antwortete der Geist, daß dies enthüllt

werde. Der Prior fragte: „Aber weshalb zürnt dir Gott, da du doch bekehrt scheinst, und wir für das Heil deiner Seele Messe gelesen haben.“ Eure Gebete, sagte der Geist hierauf, nützen mir nicht, denn da ich solche andern schuldig bin, so wendet Gott den Vortheil, den sie mir sonst gewähren möchten, von mir ab, und jenen zu. Wenn ihr mir helfen wollt, so thut es dadurch, daß ihr stets Gott vor Augen habt. Das Trübsal ist vor der Thür. Die Mönche gelobten dies und versprachen jeder drei Messen für ihn zu lesen. Nachdem das Gespenst hierfür seinen Dank abgestattet, verschwand es und ward nicht mehr gesehen.

Leo histor. Pruss. pag. 149 sq.

119. Die heilige Dorothea.

Unter den heiligen Wunderthätern Preußens steht oben an die heilige Dorothea, die, nachdem sie viele fromme Werke verrichtet und viele Wallfahrten gethan, den letzten Theil ihres Lebens eingeschlossen in einer, an die Domkirche zu Marienwerder stoßenden Zelle zubrachte. Vor allem hatte ihr Gott die Gabe verliehn, zukünftige Dinge vorher zu sehen, wie sie denn auch den Fall des deutschen Ordens vorher verkündet hat. Als sie ihr letztes Stündlein nahen fühlte, ließ sie ihren Beichtiger, den Domherrn Johannes von Marienwerder, herbeirufen, daß er ihr die letzte Oelung gewähre, und als er zögerte, fügte sie hinzu, daß er ihr nicht ferner diesen frommen Dienst leisten werde. Und wie sie vorher verkündet hatte, geschah es; denn um die nächste Mitternacht umgab sie plötzlich ein himmlischer Glanz und es war ein lieblicher Gesang zu vernehmen, der zwei Stunden währte, und während dessen sie von Engeln zu Gott geführt ward. Zugleich fingen die Glocken, ohne daß irgend eine menschliche Hand sie bewegte, an zu tönen,

und ihr Geläute dauerte eben so lange wie jener himmlische Gesang. Viele Wunder geschahen auch noch nachher an ihrem Grabmale, das in dem kleinen Chor der Domkirche befindlich war, so daß zu demselben die Schaaren frommer Pilger von weit und breit her gewallfahrtet kamen.

Leo histor. Pruss. p. 255 sq.

120. Das Bernsteinrecht.

In der früheſten Zeit war es jedem frei gewesen, den von der See auf den Strand geworfenen Bernstein aufzusammeln; als aber die Brüder des Ordens das Land in Besitz nahmen, erkannten sie, wie großen Nutzen sie daraus ziehen möchten, wenn sie sich solchen vorbehielten, und Br. Anselmus von Losenberg, der Vogt auf Samland, ließ ein Gebot ergehen, daß jeder, welcher unbefugt Bernstein sammle, mit der Strafe des Stranges belegt werden solle. Die Preußen aber, von denen viele ihren Unterhalt hieraus gezogen, insonderheit die Fischer, denen der Bernstein oft beim Fischen zu Hand kam, kehrten sich nicht daran. Da ließ der Vogt jeden, der beim Sammeln ergriffen ward, ohne weiteres Urtheil und Recht an dem nächsten Baume aufknüpfen, so daß viele jämmerlich ums Leben kamen. Für diese That hat aber Anselmus keine Ruhe im Grabe gehabt. Noch mehrere Jahrhunderte hernach hat man zu Zeiten seinen Geist am Strande umherwandeln gesehen, ausrufend: O um Gott, Bernstein frei! Bernstein!

Im Jahre 1522 ereignete es sich, daß einige Strandbauern, denen der Hochmeister Albrecht das Salz, was sie sonst bekommen, vorenthielt, aus Noth etliche Stücke Bernstein auffammelten und an Bürger in Fischhausen verkauften; die Sache wurde aber ruchbar und die Thäter wur-

den hart gestraft. Seit der Zeit nahm die Menge des Bernsteins so ab, daß man kaum den tausendsten Theil soviel erhielt wie früher. Wohl sah man ihn noch in großer Menge am Ufer schwimmen, wenn man aber mit den Gezeugen hinankam, so war er entschwunden. Da meinten die Brüder: Gott habe ihnen die köstliche Gabe nicht ferner gegönnt.

Simon Grunau's Chron. Tract. I. C. 5. (MS.)

121. Strafe der Gotteslästerung.

Als die Bürger der Altstadt Königsberg im dreizehnjährigen Kriege sich wider den Orden erhoben und die dortige Burg eingenommen hatten, raubte Einer von ihnen aus der Burgkapelle von dem Haupte der gebenedeiten Jungfrau eine Krone, die mit köstlichen Steinen besetzt war. Die Ehegattin des Simon Neimann kaufte solche für ihre Tochter, schmückte diese dann mit kostbaren Gewändern, setzte ihr die Krone auf das Haupt und sprach zum Volke: „Die Maria, die nun ein altes Weib geworden ist, mögt ihr nur verbrennen; von jetzt ab wird meine Tochter eure Maria sein, denn sie ist weit schöner wie jene.“ Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als die Tochter, von einer tödtlichen Krankheit plötzlich ergriffen, zu Boden sank und binnen ein und zwanzig Stunden ihr Leben aushauchte. Das Volk, durch dies Wunder erschreckt, stand von der ferneren Beraubung der Kapelle ab.

Simon Grunau's Chron. Tract. XVII. Cap. 1 (MS.)

122. Die Luftreise.

Unter dem Regimente des neunundzwanzigsten Hochmeisters Heinrich Reuß von Plauen befand sich in einem Städtlein Preußens ein Schulmeister, welcher der schwar-

zer Kunst kundig war. Durch diese hatte er bewirkt, daß ihm des Bürgermeisters Tochter, für die er entbrannt war, allnächtlich von seinen Geistern gebracht wurde, so daß er mit ihr der Liebe pflegen mochte. Eine Zeitlang schwieg die Jungfrau aus Scham, endlich aber entdeckte sie die Sache ihrem Vater, doch konnte sie nicht sagen an welchen Ort sie gebracht würde, außer daß er ihr nicht fern von der Kirche zu sein scheine. Die Eltern ließen hierauf die Tochter Nachts zwischen sich liegen, dennoch wurde sie entführt, befand sich am Morgen aber wieder an der Stelle, wo sie sich Abends hingelegt. Da hieß der Vater die Tochter ein Knäul nehmen und dies bei ihrer Heimführung an dem Orte, wo sie die Nacht zugebracht, zurücklassen, das Ende des Fadens aber in der Hand behalten. Und also geschah es; da fand denn der Vater, als er früh morgens um die Kirche herumging, das Zeichen. Als nun die Tochter in der nächsten Nacht wieder davon geführt war, ging er mit der Scharwache in das Schulhaus, und da fanden sie beide schlafend; die Tochter ließ er, im Hemde, wie sie war, in sein Haus führen, den Schulmeister aber einkerkern. Als nun dieser durch den Flammentod seinen Frevel büßen sollte, da bat er die Jungfrau, daß sie ihm verzeihe, die Eltern aber, daß sie ihm jene zur Ehe geben und ihn von dem Scheiterhaufen befreien möchten. Die Jungfrau vergab ihm zwar sein Vergehen, der Vater wollte ihm aber die Strafe nicht erlassen. Als nun der Schwarzkünstler sah, daß er diesen durch Bitten nicht zu beugen vermöge, da forderte er von der Jungfrau irgend ein Pfand der Vergebung, und als ihm diese, die gerade nichts anders zur Hand hatte, aus ihrem Täschlein einen seidenen Faden gereicht, warf er solchen in die Luft und schwang sich, indem er die Jungfrau umfaßte, geheime Worte murmelnd, an

diesem mit ihr auf und verschwand vor den Augen der Anwesenden in der Luft.

Simon Grunau's Chron. Tract. XVIII. C. 1.

123. Der heilige Andreas.

Als in dem Kriege, den Bischof Nicolaus von Thungen gegen die Polen führte, die letzteren die Stadt Braunsberg belagerten, erschien der Schutzpatron des Ermelandes, der heilige Andreas, in der Luft, und führte die Bürger in einem Ausfalle, in welchem Viele von den Polen erschlagen wurden, von den Braunsbergern aber auch nicht Einer verletzt ward, selbst an. Diese Strafe erlitten jene dafür, daß sie so viele Heiligthümer im Ermelande verletzt und entweiht hatten.

Leo Histor. Pruss. p. 329.

124. Strafe der Teufelsbeschwörer.

Unter dem Hochmeister Hans von Tieffen gaben sich in Königsberg ihrer Zwölf zusammen, um dem Teufel ihre Armuth zu klagen und ihn aufzufordern, sie reich zu machen. Sie hießen allesammt Johannes, denn solchen, die diesen Namen führen, mag, wie die Rede geht, der Teufel nichts anhaben. So gingen sie hinaus auf den Glappenberg, der jetzt der Rollberg heißt, und nachdem sie sich in einen Kreis gestellt, beschworen sie mit mancherlei Formeln den Teufel herbei, daß er ihnen dreizehn Schillinge bringen solle, um mit deren Hülfe verborgene Schätze aufzufinden. Der Leibhaftige erschien ihnen denn auch wirklich in mancherlei Weise, drei Stunden hindurch, stets in fremden Sprachen mit ihnen redend; endlich sind vier von den Gesellen hingestürzt, daß sie sofort ihren Geist aufgegeben haben, vier andre rasend geworden, die vier letzten

aber ergriff ein Entsetzen, daß sie fortrannten, und sie hatten nicht eher Rast, als bis sie eine Wallfahrt nach St. Jacob gelobt.

Sim. Grunau's Chron. Tract. XVIII. Cap. 13. (MS.)

125. Die Schnabelschuhe.

Zu derselbigen Zeit war große Hoffahrt im Lande Preußen, sonderlich mit den Schnabelschuhen, die eines Fingers, selbst einer Spanne, von Manchen sogar einer halben Elle lang getragen wurden. Damals war des Hauptmanns Sohn zu Marienburg vom Teufel besessen. Als man den Teufel ausbannte, auf dem Thor vor der Jungfrau Marien Bild, sagte derselbe: Er wolle gern ausfahren, so man ihm nur vergönnen wollte, in die Schnäbel der Schuhe hineinzufahren. Da kamen sie gar ab, denn forthin wollte niemand mehr spitze Schuhe tragen.

Simon Grunau's Chron. Tract. XVIII. C. 13. (MS.)

126. Der gute Engel.

Ein preußischer Edelmann, der von einem Zuge nach Deutschland in die Heimath zurückkehrte, traf in einer Herberge zu Elbing gute Gesellen, mit denen er eine fröhliche Zeche hielt. Als er sich nun darauf zu Bette gelegt, kommen zu ihm zwei böse Geister mit Kerzen, Kannen und Gläsern in den Händen, und fordern ihn auf, mit ihnen zu zechen. Der Edelmann weigert sich dessen; da spricht nach langem Hin= und Herreden der Satan zu ihm: Ich hatte geglaubt, daß ich dich mit mir hinweg würde führen können, aber du hast da einen guten Engel, der dich bewahrt; worauf die bösen Geister wieder entschwanden.

Lucas David's Chronik Bd. V. S. 101.

127. Die erhängten Gäste.

Es war zur Zeit des Hochmeisters Friedrich von Meissen ein sehr behender Dieb, der Einem ein Pferd stehlen konnte, wie vorsichtig er auch war. Nun hatte ein Dorfpfarrer ein schönes Pferd, das hatte er dem Fischmeister zu Angerburg verkauft, aber noch nicht gewähret. Da wettete der Dieb, er wollte solches auch stehlen und danach aufhören. Aber der Pfarrer, dem dies zu Ohren kam, ließ es so verwahren, daß jener nicht dazu kommen konnte.

Als der Pfarrer jedoch nach einigen Tagen auf dem Pferde in die Stadt reitet, kam der Dieb auf zwei Krücken in Bettlers Kleidung, und bettelte in der Herberge, wo jener eingekehrt war, und als er merkte, daß der Pfarrer sich zum Weiterritt rüste, eilte er vorauf in das Feld, warf seine Krücken auf einen Baum am Wege und legte sich selbst darunter. Wie der Pfarrer nun ankommt und ihn auffordert, nach Hause zu gehn, da die Nacht eintrete und die Wölfe ihn zerreißen könnten, klagt der Dieb: daß ihm böse Buben die Krücken auf den Baum geworfen und er ohne diese nicht heimzuziehn vermöge. Der Pfarrer will sich sein erbarmen, springt vom Pferde, zieht sein Reitwams aus und steigt auf den Baum, um die Krücken herabzunehmen. Indeß wirft sich der Dieb aufs Pferd und jagt auf selbigem mit sammt dem Reitrock des Pfarrers davon. Die Sache kommt aber vor den Pfleger von Leuenburg, der den Dieb greifen und an den Galgen hängen läßt.

Aber noch nach dessen Tode erzählte man sich viel von seiner Listigkeit und Behendigkeit. Einstmals ritten mehrere Edelleute, die von einem Gelage kamen, bei dem Galgen vorbei, und wie sie gerade von den feinen Stücken des

Diebes schwatzten, rief Einer von ihnen, ein unmaßen wüster Mensch: O du behender und kluger Dieb, du mußt ja viel wissen; komm auf nächsten Donnerstag mit deinen Gesellen zu mir zu Gast und lehre mich auch Listigkeit. Deß lachten die Andern, und noch mancherlei hiervon redend, ritten sie fürder des Weges.

Des Donnerstags aber früh neun Uhr, als der Edelmann, der des Abends vorher sich brav bezecht hatte, noch im Bette lag, kommen die Diebe, so viele dort am Galgen hingen, in dessen Hof mit ihren Ketten, gehen zur Hausfrau, grüßen sie und sagen: wie sie der Junker zu Gast gebeten; sie möge ihn aufwecken. Diese entsetzt sich, geht zu ihrem Manne und erzählt ihm, was für Gäste gekommen wären, worauf der Junker, obwohl heftig erschrokken, aufsteht, sie willkommen und sich setzen heißt, und Essen auftragen läßt, so viel er in der Eile vermag. Unterdeß sagt der Edelmann zu dem gerichteten Pferdedieb: Lieber, es ist deiner Behendigkeit viel gelacht, aber zwar jetzt ist mir nicht lächerlich, doch verwundert mich, wie du so behend bist gewesen, da du doch ein grober Geselle scheinst. Derselbe antwortete: „Der Satan, wenn er sieht, daß ein Mensch Gottes Wort verläßt, kann ihn leichtlich behende machen; sintemal die Wahrheit gesagt hat: wie die Kinder der Welt witziger sind in ihren Geschäften, denn die Kinder des Lichts." Als nun die Mahlzeit beendet war, standen die Gäste auf, dankten dem Junker und sprachen zu ihm beim Abschiede: „So bitten wir euch auch aus dem heimlichen Gerichte Gottes an das Holz, da wir um unserer Missethat willen von der Welt getödtet worden, und da sollt ihr mit uns aufnehmen das Gericht zeitlicher Schmach; und dieß soll sein heut über vier Wochen." Der Edelmann erschrak sehr, getröstete sich aber doch noch damit, daß er Niemandem etwas genommen, und daß jener Tag

auf Allerheiligen fiel, an welchem man nicht zu richten pflegte. Doch blieb er zu Hause, lud stets Gäste zu sich, um, falls etwas geschehen sollte, Zeugen zu haben: er wäre nicht ausgekommen.

Nun war damals viel Räuberei im Lande, sonderlich von den Reutern Gregor Maternens, des Danzigers, von denen Einer den Hauscomthur Br. Eberharden von Empten erstochen hatte. Deshalb hatte der Comthur den Befehl erhalten, so man Einen von diesen ergriffe, ihn ohne alle Audienz zu richten; der Mörder ward auch ausgekundschaftet und der Comthur setzte ihm mit den Seinen nach. Es war gerade Allerheiligen gekommen, und der Edelmann, der da dachte, daß er nun frei sei und sich gegen den Abend auf das lange Einsitzen etwas erlustigen wollte, ritt in das Feld. Indeß ward sein des Comthurs Volk gewahr, und da es diesen däuchte, es sei des Mörders Pferd und Kleid, ritten sie flugs auf ihn zu und wollten ihn fangen. Der Junker stellt sich zur Wehre, ersticht einen jungen Edelmann, des Comthurs Freund, worüber er ergriffen und gen Leuenburg geführt, auch ohne auf sein Ausreden zu achten, zu seinen Gästen an den Galgen gebracht wird.

Sim. Grunau's Chron. Trct. XIX. C. 6.

128. Valtin Supplit.

In dem Jahre 1520, als der Herr Albrecht der Aeltere, Markgraf zu Brandenburg und der Zeit Hochmeister des deutschen Ordens, mit dem Polen-Könige Sigismund in offenem Kriege lebte, und von diesem in große Enge getrieben war, ließen sich auch plötzlich die Schiffe der Polen auf der See und im Haff sehen, und drohten einen Einfall in Samland. Dort lebte damals an dem Strande ein Freibauer, Namens Valtin Supplit, sehr angesehen un-

den Hochaltar, um den Zehnten, welchen er in Empfang genommen, nachzuzählen. Als er noch hiermit beschäftigt war, kam der Teufel und schleppte ihn, ohne Ansehn des heiligen Gewandes, womit er bekleidet war, unter dem Altare hervor und verbrannte ihm den Arm, mit welchem er das Geld gezählet. So ward Gregorius am folgenden Morgen von den Mönchen, als sie zur Frühmette kamen, gefunden. Der Arm verbreitete einen so unerträglichen Geruch, daß er gänzlich abgenommen werden mußte. Der Hund aber lag todt an des Mönches Seite.

Danziger Chronik Albert Kattenhövers. (MS.)

130. Das Nachtmahl in Thorn.

Am 25sten März 1557, am Tage Mariä Verkündigung, ward in der St. Marienkirche in Thorn zum ersten Male das Nachtmahl des Herren in beiderlei Gestalt ausgetheilt. Dabei ereignete es sich durch eine wunderbare Fügung des Himmels, daß ein Mensch, welcher dreißig Jahre hindurch von Wahnsinn befangen gewesen, vollkommen wieder zu Verstand kam, so daß er sich nachher noch viele Jahre seiner Vernunft recht bedienen konnte.

Zernecka Thornsche Chronik S. 135.

131. Strafe des Kirchenraubes.

Als bei der Kirchenwandelung in Danzig die dortigen Kirchen meist ihres Schmuckes beraubt wurden, hatte auch Jemand einen mit Gold und Seide durchwirkten Altarvorhang entwendet und ihn zum Lailach gebraucht. Aber nicht nur starb er selbst gleich nach dieser That, sondern auch neun andere, die sich nach einander dieser Bettdecke bedienten, wurden ebenfalls von einem jähen Tode weggerafft. Der elfte endlich glaubte die Ursache hiervon in der

Altardecke zu finden, und brachte solche in die Kirche zurück, worauf denn auch kein Unglücksfall sich ferner in dem Hause ereignete.

Leo hist. Pruss. pag. 436.

132. Der Ritt auf dem Teufel.

In dem Lager, das unter Herzog Albrecht dem älteren vor dem Haberberge bei Königsberg im Jahre 1537 von den Söldnern aufgeschlagen war, befand sich ein Landsknecht, den ein Weib aus Erfurt um ihrer Tochter willen, die seine Liebste war, durch den Teufel in Gestalt eines Bockes oftmals holen lassen und nach etlichen Stunden wieder in das Lager geschickt hat. Wenn der Bock den Landsknecht hat abholen wollen, hat selbiger ein groß Geschrei gemacht. Es haben ihn auch die andern Knechte nicht halten können, denn ehe sie es gewahr geworden, ist ein Wind gekommen und hat ihn hinweggeführt. Wenn der Landsknecht wieder zurück gewesen, hat er sich so matt und müde gefühlt, daß er nichts hat sagen können, denn daß er sich zu Erfurt befunden und man ihn mit süßem Weine dort gestärkt habe.

Henneberger Erklärung S. 220.

133. Das Schmerlenfließ.

Herzog Albrecht der ältere hatte einmal in einem geringen Fließlein unfern Königsberg, so jedermann frei und gemein war, fischen lassen, wobei man so viel Schmerlen gefangen, daß sich männiglich verwundert hatte. Weil nun dieser Fisch für einen großen Leckerbissen galt, so ward, damit solcher immer für die fürstliche Tafel hinreichend da wäre, das Fließlein verboten. Aber sofort vergingen auch die Fische, daß, wenn man hernach Schmerlen für den Her-

hagelte zehnpfündige Steine, die viele Leute tödteten, und ein Feuerstrahl kam vom Himmel und brannte das Kornhaus nieder.

Sebast. Münster Cosmograph. Bd. I. S. 1290.

137. Die Lösung aus der Haft.

Im Jahre 1576 ward zu Waldau bei Königsberg ein junger Knecht wegen Diebstahls eingezogen; nach wenigen Tagen war er aber, wie dies mit ihm schon öfters geschehen, ohne daß irgend eine Verletzung des Schlosses oder der Thüre wahrzunehmen war, aus dem Gefängniß entschwunden. Als er jedoch in Folge neuer Diebereien wieder ergriffen worden, bekannte er: daß ihn seine Mutter schon in seiner Jugend gelehrt, wie er mit gewissen Zauberworten den Satan zu sich rufen und diesem befehlen könne, zu ihr zu gehn und ihr kund zu thun: daß, und wo er im Gefängnisse sei; wo sie denn kommen würde und ihn entledigen. Solches sei denn auch oft geschehen; seine Mutter sei in der Gestalt eines Raben erschienen, habe vernehmliche Worte mit ihm geredet und ihn aus dem Verließe geführt. Auch gestand er, daß seine Mutter ihm ein Kraut gegeben, vor dem, wenn er sie damit berührt, verschlossene Schlösser aufgesprungen; dies habe er aber, trotz der Warnung, es gut zu bewahren, als er einst mit einer Magd der Liebe gepflegt, verloren.

Henneberger Erklärung S. 468.

138. Der blutschwitzende Topf.

In der Stadt Seeburg und zwar in der Vorstadt gen Guttstadt, wohnte ein Haffner, Namens Michal Risch. Dieser hatte sich am Vorabend des Festes St. Lorenz des Märtyrers im Jahre 1577 Rettig mit Milchrahm zur

Speise bereitet, und, da ihn seine Ehefrau ermahnte, die Fasten zu halten, antwortete er ihr: der heilige Lorenz, der nicht arbeitet, mag fasten. Aber kaum hatte er solche gottlose Worte gesprochen, als die hellen Blutstropfen aus dem Gefäße herausquollen, während die weiße Farbe der Milch drinnen ungetrübt blieb. Obwohl der Topf mit einem Tüchlein ganz rein abgewischt ward, so drangen doch immer neue Tropfen hervor, und dies hielt mehrere Tage an, wie sich davon alle Bürger der Stadt Seeburg überzeugt haben, von denen viele zur Zeit des Guttstädter Domdechanten Löwe, der dieses Wunder in einem langen Gedichte berichtet hat, noch am Leben waren.

Leo histor. Pruss. p. 469.

139. Der Bauer aus Plibischken.

Anno 1577 um Mariä Empfängniß ist zu Plibischken, eine Meile Weges von Taplaken, ein Bauer aus dem Kruge, in welchem er schrecklich und gräulich auf seinen Pfarrherrn geschimpft, nach Hause gegangen. Als er aber vor seine Wohnung gekommen, hat ihn der Teufel mit gräßlichem Geschrei hinweggeführt, und als man ihn nach einigen Tagen im Gestrüppe gefunden, ist sein Leib so zerrissen gewesen, daß man ihn nur an den Kleidern, die hin und wieder an den Sträuchern zerzaust gehangen, hat wieder erkennen können.

Henneberger Erklärung S. 349.

140. Der Schatz bei Elbing.

Im Jahre 1579 hatte sich zu Elbing ein Schwarzkünstler, Namens Kilian Schmid, in den Eichwald begeben, und allda den Teufel heraufbeschworen, daß er ihm einen Schatz verschaffe. Der Teufel erschien auch, zuerst in der Gestalt eines großen gräulichen Bären, setzte sich

dann auf einen Baum und krähte wie ein Hahn, und sang zuletzt mit menschlicher Stimme, schüttete auch vom Baum aus den Schatz auf den Schwarzkünstler hinab. Als die Geldstücke denselben aber berührten, verwandelten sie sich in lauter Schwären, die seinen Leib über und über bedeckten, so daß er krank von der Stelle gebracht werden mußte und erst nach langer Zeit allmälig genas.

Henneberger Erklärung S. 127.

141. Der verschüttete Milchtopf.

Im Dorfe Georgenau, unfern von Friedland, ist vor Zeiten ein frommer Bauer, Martin Lemke genannt, der auch ein Kirchenvater und guten Vermögens, gewesen; der hat's einmal versehen und sich voll getrunken und trunkener Weise einen Topf mit Milch, doch nicht mit Willen, verschüttet; das hatte ihm der Teufel so hoch aufgemutzet, und so eine grausame Sünde daraus gemacht, denn er hätte Gottes theure Gabe, deren er nicht würdig gewesen, schändlich zunichte gemacht, darum er verloren müßte sein, daß man auch genugsam an ihm zu trösten gehabt hatte. Darum man sich vor Sünden hüten soll. Denn kann Meister Hämmerlein eine so gar geringe Sünde, welche doch nicht muthwillig noch vorsätzlich geschehen, sondern nur eines Versehens gewesen ist, so gräulich machen, was sollte er es denen schenken, so muthwillig und vorsätzlich in Sünden fortfahren.

Henneberger Erklärung S. 168.

142. Die gestörten Schatzgräber.

Zu Dromitten im Waldauschen Gebiete hatten sich einst vor etwa drittehalbhundert Jahren einige Gesellen zusammengethan, um in der Osternacht einen Schatz, welcher

in dem Garten eines Nachbars lag, zu heben. Als sie nun schon bis zum Schatze hinabgegraben hatten, erblickten sie plötzlich am Zaun die Gestalt des Gartenbesitzers mit einem Feuerrohre auf der Schulter, gleich als wenn er nach ihnen schießen wollte. Darüber erschrecken sie heftig, fürchtend, er werde sie kennen und bei der Obrigkeit angeben, ergreifen die Flucht und laufen in das Haus Eines, der mit von der Gesellschaft war. Der, welcher durch den Zaun gesehen, war aber der Teufel selbst, welcher nur die Gestalt des Nachbars angenommen. Er folgte ihnen denn auch in das Haus nach und nahm dort eine schreckliche Hantierung vor, indem er sie immer von einer Bank auf die andere warf und grausam zurichtete. So ging's die ganze Nacht hindurch bis zum ersten Hahnengeschrei, wo er plötzlich verschwand.

Henneberger Erklärung S. 468.

143. Des Teufels Buhlin.

Im Jahre 1587 war im Städtlein Domnau eine Gärtnerin. Selbige stand eines Tages sehr früh auf, zog sich an und ging, nachdem sie ihrem Manne Lebewohl gewünscht, von dannen. Dem Manne fiel dies auf; deshalb erhob er sich auch bald vom Lager, nachzusehen, wo seine Frau geblieben sei; aber alle Mühe, diese aufzufinden, blieb fruchtlos. Da ging der Mann zuletzt gen Rößel zu einer Wahrsagerin, daß sie ihm verkünde, wo sein Weib geblieben sei. Diese fragte ihn: ob er nicht wisse, wie es um seine Frau gestanden, wie sie sich verhalten, daß sie mit dem Teufel Buhlschaft getrieben, und wie dieser sie am Weihnachtsabend um den Ring und das Rathhaus geführt habe; jetzt möge er nur nach Hause gehen, sein Weib sei schon da. Und also war es; denn sie war in dem Unter=

teiche nicht weit vom Lande auf den Knieen sitzend, ertrunken gefunden.

Henneberger Erklärung S. 111.

144. Der ungerathne Sohn.

Im Städtlein Passenheim war unter Herzog Albrecht dem Jüngeren ein ungerathner Bube, der gar oft seine leiblichen Eltern, obwohl sie viel Gutes an ihm gethan, gröblich gemißhandelt. Endlich aber bekommt selbiger eine so scheußliche Krankheit, daß er bei lebendigem Leibe vermoderte, und niemand, auch sein eigen Weib nicht, bei ihm aushalten konnte und man ihn in eine abgesondert gelegene Brachstube hat bringen müssen. Wie er denn dort schon fast todt gelegen, sind unter ihm unzählige Schlangen gewachsen, die um und über ihn hergekrochen. Unter diesen ist eine ungeheuer große Schlange gewesen, die ihm die rechte Hand, mit der er Vater und Mutter zu schlagen gepflegt, zerbiß und zerstach, welches viele Leute, die ihn besucht, gesehen, er auch selbst anderen erzählt, und dabei gesprochen, daß ihn deshalb Gott so schrecklich strafe, weil er seine Eltern geschlagen und mit seinem Muthwillen und Ungehorsam betrübt. Nachdem er also jämmerlich unter den Schlangen verstorben, sind diese alsbald verschwunden und hernach nie wieder gesehen worden.

Henneberger Erklärung S. 345.

145. Der Versucher.

Im Jahre 1587 hatte ein Schneidergesell, Casper Freudenreich, auf dem Roßgarten zu Königsberg mit zwei Schuhknechten am Samstage in seiner Meisterin Hause des Abends gezecht. Als er nach zehn Uhr vor die Thür gegangen, kommt der Teufel zu ihm in Gestalt eines Pfer=

des oder Bockes, und sagt dem Schneider, er müsse nun mit ihm, worauf dieser geantwortet, wie Gott will! Darauf läßt der Teufel den Gesellen aufsitzen und führt ihn zuerst auf den Löbenichtschen Glockenthurm zur Fahne, dann auf den Domthurm im Kneiphof, von dort auf den Haberbergischen Kirchhof, wo er ihn unter einer Linde niedersetzt, ein Gespräch mit ihm hält, und ihm eine neue Münze und ein vergoldetes Buch zeigt, wobei er ihm anbietet, ihm dies zu schenken, das Geld aber ihm mit Scheffeln zuzumessen und ihn zum reichen Manne zu machen, wenn er sich ihm ergeben wollte. Dem Casper war es anfangs so, als wenn ihm der Mund verbunden wäre, und er nicht sprechen könne, bis er ein Kräutlein unter der Linde ausgerauft und daran gerochen, wo er denn dem Teufel, der auf dem Kirchhofe die Gestalt eines schwarzen Mannes mit großen brennenden Augen wie breite Eßlöffel gehabt, geantwortet: Weiche von mir, du böser Geist, du hast keinen Theil an mir. Als nun dieser sah, daß er den Gesellen zu seinem Willen nicht bereden könne, hat er ihn zum vierten Male über die Stadt Königsberg geführt, und hinterm Kreuzesthor, da wo jetzt der Roßgärtensche Markt ist, nicht weit von der Meisterin Hause hart niedergesetzt. Als darauf Casper sich aufrafft und nach Hause will, kommt ein weißer Mann zu ihm, geleitet ihn eine Strecke und sagt ihm dann beim Abschiede: er solle die Magd im Hause vermahnen, daß sie der Frau das Biergeld nicht also abzwacke; sonst werde es ihr schlecht gehen. Der Gesell ist aber hernach so matt und kraftlos gewesen, daß er umgesunken und etliche Tage krank gelegen.

Henneberger Erklärung S. 194.

M. Laurent. Cursor in einer besonderen Druckschrift über diese Geschichte.

146. Das Gelag des Teufels.

Im Jahre 1595 befand sich in Königsberg bei dem Schuster Franz Chrus ein Lehrjunge, Martin Ferber aus Saalfeld, etwa von neunzehn oder zwanzig Jahren. Zu dem kommt in seines Meisters Haus am 13ten März der leibhaftige Satan, zwei große brennende Augen im Kopfe, und ruft dem Jungen zu: Schläfst du? worauf dieser geantwortet: Nein! Meister seid ihr's? worauf der Teufel gesagt: ja ich bin's. Vor seiner Stimme, die wie aus einem hohlen Kopfe geredet, hat sich der Junge so erschrokken, daß er den Kopf unter die Bettdecke gesteckt und gesagt: Berathe Herr Jesu, du Sohn Davids.

Nach einer halben Viertelstunde hat der Teufel sich wieder merken lassen, dem Jungen die Bettdecke vom Kopfe gerissen und ihn gefragt: ob er ihm angehören wolle, und als der Junge, dem vor Entsetzen schier die Sprache vergangen, hierauf nichts geantwortet, weiter gesagt: daß er sich folgenden Tages vor der Stadt einfinden solle, wo er bei ihm sein würde. Er sollte aber hiervon Niemandem etwas vertrauen.

Dieser hat aber dennoch am folgenden Tage, was sich zugetragen, seinem Meister erzählt, worauf selbiger gegangen, um einen Prediger zu holen. Als nun der Junge aber nachgeht und bei der Kneiphöfschen Badstube auf das Bollwerk kommt, tritt ihm der Teufel in Hosen und Wams, aber mit Hahnenfüßen entgegen, ruft ihm zu: Kommst du? faßt den Jungen, der nichts antworten können, und führet ihn über den Pregel nach dem Kneiphöfschen Aschhof in einen auf der rechten Seite den Wiesen gegenüber liegenden Garten, und dann ein Thürmchen hinauf, wo sie in einem runden Gemache einen Haufen Teufel, alle mit Ho-

fen und Wams von Sammt bekleidet und mit goldenen Ketten angethan, um einen runden Tisch sitzend finden. Auf diesem lag eine schwarze Decke, darauf eine aufgehäufte Schüssel mit Braten gestanden, und umher viele lange Gläser. Die, welche da saßen, ließen es sich mit Essen und Trinken wohl sein. Ein Sackpfeifer war auch da, welcher ihnen aufspielte. Der Lehrjunge mußte sich zu seinem Führer setzen und mit essen und trinken. Wenn er sein Glas nicht hat austrinken wollen, hat jener es ihm eingezwungen. Die, welche dort waren, haben auch viel mit einander geredet, es hat aber wie durch hohle Töpfe geklungen. Endlich ist das schwarze Tischtuch verschwunden und statt dessen hat auf dem Tische ein Haufen Goldstücke gelegen, worauf der Führer den Jungen aufgefordert, davon zu nehmen, wenn er sein wollte sein, der aber geantwortet: „er wolle nicht." Als nun die übrigen von dem Golde genommen und sich ans Würfelspiel gemacht und weidlich mit den Bechern geklappert, da sucht Martin sich davon zu machen. Der Führer folgte ihm aber nach, sprechend: wo willst du hin? du kannst doch nicht hinaus kommen; worauf jener geantwortet: „Gott hat mir hineingeholfen, der wird mir wieder heraushelfen." Darauf ist der Satan ergrimmt und hat ihn die hohe Wendeltreppe kopflings hinabgestürzt.

Als Martin nach dem schweren Falle wieder etwas zu sich gekommen und gerufen: „Jesu, du Sohn Davids, errette und erlöse mich aus des Teufels Gewalt!" da tritt ein schöner blondgelockter Jüngling in weißem Gewande zu ihm und fragt ihn: was er da mache, wer ihn dorthin beschieden und wie er hineingekommen, worauf der Junge geantwortet: „das weiß ich nicht, unser Herr Gott weiß es am besten." Der Jüngling sprach hierauf: du sollst nicht mehr hineinkommen, da du gewesen bist; führte ihn über

die Planken und Gräben auf einen Düngerhaufen, wo er ihm das Koller, das nicht sonderlich groß gewesen, abgelöset und dabei gesagt: Ich nehme es nicht deiner Hoffahrt willen, sondern Andern zum Spiegel, welche die Koller drei- und viermal größer tragen und große Todsünde damit begehen, zeigte ihm dann den Thurm vom grünen Thore und hieß ihn sich danach richten, wo er sich denn wohl nach Hause finden würde, und befahl ihm noch zuletzt, Andre zu vermahnen: die großen Koller, die wälschen Bäuche und Hosen und die französischen Mützen abzulegen, sonst sie der allmächtige Gott schwer strafen würde, auch den Herren anzuzeigen, daß sie daneben den wucherlichen Handel abschaffen und sich denen von Danzig nicht gleichstellen sollten, die auch ihrer Strafe zu seiner Zeit nicht entgehen würden.

Als nun Martin beim Nachhausegehen zwischen die Speicher gekommen, tritt der vorige Teufel in der früheren Gestalt wieder zu ihm, fragt ihn: wo er hin wolle, und als jener geantwortet: „Nach Hause“ sagt er ihm: du kannst nicht nach Hause, du hast mit mir gegessen und getrunken, du mußt bei mir bleiben; doch willst du mein sein, so will ich dir wieder nach Hause helfen. Als aber der Junge geantwortet: „Unser Herr Gott hat mir aus dem Garten geholfen, der wird mir auch zu Hause helfen“, da ist der Teufel verschwunden. Als Martin nun endlich nach Hause gekommen, hat er um seinen Arm eine schwarze Binde gehabt, von der er nicht gewußt, wie er dazu gekommen, die demnächst verbrannt worden ist. Der Junge ist sechs Tage lang verwirrt gewesen und hat drei Tage krank gelegen; die Glieder sind ihm wie zerschmettert gewesen; essen hat er fast gar nicht können.

Danach hat er nach Empfang des heiligen Nachtmahls vierzehn Tage ziemliche Ruhe gehabt. Am 3ten

April aber erschien ihm der Teufel von neuem, und wollte ihn wieder mit sich fortnehmen, ist aber, als Martin ihn angeredet: „Bist du Jesus Christus, Gottes Sohn, so will ich mit!“ — wiederum verschwunden. Von da ab ist der Gesell, obwohl er noch lange große Beängstigungen empfunden, unangefochten geblieben.

M. Laurentius Cursor in einer besonderen Druckschrift über diese Geschichte.

Henneberger Erklärung S. 254 fgg.

147. Der Kirchendieb.

In dem Dorfe Mahnsfeld bei Königsberg wgr vor Zeiten ein Kirchenväter, der bei seinem Leben der Kirche an Gold, Silberwerk und anderem viel entwendet hatte, und der zur Strafe dafür nach seinem Tode als Gespenst umherwandeln mußte. Auch sein Weib, das um den Diebstahl gewußt, hat, als sie gestorben war, und zum Kirchhofe geführt ward, mit vernehmlicher Stimme gerufen: wo soll ich nun bleiben? Das entwendete Gut aber ist überall, wo es hingekommen, in lichte Flammen aufgegangen, so Haus und Hof verzehrt, außer an einem einzigen Orte, wo nur wenig davon gewesen. Das Kirchensilber selbst ist jedoch weder geschmolzen, noch sonst vom Feuer beschädigt worden.

Henneberger Erklärung S. 265.

148. Die Schmodittenschen Mägdlein.

Vor mehr denn zweihundert Jahren hatte einst in dem Dorfe Schmoditten bei Pr. Eylau ein Bauer Sonnabends wilde Birnen schütteln lassen. Da die Nacht aber eingebrochen, bevor er alle hatte auflesen können, so schickte er am andern Morgen ein Mägdlein heraus, um die noch übrigen zu sammeln. Das kam jedoch nicht heim und

fruchtlos blieb auch alle Mühe, es aufzufinden; erst nach mehreren Tagen fand man es unter einem Busche sitzend. Da erzählte es, wie es an einem Orte gewesen, wo sich viel stattliche Leute befunden, die mit Hahnenfedern geschmückt gewesen, und die gegessen, getrunken und allerlei Kurzweil getrieben hätten. Ihr Trank aber sei pechschwarz gewesen, und aus den Gefäßen, darin Speise und Trank, wären beständig Flammen herausgeschlagen. Obwohl nun das Mägdlein zu verschiedenen Zeiten ernsthaft zur Wahrheit ermahnt ward, ist es doch stets in seinen Aussagen sich gleich geblieben.

Nicht lange darauf verschwand auch aus einem benachbarten Hofe plötzlich ein anderes Mägdlein. Als dasselbe nach einiger Zeit sich wiederfand, erzählte es gleichfalls wunderbare Dinge, wie es fortgeführt und wiedergebracht wäre, erklärte auch: daß dies geschehen sei, damit die Leute sich bessern möchten, und gab nebenbei mancherlei Wahrzeichen für die Richtigkeit seiner Erzählung.

Henneberger Erklärung S. 435.

149. Strafe des Fluchens.

Im Jahre 1622 am elften Juni entliefen dem Dienstjungen des Schulzen aus Klattendorf die zwei Pferde, welche er zu hüten hatte. Da er sich eine Zeitlang vergeblich gemüht, sie wieder zu greifen, so fing er entsetzlich an zu fluchen; aber in demselben Augenblicke fuhr ein Blitzstrahl vom Himmel, der ihn nebst den zwei Pferden erschlug. Sobald dies geschehen, ist der Himmel sofort wieder klar geworden, so daß sich deutlich gezeigt: wie der Blitzstrahl nur herabgesendet worden, um die Ruchlosigkeit des Knaben zu bestrafen.

Hartwich Beschreibung der Werder S. 529.

150. Die Mönchgespenster.

Im Jahre 1640, im Monate August, demselben, in welchem der große Churfürst die Herrschaft überkam, hat man in mehreren Churfürstlichen Aemtern Gespenster in Gestalt schwarzer und weißer Mönche, und zwar am hellen Tage gesehen. Sie erschienen in Haufen zu zweihundert Mann und scharmützelten mit einander. Die, welche sie beiderseits anführten, waren um zwei Köpfe größer als die übrigen. Zwei Jahre darauf ist im Anfange des Monats Juni um Mitternacht ein Gespenst in Gestalt eines Jesuiten in Königsberg erschienen. Selbiges ist den ganzen Steindamm hinaufgegangen, hat etliche Male überlaut: Wehe, Wehe! geschrieen, aus einem Topfe Asche umhergestreut und an ein Haus Blut angesprengt, welches letztere noch lange Zeit, wie sich männiglich davon überzeugt, zu sehen gewesen ist.

Theatr. Europaeum ad ann. 1640. p. 161 sqq.; ad ann. 1642. p. 120.

151. Die fromme Magd in Königsberg.

Im Jahre 1633 am 24sten September Nachmittags zwischen drei und vier Uhr trug sich zu Königsberg in Preußen die folgende wunderbare Begebenheit zu. Es wohnte allda bei dem wohlweisen und ehrenfesten Herrn Michael Zering, Gerichtsverwandten, eine Dienerin, Namens Barbe, von Gut aus dem Schesischen gebürtig. Dieselbe Magd war fromm und gottesfürchtig. Als sie nun zu der gedachten Zeit und Stunde auf die Schlafkammer gegangen, das Bette zu machen, ist ihr daselbst plötzlich ein Grauen angekommen, und wie sie sich umgesehen, hat sie einen Jüngling erblicket, in weißen Kleidern und anzusehen

wie ein Engel Gottes. Der hat zu ihr geredet, sie solle sich nicht fürchten, sondern mit ihm gehen an den Ort, da man betet und singet. Sie hat sich zwar entschuldigt, daß sie nichts um, auch keine Schuhe hätte, er aber hat sie umfasset und hinweggeführet zum Fenster hinaus, durch die eisernen Traillen, auf einen Wagen, davor vier weiße Pferde gespannt gewesen. Auf diesen hat er sie gesetzet, und sie ist nun, ohne daß sie unterwegs hat sehen oder hören können, weil alles nur ein Augenblick gewesen, gefahren zu Gott dem Herrn, welcher da gesessen in weißen Kleidern mit einem weißen Haupt und Bart. Um ihn haben gestanden viele Engel und auch andere fromme Christen, die haben vor sich auf den Tischen Bücher liegen gehabt und daraus gesungen. Die Magd hat sich sehr gefürchtet, aber Gott der Herr hat durch den Engel, welcher sie geführet, ihr sagen lassen, sie solle guter Dinge sein, wäre sie doch sein Kind und glaubte an Jesum Christum; sie solle auch wieder in die Welt gebracht werden, weil ihre Herrschaft sich um sie bekümmere. Derselben Herrschaft solle sie anmelden, daß sie von allen Kanzeln in Königsberg verkündigen lasse, daß die Leute von der Hoffahrt abstehen, insonderheit von den Krummflechten und den großen Drathkollern und den hohen absätzigen Schuhen mit den großen Brillen darauf; wo nicht, so werde er sie hart und schrecklich strafen; darauf hat derselbige Engel am 26sten September um 3 Uhr gegen Morgen, also nach 36 Stunden, sie zu demselben Fenster hinein durch die eisernen Traillen zurückgebracht, nachdem die Herrschaft sie viel, aber vergeblich überall gesucht gehabt.

Str. Stimer wahrhaftiger Bericht von der Magd im Löbenicht u. s. w. Königsberg 1633. 4to.

Acta Borussica I. 601.

Hartknoch preuß. Kirchenhist. S. 584.

152. Rettung der Stadt Thorn.

Am 16ten Februar des Jahres 1629 wollte der schwedische Obrist Hermann Wrangel die Stadt Thorn in der Eil überrumpeln, und solches wäre ihm auch geglücket ohne den folgenden merkwürdigen Vorfall: An demselbigen Tage sollte nämlich vor der Stadt Thorn ein Dieb gehangen werden, welchem viel Volks aus der Stadt gefolget; als nun der Henker den Dieb an dem Galgen in die Höhe gezogen, da siehet dieser um sich, und wird von weitem des Feindes gewahr, fängt also an zu rufen, daß er den Feind sehe. Da fängt alles Volk an zu laufen und mit ihm auch der Henker und der Dieb, den jener von der Leiter fallen lassen. Und wie sie eben in der Stadt waren, da kam auch der Feind hinter ihnen her; aber er fand sie schnell vorbereitet und gerüstet, und hat müssen unverrichteter Sachen abziehen. Dem Diebe haben sie das Leben geschenket.

Zernecke Thornsche Chronik S. 277.

153. Der Thornsche Poltergeist.

Im Jahre 1655, Donnerstags vor Quadragesimä, hat sich in dem Hause eines Kaufmanns in Thorn, Hans Goldner, der am neustädtischen Ringe wohnte, ein seltsames Poltern erhoben. Es begann mit einem heftigen Lärm und Werfen, bald wurden aber selbst am hellen Mittage die Speisen vom Tisch, die Gläser und Schüsseln von den Schränken geschleudert und zerbrochen, die Fenster mit Steinen zerschmettert und allerlei anderer Unfug angerichtet. Endlich ward sogar dem dreizehnjährigen Sohne des Besitzers mancherlei Schmerz zugefügt. Der Poltergeist erschien ihm bald in der Gestalt eines Bockes oder Rehs, bald eines Vogels oder andern Thieres, warf ihn zur Erde

nieder und that ihm anderes Unbill an. Nachdem der Geist so drei Monate hindurch gewirthschaftet, gelang es endlich durch fleißiges Fürbitten in der Kirche und inbrünstiges Gebet der Hausbesitzer, die Ruhe einigermaßen wieder herzustellen. Man hatte die Hausmagd in Verdacht, dies Poltern veranlaßt zu haben, indem sie mit einem Windelbande allerlei Gaukelei vorgehabt haben sollte. Sie ward auch gefänglich eingezogen, aber da man sie, obwohl von dieser Zeit an der Lärm ganz aufgehört, nicht überführen konnte, und sie auch selbst in der Tortur nicht bekennen wollte, so mußte sie wieder auf freien Fuß gestellt werden.

Zerneka Thornsche Chron. S. 335.

154. Das Blutwunder zu Rudau.

In der Kirche des Dorfes Rudau in Samland befindet sich ein Kelch, der wegen des folgenden Wunders gar hoch in Ehren gehalten wird. Als am Sonntage Reminiscere des Jahres 1615 der Pfarrer in der Kirche das Abendmahl ausgetheilet, und bereits fünf Personen von dem Weine in dem Kelche getrunken, ist der Sechste zum Altar getreten, ein Knabe von funfzehn Jahren, der zum ersten Male zum Tische des Herrn gegangen.

So wie dieser aber den Kelch an den Mund gesetzt, ist aus dem gesegneten Wein, ehe er davon genossen, an der Seite, da der Knabe hat trinken wollen, von unten eine Ader dunkelrothes Blut hervorgequollen, welches sich in den halben Kelch verzogen. Dieses hat gedauert ungefähr ein Vater unser lang, und ist darauf der Wein wieder ganz klar und hell geworden. Der Pfarrer, der solches mit Schrecken gesehen, hat zum Wahrzeichen ein Tüchlein, womit er nach dem Abendmahl den Kelch auszuwischen pflegte, in den Wein getaucht, und es ist blutroth geworden und geblieben. Dasselbe wird ebenfalls zu

Rudau annoch aufbewahret. Daß der Knabe ein großer Sünder gewesen, hat man nicht erfahren, und keines Menschen Sinn hat es bisher ergründen können, was der allmächtige Gott mit diesem Wunder hat anzeigen wollen.

Gad. A. Pauli, de prodigio, quod in transfig. calce Euchar. in pago Borussiae Rudau accidit, Gryph. 1717, Jenae 1720. 4. Erl. Preuß. I. S. 520.

155. Der alte Dessauer in Litthauen.

Der König Friedrich Wilhelm hatte einmal seinen General, den alten Fürsten von Dessau, nach Litthauen geschickt, um dort große Leute für die Garde zu suchen. Bei dieser Gelegenheit hatte der alte Dessauer das Land kennen gelernt, und als nun einige Zeit darauf der König einstmals sagte, er habe doch viele Provinzen in seinem Lande, mit denen er nichts anfangen könne, dazu gehöre unter andern Litthauen, da meinte der alte Dessauer, das hieße doch wohl dem Lande Unrecht gethan, und er beschrieb nun dem Könige, was es in Litthauen Schönes und Gutes gebe. Dadurch wurde der König aufmerksam auf das Land und er that für dasselbe viel Gutes. Zur Dankbarkeit aber schenkte er dem Fürsten die Herrschaft Norkitten in Litthauen. Der alte Dessauer war bekanntlich ein guter Wirth, und er machte auch in seiner neuen Herrschaft allerlei neue vortheilhafte Einrichtungen. Unter andern ließ er in dem Dorfe Bubainen eine neue Mühle bauen. Als diese bald fertig war, kam eines Tages ein Litthauischer Müllergeselle herbei, welcher bat, an der Mühle arbeiten zu dürfen. Das wurde ihm aber abgeschlagen, weil der Fürst bloß Dessauer arbeiten ließ, und glaubte, daß die Litthauer nichts könnten. Darüber wurde der Gesell sehr entrüstet, und er schwor, daß man ihn noch zurückholen werde. Der Müllergesell war ein großer Zau-

beiter, und er brachte es nun zu Wege, daß an der Arbeit gar nichts mehr voran gehen wollte, und die Mühle nicht fertig werden konnte, mochte der Mühlenmeister auch schimpfen so viel er wollte, und mochten die Arbeiter auch schwitzen von des Morgens früh bis Abends spät. Da sah der Meister endlich ein, wem er dies zu verdanken habe, und er rief den Litthauischen Gesellen zurück, und es wurde dann die Mühle ohne besondere Beschwerde bald fertig, daß es die schönste Mühle im Lande war. Wie nun aber der Gesell seine Bezahlung forderte, da wies ihn der Fürst schnöde ab, und der Gesell bekam nun nichts, denn der Fürst war selbst ein Zauberer, dem daher in seinem Schlosse der Gesell nichts anhaben konnte. Daß der alte Dessauer ein Zauberer war, ist ganz gewiß, denn es konnte ihm keine Kugel etwas anhaben; auch ist es bekannt, daß er einmal, als er tief im Sommer von Memel nach Königsberg reisete, mit seinem Wagen und sechs Pferden davor mitten über das Haff reisete und das Wasser so fest hielt, als wenn es im strengsten Winter wäre. Der Gesell war aber doch ein größerer Zauberer als der Fürst. Als dieser nun einige Zeit darauf nach Königsberg reisen mußte, da reisete ihm der Gesell dahin nach, der wohl wußte, daß er dem alten Herrn überall, nur nicht in dessen Schlosse, Meister war.

Als er in Königsberg ankam, und vor dem Königlichen Schlosse vorbeiging, lag der Fürst gerade im Fenster, und rauchte aus einer großen Pfeife Taback. Der Gesell stellte sich vor ihn und forderte seinen Lohn für den Bau der Mühle. Der alte Dessauer aber lachte ihn aus. Da zauberte der Gesell ihm auf einmal ein Elendsgeweih an den Kopf, das mit jedem Augenblick größer und größer wurde. Anfangs merkte der Fürst nichts davon, als aber die Leute auf der Straße verwundert stehen blieben und

ihn ansahen, da faßte er sich an den Kopf und fühlte nun das große Geweih. Er wurde darüber sehr erschrocken, und wollte in die Stube zurückgehen, aber das Geweih war zu groß, und er konnte den Kopf nicht aus dem Fenster ziehen. Da lachte nun der Litthauische Gesell, bis der Fürst durch einen Offizier ihm das Geld auszahlen ließ, so viel der Gesell forderte, worauf denn das Geweih von seinem Kopfe verschwand. Seitdem hat der alte Dessauer sich mit keinem Litthauer mehr in Zauberkünste eingelassen.

156. Die Braut des Fingerlings.

Bei dem ehemaligen Städtchen Leuenburg, das zwar jetzt nur ein Dorf ist, dessen Bewohner sich aber zur Erinnerung an die Vorzeit noch jetzt Bürger nennen, liegt das Schloß Praffen, der Stammsitz des sonst freiherrlich, jetzt gräflich Eulenburgschen Geschlechts. Hier haben vordem die Fingerlinge, Barstucken oder Erdmännlein ihren Wohnsitz gehabt. Einst erschien vor dem Freiherrn von Eulenburg eine Gesandtschaft derselben und warb für ihren König um seine Tochter, ein Mägdlein von überaus großer Schönheit, im Falle der Gewährung verheißend: daß, so lange sie ungestört dort hausen würden, das Geschlecht der Eulenburgs auf jede Weise reich gesegnet werden solle. Zum Zeichen dessen überreichten die Abgesandten einen Fingerreif mit der Anmahnung, solchen wohl zu bewahren, da, sobald er verloren gehe, das Glück vom Hause scheiden werde. Als nun der Freiherr in den Antrag willigte, baten die Abgesandten weiter, daß die Braut an dem anberaumten Vermählungstage in ein von ihnen bezeichnetes Zimmer geführt werde, wo ihr Herrscher dieselbe dann in Empfang nehmen wolle; doch forderten sie auch, daß niemand ihr Thun belausche, weil sie sonst das Schloß ver-

lassen müßten. An dem festgesetzten Tage wurde nun die Jungfrau in jenes Zimmer geführt; am folgenden Morgen war sie verschwunden und nie ist wieder etwas von ihr gesehen. Die Fingerlinge sind aber noch oft nachher erschienen, und haben sich dasselbe Gemach, das deshalb auch nie anders benutzt ward, zu ihren Lustbarkeiten erbeten.

Einst, als einer der Besitzer des Schlosses an der Tafel saß, rief diesem eine feine Stimme, die hinter dem Ofen vorzukommen schien, zu, er solle nach dem gedachten Zimmer gehn und dort hineinrufen: Höre Rothöhrchen, Gehlöhrchen ist todt! Als er dies verrichtet, antwortete ihm dort eine andere unsichtbare Stimme: So, ist he todt?

Jener Ring wird noch in dem Familienarchive aufbewahrt; die Fingerlinge aber sollen, weil sie einst bei einem Festmahle belauscht worden, fortgezogen sein.

157. Der Spuk im Schlosse zu Schlodien.

Das Schloß zu Schlodien, Stammsitz eines Hauptzweiges der Grafen zu Dohna, in dem schönen Oberlande belegen, behauptet unter den Landsitzen Ostpreußens eine der ersten Stellen. In seinem Innern aber soll es umgehn. Es hat dort nämlich einst Eine aus jenem Geschlechte gewohnt, welche von solcher Habsucht besessen war, daß sie noch auf dem Todtenbette ihren Gatten wegen des Testamentes beunruhigte. Zur Strafe dafür hat sie selbst keine Ruhe im Grabe. In dem Zimmer, wo der Gatte starb, und wo sich noch jetzt das große Doppelbette befindet, dessen sich die Ehegatten bedient haben, zeigt sie sich insbesondere nächtlich, und wenn man sie auch nicht sieht, so hört man doch das Rauschen ihrer schwerseidenen Gewänder. Wenn die Gräfin aber umgegangen ist, so folgt bald darauf stets ein Todesfall in der Familie.

158. Das Licht in der Kirche zu Jaeskendorf.

Jaeskendorf, im Oberlande, ausgezeichnet schön an einem meist von waldbedeckten Höhen umgebenen See gelegen, ist jetzt der Sitz eines Zweiges der gräflichen Familie von Finkenstein. Wenn in der letzteren ein Todesfall bevorsteht, so wird dies immer dadurch vorher verkündigt, daß sich auf dem Altare der dortigen Kirche eine Kerze von selbst anzündet. So sah der Pfarrer noch vor wenigen Jahren, als er an einem Wintermorgen vor Tagesanbruch aufstand, von seiner der Kirche gegenüber liegenden Wohnung aus, daß diese erleuchtet sei. Da er einen Einbruch vermuthete, so schickte er sogleich den Küster hinüber. Letzterer fand jedoch Niemanden in der Kirche, wohl aber ein Licht auf dem Altare brennen, was um so wunderbarer schien, als die Thür verschlossen und Tags zuvor kein Gottesdienst gewesen war. Bald darauf kam die Nachricht, daß die Schwester des Besitzers in Königsberg verstorben sei.

159. Der Schloßvoigt bei Tilsit.

In der Nähe der Stadt Tilsit, hart am Ufer der Memel, erhebt sich ein runder Berg, der Schloßberg genannt. Auf demselben hat vor alten Zeiten ein Schloß gestanden, von dessen Entstehung, Bestimmung und Untergange man jedoch keine Kunde mehr hat. Es muß aber sehr fest und groß gewesen sein; denn es liegt auf dem höchsten Punkte der Gegend, und noch sieht man deutlich die Spuren des großen Grabens und der doppelten Wälle, die es umgeben haben. Ganz oben auf dem runden Berge, und gerade in dessen Mitte, sieht man ein breites, dunkles Loch, dessen Tiefe unergründlich sein muß, denn auch mit

dem längsten Seile kann man den Boden nicht erreichen, und niemals hört man etwas zum Grunde kommen, was man hineinwirft. Der Sage nach soll das Schloß einmal plötzlich versunken, und das Loch der Schornstein des versunkenen Schlosses sein; und tief unten in dem Berg, in dem Gemäuer des Schlosses, sollen unermeßliche Schätze verborgen liegen. Ein Castellan bewacht sie, ein altes Männchen mit schneeweißen Haaren. Unter welchen Bedingungen die Schätze zu heben sind, ist noch keinem Menschen kund geworden, obgleich der Castellan schon einige Male gesehen ist. Das letzte Mal hat man ihn vor noch nicht langen Jahren gesehen. Mehrere Hirtenknaben aus dem Tilsiter Kämmereidorfe Preußen hüteten auf dem Schloßberge das Vieh. Sie standen an dem tiefen Abgrunde in der Mitte des Berges, sahen in die dunkle, bodenlose Tiefe hinab, und erzählten sich von den Schätzen, die da unten liegen. Da fiel es ihnen ein, sie müßten etwas davon haben, und sie holten nun ein langes Seil herbei, daran banden sie den jüngsten unter ihnen, so sehr der Knabe, welcher große Furcht hatte, sich auch wehrte und schrie, und ließen ihn die Tiefe hinunter. Das Seil war so lang, wie der Thurm auf der Deutschen Kirche in Tilsit und noch länger, wohl noch einmal so lang, aber es hing noch immer straff und schwer, und das war ein Zeichen, daß der Knabe noch nicht auf dem Grunde war, obgleich sie schon lange sein Schreien nicht mehr hören konnten. Auf einmal wurde es leicht und krümmete sich. Jetzt war er auf dem Grunde; die anderen Knaben riefen hinunter, aber sie bekamen keine Antwort; sie legten das Ohr an den Rand des Abgrundes; aber sie hörten nichts, da unten war Alles still. Sie warteten lange, endlich zogen sie das Seil wieder in die Höhe, allein es war und blieb leicht, und als das Ende oben wieder ankam, war

es leer. Da wurde ihnen entsetzlich angst und sie liefen davon, und als sie am andern Morgen das Vieh wieder austrieben, da wagten sie nicht zum Schloßberge zu gehen. Aber wie sie noch die Straße entlang trieben und zweifelhaft waren, wohin sie sich wenden sollten, da kam in vollen Sprüngen der Knabe ihnen entgegen, den sie todt glaubten. Alle seine Taschen, seine Mütze, seine Hände waren voll Gold, und er erzählte ihnen voller Freude, wie er an dem Stricke, mit dem sie ihn in den Abgrund des Berges hinuntergelassen, tief unten in eine große Küche gekommen sei, wo ein heller Schein gewesen von allem dem goldenen und silbernen Küchengeschirr, welches dort beisammen gelegen. Auf einmal sei ein altes, graues Männlein zu ihm gekommen, das habe ihn freundlich angeredet, er solle keine Furcht haben, ihn von dem Stricke losgebunden, und ihn nun durch eine Menge Gemächer geführt, von denen eins schöner gewesen als das andere, und die alle voll Gold gelegen. Und wie er nun müde geworden, da habe das Männlein ihn zu einem Bette geführt, auf dem er die Nacht geschlafen. Am andern Morgen aber, als er aufgewacht, habe das Männlein wieder vor ihm gestanden und ihm die Taschen und die Mütze und die Hände voll Gold gesteckt, so viel er habe tragen können, und dabei gesagt: das verehrt Dir der Schloßvogt; dann habe das Männlein von der Seite ein enges Thor geöffnet, und ihn durch dasselbe gehen geheißen, und wie er hinaus getreten, sei er im Thal gewesen; das Thor und der Schloßvoigt aber waren verschwunden.

Als das die Andern hörten, und als sie dabei den Reichthum ihres Gefährten sahen, da gedachten sie auch dergleichen zu erwerben, und sie priesen den alten Schloßvoigt und eilten alle zu dem Berg, und es wollte Jeder an dem Seile früher hinunter gelassen werden, als der

Andere. Zuletzt warfen sie das Loos, und wen es trifft, der bindet sich selbst das Seil um den Leib und die Andern lassen ihn hinunter. Das Seil bleibt lange straff und schwer. Endlich wird es leicht und schlaff. Sie ziehen es in die Höhe, es ist leer. Sie gehen vergnügt nach Hause, und denken, der Hinabgelassene werde am andern Morgen wieder kommen. Allein er kam nicht, und sie sahen und hörten nie wieder etwas von ihm. Da hat auch keiner mehr den Muth gehabt, in die Tiefe hinunter zu steigen.

160. Der Opferstein vom Rombinus.

Schräge der Stadt Ragnit gegenüber an der andern Seite der Memel erhebt sich hart an dem Ufer des Stroms ein ziemlicher Berg, mit vielen Spitzen und Löchern und bewachsen mit Fichten. Der Berg heißt der Rombinus. Hier war vor Zeiten der heiligste Ort, den die alten Litthauer hatten, denn dort war der große Opferstein, auf welchem ganz Litthauen dem Ersten seiner Götter, dem Perkunos, opferte; von dort aus wurde Heil und Segen über das ganze Land verbreitet. Der Opferstein stand auf der Spitze des Berges. Der Gott Perkunos hatte ihn selbst sich dort hingelegt. Unter dem Stein war eine goldene Schüssel und eine silberne Egge vergraben; denn Perkunos war der Gott der Fruchtbarkeit; darum begaben auch bis in die späteste Zeit die Litthauer sich zum Rombinus und opferten dort, besonders junge Eheleute, um Fruchtbarkeit im Hause und auf dem Felde zu gewinnen. Es war eine alte Sage, daß das Glück nicht von dem Lande weichen werde, so lange der Stein noch stehe und der Berg unter demselben; der Berg aber werde zu Grunde gehen, wenn einmal der Stein von ihm genommen würde. Da begab es sich nun im Jahre 1811, daß in

dem Dörflein Barten, welches nordöstlich am Fuße des Rombinus liegt, ein Müller Namens Schwarz zwei neue Windmühlen anlegen wollte, wozu er zwei Mühlensteine haben mußte. Er besah sich den Opferstein auf dem Rombinus, und er glaubte ihn zureichend, daß er die beiden Steine daraus könne hauen lassen.

Der Müller war ein Deutscher. Weil er nun wußte, daß die Litthauer im Guten den Stein nicht hergeben würden, ging er zum Landrath des Kreises, und erhielt von diesem einen schriftlichen Befehl, daß er den Stein nehmen könne. Die Bauern in den benachbarten Dörfern erhoben zwar ein großes Geschrei, als er anfangen wollte, den Stein wegzunehmen; aber dem Befehle des Landraths mußten sie gehorchen. Dennoch dauerte es lange, ehe der Müller Schwarz zu dem Steine kommen konnte; denn es wollte sich kein Arbeiter zu dem Wegnehmen finden; die Leute fürchteten, es möge ein Unglück geschehen, wenn man es wage, das letzte Heiligthum der Götter im Lande anzutasten. Endlich fand der Müller drei Arbeiter, starke und muthige Gesellen, welche für großen Lohn bereit waren, den Stein zu sprengen und in die Mühle nach Barten zu schaffen. Die Leute waren nicht aus der Gegend, sondern Einer von ihnen war aus Gumbinnen, der Andre aus Tilsit und der Dritte aus dem Dorfe Preußen bei Tilsit. Mit diesen Dreien begab sich der Müller auf den Rombinus, und sie fingen an zu arbeiten. Als nun aber der Mann aus dem Dorfe Preußen den ersten Schlag nach dem Opfersteine that, flog ihm ein Stück davon ins Auge, daß er noch desselbigen Tages auf beiden Augen blind wurde. Der Mann lebt noch in Tilsit und ist blind geblieben bis auf diese Stunde. Darauf fing der Geselle aus Tilsit an zu hauen; aber nach dem zweiten Schlage zerbrach er sich den Arm, daß er nicht weiter arbeiten

konnte und nach Hause zurückkehren mußte. Dem Gesellen aus Gumbinnen gelang es endlich, den Stein zu sprengen und in die Mühle zu schaffen. Aber als der am dritten Tage nachher in seine Heimath zurückkehrte, wurde er unfern von Gumbinnen plötzlich krank; er mußte liegen bleiben, und starb auf dem Wege, bevor er noch sein Haus erreichte.

So rächte der Gott Perkunos die Wegnahme seines Opfersteines, an dem er mehr als tausend Jahre verehrt war. Die goldene Schüssel und die silberne Egge hat man nicht gefunden, obgleich genug danach gesucht ist.

Seitdem der Stein fort ist, frißt der Memelstrom von unten in den Rombinus hinein, und oben auf dem Berge wehet der Wind den Sand auseinander, so daß bald die Stelle nicht mehr ist, wo einst der berühmte Opferstein war. Dann wird, sagen die Litthauer, großes Wehe über das Land kommen.

Mündliche Ueberlieferung; vergl. aber auch
Leo histor. Pruss. p. 19.
Henneberger S. 389.
Act. Boruss. I. pag. 216.

Das Obige wurde niedergeschrieben im Jahre 1834. Seitdem, nämlich im Anfange des Monates September 1835, hörte man in einer Nacht ein großes, weit schallendes Getöse, welches vom Rombinus herkam. Am andern Morgen fand man einen großen Theil des Berges eingestürzt; in dem vorbeifließenden Memelstrome war dagegen eine große Erdzunge entstanden. Das Wunderbare dabei war: daß ein Weg zwischen dem eingestürzten Berge und der Memel ganz unversehrt geblieben war, der Berg also ganz in die Tiefe hinein gestürzt zu sein, und das Erdreich dort unten nach dem Strome zu gedrängt zu haben schien, so daß es unter dem Wege fort in dem Strome wieder

zum Vorschein kam. Die dadurch in der Memel gebildete Erdzunge besteht größtentheils aus harter, zerrissener Thonerde, und ist überall mit vielerlei Muscheln vermischt. Der Theil des Berges, auf dem der Opferstein gestanden, ist für jetzt noch verschont geblieben. Die Litthauer fürchten aber jetzt wieder doppelt, daß auch er bald einstürzen und dann die unglücksvolle Prophezeihung in Erfüllung gehen werde.

161. Die weiße Frau auf der Baierburg.

An dem Ufer des Memelstromes, gegenüber den alten Mauern des Ordenshauses Christmemel, erheben sich einige schroffe Anhöhen, mit niedrigem Gestrüppe bedeckt. In alten Zeiten stand hier eine Burg des deutschen Ordens, die Baierburg genannt. Die Burg ist lange zerstört, aber man sieht noch an wenigen Mauerstücken, die aus der Erde hervorragen, und an den Gräben, welche sich um dieselben ziehen, wie die Burg beschaffen, und wie sie gar groß und fest gewesen. Sie ward gebauet im Jahre 1337 von dem Herzog Heinrich von Baiern, der mit starker Heeresmacht dem Orden zu Hülfe gezogen war, und war zu einer Schutzmauer gegen die heidnischen Litthauer bestimmt. Von dem Herzog erhielt sie den Namen die Baierburg. Sie sollte der vornehmste Platz in der Gegend werden, und nach dem Willen des Herzogs sogar der Sitz eines Erzbischofs. Allein sie stand nur wenige Jahre, und ihre Bestimmung konnte sie nicht erreichen.

Der Hochmeister des Ordens nämlich legte vierzig Ordensritter in die Burg, denen er einen Comthur gab. Die Ritter aber dachten wenig an Gott und ihr Gelübde, und anstatt dem Gebete und ihrer Pflicht sich zu widmen, ergaben sie sich dem Spiele und dem Trunke und aller Ueppigkeit. Da geschah es einmal, daß sie auf einem Zuge

gegen die Litthauer eine edle Jungfrau geraubt hatten, welche sehr schön und tugendhaft und eine Christin war; anstatt nun dieselbe den Ihrigen zurückzugeben, wollten sie sie vielmehr zu ihren Sünden und Lastern mißbrauchen, und sie zwangen sie, an ihren sündhaften Gelagen Theil zu nehmen. Die Jungfrau ermahnte sie öfters, von ihren Sünden abzustehen; allein sie hörten nicht auf sie und spotteten ihrer. Als nun eines Tages die Ritter alle wieder bei einem großen Gelage saßen und ihren Lastern fröhnten, da erhob die Jungfrau, die die vielen Gräuel nicht mehr ansehen konnte, ihre Stimme zu dem Herrn, und flehete ihn an, den Sünden ihrer Peiniger und ihrem eigenen Elende ein Ende zu machen. Und auf einmal öffnete sich die Erde und verschlang die Burg mit den Rittern und mit Allem, was darin war. Auch die Jungfrau fand ihren Tod mit den Uebrigen; allein zum Zeichen, daß sie der ewigen Seligkeit theilhaftig geworden, erscheint sie seitdem öfters in glänzenden weißen Kleidern, weshalb sie auch die weiße Frau genannt wird, und ist der Schutzgeist der Gegend; sie thut den Leuten Gutes und wehret Unglück und Verderben von ihnen ab. So sind es noch keine hundert Jahre, als einstmals ein kleines Kind in den Abgrund fiel, der sich an der Stelle befindet, wo früher die Burg gestanden. Niemand konnte in die unergründliche Tiefe sich hinunter wagen, und die armen Eltern mit ihren Nachbarn standen voll Entsetzen umher, aber ohne Rath und ohne Hülfe. Da erhob sich auf einmal aus dem schwarzen Abgrunde die weiße Frau, welche in ihren Armen das unversehrte Kindlein hielt und es den freudigen Eltern zurückgab; ehe diese ihr danken konnten, war sie verschwunden. Auch verwahrt sie unten in dem Abgrunde die großen Schätze, welche die Ritter den Litthauern abgenommen und dort aufgehäuft hatten. Sie möchte sie gern austhei-

len an die Leute in der Gegend, aber ein schwarzer Teufel, der ihr da unten gegenüber sitzt, hindert sie noch daran. Einst wird aber die Zeit kommen, daß die weiße Frau über ihn den Sieg davon tragen wird, und dann wird sie alle die vielen Schätze den Menschen geben.

162. Der Leichenbesuch.

In vielen Städten Litthauens sind besondere Kirchhöfe für die deutschen und für die litthauischen Gemeinden. Auch in der Stadt Ragnit ist es so; früher war daselbst für das Kirchspiel nur ein Kirchhof, jetzt sind aber zwei da. Der deutsche liegt südwestlich von der Stadt, der litthauische liegt östlich von derselben. Aber die Leichen der beiden Kirchhöfe, wenn sie sich im Leben gut gekannt haben, kommen oft des Nachts zusammen, besonders wenn es stürmisches Wetter ist. Dann sieht man sie zu hundert und tausenden von einem Kirchhofe zu dem andern fliegen, von dem litthauischen zu dem deutschen, und auch von dem deutschen zu dem litthauischen. Ein Jeder kann sie nicht sehen, sondern nur solche Leute, die in der Mitternachtstunde eines Sonntags geboren sind; die Leichen fliegen durch die Luft, aber nicht gar hoch über der Erde und in ganz gerader Linie von dem einen Kirchhofe zu dem andern. Daher ist denn auch in der graden Richtung von den beiden Kirchhöfen gar kein Gegenstand zu sehen, der sie in ihrem Fliegen aufhalten könnte, kein Haus, kein Baum, keine Hecke, keine Mauer, noch sonst etwas. Vor einigen Jahren zog einmal ein Fremder nach Ragnit, der bauete sein Haus an das südliche Ende der Stadt; es war ein recht hübsches und festes Haus. Aber so wie die erste stürmische Nacht kam, fiel das Haus ganz in einander, mit Dach und mit Mauern. Alte, schon halb verfallene Häuser in der

Nachbarschaft waren ohne allen Schaden geblieben. Darüber schüttelte zwar Mancher den Kopf, und sah das Haus mit besonderem Gesichte an, allein der Fremde ließ es wohlgemuth wieder aufbauen. Doch es dauerte nur wenige Tage, da kam wieder in einer Nacht ein Sturm und warf das Haus noch einmal um. Da kam ein alter Mann zu ihm, der war in der Mitternachtstunde von einem Sonnabend auf Sonntag geboren. Der sagte zu dem Fremden, sein Haus werde nimmer stehen bleiben, denn es stehe in der geraden Linie zwischen dem litthauischen und dem deutschen Kirchhofe, und liege den Geistern im Wege, wenn sie einander besuchen wollten. Da ließ denn der Fremde das Haus etwas an der Seite wieder aufbauen, wo es noch steht, ohne jemals wieder Schaden genommen zu haben. — Zum Wahrzeichen steht auch noch eine Scheune am südlichen Ende der Stadt Ragnit, deren Spitze erstreckt sich so eben in die gedachte grade Linie hinein, daher kommt es denn, daß auf dieser Spitze sich niemals das Dach halten will; wenn der Herr der Scheune hundertmal im Jahre es wieder zurecht machen läßt, so ist es doch, so oft des Nachts ein Sturm ist, jedesmal grade so weit niedergerissen, als es in die Linie hineingeht und den Geistern in ihrem Wege liegt.

163. Die Stadt Gumbinnen.

Der Name der Stadt Gumbinnen, die vor wenig über hundert Jahren noch ein kleines Dorf war, kommt von dem litthauischen Worte: Gumba, Krümmung, her. Der Ort bestand nämlich in den ältesten Zeiten aus zwei Krügen und einigen Bauerhöfen. In diesen Krügen wurde aber sehr schlechtes und ungesundes Bier verschenkt, so daß die, welche es genossen, davon Leibschmerzen bekamen und sich wie Würmer krümmten. Andere leiten den Namen

daher, daß der Fluß Pissa dort viele Krümmungen macht, noch Andere von einer mächtigen Linde mit einem starken Auswuchse, von welcher die heidnischen Urbewohner geglaubt hatten, daß sie also von ihren Göttern gezeichnet sei, auf daß sie ihnen unter derselben ihre Opfer brächten.

Beiträge zur Kunde Preuß. Bd. II. S. 114 fgg.

164. Der Name Stalluppönen.

Die Stadt Stalluppönen hat ihren Namen von folgendem Umstande: Es befinden sich dort mehrere kleine Teiche und Dämme. Bei einem von diesen hat vor Zeiten eine dicke Eiche gestanden, und darauf soll oben ein Tisch befestigt gewesen sein, an diesem haben die alten vornehmen Preußen ihre Zusammenkünfte und Mahlzeiten gehalten, während das geringere Volk unten an der Erde, ebenfalls an Tischen gesessen, und bei dem fröhlich gewesen, was ihnen die Vornehmen von oben herab zugeworfen. Weil nun in der alten Sprache Stahletz ein Tisch und Uppön ein Teich heißt, so ist daher der Name entstanden.

165. Der Kamsvikus.

Unfern Insterburg an dem rechten Ufer der Angerapp, nicht weit von deren Vereinigung mit der Inster, erhebt sich jäh ein ziemlich bedeutender Berg, der Kamsvikus. Er besteht aus einem fast felsenharten Erdreich; niedriges Gestrüpp bedeckt ihn; noch finden sich Ueberbleibsel einstiger Bewährung. Schon vor der Ankunft des Ordens hat hier eine Burg gestanden, deren Besitzer ihr und dem Berge den Namen gegeben haben soll. Diesen Kamsvikus schildert die Sage als einen harten und wüsten Mann, der seine Unterthanen auf das grausamste behandelte. Zuletzt ließ seine eigne Gattin ihn fesseln und lebendig in den Ge-

wölben des Schlosses einmauern. Aber sie selbst trieb es noch ärger: noch wüster und frevelvoller war das Leben auf der Burg; noch grausamer verfuhr sie gegen das Volk. Da sollen endlich die Götter, erzürnt, die ganze Burg haben versinken lassen. Aber die Besitzerin, obwohl so begraben, fand doch keine Ruhe. Sie ward verdammt, in der Gestalt einer schwarzen Kuh umzugehn. Ihr Gatte, als schwarze wilde Katze, treibt sie vor sich her. Andere erzählen, sie werde von einem schwarzen Ritter verfolgt, der beständig über ihr die Geißel schwinge. So will man beide oft zur Mitternacht durch das Dickicht streifen gesehen haben.

Der Sohn des Kamsvikus soll sich des Volkes oft gegen die Grausamkeit seiner Eltern angenommen, dies ihm aber einst das Leben gekostet haben. Aus Dankbarkeit ward ihm ein Denkmal errichtet. Ein Kreuz von Eisen, das man später gefunden hat und jetzt in der Kirche zu Insterburg aufbewahrt, wird für dies Denkmal gehalten. Als seine Grabstätte wird ein fünfundzwanzig Fuß langer und vierundzwanzig Fuß breiter Stein am Fuße des Berges bezeichnet.

Noch leben im Munde des Volks litthauische und deutsche Lieder, die seinen Edelmuth und seinen Tod besingen.

166. Die Einäugigen zu Narpischken.

Unweit der Stadt Insterburg liegt ein Dörflein mit Namen Narbischken oder Narpischken an einem kleinen Flüßchen, die Golbe genannt. Dieses Flüßchen haben die alten Preußen besonders in Ehren gehalten, und ihm Ehrfurcht bezeuget. Dieß thaten die Bewohner des Dorfes auch noch lange nachher, als sie schon Christen geworden waren. Da begab es sich merkwürdiger Weise, daß zu

einer Zeit in dem Dorfe viele Menschen einäugig wurden. Dieses hielt lange Zeit an, denn noch vor zweihundert Jahren fand man in dem Dorfe viele einäugige Leute.

Henneberger Erklärung S. 327.
Adlerhold höchst gepriesenes Preußen Th. I. Cap. 3. Nr. 41.

167. Die Kirche zu Engelstein.

Eine Meile von Angerburg liegt das Dörflein Engelstein mit einer Kirche darinnen. Anfangs standen das Dorf und die Kirche nicht an diesem Orte, sondern eine halbe Meile weiter an den See Rösau. Es hatten nämlich die ersten Stifter des Engelsteins von dem Orden ein Stück Wald von 64 Huben gekauft. Wie sie nun denselben ausrodeten, da fanden sie mitten im Walde eine lichte Stelle, die da gleich einer Kirche ausgesehen. Sie war 36 Fuß lang und 24 breit, und eine Sacristei war daran, so 12 Fuß in der Länge und 9 Fuß in der Breite hatte. Die Wände der Kirche und der Sacristei waren ganz von uralten großen Bäumen gebildet. Da erkannten die Engelsteiner, daß sie hier ihre Kirche bauen, und sich niederlassen sollten, sie brachen daher ihre Wohnungen und die Kirche an dem See ab, und trugen sie hierher in den Wald hinein, da wo sie noch jetzt stehen.

Erläutert. Preußen Th. II. S. 230 fgg.

168. Der Glomssack zu Memel.

An der äußern Festungsbrücke zu Memel befand sich früher ein Glomssack, von Metall gegossen, welcher zwei Centner schwer war, und zum Aufziehen und Niederlassen der Brücke diente. Derselbe hatte folgenden Entstehungsgrund: Als nämlich Erich König von Schweden einsmal das Schloß Memel belagerte, hat sich die inliegende Mannschaft so tapfer und so lange gehalten, daß zuletzt gar kein Pro-

viantvorrath mehr da war, außer einem einzigen litthauischen Glomskäse. Da beriethen die Belagerten unter einander, was zu thun, und sie kamen endlich überein, den Käse in das Lager der Feinde zu werfen, und diese dadurch glauben zu machen, daß sie noch vielen Vorrath hätten. Sie thaten also, und täuschten den Feind dadurch wirklich, denn dieser verzweifelte nun, die Uebergabe durch Hunger zu erzwingen, wenn die Belagerten noch so schöne Käse muthwillig fortwerfen könnten, und er hob die Belagerung auf und zog ab. Darauf man denn zum steten Andenken diesen Glomssack gegossen und dort aufgehangen, nach welcher Seite der Käse über die Mauer geworfen war.

Erl. Preuß. Th. IV. S. 240.

169. Die singende Meeresjungfrau.

Zu Nidden an dem Gestade des kurischen Haffs wohnt in dem Wasser eine Jungfrau, welche mit süßen Klängen den Wanderer zu sich heranlockt, die Schönheit ihres Aufenthalts rühmt, und ihm, wenn er ihr folge, ein Leben voller Freuden und das Glück der Liebe verheißt. Wenn nun aber der Gelockte, bethört von den Verheißungen und dem zauberischen Gesange, sich in die Fluth stürzt, um nach dem Eilande, auf welchem er die Jungfrau vor sich zu sehen glaubt, hinüber zu schwimmen, so öffnet sich plötzlich der Abgrund und verschlingt den Schwimmer nebst der Insel. Schon viele Opfer hat die Jungfrau so zu sich hinabgezogen.

Rhesa Prutena S. 74.

170. Das Teufelswerder.

In der Mitte des Spirdingsees liegt ein kleines Eiland, das Teufelswerder. Es besteht aus einem steilen und

ziemlich hohen Berge, und begreift etwa drittehalb preußische Hufen in sich. Der Boden ist fast durchweg sandig und wird beinahe gar nicht zum Ackerbau benutzt. Den Bewohnern des gegenüberliegenden Dorfes Eckersberg zeigt es, je nachdem es näher oder entfernter scheint, die bevorstehenden Veränderungen des Wetters an. Diese Insel ist von bösen Geistern bewohnt, woher sie denn auch ihren Namen erhalten. Bald zeigen dieselben sich in Gestalt von Löwen, bald von schwarzen Hunden, bald unter andern Formen, necken die Menschen, die in die Nähe kommen, und fügen ihnen allerlei Schaden zu. Der Geschichten, die die Umwohner des Sees und vor allen die Bienenbeutner, die ihre Beuten auf dem Werder halten und Sturmes halber oft drei und mehr Nächte darauf festgehalten werden, hiervon zu erzählen wissen, sind unzählige. Besonders aber haben die Gespenster es auf die Fischer abgesehen, denen sie bald die Netze zerreißen, bald große Schätze zeigen, die, wenn jene sie nach langer Mühe endlich heben wollen, plötzlich verschwinden oder sich in unbrauchbare Dinge verwandeln.

Henneberger Libell. de fluminibus etc. fol. 21.
Merkwürdigkeiten des Spirdingsees § 7. sqq. (in den wöchentlichen Königsberg. Nachrichten de 1749. Nr. 37.)

171. Die Rählsche Säule.

Zwischen Angerburg und dem Dorfe Rähl steht auf freiem Felde ein funfzehn Fuß hoher und sechs Fuß breiter, von Ziegelsteinen ins Gevierte gemauerter und oben spitz zulaufender Pfeiler. Mitten in demselben ist auf jeder Seite eine Blende, etwa einen halben Ziegel tief. Vordem stand an dieser Stelle ein kleines hölzernes Haus. In selbigem kamen im Jahre 1564, am Tage der unschuldigen Kindlein, zwei Knechte und zwei Mägde zusammen, und

verschlossen sich, um sich in sündlicher Lust zu vergnügen. Da ist aber der Teufel hinzugekommen, hat ihnen die Hälse gebrochen, die Angesichter auf den Rücken gekehrt und einer Magd, Rosa geheißen, den Leib dermaßen verbrannt, daß weder Fleisch noch Eingeweide von den Beinen bis zur Brust geblieben. Zum Andenken an diese Begebenheit ließ Herzog Albrecht der ältere den erwähnten Pfeiler errichten, die Geschichte daran abmalen und in einer Inschrift die Veranlassung kund thun. Das Haus, in dem der Vorfall sich zugetragen, wollten die Bauern aus Rähl, da es sie verdroß, daß die Leute von weit und breit herkamen um es in Augenschein zu nehmen, abbrechen; aber alle Mühe, die sie deshalb anwendeten, ist umsonst gewesen. So hat das Häuslein noch lange nachher gestanden, und zum Wahrzeichen haben die Werkzeuge daneben gelegen, mit denen man es hat zerstören wollen.

Heilsbergers Chronik ad ann. 1564. (Ms.)

Vera historia de calamitoso et horrendo quatuor personarum interitu furoribus diabolicis e medio sublatorum, quae accidit in pago Raehl Borussorum; conscripta a Vinc. Barfus. Dantisci 1593.

Histor. patriae de Columna Relnensi specim. I. (in den Königsb. Intellig. Bl. de 1744. Nr. 48). spec. II. (in den wöchentlich. Königsb. Nachrichten de 1748 Nr. 49) v. L. R. v. W(erner).

172. Die Messer im Dome zu Königsberg.

In der Sacristei der Domkirche zu Königsberg befinden sich noch zwei Messer, die der Teufel zwei Personen, die sich ihm ergeben hatten, zugestellt, um sich oder Andre zu ermorden, so wie die Handschrift dieser beiden Menschen, zu deren Rückgabe den Teufel das kräftige Gebet der Geistlichen vermocht haben soll.

Baczko Beschreibung v. Königsberg S. 123. (2te Aufl.)

173. Die wunderbare Münze.

In dem Münzkabinet der Bibliothek zu Königsberg befindet sich eine schwere goldne Denkmünze, welche 25 Ducaten Werth hat. Auf derselben ist von der Einen Seite ein erhabnes Brustbild mit der lateinischen Umschrift: Effigies Hieronymi Scoti Ploc., auf der andern Seite stehet die Jahreszahl 1580. Diese Münze rührt her von einem berühmten Zauberer, Namens Hieronymus Scott, welcher mehrere Jahre in Preußen herumgereiset. Als derselbe nämlich einmal bei dem Herzoge in Preußen an der Tafel gewesen, und das Gespräch auf das Goldmachen gekommen, hat gedachter Scott in Gegenwart vieler Herren ein Stück neben ihm liegenden Brodtes genommen und daraus sofort diese große Münze gemacht zu Aller Verwunderung! Er hat sie auch dem damaligen preußischen Kanzler Christoph von Rappen geschenkt, welcher mit bei der Tafel gewesen. Aus dessen Familie ist sie hernach in die Familie von Wallenrodt gekommen, und von da in die Bibliothek.

Erläut. Preußen, Th. III. S. 652.

174. Die wandernde Traube zu Königsberg.

In der Schloßkirche zu Königsberg, nicht weit von dem königlichen Stuhle, siehet man oben am Gewölbe eine Weintraube von Kalk. Dieselbe hat der Maurermeister, so bei Erbauung der Kirche gewesen, nach vollendeter Arbeit dort angebracht, zum Wahrzeichen, daß ihm von den ganzen Verdienst nichts übrig geblieben, sondern er denselben ganz vertrunken. Dafür soll aber der Maurermeister nicht eher selig werden können, als bis die Traube ganz von ihren Platz abgefallen ist. Einstmals, im Jahre 1647

am 16ten Februar, ging sie mitten während der Predigt los, und man sah sie sich herunterlassen vom Gewölbe, und eine gute Handbreit von der Mauer in freier Luft baumeln. Darob fürchteten sich viele Leute, und die, so darunter gesessen, standen auf und gingen an einen andern Ort, meinend, die Traube werde jeden Augenblick ganz herunterfallen. Allein sie fiel nicht, sondern blieb schweben, und am andern Morgen wurde sie, ohne daß eines einzigen Menschen Hand sie angerührt hatte, an ihrem Ort wieder fest gefunden.

Erläut. Preuß. I. p. 638. und mündlich.

175. Das Kreuzthor zu Königsberg.

Am Ende der Burgfreiheit zu Königsberg, da wo der Roßgarten anfängt, befand sich ehedem ein Thor, das Kreuzthor genannt, welches im Jahre 1705 abgebrochen ist. Neben diesem Thore, im Winkel zur rechten Hand, stand vor alten Zeiten ein Kloster, zum heiligen Kreuz genannt, in welchem gar fromme Mönche waren. Bei einer Gelegenheit wurden die Mönche vertrieben, und es wurde aus dem Kloster ein Gießhaus gemacht, welches jedoch später an einen andern Ort nicht weit vom Holzgarten verlegt worden. Jenes Kreuzthor war früher immer besonders verschlossen, seitdem aber die Mönche vertrieben waren, ist es vom bösen Feinde besessen worden, also daß man es niemals hat zuhalten können, sondern wenn man es zugeschlossen hatte, fand man es gleich wieder offen. Daher man es zuletzt ganz weggebrochen hat.

Erläut. Preuß. I. 369. und mündlich.

176. Der heilige Brunnen zu Königsberg.

Nicht weit von der Roßgärtischen Kirche zu Königsberg ist eine schöne und reiche Quelle, der heilige Brunnen

genannt. Diese besaß ehemals eine große wundersame Heilkraft, so daß viele preßhafte Leute dadurch zur Gesundheit gelanget, und derowegen angefangen wurde, das Wasser häufig zu gebrauchen. Als dies die Eigenthümerin des Brunnens ersah, Dorothea Gevadrov, eine reiche und ausnehmend geizige Wittwe, da ließ sie den Brunnen verbauen, um von denen, die das Wasser gebrauchen wollten, Geld zu nehmen. Aber auf einmal hatte jetzt das Wasser seine Wunderkraft verloren, und es konnte niemand mehr davon genesen. Da bereuete die Frau ihre gehabten Unkosten, und sie wurde wieder arm und elend.

Erläut. Preuß. Th. I. S. 545. und mündlich.

177. Die sonderbare Leiter an dem Dome zu Königsberg.

Wie stark man in alten Zeiten das Mauerwerk gearbeitet, davon hat man ein Wahrzeichen an der Domkirche zu Königsberg, wenn man von der Akademie nach dem alten Collegium zu gehet. Daselbst ist an der Kirchenmauer Ein Ziegel an den andern gelegt, so daß man auf demselben stehen kann. Dieses hat aber folgenden Grund: Als man den Arbeitsleuten, welche die Kirche baueten, das Essen hat hinaufreichen wollen, und es an einem Gerüste fehlte, auf welchem man zu den Leuten heransteigen könnte, hat der Maurer etwas Kalk an die Mauer geworfen, und einen andern Ziegel darauf geleget, welcher alsbald dergestalt angeklebet, daß von Stund' an Einer hat aufsteigen und den Arbeitsleuten das Essen hinaufreichen können.

178. Das Bild der Eva zu Königsberg.

In der Altstädtischen Pfarrkirche zu Königsberg befindet sich, an dem fünften Pfeiler nach Süden hin, das Grabmal Johannes Malcherns, eines Preußischen Kammer-

meisters, welcher im Jahre 1665 gestorben. Auf diesem Grabmale ist eingehauen der Fall Adams, mit welchem Bildniß sich im Jahre 1691 am 23sten Sonntage nach Trinitatis folgende wunderbare Begebenheit zutrug. An dem gedachten Tage wurde daselbst in der Kirche zum ersten Male gesungen das Lied: Durch Adams Fall ist ganz verderbt u. s. w. Auf einmal bemerkte man während des Singens, wie das Bild der Eva, welche neben dem Adam beim verbotenen Baume stehet, sich hin und her bewegte, worüber sich viele Leute erschraken. So oft nachher das besagte Lied dort gesungen, soll sich das Bild wieder beweget haben, bis man es zuletzt mit vielen Nägeln angenagelt, worauf der Spuk verschwunden.

Erläutertes Preußen Th. II. S. 63.

179. Der Rinau.

Der Galtgarbenberg, oder, wie sein Name eigentlich lautet, der Rinau, ist, wenn auch nicht der höchste Punkt in Preußen, doch, da er sich ziemlich vereinzelt über seine Umgebungen erhebt, einer der bemerkbarsten, wegen der herrlichen Fernsichten nach der Königstadt, dem Meere und dem Haffe aber, so wie wegen des dort zum Andenken an die Befreiungskriege errichteten Monuments der bekannteste Berg des Landes. Zur Heidenzeit soll auf seinem Gipfel ein Heiligthum des Ligo, des Gottes des Frühlings und der Freude, gestanden haben, bei dem eine immerwährende Flamme brannte, die von keuschen Jungfrauen bewacht und unterhalten ward. Zu diesem Dienste ward auch einst ein Mägdlein erkoren, das durch seine Schönheit das Herz eines Edlen Samlands entzündet hatte. Dieser, trotzend dem Spruche des Kriwen, schwur, die Erwählte dem Altare zu entreißen und als Gattin in seine Wohnung zu führen. Dreimal stürmte er das Heiligthum, dreimal

wurden seine Schaaren von den Wächtern zurückgeworfen; endlich dringt der Jüngling durch die Pforte, schon umfaßt sein Arm die Jungfrau, da erbraus't plötzlich eine wüthende Windsbraut, Blitze zucken, und zusammen stürzen die Mauern des Heiligthums und begraben die Frevler unter ihren Trümmern. Die heilige Flamme aber war auf ewig erloschen.

Seitdem hört man oft auf dem Gipfel des Berges Mitternachts ein wirres Getöse wie Schlachtendrang und Rasseln der Waffen, bis auf ein Mal ein flammendes Licht aus dem Boden heraufflammt. Dann verstummt plötzlich das Toben.

Rhesa Prutena S. 147 — 149.

180. Die Schätze des Rinau.

Eine andere Sage berichtet, daß auf dem Rinau einst die Nachkommen des Samo, die Herren über Samland, gewohnt hätten. Deshalb und wegen der vielen mächtigen Eichen, mit denen er bedeckt war, wurde der Berg für heilig gehalten, und das Bild des Curcho und des Wurskaitis auf seinem Gipfel aufgestellt. In seiner Tiefe barg man die Urnen, in denen sich die Asche der verbrannten Leichen der Gebieter mit ihren schönsten Kleinodien, vielen Geldmünzen und anderen kostbaren Dingen befand. Von den Brüdern des deutschen Ordens wurde nach der Eroberung Samlands das Heiligthum zerstört. Die Schätze aber blieben in der Tiefe.

Da traf es sich im Jahre 1524, daß in Königsberg mehrere zur evangelischen Kirche übergegangene Mönche sich befanden, die, ihres bisherigen Unterhaltes aus den Klöstern beraubt, nicht wußten, wovon ferner leben, und deshalb den Entschluß faßten, Schätze zu suchen. Als sie nun zu vierzehn zu diesem Zwecke auszogen, kamen sie an den

Rinau, damals der Luhmenensche Berg genannt, und weil sie dort ein altes Gemäuer sahn, von dem ein heftiger Regen die Erde, die es sonst bedeckt, fortgespült, man ihnen auch berichtete, daß dort vor Zeiten ein reicher Fürst gewohnt, so beschlossen sie, hier ihren ersten Versuch zu machen, und öffneten das Gemäuer. Alsbald stieg aber aus der Tiefe ein so giftiger Brodem hervor, daß fünf auf der Stelle todt niederstürzten und von den andern noch drei am folgenden Tage starben. Die, welche übrig blieben, erzählten nachher, sie hätten große Töpfe gesehen und auf jedem derselben einen schwarzen Hund, aus deren Maule der tödtliche Dampf gekommen wäre.

Nach einigen Tagen gingen sie von neuem zum Berge, trugen mit sich Bilder, die mit dem geweihten Oele bestrichen waren, lasen die Messe, sangen die Litanei, nahmen das Allerheiligste, und beschworen, solches vor die Grube haltend, die Geister. Da verlor sich der giftige Brodem, und sie kamen in die Grube ohne Schaden, fanden sieben große Töpfe, nahmen sie heraus und führten sie mit Frohlocken nach Königsberg. Als man diese nun aber in Gegenwart des Bischofs und Hauscomthurs öffnete, da hatte der Teufel das Geld, welches darinnen gewesen und das er den Mönchen nicht gönnte, verwandelt, so daß man nichts denn kleine Kohlen, Menschenknochen und Asche fand.

Sim. Grunau's Chron. Tract. XXII.

181. Das Dorf Germau.

Der Name des Dorfes Germau stammt her von dem alten preußischen Worte garimas, welches so viel heißt als Trinker; denn die Einwohner des Dorfes haben von jeher den Trunk geliebt, und man findet noch jetzt Weiber allda, deren zehn eine Tonne Bier anzapfen, und nicht eher

von einander gehen, als wenn sie dieselbe bis auf den Grund ausgetrunken.

182. Die Neue Sorge.

Die jetzt so genannte Königsstraße in Königsberg hieß zuerst die Neue Sorge. Dieser Name aber hatte folgenden Ursprung: denn als man diesen Theil der Stadt erbauet hatte, schickte man zu dem damaligen Statthalter des Markgrafen, dem Fürsten Radziwil, und fragte diesen, wie die Straße heißen sollte? der war ein gar bequemer Herr, und gab zur Antwort: Abermals eine neue Sorge! und es wurde darauf die Straße benannt: Neue Sorge.

Erläut. Preuß. Th. I. S. 547.

183. Die Vierbrüder-Säule.

In der Capornischen Haide unweit von Königsberg steht mitten auf dem Wege eine Säule, die man die Vierbrüder-Säule nennt. Dieselbe ist von Holz und 24 Fuß, auch noch wohl etwas mehr hoch. Auf derselben Höhe sind auf vier herausragenden Armen so viele ausgeschnitzte bärtige Mannesköpfe mit Helmen aufgesetzet. Die Säule stehet schon seit undenklichen Zeiten, sie ist zum öftern umgefallen oder verletzet worden. Alsdann muß sie von dem Domainenamte zu Caporn wieder aufgerichtet und ausgebessert worden. In frühern Zeiten waren hiermit allerlei Ceremonien verbunden, die hat man aber jetzt vergessen, und es ist nur noch die Eine übrig geblieben, daß der Zimmermann, so sie wieder setzet oder die Arme wieder anmacht, sich vor ihr verneigert und mit lauter Stimme ihr seinen Wunsch zum langen Stehen abstattet. Wie diese Säule entstanden, darüber hat man mancherlei Erzählungen und Muthmaßungen. Einige sagen, es seien an der Stelle vier Brüder geviertheilt, welche große Mörder ge-

wesen. Andere behaupten, daß daselbsten vier Brüder eine Reise durch die ganze Welt verabredet hätten und auseinander gegangen wären, nach vielen Jahren aber an dieser Stelle sich wieder zusammengefunden hätten. Wieder Andere meinen, es habe daselbsten früher eine alte vierzweigige Eiche gestanden, welche den Göttern der alten Preußen heilig gewesen. Noch Andere glauben, daß vor mehreren hundert Jahren daselbst vier hohe Häupter, nämlich der Markgraf Albrecht, der König von Polen, der König von Dänemark und der König von Böhmen, bei einem großen Jagen Brüderschaft getrunken hätten. Die wahrste aber ist die folgende Erzählung: Als die Ordensbrüder zum erstenmale gegen die Sudauer zu Felde zogen, nahmen sie nur wenig Volk mit. Derohalben wurden sie mit sammt dem Landmeister von den Sudauern geschlagen. Solches wollten vier starke Brüder des Ordens rächen, als Martin Golin, Conrad Entkin, Jacob Stobemel und Malachies Koblenz. Diese mit hundert Fußgängern fielen plötzlich in Sudauen ein, und fanden den Adel des Landes auf einem großen Bankett. Sie harreten deshalb im Walde auf die Nacht, und als nun die Sudauer lagen und schliefen, da machten sich die Brüder auf und erschlugen 93 Preußen von Adel, und kehrten mit großer Beute zurück. Zum Andenken an diese ruhmwürdige That wurde den vier Brüdern des Ordens in dem Walde die Säule gesetzet.

Duisburg Chronic. P. III. c. 193 sqq. cf. Rohde Dissert. de celebri statua IV. fratrum h. v. d. berühmten Säule der 4 Brüder. Regiom. 1717.

Muthmaßung von der 4 Brüder-Säule in der Capornschen Haide. Erläut. Preuß. Th. I. S. 54 flg.

(Kowalewzki.) Eine neue Muthmaßung von dem wahren Ursprung der 4 Brüder-Säule s. a. e. l.

Voigt Gesch. Preuß. Th. IV. S. 589 — 593.

184. Das Archiv zu Tapiau.

In dem alten Schlosse zu Tapiau befand sich vor Zeiten das churfürstliche Archiv, worinnen auch die Privilegien des Landes Preußen waren. Die Schlüssel dazu lagen deshalben verwahrt bei dem Regierungs-Kanzler zu Königsberg, welcher allein sie in die Hände bekam. Da begab es sich eines Tages im Jahre 1619, daß der Hauptmann des Schlosses, Herr Martin von Wallenrodt, in dem Innern desselben spazieren ging, und er plötzlich die mit starken Riegeln versehene Thür des Archivs weit offen stehen sah. Er verwunderte sich darüber, dachte aber endlich, es seien Diebe eingebrochen, und er ging hinein, um danach zu sehen. Kaum war er aber hinein getreten, als die Thür wunderbarer Weise hinter ihm zuschlug, so daß er nicht wieder heraus konnte. Man mußte draußen an das Fenster große Leiten ansetzen und das Gegitter erweitern, um ihn zu befreien. Acht Tage darauf bekam der Hauptmann eine churfürstliche Bestallung, daß er sollte Regierungs-Kanzler werden, denn der alte Kanzler war zu derselbigen Zeit gestorben.

Erläut. Preuß. Th. I. S. 103.

185. Die wandernden Steine bei Netteinen.

Bei dem Dorfe Retteinen, nicht weit von der Stadt Fischhausen, war vor Zeiten ein großer Teich. Dieser Teich wurde im Jahre 1655 abgelassen, und es fand sich, daß er vom Ufer ab, nach der Mitte hin, immer tiefer zulief. Ganz in der Mitte aber, wo es also am allertiefsten war, lagen zwei große Steine; der eine davon war so groß, daß ihn keine zehn Pferde hätten von der Stelle ziehen können. Der andere war halb so groß. Da begab

es sich, daß in der Nacht, nachdem der Teich ganz abgelassen war, die beiden Steine plötzlich ihre Stelle verließen, und der größere nach Nordosten, der andere aber nach Nordwesten hin bergan zum Ufer sich bewegten, ohne daß sie von irgend einer sichtbaren Kraft in Bewegung gesetzt wurden. Der große ging 72 Fuß weit voran, der andere nicht ganz so weit; in die Erde schnitten sie tiefe Spuren hinein. Darüber entsetzte sich alles Volk, und es gab viel Gesprächs in der Gegend, und man deutete es als eine böse Vorbedeutung. Die Regierung ließ daher durch das Stadtgericht in Fischhausen die Wahrheit der Sache untersuchen; allein der Richter fand, daß Alles wahr sei. Die Steine liegen noch an der Stelle, auf welche sie gewandert sind, und keine Gewalt kann sie davon fortbewegen.

Erläutertes Preuß. IV. 458. Preuß. Prov.-Blätter XI. 22.

186. Die Gründung von Gerdauen und Wartenburg.

Im Jahre 1325 wurde, um die Gränzen der Christenheit auszudehnen und einen neuen Schutz gegen die Heiden zu haben, im Bartenlande das Schloß Gerdauen und in Galindien Wartenburg gegründet. Als nun die Schlösser vollendet waren und feierlich durch eine heilige Messe eingeweiht wurden, da zeigte sich über dem von Wartenburg eine ganz weiße Haustaube, über dem von Gerdauen aber flogen zwei dergleichen. Die Preußen, welche beim Bau zugegen waren, versicherten: daß man in diesen weiten Wildnissen noch nie Haustauben gesehen.

Duisburg Chronic. P. III. c. 353.

187. Der Bartel.

Neben der Stadt Bartenstein erhebt sich hart am Allefluß ein jäher Hügel, der zwischen Ueberresten einer

Burg einen kolossalen Granitblock auf seinem Scheitel trägt, welcher einige Aehnlichkeit mit einer menschlichen Figur zeigt. Die Sage berichtet, daß das Schloß versunken, das Felsstück aber der ehemalige Beherrscher des Landes, Barto, sei, der hier gehaust und beim Untergange seiner Burg in einen Stein verwandelt wäre. Noch jetzt nennt das Volk diesen Stein: den Bartel. Auch erzählt man von großen Schätzen, die im Berge liegen, und von einem Gange, der von dessen Spitze unter der Alle weg nach einem benachbarten Kirchlein führe.

188. Das versteinerte Mädchen.

In Bartenstein wird noch ein anderer großer Stein in menschenähnlicher Gestalt aufbewahrt, der früher in der Johanniskirche, dann auf dem Markte aufgestellt war, sich jetzt aber in dem Garten des Rectors der Schule befindet, und von dem erzählt wird, daß ein Mädchen, Guste Balde genannt, in ihn verwandelt worden sei. Diese beklagte sich einst, als sie zur Messe ging, gegen ihre Mutter: daß sie in so schlechten Kleidern erscheinen müsse, während anderer viel geringerer Leute Töchter weit geputzter einhergingen. Die Mutter, erzürnt hierüber, rief ihr zu: daß du möchtest zu Stein werden, du unverschämte Dirne! Und alsbald ging diese Verwünschung in Erfüllung.

Zu Reinswein im Ortelsburgischen wird auch ein Stein gezeigt, der einem Menschen gleicht und von dem eine ähnliche Sage geht.

Nach mündlicher Ueberlieferung vergl. Bock Naturgesch. v. Preuß. Th. II. S. 389.

189. Der Glommensche Kesselteich.

Etwa eine kleine Meile von Bartenstein, auf der Gränze der Güter Kissitten und Glommen, befindet sich ein Teich,

dadurch ausgezeichnet, daß er, übrigens flach, in der Mitte einen Kessel von solcher Tiefe hat, daß alle Versuche, ihn zu ergründen, vergeblich geblieben sind, woher er auch den Namen des Kesselteichs führt. Die Sage berichtet, daß hier einst ein Kirchlein versunken sei, und noch jetzt soll man oft in der Tiefe dessen Glocken hören. Auch erzählt man, daß von diesem Kirchlein aus ein unterirdischer Gang nach einem ziemlich entfernten Kloster geführt habe. Vier neben einander liegende, mit Gestein bedeckte Hügel zwischen Kissitten und Korolinenhaff werden als der Ort bezeichnet, wo das Kloster gestanden.

190. Die zwölf Ritter und die zwölf Nonnen zu Kreuzburg.

Als in der Stadt Kreuzburg noch der alte Markt und das uralte Rathhaus stand, hat sich an jedem Neumonde eine gar seltsame Erscheinung wiederholt. Sobald die zwölfte Stunde ertönt war, ist nämlich aus der nach den Trümmern des alten Ordenshauses auf den Schloßberg führenden Kirchenstraße ein Zug von vier Wagen gekommen, die besonderer Art und unverdeckt waren, so daß man die darin Sitzenden deutlich erkennen konnte. Jeder Wagen war mit vier Pferden, die beiden ersten mit Schimmeln, die beiden letzten mit Rappen bespannt. Jene schritten ruhig einher, die Rappen aber haben Funken aus Maul und Nüstern geschnoben. In den beiden ersten Wagen haben, je zu sechs, zwölf Nonnen gesessen, in weißem Ordenskleide mit Kreuz und Rosenkranz, aber ohne Haupt; in jedem der beiden letzten Wagen befanden sich sechs Ritter, die ihren Kopf mit dem Helme unter dem Arme hielten. Dreimal hat der Zug die Runde um den Ring des Marktes gemacht, doch ohne daß von dem Rollen der Räder etwas zu vernehmen gewesen wäre. Statt des

Kutschers hat auf dem Wagen der Nonnen ein weißes Lamm, auf dem der Ritter ein schwarzer Ziegenbock, gleich den von ihm gelenkten Rossen Funken sprühend, gesessen. Im alten Rathhause ist der Zug verschwunden, und man hat dann aus demselben eine gar wilde, lustige Musik mit abwechselnden rauhen Männerstimmen und feinem weiblichen Gesange gehört, zwischen denen es oft wie Orgeltöne und Choral geklungen. Mit dem Ende der Mitternachtsstunde ist der Zug der Wagen wieder aus dem Rathhause herausgekommen, hat von neuem dreimal die Runde um den Markt gemacht, ist aber nicht zur Kirchenstraße, sondern zur Hof- oder Schloßstraße hinausgefahren. Nun haben aber auf den geharnischten Leibern der Ritter die verschleierten Nonnenköpfe gesessen, während die Nonnen mit Helmbusch und geschlossenen Visieren angethan gewesen sind.

Also ist die Erscheinung von den Wächtern und den Marktbewohnern an jedem Neumonde gesehen worden, bis zum Pfingstfeste 1818, wo Markt und Rathhaus durch eine Feuersbrunst zerstört wurden. Nur ein einzelnes altes Gebäude war stehen geblieben. Am nächsten Neumonde nach dem Brande erschienen auch die Nonnen und Ritter wieder, nun aber nicht mit vertauschten, sondern mit ihren eigenen Köpfen, und zwar sogleich, als sie über Schutt und Trümmer aus der Kirchenstraße daher gerollt sind. Neunmal haben sie die Runde um den rauchenden Markt gemacht und sind dann in das stehengebliebene Haus eingefahren, in welchem sich der frühere Jubel wiederholt; doch sanfter hat die Musik geklungen und Orgelton und Chorgesang haben den wilden, lustigen Reigen niedergehalten, so daß er je länger je mehr verhallt ist.

Als nun auch jenes Haus in Trümmer zerfallen und abgetragen ist, sind die Ritter und Nonnen nicht mehr

erschienen; aber am ersten Neumonde nachdem der Markt frei gewesen, hat sich an der Stelle des alten Gebäudes eine gar liebliche sanfte Musik hören lassen, aus der man hat entnehmen wollen, daß die Ritter und Nonnen nun endlich zur ewigen Ruhe eingegangen wären.

191. Der Schloßberg bei Kreuzburg.

Am Rande eines anmuthigen Thales, das die klaren Wellen des Keisters durchziehn, durch eine Schlucht von der fortlaufenden Hügelreihe getrennt, erhebt sich der Berg, auf welchem einst die alte Kreuzburg stand; aus dem Fuße desselben ergießt sich durch eine hineingeschobene Röhre ein starker Strahl des schönsten Quellwassers, oben auf der Höhe aber steht noch ein gemauerter Bogen, ein Ueberbleibsel des Schlosses der Ordensbrüder, von dessen einstiger Festigkeit das noch sichtbare, tief in die Erde hineingelassene Fundament Kunde giebt.

Nachdem das Schloß zerstört war, zeigte sich um die Zeit des Vollmondes, sowohl um Mitternacht, als am hellen Mittage, eine weibliche Gestalt in weißem Gewande, entweder zwischen den Ruinen umherwandelnd, oder am Fuße des Berges bei der Quelle sitzend, mit dem Kämmen ihres langen goldenen Haars beschäftigt. Daß es keine irdische Erscheinung sei, erkannten Alle, die auf dem nebenhin führenden Fußsteige ihr vorüber gingen, und deshalb hatte lange Niemand es gewagt sie anzureden. Eines Tages kam aber, als die Jungfrau gerade wieder an der Quelle saß, ein Bauer aus dem benachbarten Dorfe Schnakinnen vorbei, der, da er sich gerade ein Räuschchen getrunken, Muth genug besaß, der Jungfrau einen „guten Tag" zu wünschen. Als sie aber diesen und einen wiederholten Gruß nicht erwiederte, so eilte er fort, ihr verdrießlich zurufend: Nun, wenn du schöne Maid so unhöf=

lich bist, und mir auf meinen zweimaligen Gruß keinen Dank sagst, so werde ich mich nicht zum dritten Male bemühn. Da erhob die Erscheinung sich, und indem sie zu den Ruinen zurückkehrte, vernahm man eine klagende Stimme: Ach, warum nicht auch zum dritten Male? dann wäre ich erlös't gewesen; so nahe meiner Befreiung muß ich nun für immer zu den finstern Mächten zurückkehren! Noch um Mitternacht hörte man die Trauertöne, dann verstummten sie, und seit dieser Zeit hat man die weiße Schloßjungfrau nie wieder deutlich gesehen.

192. Die Schätze des Kreuzburger Schlosses.

Zwischen den Ruinen des Kreuzburger Schloßberges zeigte sich früher ein jetzt verschütteter Eingang zu einem Keller, der für das Schatzgewölbe der alten Burg gehalten ward. Bei diesem war ein armer Handwerksmann, der das Haus voll unerwachsener Kinder hatte und oft nicht wußte, wie er deren Hunger stillen möchte, wenn er Holz aus dem Walde holte, mit seinem Weibe häufig vorbeigekommen. Dann hatten sie wohl den Blick sehnsüchtig nach jenem Gewölbe gerichtet, und sich nur einen kleinen Theil der Schätze, die dort verwahrt sein sollten, gewünscht, um dem Kummer der Ihren ein Ziel setzen zu können. Da begab es sich eines Tages, daß zwei ihrer Buben im kindischen Spiele in der Mittagsstunde in jenes Gewölbe geriethen, und dort im innersten Raume ein gar anmuthiges Frauenbild, eine Jungfrau in blauem Gewande und mit glänzendem goldenen Haare, antrafen, welche die Erschreckten freundlich herangewinkt, jedem eine Handvoll Goldgulden in die Mütze geschüttet und sie bedeutet hat, mit der empfangenen Gabe sich nach Hause zu begeben, woselbst sie den freudig staunenden Eltern das Geschenk

treulich überliefert und so sich und den Ihren ein sorgenfreies Leben bereitet haben.

Die Kunde von dem unverhofften Glücke des ehrlichen Handwerksmannes ist nicht verschwiegen geblieben, und mancher arme Hausvater hat seine Kinder in den Schloßkeller geschickt; aber mit leeren Händen sind selbige stets zurückgekommen.

Es hat sich aber eine geraume Zeit hernach begeben, daß die Kreuzburger Schuhknechte eines Abends in ihrer Herberge gezecht haben, und beim Nahen der Mitternacht, als der Meth die Gemüther aufgeregt, und mancherlei abenteuerliche Geschichten zum Besten gegeben worden, zwei Schuhknechte eins geworden sind, aus dem alten Schloßkeller einen Theil der dort verwahrten Schätze zu holen. Sie sind denn auch wirklich in denselben eingedrungen, und haben zu ihrer Freude dort die Jungfrau in blauem Gewande und mit goldenem Haare angetroffen, sitzend vor einer mit funkelndem Golde gefüllten Braupfanne. Als die Schuhknechte ihr Begehr vorgetragen, hat die Jungfrau mit einer silbernen Kelle das goldene Gebräu geschöpft und in das Schurzfell, das jene aufgehalten, geschüttet. Diese sind froh heimgekehrt; je näher sie aber der Herberge gekommen, um so leichter ist ihre Last geworden, und als sie nun prahlend ihre Beute ausschütten wollen, sind die Goldgulden in lauter Frösche und andere Bewohner des am Schloßberge vorbeifließenden Keisters verwandelt gewesen.

Diese wunderbare Geschichte hat der jetzt zweiundachtzigjährige Bürger Michael Krause in Kreuzburg, zur Zeit als er die dortige Schule besucht, von einem damals neunzig Jahre alten Bürger Graumann vernommen.

193. Der unfruchtbare Eichwald.

Hinter dem Dorfe Krücken bei Kreuzburg stand vordem ein Eichwald, dessen Bäume niemals Früchte trugen. Damit hat es folgende Bewandniß gehabt: Als im Jahre 1249 das Ordensvolk von Elbing und Balga sich vor den heidnischen Preußen in dieses Dorf, das damals den Namen Pokarweis führte, geflüchtet, und, da die Feinde alle Wege verlegt, nicht fürder ziehn konnte, machte es eine Abkunft dahin, daß Bruder Heinrich Bozel, der Marschall, und einige Andere sich als Geißeln stellen, die Uebrigen aber freien Abzug haben sollten. Die Preußen hielten jedoch nicht Glauben, sondern erwürgten vierundfunfzig Ritter sammt allen Christen, die mit selbigen waren. Einem frommen Bruder schnitten sie den Nabel aus, nagelten solchen an einen Eichbaum und trieben ihn mit Martern und Schlägen herum, daß sich die Eingeweide herauswanden, bis er hinstürzte und unter gräßlichen Martern starb. Seit dieser Zeit hat der Eichwald keine Frucht mehr tragen wollen. Auch den Namen: Krücken, hat der Ort bei dieser Gelegenheit erhalten, und zwar weil ein Verräther bettlersweise auf Krücken zu dem Ordensvolk hineingekommen und alle Gelegenheit besichtigt hat, wodurch nachgehends dies genöthigt ward, sich zu ergeben.

Duisburg Chron. P. III. c. 65.
Henneberger Erklärung S. 244.

194. Die Ausländer aus Zinten.

Es hat sich einstmals begeben, daß einige Handwerksgesellen aus dem kleinen ostpreußischen Städtchen Zinten nach Domnau gewandert sind. Um sich dort ein Ansehen zu machen, hatten selbige sich vorgenommen, sich für Ausländer auszugeben, und da die Domnauer sonst eben nicht

wegen ihrer Klugheit gerühmt worden und deshalb sogar zum Sprichwort geworden sind, meinten sie, daß ihnen dies um so eher gelingen werde. Aber sie wurden dennoch erkannt und trugen nichts als Spott und Gelächter davon. Von diesem Vorfall her nennt man in Preußen denjenigen, der es den Ausländern in der Sprache oder dem Benehmen nachzuthun sich zwingt, einen Ausländer aus Zinten.

(Pisanski) Erläuterung einig. preuß. Sprichwörter. S. 3.

195. Die bluttriefende Hostie.

In der Kirche zu Bischofstein, gleich links vom Eingange, steht ein Altar, der zum heiligen Blute genannt wird. Die Entstehung dieses Namens ist folgende: Als Heinrich Sormbom, der Bischof von Ermeland, die neugegründete Kirche weihete, und an dem gedachten Altare die Messe hielt, da rannen von der Hostie, als er sie erheben wollte, einige Blutstropfen herab. Der Bischof verschied wenige Tage darauf; nachher haben sich aber bei dem Altare noch mancherlei Wunder zugetragen.

Leo histor. Pruss. p. 183.

196. Die Gründung der neuen Kirche zu Glottau.

Die Kirche zu Glottau im Ermelande ist weit und breit berühmt wegen der vielen Wunder, die dort der Leichnam des Gekreuzigten hervorgebracht, und tausende von Gläubigen strömen dort, sonderlich am Frohnleichnamsfeste, zusammen. Der Ursprung dessen ist folgender: Als einst Landleute der Gegend auf das Feld zogen, um zu ackern, blieben die Ochsen plötzlich an einem Hügel stehn, brüllten und scharrten mit den Hufen die Erde auf, bis sich unter derselben eine Hostie zeigte. Als dies den Priestern kund ward, brachten sie solche mit feierlicher Pro-

cession in die alte Kirche zu Glottau, dann in die zu Guttstadt. Aber am folgenden Morgen war die Hostie wieder an ihrer früheren Stelle. Als sich dies zu zweien Malen ereignet hatte, da erkannte man, daß der Herr selbst sich diesen Platz zu seiner sonderlichsten Verehrung erwählt habe, und erbaute die neue Kirche an dem Hügel, wo sie noch bis auf den heutigen Tag steht. Auch wird in dieser noch die Stelle gezeigt, wo die Hostie gefunden ist. Eine mit einem eisernen Flechtwerke bedeckte Vertiefung neben einem Altare an der gegen Mitternacht liegenden Wand der Kirche bezeichnet sie.

Leo hist. Pruss. p. 152.

197. Die Stadt Wormditt.

In dem Jahre 1325 ließ der Bischof Eberhard von Ermeland eine neue Stadt bauen, an einer Stelle, wo damals eine große Wüste war. Als man nun das Rathhaus gründen wollte, fand man beim Graben allda einen gräßlichen Wurm, der so groß war, daß zwei der stärksten Pferde ihn kaum von der Stelle schleppen konnten. Weil man nun noch keinen Namen für die Stadt hatte, so wurde sie danach Wormditt genannt, welches so viel heißt, als Volk des Wurms. Die Stadt führt auch zum Wahrzeichen einen großen Wurm in ihrem Wappen und Siegel.

Luc. David Th. V. S. 244.

198. Die Krügerfrau zu Eichmedien.

Eine Meile von der Stadt Rastenburg liegt ein Dorf, Eichmedien genannt. Daselbsten hat früher eine gottlose Krügerfrau gewohnt. Auch war dort ein Schmied mit Namen Albrecht, derselbe ist aber später von da fortgezogen nach Schwarzenstein. Da begiebt es sich nun, daß die Krügersche, wenn sie das Bier verschenket, eine solche

Gewohnheit an sich hat, daß sie öfters zwei Stof Bier für eins angeschrieben. Wie es nun zur Zahlung kommt und die Bauern das Brettchen von ihr fordern, da befinden sie, daß sie allezeit zwei Stof für eins bezahlen sollen, und sie sprechen zu ihr: Wollt ihr zu Gott kommen, so müsset ihr recht thun. Andere aber sprachen wieder: sie hat zu Gott nicht Lust, sondern zum Teufel! Auf diese Reden der Bauern fanget die Krügersche an sich zu verfluchen, der Teufel solle sie mit Leib und Seele vor ihren Augen wegnehmen, wo sie ihnen auf ein einziges Stof Unrecht gethan hätte. In demselben Verschwören und Verfluchen hat sich auch der Teufel nicht verabsäumet, sondern ist stracks in die Stube gekommen, und hat sie vor Aller Augen angefasset. Es ist darauf ein erschreckliches Sausen und Brausen in der Stube geschehen, daß die Leute, die darinnen waren, vor grossem Schrecken wie todt gewesen. Indem ist der Teufel mit der Frau davon geflogen, hat sie zum schwarzen Gaul gemacht, und ist denselbigen Abend auf ihr geritten nach Schwarzenstein vor die Schmiede. Es ist aber zur selbigen Zeit sehr glatt gewesen, daß man mit unbeschlagenen Pferden nicht hat können fortkommen. Da ist er vor das Fenster der Schmiede geritten und hat angefangen den Schmied zu rufen: Hufschmied, schläfst du? Stehe auf, und beschlage mir mein Pferd! Der Schmied aber, so im ersten Schlaf gewesen, hat sich nicht gleich ermuntern können; da hat der Teufel ihn zum andern Male gerufen, er solle aufstehen und sein Pferd beschlagen. Der Schmied aber hat geantwortet: ich habe schon das Feuer ausgelöschet, und muß mit meinem Gesinde ruhen! Der Teufel aber hat nicht abgelassen, sondern zum dritten Male gesprochen: Stehe auf, Schmied, ich werde es dir doppelt bezahlen; ich habe Briefe, die muß ich noch in der Nacht zur Stelle bringen; wenn du

aber nicht wirst aufstehen und meinen Klepper beschlagen, so verklage ich dich bei meinem gnädigsten Herrn! Als der Schmied solches gehöret, ist er mit seinem Gesellen aufgestanden und hat angefangen zu arbeiten. Der Teufel aber hat zum Schmied gesprochen: fördere dich nur, mein Schmied, ich will dir dreierlei Geld zum Lohne geben. Und so hat er immer angehalten, denn er müsse in der Nacht noch weit reiten. Als nun zwei Eisen fertig waren, hat der Teufel zum Schmied gesprochen, er solle hingehen und die Eisen dem Pferde aufmessen. Worauf der Schmied mit seinem Gesellen hingegangen. Als nun aber der Schmied dem Pferde die Eisen auf den Fuß geleget, da fing das Pferd an zu reden und sprach: sachte, sachte, mein Gevatter, ich bin die Krügersche von Eichmedien! Wie der Schmied solches gehöret, erschricket er, daß ihm die Zange mit sammt dem Eisen aus der Hand fällt, und er läuft mit seinem Gesellen in das Haus. Der Teufel aber hat immerfort angehalten, er solle sich fördern. Weil indeß der Schmied mit seinem Gesellen von großem Schrecken halb todt gewesen, so hat sich die Arbeit nirgends schicken wollen, bis die Hähne angefangen zum ersten Male zu krähen; da ist das Pferd wieder zum Menschen geworden: der Teufel aber ist sehr zornig geworden und hinausgegangen, und hat die Frau zu dreien Malen auf das Maul geschlagen, daß man alle Teufelsfinger und Klauen in den Backen gekannt, und diese sind geronnen gewesen von Theer, welches sie auch zum Wahrzeichen behalten; der Teufel aber ist indem verschwunden. Dieselbe Krügersche hat noch ein halbes Jahr lang gelebt, aber sie ist herumgelaufen wie ein unsinniges Mensch, und wenn man sie hat in ihr Haus gebracht, hat sie nicht können darin bleiben, und wenn man sie noch so fest angebunden, so hat sie sich doch losgerissen. Solches ist geschehen in

dem Jahre 1473. Der Schmied hat die beiden Eisen dem Pfarrer gegeben, welcher sie in der Kirche zu Schwarzenstein aufgehangen. Das eine davon haben im Jahre 1657 die Polen geraubet, das andere ist 1701 dem Könige Friedrich dem Ersten geschenkt, als er sich die Krone aufsetzte. An der Stelle derselben sind jetzt in der Kirche zu Schwarzenstein zwei Hufeisen von Holz verfertigt, welche den rechten ganz gleich sehen.

Henneberger Erklärung S. 429.
Prätorius Weltbeschreibung II. 362.
Francisci lustige Schaubühne Th. I. S. 801.
Erl. Preuß. Th. I. S. 195 und 858.

199. Die Männlein zu Allenstein.

In dem Städtlein Allenstein hausen seit uralten Zeiten kleine Männlein, welche oft von Haus zu Haus gehen; was sie aber eigentlich machen, hat noch Niemand gesehen. Einstmals lebte in Allenstein die Frau eines reichen Rathmannes, Namens Schellendorf. Diese saß eines Abends im Winter, während die Mägde das Vieh beschickten, in der Stube ganz allein, und auch ohne Licht. Auf einmal geht die Stubenthür weit auf, und es treten in die Stube eine Menge kleiner Männlein mit spitzigen Hüten, daran hatte jeder von ihnen eine Laterne mit einem blau brennenden Lichte. Jedes der Männlein führte eine kleine Frau oder Jungfrau, welche sehr wohl geschmückt waren. Die Männlein sahen zuerst die Frau an, welche die Hände vor die Augen hielt, aber durch die Finger dem Treiben zusah. Dann stellten sie sich alsbald in einen Kreis und fingen gar zierlich an zu tanzen. Plötzlich aber tritt Einer der Männlein auf die Frau zu, und sagt zu ihr: mach' deine Augen zu! Die Frau aber kehrte sich daran nicht; drauf sprach das Männlein zum andern Male: ich sage

dir, mache die Augen zu! die Frau aber kehrte sich wiederum nicht daran. Da sprach das Männlein zu Einem der andern: Mache die Fenster zu! Und alsbald trat dieses Männlein zu der Frau, und blies ihr in die Augen, davon wurde sie zur Stunde blind, daß sie Zeit ihres Lebens nicht wieder sehen konnte.

Luc. David Th. I. S. 130 ff.

200. Der große Krebs zu Mühlhausen.

Neben dem Städtlein Mühlhausen im Hockerlande ist ein Teich gelegen, in welchem ein großer Krebs befindlich gewesen sein soll, der den Bürgern lange Zeit die Mauern umfressen, dessen sie aber zuletzt mächtig geworden, und den sie dann in dem Teiche an eine Kette gelegt hatten. Alle jedoch, die nachgehends den Krebs haben besehen wollen, sind in das Wasser gestürzt.

Henneberger Erklärung S. 323.

201. Der Wurf mit dem Teufel.

Eine Viertelmeile von der Stadt Domnau liegt im Felde ein Stein von mittelmäßiger Größe; in demselben siehet man drei vierkantige Löcher, als wenn daselbst drei große Würfel gelegen. Diese sind aber daher entstanden: Es war vor Zeiten einesmals ein Zimmergesell in Domnau, der war sonst fromm und gottesfürchtig. Eines Tages aber hatte er sich wohlberauscht, und es kamen ihm böse Gedanken, in denen er den Teufel zum Würfelspiel einladete. Der Teufel fand sich auch alsbald ein, und sie gingen zusammen auf das Feld an diesen Stein. Dort würfelten sie um vieles Geld, welches der Teufel gegen die Seele des Zimmergesellen setzte. Der Teufel hatte den ersten Wurf, und warf sofort die höchsten Augen. Da

entsetzte sich der Gesell sehr, er wurde plötzlich nüchtern, und sahe ein, in welchen schlimmen Handel er sich eingelassen; und er seufzete zum Himmel und bat die Mutter der Gnaden um Beistand; dann warf er, und es geschah, daß einer der Würfel sich spaltete, und ihm so höhere Augen gab. Der Teufel verschwand darauf voll Zorns; von den drei Würfeln waren aber die drei Löcher in dem Stein zurückgeblieben, die darin annoch zu sehen.

Erl. Preuß. Th. III. S. 290.

202. Die Kapelle auf dem Tannenberger Wahlplatz.

Auf dem Tannenberger Wahlplatz, wo einst die Blüthe des deutschen Ordens gebrochen ward, wurde zum Andenken an diese unheilvolle Begebenheit eine Kapelle errichtet. Nachdem dieselbe schon verfallen, ist ihr Gemäuer von den Umwohnern noch lange für heilbringend gehalten. Am zweiten Pfingstfeiertage versammelt sich dort das Volk, und Kranke, Gebrechliche und Krüppel ziehen ihre Strümpfe und Schuhe aus und legen solche nebst ihren Krücken an und auf die Mauer gegen Osten, wo sonst der Altar gestanden, fügen auch ein Opfergeld nach ihrem Vermögen hinzu, und ziehen dann, baldiger Genesung gewiß, wieder heim.

Bock Naturgeschichte von Preußen Th. II. S. 519.

203. Die Kirche zum Leichnam Jesu in Elbing.

Im Jahre 1400 brannte zu Elbing ab die Kirche zu St. Georgen, welche gar schön und zierlich von Holz erbauet und in Holz aufgemauert war. Als man nun den Schutt wegräumte, da fand man, daß Alles in der Kirche verbrannt war, ausgenommen das Büchslein, worin das heilige Altars-Sacrament verwahrt wurde. Dieses Büchs-

sein mit drei kleinen geweiheten Hostien darin ward ganz und unversehrt gefunden. Das that man erheben mit großem Gepränge und Herrlichkeit. An der Stelle aber, wo es gefunden, baute Bruder Hellwig Schwang mit Bewilligung des Hochmeisters eine neue Kirche zur Ehre des heiligen Leichnams Jesu, die noch stehet und den Namen hat. In dieser Kirche sind zum öftern viele Wunderwerke geschehen.

Johannes v. Riesenburg Jahrbücher S. 128.
Henneberger Erklärung S. 113.
Leo hist. Pruss. p. 182.

204. Die Teufelssteine.

Bei dem Dorfe Groß-Stoboy unweit Elbing liegen auf dem Felde zwei große Feldsteine tief in die Erde hinein, die Teufelssteine genannt. Es wird erzählt, daß, als einst die Pferdejungen des Nachts beim Hüten auf ihnen Karten gespielt, der Teufel sich in Gestalt eines Thieres zu ihnen gesellt, und am Spiele Theil genommen oder wenigstens demselben zugesehen habe, bis er beim ersten Geschrei des Hahnes zwar Abschied nahm, aber zum Zeichen, in wessen Gesellschaft sie gewesen, seinen Fuß in den einen Stein abdrückte. In demselben ist denn auch wirklich ein Eindruck, wie von einem hinteren Bärenfuße zu sehn.

Bock Naturgeschichte von Preußen Th. II, S. 383.

205. Der Kartenstein.

Zwischen Neu-Schönwalde und Roggenhöfen im Elbingschen Gebiete liegt ein röthliches Felsstück, fünf Fuß drei Zoll lang und anderthalb Fuß hoch, mit einigen breiten, die Länge und Quere darüber hinlaufenden Adern, die demselben ein Ansehn geben, als wenn es mit Riemen

beschnürt wäre. Zwischen den Adern liegen, obwohl etwas unförmlich, Quadrate von weniger harter Masse und daher etwas ausgewittert, so daß sie viereckige Vertiefungen bilden. Nach der Sage haben einst die Pferdejungen des Sonntags unter der Predigt Karten gespielt, wobei sich der Teufel zu ihnen gesellt und eine Zeitlang mitgespielt. Als er aber ein Spiel nach dem andern verlor, schleuderte er zuletzt die Karten gegen den Stein, wovon die Abdrücke zurück blieben.

Bock Naturgeschichte von Preußen Th. II. S. 384.

206. Die Blutseen.

Sehr verbreitet sind die Sagen von Teichen und Flüssen, die ihr Wasser in Blut verwandelt oder doch wenigstens eine blutrothe Farbe angenommen. So wird von dem Wichmann-See bei Nidau berichtet, daß er im Jahre 1712 acht Tage hindurch des Morgens eine so dunkel kirschbraune Farbe gehabt, daß, wenn man damit geschrieben, es wie braune Kuglakfarbe ausgesehn. Des Mittags sei aber der See immer wieder ganz klar und farblos gewesen. Eine fast gleiche Farbe, ähnlich dem Safte von rothen Rüben, nahm auch 1715 ein kleiner Teich in Bröske an. Wenn man aber damit schrieb, so verschoß die Farbe bald wieder und wurde wie blasse Tinte. Das Wasser des Teiches zwischen Königsberg und Karschau soll sich gleichfalls einst in Blut verwandelt haben.

Hartwich Beschreib. d. Werder S. 7. 517. 518.
Preußisch. Todestempel S. 153 flg. S. 155.
Joh. Pet. Schulz de aqua sanguinea Mariaeburg. Thor. 1716. Coll. Sanit. Relation wegen eines in Preußen, zwischen Königsberg und Karschau, gelegenen Dimpels, welcher sich in Blut soll verwandelt haben. 1712. cf. Erl. Preuß. Th. IV. § 527 flgg: Etwas zur Erklärung des Blutregens und Verwandlung des Wassers in Blut. Annal. des Königr. Preuß. v. Baczko. 1793. 2tes Quart. S. 1 flgg.

207. Der Seeteich bei Elbing.

Etwa eine halbe Meile von der Stadt Elbing liegt ein kleiner kesselrunder See, der den Namen des Seeteichs führt. Die Sage berichtet, daß hier einst eine der ersten christlichen Kirchen der Gegend gestanden. Die umwohnenden Heiden hätten sich jedoch versammelt, das Gotteshaus, als gerade darin Andacht gehalten ward, gestürmt und den Priester zu tödten versucht. Da sei aber ein Feuerball vom Himmel gekommen, der das Gebäude und die Gegend ringsum entzündet habe, während der Priester emporgehoben ward. Alles, was die Flammen berührten, versank zusammen mit den Frevlern in unermeßliche Tiefe, und an der Stelle zeigte sich die Fluth.

208. Ursprung der Stadt Danzig.

Unweit der Stelle, wo jetzt die berühmte Stadt Danzig gelegen, war vor Zeiten ein Flecken oder Dorf, die Wicke genannt. Dort war schon vor Alters allerlei Handlung und Ablager von Heringen, Aal und anderm trocknen und geräucherten Fischwerk, welches von da nach Pommern, Cassuben, Polen und Preußen weiter verfahren wurde.

Die Einwohner des Dorfes bestanden zwar größten Theils aus Fischern und Kriegern, und waren ein sehr wildes und mordsüchtiges Volk. Insbesondere hatten sie von Alters her den Gebrauch, an ihren Feiertagen in und außer dem Dorfe Freudenfeuer anzuzünden, wobei sie tapfer zechten mit Weib, Gesinde, Fremden und Gästen, und um das Feuer tanzten und sprangen. Bei solchem Wesen trug es sich zu, wie denn der Teufel insgemein beim Saufen und Tanzen seinen Höllenthron hat, daß Hader und Zank, und daraus zum öftern Mord und Todtschlag erfolgte.

Der Herr des Dorfes aber war ein sehr strenger und harter Mann. Derselbe hieß Hagel, und wohnte nicht weit von dem Dorfe Wieke, in einem hölzernen Schlosse, welches deshalb Hagelsberg hieß, wie noch jetzt die Stelle, wo es gestanden. Derselbe war zugleich ein vornehmer Fürst der Wenden. Dieser Fürst Hagel nun bestrafte nicht bloß auf das strengste dergleichen wildes und unziemliches Treiben der Einwohner von Wieke, sondern er hielt dieselben auch sonst sehr hart, verlangte von ihnen das Beste, was sie hatten; sie mußten seine Aecker mit ihren Unkosten und Arbeit pflügen und säen; sie durften keine Fische fangen und kein Holz fällen, sie hätten denn vorher von ihm mit vielem Gelde die Erlaubniß erkauft; ihre Weiber, Töchter und Mägde mußten ihm zu Willen leben. Solcher schnöden Tyrannei, nachdem sie zehn Jahre gedauert hatte, wurden die Unterthanen endlich überdrüßig; sie verschworen sich daher heimlich gegen den Fürsten Hagel, und beriethen unter einander, wie sie seiner durch List los werden möchten. Denn durch Gewalt ging dies nicht an, da man damals noch keine Geschütze hatte und daher sein hölzernes Schloß nicht zu erstürmen war, Hagel aber außerhalb seiner Burg sich nicht sehen ließ.

Nun hatten aber die Wieker eine Gewohnheit, daß sie alljährlich auf einen gewissen Tag Abends zu Ehren eines ihrer Abgötter ein großes Feuer anzündeten, um welches sie tanzten und sangen. Sodann gingen sie alle mit einander mit zusammengefaßten Händen tanzend auf den Hagelsberg hinauf, wo sie oben auf dem Platze vor der Burg drei Tänze machten zu Ehren des Herrn und seines Hofgesindes. Dagegen mußte ihnen Hagel dann ein Faß Bier herausgeben, welches sie nach altem Brauche auf seine Gesundheit vertranken. Diese Gelegenheit hatten die Wieker zur Ausführung ihres Vornehmens ausersehen.

Da nun die Zeit und der Tag herangekommen war, zogen sie ihrer Gewohnheit nach auf den Berg hinauf und fingen an zu tanzen. Da befahl Hagel, ihnen das Bier herauszubringen, wie gebräuchlich, und wie nun die festen Thore geöffnet wurden, um das Bier herauszulassen, da verließen die Wieker, welche bisher dem Anschein nach sorglos getanzt hatten, ihren Tanz, und sprangen neben der Tonne vorbei durch das Thor. Unter ihren Kleidern hatten sie kurze Schwerter und Beile verborgen, und wie sie in die Burg kamen, wo man an solchen Ueberfall nicht dachte, da würgten sie ohne Mühe Alles, was ihnen entgegenkam, Herrn Hagel mit allen den Seinigen, ausgenommen jedoch seine Tochter Pechta; diese erhielt derjenige zum Weibe, der den Anschlag zuerst erfunden hatte. Als die Reihe an Herrn Hagel kam, daß er sterben sollte, da rief er aus: o Tanz, o Tanz, wie hast du mich betrogen! Als nun nachmals die Burg Hagelsberg verbrannt, und dorten eine Stadt gebaut wurde, da gab man dieser zum Andenken an die That und an jene Worte Hagels, den Namen Tanz-wieke, daraus späterhin Danzig geworden. —

Nach einer andern Erzählung hatte Hagel, um sich mit den Wiekern auszusöhnen, dem Vornehmsten von ihnen seine Tochter Pechta oder Perchta zum Weibe versprochen. Nun war es aber dort der Brauch, daß der Bräutigam am Tage der Hochzeit mit seinen Freunden und Bekannten zu der Braut ging, und sie unter vielen Ceremonien und Festlichkeiten aus ihrer Eltern Hause auf den zur Trauung bestimmten Platz mitten im Dorfe führte. So sollte es aber diesmal nicht sein; denn Hagel, der den Wiekern nicht trauete, wollte den Bräutigam mit seinen Freunden, deren er eine große Anzahl mit sich hatte, nicht in die Burg lassen, sondern begehrte, daß statt ihrer des Bräutigams Mutter sammt etlichen Jungfrauen in die

Burg kommen und die Braut holen sollte. Die Wieker, welche bei dieser Gelegenheit den Hagel umbringen wollten, ließen sich dadurch nicht irre machen; es kleideten sich nämlich mehrere junge Gesellen in Weiber aus, verbargen ihre Waffen unter den Weiberröcken, und gingen nun als die Dienerinnen der Brautmuter und deren Begleiterinnen mit in die Burg hinein. Herr Hagel, der sich solcher ver-verkleideten Gäste nicht besorget, läßt sie alle in die Burg hinein, bringet ihnen die Braut schön angekleidet entgegen, und nimmt nun die schönste der mitgekommenen Jungfrauen, und wie es die Sitte will, fanget er einen Tanz mit ihr an. Desgleichen thun auch seine Hofleute mit den übrigen Jungfrauen. Wie nun aber der Tanz am besten zu Gange, da springen die verkleideten Mägde mit blanken Waffen herbei, mitten zwischen die Tanzenden, ermorden Hagel und seine Hofleute, und führen die Braut hinweg; da soll Hagel in seinem letzten Augenblicke geschrieen haben, wie vorhin ist gesagt worden. —

Andere halten nun wieder alle diese Erzählungen für unwahr, und sagen, in dem Dorfe Wieke habe vor alten Zeiten ein vornehmer Däne gehauset; derselbe sei ein großer Seeräuber gewesen und habe dort seinen Raub verborgen, daher denn der Name Danske Wiek, Danzwieg, Danzig entstanden sei.

Wie nun aber die Stadt Danzig zuerst ist gebauet worden, das hat sich auf folgende Weise zugetragen: Als nämlich die Einwohner des Dorfes Wieke anfangen wollten, die Stadt zu bauen, da gingen sie zu dem Herrn des Landes, und begehrten von ihm, ihnen so viel Platz zu der neuen Stadt zu vergönnen, als sie mit ihren Armen umspannen könnten; der wußte nicht, was er aus dieser Bitte machen sollte, aber er gewährte ihnen dieselbe, und nun kamen alle Einwohner des Fleckens mit Weibern, Kindern,

Knechten und Mägden, nahmen einander bei den Händen, und begriffen also einen Raum, so weit sie reichen und sich ausbreiten konnten auf dem Platze, wo noch heutigen Tages die alte Stadt Danzig gelegen ist. (Vergl. hierüber die folgende Sage.)

Casp. Schütz hist. fol. 7. fol. 10.
Henneberger Beschreibung s. v. Danzig S. 64.

209. Erbauung der Stadt Danzig.

Subislaus, der erste Herzog von Pommerellen, welcher die Taufe empfing, war von König Waldemar von Dänemark mit Krieg überzogen, und hatte, da er in seinem Lande noch keine Stadt besaß, nirgends Widerstand leisten können. Damit er nun nicht wieder in gleiche Noth gerathen könne, beschloß er eine Stadt zu gründen, forderte die Bewohner des Fleckens Danzig vor sich und stellte ihnen vor, wie vielerlei Nutzen ihnen daraus erwachsen möchte, wenn sie mit Aufgabe ihrer bisherigen Wohnungen an einem gelegenen Orte eine Stadt errichteten; einen solchen möchten sie sich daher wählen; er wolle ihnen nicht nur die Baustelle und das Holz unentgeltlich hergeben, sondern auch Graben und Planken auf seine Kosten machen lassen. Die Danziger waren hiermit zufrieden, und erbaten sich zur neuen Stadt so viel Raum, als sie mit ihren Armen umfassen möchten. Obwohl der Fürst nun nicht einsah, wo es mit dieser Bitte hinauswolle, so verwilligte er selbige dennoch. Da kamen auf einen bestimmten Tag alle Bewohner des Fleckens mit Weibern, Kindern, Knechten, Mägden und was sonst an Menschen bei ihnen vorhanden war, nahmen einander bei den Händen und umfaßten also einen Kreis, so weit sie reichen und sich ausbreiten konnten, auf dem Platze, da noch heutiges Tages die Altstadt Danzig belegen ist. Der Fürst, obwohl er

nicht gemeint, daß ihm sein Anerbieten so theuer zu stehen kommen würde, glaubte doch, sein Wort halten zu müssen, und that das ganze umspannte Land aus.

Casp. Schütz Historia. fol. 10.

210. Der Marienbrunnen zu Danzig.

In dem Innern des Brigitten-Klosters zu Danzig befindet sich ein wunderthätiger Quell, der Marienbrunnen zu Ehren der Gebenedeiten genannt. Diese hatte nämlich selbst einigen frommen Jungfrauen die wunderthätige Kraft des Brunnens enthüllt und den Ort als eine geheiligte Stelle angewiesen. Es ward daher neben dem Quell zuerst eine Kapelle und ein kleines Kloster für Schwestern vom Orden der Marien-Magdalenen-Büßerinnen erbaut. Als aber im Jahre 1374 der Leichnam der heiligen Brigitta aus Rom über Danzig nach Schweden gebracht und einige Tage in jener Kapelle ausgestellt ward, ließ der Hochmeister Konrad von Jungingen eine große Kirche bauen, und weihte sie nebst dem gleichfalls erweiterten Kloster der genannten Heiligen, welche durch ihre, auf den deutschen Orden sich beziehenden Prophezeiungen in der preußischen Geschichte berühmt ist.

Löschin Danzig S. 102.

211. Das Crucifix in der Marienkirche zu Danzig.

Ueber der Hedwigskapelle in der Marienkirche zu Danzig befindet sich ein in Holz geschnitztes Bild des Gekreuzigten von so unübertrefflicher Schönheit, daß man es keinem geringeren Künstler, als dem großen Michel Angelo glaubte beilegen zu können. Die Darstellung des schmerzensvollen und doch so sanften Hinscheidens ist in der That so treu und wahr, daß sie nicht die Nachbildung eines Ideals, sondern der Natur selbst zu sein scheint. So wird

denn auch erzählt, daß der Künstler, nachdem er die Anfertigung übernommen und lange vergeblich nach einem ihm genügenden Vorbilde gesucht, endlich einen schönen Jüngling gefunden habe, der ihm in jeder Beziehung dazu geeignet schien. Diesen habe er, verblendet von der Leidenschaft, ein vollkommnes Kunstwerk zu schaffen, in seine Wohnung gelockt und dort lebendig ans Kreuz geschlagen, dann aber nicht Nacht nicht Tag geruht, bis er das Bild vollendet, und darauf sich selbst das Leben genommen.

Noch andere Merkwürdigkeiten bewahrt die Marienkirche, an welche sich wunderbare Sagen knüpfen; so eine äußerst kunstreiche Uhr, ein Meisterwerk des Nürnbergers Hans Düringer, den man nach der Vollendung, damit nicht auch andere Kirchen dergleichen Werke von ihm erhalten könnten, seiner Augen beraubt, worauf aus Rache das Haupttriebwerk von ihm zerstört sein soll; dann ein aus Thon geformtes Bild der Maria, von welchem berichtet wird, daß ein zum Tode verurtheilter Verbrecher es im Gefängnisse verfertigt, und zum Lohn Begnadigung erhalten habe.

Löschin Danzig S. 64 fgg. und mündliche Ueberlieferung.

212. Adam und Eva zu Danzig.

Zu Danzig in der Langgasse steht ein Haus, das von dem daran befindlichen Schnitzwerke den Namen Adam und Eva führt. Obwohl es nicht nur in dem schönsten und gesuchtesten Theile der Stadt gelegen, sondern auch ein herrliches Denkmal der Baukunst unserer Altvordern ist, so hat es doch lange Jahre hindurch unbewohnt und wüste gestanden, weil es in dem Hause umging. Früher hatte man es öfters zu beziehen versucht, doch zwangen die Geister, welche nicht Nacht nicht Tag Ruhe hielten, immer bald wieder, es zu verlassen. Also kam es, daß es ganz

verfallen war, als es in die Hand eines neuen Besitzers gerieth, der es nun wieder herstellen lassen wollte. Aber wenn das Werk beinahe zu Ende war, so ward plötzlich alle Arbeit wieder vernichtet gefunden, so daß der Aufbau nie zum Ziel gelangte und zuletzt ganz aufgegeben wurde. Erst in der neuesten Zeit ist es geglückt, ihn wirklich ganz zu vollführen und das Haus bewohnbar zu machen.

Noch wird erzählt, daß Jeder, der zur Zeit, als die Geister dort noch haus'ten, darin allein eine Nacht zu schlafen gewagt, Morgens an seinem Lager eine gefüllte Börse gefunden habe, mit der Weisung, das darin befindliche Geld, ohne es zu verschenken, bis auf den letzten Pfennig im Laufe des bevorstehenden Tages auszugeben, widrigenfalls ihm das Genick gebrochen werden würde. Die Meisten wurden dieser Freigebigkeit, die ihnen mehr Angst und Mühe als Vergnügen bereitete, selbst bald überdrüßig; Einige aber, die solche Quelle länger benutzen wollten, und sich ihrer bedienten, um den Lüsten zu fröhnen, wurden in ihrer Aufmerksamkeit auf die gedachte Bedingung bald lässig, was denn auch ihren jählichen Tod nach sich zog.

213. Der Brodstein zu Danzig.

Zu einer Zeit, als eine große Hungersnoth in Danzig war, lebte daselbst eine Frau, die ein schönes Kind hatte. Dieses liebte sie über alle Maaßen um seiner Schönheit willen. Als nun bei dieser Theuerung die Frau selbst ausgegangen war, und Semmelbrod für sich und ihr Kindlein geholt hatte, fand sie bei ihrer Rückkehr, daß das Kind sich unrein gemacht. In der Geschwindigkeit hatte sie kein Tuch bei der Hand, wollte auch das Kind nicht so liegen lassen, nahm derohalben die Krume aus der Semmel und reinigt mit dem Weichen das Kind. Aber zur Strafe

für eine solche Sünde bei der großen Hungersnoth, die in der Stadt war, verwandelte das Brod sich sofort in Stein, so daß die Frau, die solches nicht merkte, dem Kinde Haut und Fleisch weg wischte. Das Kind starb daran, die Frau aber verfiel in schrecklichen Wahnsinn. Der Stein wird noch jetzt zu Danzig in Unserer lieben Frauen Kirche gezeigt.

Simon Grunau Chronic. Tract. XIII. c. 11.
Luc. David Th. VII. S. 43.

214. Der Brodstein zu Oliva.

In der Kirche des berühmten Klosters Oliva bei Danzig wird noch heutiges Tages ein Stein gezeigt, welcher vormals Brod gewesen. Mit demselben hat es folgende Bewandniß: Als nämlich unter dem Hochmeister Conrad Zölner ein Schuhknecht, welcher von Welau gebürtig, in diesem Kloster Almosen bat und ein Brod bekam, steckte er dasselbe in seinen Busen und ging damit nach Danzig. Unterwegs trifft ihn ein armes Weib an mit zwei Kindern, deren eins sie auf dem Arme trägt, das andere an der Hand führet. Die bittet den Gesellen um ein Stücklein Brod, damit sie den Hunger der weinenden Kindlein stillen könne. Er aber saget, er hätte kein Brod. Die Frau aber sah das Brod, und sagte ihm, er hätte ja Brod im Busen, wie man es sehen könnte. Da schwor der Geselle, das sei nur ein Stein, um sich der Hunde zu erwehren. Als er nun aber hernach das Brod hervorlangen will, da ist dasselbe zu Stein geworden, und er gehet in sich, kehret zurück zum Kloster, bekennet was er gethan, und hängt zum Gedächtniß den Stein in des Klosters Kirche. Andere berichten dies nicht von einem Schuhknecht, sondern von einem Jacobs-Bruder, der im Kloster ein Brod empfangen. Eine andere Sage berichtet, daß, als bei der Plünderung des

Klosters im Jahre 1617 einige lutherische Soldaten vom Heere Gustav Adolphs ihre Hände an das heilige Brod legen und solches hatten verzehren wollen, selbiges vor ihren Augen in Stein verwandelt sei, wie denn auch die Spuren des Daumens, mit dem die Soldaten in das Brod gegriffen, in demselben noch kenntlich waren.

Hartknoch Alt- und Neu-Preußen S. 435.
Leo hist. Pr. p. 174.
Henneberger Erkl. S. 339.
Mart. Zeiler Handbuch von allerlei nützlichen Sachen und Denkwürdigkeiten. 1655. S. 25.
Bock Naturgesch. Preuß. Th. II. S. 372.
Lucas David Th. VII. S. 44.

215. Der Grundstein der St. Marienburg.

Als die Kreuzesbrüder Jerusalem verlassen mußten und nach Deutschland heimkehrten, führten sie Trümmer der Burg, die sie dort gehabt, und die eben das Haus einst gewesen, in welchem der Herr das letzte Nachtmahl mit seinen Jüngern gehalten, mit sich übers Meer. Diese wurden anfangs zu Marburg aufbewahrt, als der Bau des Haupthauses zu Marienburg begann, aber dorthin geweiht und dem Fundamente einverleibt. Darum ist der Bau auch so herrlich geworden, daß er als das schönste Denkmal der Vorzeit des Landes dasteht, und so fest, daß er nun schon so viele Jahrhunderte dem Zahne der Zeit und der Unbill frecher Menschenhände getrotzt hat.

(Bergenroth) Die St. Marienburg. S. 254.

216. Das Gnadenbild zu Marienburg.

An der Schloßkirche zu Marienburg steht in einem blinden Fenster ein großes, schönes Marienbild mit dem Christuskindlein auf dem Arme; es ist zwölf Ellen lang, von schöner musivischer Arbeit und im Feuer vergüldet.

Der Hochmeister Conrad von Jungingen hat es dahin setzen lassen. Das Bild hat verfertigt ein frommer, schlichter Mann; der hatte viele Jahre daran gearbeitet und war alt darüber geworden und hatte greise Haare bekommen. Wie er es nun aber fertig hatte, da that es ihm sehr leid, daß er von dem lieben Bilde solle scheiden. Und in der Mitternacht vorher, als es an der Kirche sollte aufgerichtet werden, begab er sich noch einmal in seine Werkstatt, zu dem Bilde. Er zündet viele geweihte Kerzen an und kniet nieder und weinet bitterlich, daß er zum letzten Male dabei weilen soll. Da winket die Mutter der Gnaden ihm mit der Hand und siehet ihn freundlich an, und die Seele des Greises wird froh, er beugt in Demuth und Freude sich nieder, und so stirbt er auf einmal eines sanften Todes in der Nähe seines heiligen Bildes.

Auch nachher war das Bild zum öftern wunderthätig: Einstmals nach der unglücklichen Schlacht bei Tannenberg, hatten die Ordensbrüder sich in das Schloß zu Marienburg zurückziehen müssen, wo sie hart von den Polen belagert wurden. Da trat ein Fürst der Polen auf und sprach zu den Seinen: Lasset uns das Bild höhnen! und er befahl einem von seinen Söhnen, die Armbrust zu nehmen und nach dem Bilde zu schießen. Der Sohn gehorchet dem Vater, allein so wie er den Bogen abdrücken will, erblindet er plötzlich. Darüber ergrimmt der Fürst, und er nimmt selber den Bogen und zielet und drücket los; doch der Bolzen fliegt rückwärts und trifft seinen eigenen Herrn, daß dieser todt zur Erde stürzet. Noch viele andere Wunder hat das Gnadenbild verrichtet.

Johannes Lindenblatt Jahrbücher S. 228.
Henneberger Erklärung S. 113.
Leo hist. Pruss. p. 182.
(Bergenroth) Die St. Marienburg.

217. Die versteinerten Liebenden.

Auf dem Schlosse zu Marienburg zeigte man sonst zwei Steine, von denen erzählt ward, daß zwei Liebende in solche verwandelt worden, und daß sie aus Betrübniß nach der Verwandlung noch häufig salzige Thränen vergössen.

Fischer disput. de lapidib. in agro pruss. sine praejudicio contempland.

Bock Naturgeschichte von Preußen Th. II. S. 368.

218. Der Teufelsstein.

In der Nähe der Stadt Marienburg befindet sich ein Stein, von welchem die Sage geht, daß auf ihm der Teufel mit einem Bauern aus dem Werder um dessen Seele gespielt habe. Der Bauer war aber klüger als sein Widersacher, und gewann das Spiel. Drob ward der Böse zornig, und schlug mit der Hand in seiner Wuth so heftig auf den Stein, daß der Eindruck seiner Faust noch bis auf den heutigen Tag zu sehen ist.

219. Der unterirdische Gang im Schlosse zu Marienwerder.

In dem alten Schlosse zu Marienwerder, einst Residenz der Pomesanischen Bischöfe, befindet sich auf der, dem unter dem Namen des Danziger bekannten Bogengange entgegengesetzten Seite ein unterirdischer Gang, von dem man nicht wußte, wo er hinführe. Es ist in früherer Zeit von Vielen versucht worden, hineinzudringen; wenn sie aber noch nicht eben tief hinabgekommen waren, erschienen ihnen Geister, vor denen sie sich so entsetzten, daß sie eiligst zurückkehrten. Es ist daher auch niemals gelungen, das Ende des Ganges zu erforschen. Gegenwärtig ist dessen Eingang verschüttet.

Aehnliches wird auch von unterirdischen Gängen bei andern Schlössern, ferner von einer unterirdischen Höhle in dem bei Salfeld belegenen Burgberge berichtet.

Bock Naturgeschichte von Preußen Th. II. S. 541. und mündliche Ueberlieferung.

220. Der Todtenberg bei Marienwerder.

Neben der Stadt Marienwerder gegen Mitternacht liegt eine Anhöhe, welche den Namen des Todtenberges führt, und zwar deshalb, weil sie durch die Leichen der in einem, im polnisch-schwedischen Kriege hier vorgefallenen Gefechte Gebliebenen entstanden sein soll. Nach der Sage gestatten die Geister der Begrabenen nicht, daß hier ein Haus gebaut werde, und als jemand vor einiger Zeit dennoch ein solches errichtet und bezogen hatte, sollen ihm dieselben erschienen sein und ihn aufgefordert haben, das Haus sofort wieder zu räumen, weil ihm solches sonst über dem Kopfe zusammenstürzen werde.

221. Der Irrgarten bei Riesenburg.

Die Brüder und Kreuzherren des deutschen Ordens hatten durch ihre Ordensregel sich eidlich verpflichtet, Jerusalem, die heilige Stadt, gegen die Feinde des christlichen Namens zu vertheidigen, und wenn es verloren gegangen sei, wiederum einzunehmen. Um sich nun von solchem Eide los zu machen, und einigermaßen ihr Gewissen zu beruhigen, ließen die Ritter in Preußen fast bei allen Schlössern im Felde die Erde aufgraben, und ein Festungswerk mit vielen Gängen und Laufgräben aufwerfen, welches einem Labyrinth oder Irrgarten sehr ähnlich sah und von ihnen Jerusalem genannt würde. Anfangs hatten sie hierbei ihre gottseligen Gedanken gehabt; hernach trieben sie aber bloß ihr Gespötte damit, denn wenn sie bei ihren

Schmausereien recht lustig sein wollten, dann mußten die Knechte sich in dieses After-Jerusalem begeben, und die Ritter jagten sie wieder heraus, bei sich nun wähnend, Jerusalem befreit zu haben. Für solche Frechheit ist aber auch die Strafe nicht ausgeblieben. Es ist namentlich ein dergleichen Irrgarten im Felde bei Riesenburg gewesen, er war 55 Fuß lang und 60 Fuß breit, darin befand sich ein Kreuz im Felde gegraben, welches 54 Fuß lang und breit war. In diesem Kreuze war es geruhig, aber in dem Irrgarten selbst war öfters des Nachts ein gewaltiges Treiben und Rumoren. Man sahe dort feurige Gestalten mit glühenden Schwertern, welche in den Gräben auf und nieder liefen. Die Ritter mußten zu ihrer großen Qual das Spiel treiben, welches sie früher so übermüthig im Leben gespielt hatten. Nur wurden die Rollen umgekehrt, denn die Ritter wurden von den Knechten gejaget, und diese wieder von dem Teufel und seinem Anhange.

Erläut. Preuß. Th. I. S. 121 fgg. Th. IV. S. 363.

222. Die Pfarrkirche zu Culm.

Als die Pfarrkirche zu Culm, noch jetzt eins der ehrwürdigsten Denkmale altdeutscher Baukunst in Preußen, gegründet ward, war es der Plan des Baumeisters, dieselbe mit zwei hohen Thürmen zu versehen. Es hatte sich der Meister aber verpflichtet, zu einem bestimmten Tage das Werk zu vollenden. Schon nahte dieser, und noch war der Thurm kaum bis zur Hälfte fertig. Da ließ der Meister ohne Unterlaß arbeiten und setzte selbst nicht Sonn- nicht Festtags aus. So gelang es ihm, den Tag einzuhalten, und schon war die Menge zur Einweihung versammelt, als sich ein furchtbares Brausen in der Luft vernehmen ließ, und man einen Engel herabeilen sah, der mit einem flammenden Schwerte den Thurm, an welchem des

Sonntags gearbeitet war, entzündete, so daß dieser bis auf den Grund niederbrannte, ohne daß jedoch der übrige Bau versehrt wäre. Noch einmal versuchte man, den Thurm aufzuführen, aber auch diesmal ward er, kaum beendigt, durch einen Blitzstrahl zerstört. So ist der Bau denn bis auf heute unvollendet geblieben.

223. Das vermauerte Thor.

In den Mauern der Stadt Culm, auf der Seite nach Thorn, erblickt man noch deutlich an einer Stelle die Spuren eines vermauerten Thors. Einst, so berichtet die Sage, hatten sich ein Mönch und eine Nonne aus dem benachbarten Benediktinerinnenkloster liebgewonnen; nach mancherlei vergeblichen Bemühungen glückte es ihnen endlich, zu entfliehen; durch jenes Thor nahmen sie ihren Weg. Da ward es zum Gedächtnisse dieser Begebenheit vermauert.

224. Das flüchtende Marienbild.

Auf dem Walle der Stadt Culm, nach dem Weichselstrome zu, steht ein lebensgroßes Bild der Mutter Gottes in einer Nische. Es wird erzählt, daß es einst bei einer Belagerung der Stadt seinen gewöhnlichen Standort, da es an selbigem den Kugeln des feindlichen Geschützes sehr ausgesetzt war, von selbst verlassen und sich in eine andere Nische, wo es sich mehr im Schutze befand, begeben habe, und dort auch bis nach Aufhebung der Belagerung verblieben sei, wo es wiederum von selbst an den früheren Ort zurückkehrte. Auch von den steinernen Kugeln, welche man damals von Schwetz aus auf die Stadt Culm mit Wurfmaschinen geschleudert, und die etwa einen Fuß im Durchmesser halten, sind noch acht, zum Andenken dieser Begebenheit in die Stadtmauer eingefügt, vorhanden.

225. Der Schwedenstein.

In dem letzten Kriege, den die Schweden unter Karl Gustav gegen die Polen führten, mußte auch die Stadt Culm eine harte Belagerung ausstehn. Der Feind, der dieselbe nicht mit Gewalt nehmen konnte, beschloß sie auszuhungern. Und schon hatte die Noth in der Stadt den höchsten Grad erreicht, da kam man auf den Einfall, zu versuchen, ob nicht die Schweden durch eine List zum Abzuge vermocht werden könnten. Man nahm alles noch vorhandene Mehl, backte zwölf große Brodte davon, und schleuderte diese nebst dem geräucherten Fleische, was man noch übrig behalten hatte, in das feindliche Lager. Der König, der langwierigen Belagerung schon müde, glaubte die Stadt, da man noch so viel fortwerfen konnte, mit allem hinlänglich versehen und zog ab. Ein großer Stein, der einsam auf unbebautem Felde, an der Stelle, wo des Königs Zelt gestanden, liegt, und auf welchem dieser seine Mahlzeiten gehalten, erinnert noch jetzt durch seinen Namen: der Schwedenstein, und durch die Gabel, Messer und Teller, die auf ihm eingehauen sind, an jene Begebenheit.

226. Der heilbringende Quell.

Auf der steilen Terrasse, die sich von der Stadt Culm auf der Graudenzer Seite hinabzieht, befindet sich eine Grotte, auf der ein kleines Thürmchen steht, das ein Muttergottesbild in sich schließt. Nur bei hohem Ablaß wird die Thüre des Thürmchens geöffnet, so daß das Volk sich an dem Anblicke der Gebenedeiten erlaben mag. Zwischen den Steinen der Grotte quillt unaufhörlich ein Wasser hindurch, das von den Gläubigen der Umgegend aufgefan-

gen wird und schon vielfach seine heilbringende Kraft, namentlich bei Augenübeln, bewährt haben soll. Vor der Grotte stehn vier schattige Linden. Die Sage erzählt, daß, als einst ein Hirt in der Nähe derselben im Schlafe gelegen, die Mutter Gottes ihm in der Spitze der einen Linde erschienen sei und ihm verkündet habe, daß der Quell, der auf ihr Geheiß hervorbreche, heilbringend sein werde. Als er erwachte, rieselte ihm zur Seite wirklich eine Quelle aus dem Berge hervor. Da richtete man die Grotte ein und setzte das Bild darauf.

227. Das englische Packhaus zu Culm.

In der Stadt Culm wird ein altes Gebäude gezeigt, das zur Zeit, als dieser Ort sich noch im Besitze eines blühenden Seehandels befand, den englischen Kaufleuten zur Waarenniederlage gedient haben soll. Von diesem Gebäude aus geht ein Gang tief unter der Erde fort; wie man behauptet, soll er sich eine Stunde weit bis nach dem Dorfe Grubno erstrecken. Wenigstens befindet sich in dem letzteren die Oeffnung eines andern unterirdischen Ganges, der in der dem ersteren entgegengesetzten Richtung streicht. Häufig hat man es schon versucht, von dem einen Ende zum andern zu dringen, aber immer vergeblich, da, wenn man tiefer hinabkam, stets die Kerzen verlöschten. Auch wurden die, welche sich hinabwagten, durch gespenstische Erscheinungen in Schrecken versetzt. Bei einer Eroberung Culms durch die Polen nämlich soll ein Engländer, Bewohner des Kaufhauses, um seine Geliebte vor dem Andrange eines feindlichen Hauptmanns zu retten, mit ihr durch jenen Gang zu entfliehen versucht haben, aber nicht wieder an das Tageslicht gelangt sein. Die Sage berichtet, daß, als es ihm nicht gelingen wollte, den Ausgang zu gewinnen, er erst seine Geliebte, dann sich

selbst ermordet habe, und daß Beider Geister es nun sind, die sich warnend zeigen.

228. Die Wanderung des Marienbildes.

Vor vielen Jahren ward einst ein schönes Bild der Mutter Gottes mit großen Kosten für die Pfarrkirche in Culm angekauft und in derselben feierlich aufgestellt. Am folgenden Morgen war es aber entschwunden, und erst nach langem Suchen fand man es auf der Stadtmauer wieder. Im Wahne, daß eine frevelhafte Hand das Bild habe entfremden wollen, brachte man es in die Kirche zurück. Aber am nächsten Morgen ward es wieder an derselben Stelle der Stadtmauer gefunden. Auch diesmal brachte man es, und zwar in feierlicher Procession, da man ein Wunder ahnte, in die Kirche zurück, und während der kommenden Nacht wachten einige Geistliche in derselben. Da sahen sie, wie sich um Mitternacht das Bild von selbst erhob, von seinem Postamente hinabstieg, durch die sich selbst öffnenden Pforten hinausschritt und sich wieder auf jene Stelle der Stadtmauer begab. Da erkannte man: daß die Gebenedeite sich selbst diesen Platz erkoren, und erbaute dort eine Kapelle, in der das Bild aufgestellt ward. Beide sind noch vorhanden.

229. Ursprung der Stadt Thorn.

Wenn gleich die Meisten erzählen, daß die Stadt Thorn erst von den Kreuzrittern gegründet sei, so giebt es doch auch eine Sage, die ihr einen weit älteren Ursprung beilegt, und solchen folgender Art berichtet:

Der treffliche Kriegsfürst und edle Römer Thorandus, als er durch große Kriegsmacht die Preußen bezwungen, hoffend sie ganz unter römische Botmäßigkeit zu bringen, erbaute gleich beim Eintritt des Landes eine Stadt, die er nach seinem Namen Thorn nannte, und wo er sein fürst-

liches Hoflager aufstellte, auch seiner Abgöttin Venus, die er Barthenia genannt, zu Ehren und schuldiger Dankbarkeit einen herrlichen Tempel baute, der auch über fünfhundert Jahre stehen geblieben. In diesem Tempel, der rings von Gold und Edelsteinen glänzte, ward der Göttin täglich große Ehre bezeugt. In der Mitte desselben stand ihr Bild in Gestalt einer Jungfrau mit holdseligen Augen, schneeweißem Leibe, zu Feld geschlagenen Haaren bis ans Knie. Auf dem Haupte trug sie einen Myrtenkranz, der mit rothen Rosen umwunden war, in ihrem lächelnden Munde eine geschlossene Rose; brennende Strahlen gingen von ihrem Herzen aus, das, da die Seite offen war, deutlich zu Tage lag. In der linken Hand hielt sie in Gestalt einer Kugel die ganze Welt, so in Himmel, Meer und Erdreich abgetheilt war, in der rechten drei goldne Aepfel. Sie stand auf einem goldenen Wagen, welchen zwei weiße Tauben und zwei Schwäne zogen. Bei ihr standen drei, mit den Armen in einander geschränkte Jungfrauen, deren jegliche den andern zweien einen goldenen Apfel reichte.

Andere erzählen, daß die Stadt Thorn von dem nordischen Heidengotte Thor den Namen habe, der dort unter einer alten Eiche, um die eine Feste befindlich, verehrt worden. Diese Feste habe der deutsche Orden erobert und den Namen beibehalten. (Vergleiche hierüber die Sage 30.)

Hofmannus Historisch. Bericht vom Ursprung, Anfang und Herkommen deß wunderschönen — Tempels — Veneris, welchen der — Römer — Thorandus — in Thorn in Preußen hat — bauen — lassen. Budissin 1616.

Preuß. Todestempel I. S. 42 fgg.

230. Die feindlichen Brüder.

Im Culmerlande befinden sich die Ruinen von zwei alten Ritterburgen, welche von beiden Seiten eines großen

Sees liegen. Papovo heißt die eine und Lippinken die andere. In beiden siehet man noch unterirdische Gänge, welche nach dem See zu streichen. Sie sollen bis ganz unter den See gehen und dort zusammen treffen, so daß man unter dem See her von einer Burg in die andere kommen kann. Schon seit vielen Jahren aber sind sie unter dem See verschüttet. Diese Gänge sind auf folgende Weise entstanden: Auf den beiden Burgen wohnten vor Zeiten zwei Brüder, die hatten einer den andern sehr lieb. Einstmals aber erzürnten sie sich, und da thaten sie beide den Schwur: daß sie auf Erden einander nicht mehr ansehen wollten. Sie hielten lange den Eid, als sie aber alt wurden, da kehrte auch die alte Bruderliebe in ihre Herzen zurück, und der eine sehnte sich, den andern zu sehen. Sie ließen also unter dem See her von ihren Burgen diesen Gang bauen, und sahen sich nun unter der Erde, da sie sich auf derselben nicht sehen durften.

231. Die schwarze Jungfrau.

Zwischen den Dörfern Warlubien, Plochozyn und Bankau im Schwetzer Kreise ist ein kleiner aber so tiefer See, daß es nicht möglich gewesen ist, seinen Grund zu finden. Aus diesem kommt täglich mit Sonnenuntergang eine schwarz gekleidete Jungfrau heraus, und wandelt, von einem gleichfalls schwarzen Hunde begleitet, bis Sonnenaufgang um den See herum. Traurigen Blicks schreitet sie einher, aber, angeredet, beantwortet sie freundlich die an sie gerichteten Fragen, während das Hündlein den Fragenden umhüpft und ihn einladen zu wollen scheint, ihm zu folgen. Einst stand hier ein mächtiges Schloß, das den Eltern der Jungfrau zugehörte, aber wegen deren Gottlosigkeit mit den Bewohnern versank. Die Jungfrau, die fromm war, kommt nun heraus, um Jemand zu finden,

der es unternimmt, die Ihren von dem Fluche zu erlösen. Doch vermag dies nur ein Mann, der gleich fromm und tapfer ist, und es nicht scheut, der Jungfrau in die Tiefe zu folgen. Geschieht dies einst, so wird das Schloß mit den Bewohnern aus der Tiefe wieder emporsteigen.

232. Die umgehenden Feldmesser.

Als in einem, links der Weichsel unfern Graudenz belegenen Dorfe vor einigen Jahren die Gemeinheitstheilung zur Ausführung gebracht wurde, sollen die Conducteure, von einigen Betheiligten bestochen, partheiisch die Ländereien vermessen haben. Zur Strafe dafür müssen sie nun allnächtlich auf schwarzen, aus den Nüstern und dem Munde Flammen schnaubenden Rossen und mit einer glühenden Meßkette in den Händen, die Flur umreiten. So wollen viele von den Bewohnern sie mit eigenen Augen gesehen haben.

233. Ursprung des Namens Conitz.

In Westpreußen auf der großen Straße von Berlin nach Königsberg, liegt eine anmuthige Stadt, Conitz geheißen. Sie ist erbauet im Jahre 1137 von den Wenden, welche zu jener Zeit in das Land einfielen, um sich gesundere Wohnplätze zu suchen. Als nun damals ein Theil dieser Völker dorthin kamen, wo jetzt diese Stadt liegt, da fanden sie dort eine Kuh mit einem Kalbe im Neste liegen, und weil hier eine schöne gesunde Gegend war, so beschlossen sie, allda eine Stadt zu bauen, die sie Kuhnest oder Kohnest nannten, aus welchem Namen mit der Zeit Conitz geworden ist. Die Stadt führt auch noch einen Kuhkopf in ihrem Wappen.

Mart. Behm Constantia Chronic. §. 2.
Gödtke Gesch. der Stadt Conitz S. 7.

234. Die eingesperrte Pest.

Als im Jahre 1709 die Pest in Preußen so äußerst heftig wüthete, kam sie auch nach der Stadt Conitz und raffte dort viele Menschen dahin. Wie man schon gänzlich verzagte und besorgte, der ganze Ort werde aussterben, da kam ein fremder Mann, der sich erbot, die Pest zu bannen. Sein Erbieten ward angenommen, und er ließ in einer großen Linde, die auf dem evanglischen Kirchhofe stand, ein Loch einschneiden und einen Pflock bereit halten, der gerade in dasselbe hineinpaßte. Dann zog er mit feierlicher Procession auf den Kirchhof, bannte die Pest in den Baum und schlug, wie sie drin war, schnell den Pflock ein, verbot auch, denselben je herauszunehmen, damit die Pest nicht wieder aus ihrem Verließe entweichen könne. Seitdem hat sie sich denn auch nicht mehr in Preußen gezeigt. Der Baum aber steht mit dem Pflock noch bis auf den heutigen Tag.

235. Die Hülfe.

Im Westen von Conitz zieht sich eine halbe Meile breit und fast zwei Meilen lang der Lockmannsee hin. Meist umgeben ihn waldbedeckte Höhen, die sich jäh in die klare Fluth hinabstürzen. Föhren und uralte Buchen beschatten sie. Vom westlichen Ufer zieht sich unfern des Vorwerks Hülfe ein runder Hügel in den See hinein; nur durch eine schmale Zunge hängt er mit dem festen Lande zusammen. Zur Zeit des Ordens stand hier ein Sattelhof; obwohl von den Buchen überwachsen, ist doch noch deutlich die Lage der einstigen Werke zu erkennen. Noch jetzt führt der Hügel den Namen Burgwall. Nördlich von ihm in geringer Entfernung befindet sich ein kleines Eiland, der

Lämmerwerder genannt. Von beiden berichtet die Sage Folgendes:

Als die Burg noch stand, befand sich auf dem Werder eine, dem heiligen Georg geweihete Kapelle und eine Hütte, in der ein greiser Schildknappe wohnte, der zu Ehren des Heiligen eine ewige Lampe unterhielt. Allgemein bekannt durch die Weisheit seiner Aussprüche, wurde von fern und nah der Rath des Alten eingeholt, und selbst von dem Haupthause sollen Sendboten gekommen sein, um in wichtigen Dingen des Landes und des Ordens seine Meinung zu erfragen. Neidisch auf das Ansehn des Knappen, beschlossen einst drei Ritter, deren Ruchlosigkeit er oft bitter getadelt, seinen Tod. Auf einem Nachen setzten sie von der Burg nach dem Eilande über und überfielen hinterwärts den Wehrlosen. Aber vor seinem Blicke sanken machtlos ihre Schwerter nieder. Sie wollten zur Burg zurückfliehen, doch der Kahn schlägt um; vergeblich tönt ihr Hülfsgeschrei; der See verschlingt sie. Der Greis aber schleudert im Zorn die Lampe des Heiligen über den See hinüber in die Burg, daß diese von den Flammen verzehrt wird. Sie ward nicht wieder erbaut. Noch oft hört man aber seitdem es in den Fluthen: Hülfe, Hülfe! wimmern, und zum Andenken an diese Begebenheit ward dem später erbauten Vorwerke der Name: Hülfe gegeben.

Eine andere Sage erzählt, daß, wenn man in der Nähe einer steinernen Treppe, von der man auf dem Burgwalle noch jetzt einige Stufen siehet: Cäsum, Cäsum, thue dich auf! ausspricht, der unterste Stein sich in die Höhe hebt, und man unter demselben verborgene Schätze erblicke.

236. Der Bauer aus Konarzyn.

Ein Bauer aus dem Dorfe Konarzyn pflegte sonntäglich die Kirche in Conitz zu besuchen. Sein Zweck war aber eigentlich, dem Kartenspiele zu fröhnen, und oft blieb er, in diese Beschäftigung vertieft, bis zum Mittwoch von Hause. Vergeblich hatte seine Ehefrau gewarnt, daß ihn noch einmal der Teufel bei dieser Entheiligung des Sonntags holen werde. Einst ging ihr Wort in Erfüllung. Der Teufel führte den Bauer über den Lockmannsee, dann über die Wälder, die zwischen diesem und Konarzyn liegen, flog aber so niedrig, daß der Bauer dort in das Wasser tauchte, und hier von den Aesten der Bäume gestreift wurde. Da hörten ihn die Bewohner laut schreien und den Teufel bitten, er möge ihn etwas höher führen.

237. Der Schwedenbrunnen.

Unfern von Conitz, auf dem Wege von Hennigsdorf nach Zoldan, befindet sich auf einer kleinen Erhöhung im Walde ein Brunnen, der Schwedenbrunnen benannt, werth den Bewohnern der Umgegend wegen seines silberklaren Wassers, und weil er weit in der Runde der einzige ist. Im ersten Schwedenkriege soll hier ein schwedisches Lager gestanden haben. Der Mangel an trinkbarem Wasser zwang, den Brunnen zu graben. Lange war die Arbeit vergeblich. Plötzlich sprudelte aus der Tiefe ein Quell hervor, der schnell die ganze Grube füllte. Oben aber schimmerte ein weißes Gewand, und empor tauchte eine Jungfrau von überirdischer Schönheit und verkündete prophetische Worte. Was sie aber gesprochen, hat die Sage nicht aufbewahrt. Wie sie gekommen, entschwand sie wieder.

In späterer Zeit versuchte man es einst, um den Quell ungetrübt zu erhalten, den Brunnen auszumauern. Aber nachdem das Werk vollendet war, stürzte es plötzlich mit furchtbarem Getöse zusammen. Fortan war die Quelle versiegt. Erst als man die Steine wieder hinausgeschafft, fand er sich von neuem in früherer Schönheit und Fülle.

238. Der Schloßsee bei Kensau.

Unfern von Tuchel bei dem Dorfe Kensau liegt ein See, der den Namen des Schloßsees führt. Die Sage erzählt, daß da, wo jetzt Wasser ist, einst ein Schloß gestanden und von diesem der See den Namen erhalten habe. Der Herr des Schlosses war ein harter und wüster Mann, der seine Unterthanen, wie er nur konnte und mochte, plagte, und das Erpreßte dann in üppigen Gelagen mit seinen Gesellen vergeudete. Einst waren diese wieder beisammen und es kreis'te munter der Humpen, als sich plötzlich ein so furchtbares Unwetter erhob, daß das Schloß in seinen Grundfesten erbebte. Blaß verstummten die Gäste, aber der Burgherr mahnte sie mit vielen gottlosen Worten, sich nicht stören zu lassen, und hohnlachte der Wuth des Himmels. Da öffnete sich der Schooß der Erde und die Burg sank langsam in die Tiefe hinab. Vergeblich versuchten die Bewohner sich zu retten, denn schon war alles von den Fluthen umgeben. Aber noch jetzt will man oft die Worte: Bete und rette! aus der Tiefe hören.

Noch sonst finden sich manche Seen, von denen die Sage berichtet, daß an ihrer Stelle einst Orte oder Gebäude gestanden haben, durch deren Versinken sie gebildet worden, in Preußen, so unter andern bei dem Dorfe Müskendorf unfern von dem Wege nach Conitz. Das Dorf, das an der Stelle des jetzigen Bruches gestanden, soll wegen

der Gottlosigkeit seiner Bewohner von einem Engel vertilgt sein. Etwas Aehnliches wird auch von dem Przywarczsee im Conitzer Kreise berichtet. Hier sind aber die Trümmer des von den Fluthen überdeckten Schlosses noch jetzt deutlich unter dem Wasserspiegel zu erkennen.

239. Das Gespenst in der Tuchelschen Haide.

In den Waldgegenden, die zwischen den Flüssen Brahe und Schwarzwasser liegen, und die gewöhnlich den Namen der Tuchelschen Haide führen, zeigt sich häufig um Mitternacht ein Gespenst. Es sitzt auf einem Wagen, welcher etwa die Form eines römischen Triumphwagens hat, und der von zwei schwarzen Pferden mit feurigen Augen gezogen wird. Das Gespenst selbst ist in weiße Gewänder gehüllt und gleicht einem Carmelitermönche. Das Wunderbarste dabei ist, daß der Wagen, selbst wenn er über leichten Sand oder Schnee hinfährt, eben so rasselt, als wenn er in vollster Schnelligkeit über Steinpflaster rollte, und es sich dabei wie heftiges Kettengeklirre vernehmen läßt.

Vor einiger Zeit fuhr ein Landmann in der Nacht von Tuchel nach seinem in der Haide belegenen Gute. Plötzlich beginnt das vor den Schlitten gespannte Pferd zu keuchen, und nur mit der äußersten Anstrengung kann der Besitzer Herr desselben bleiben. Als er in einen Hohlweg gelangt ist, so enge, daß sonst kaum ein Wagen hindurch kann, fährt mit einem Male das Gespenst, wie es vorstehend beschrieben, in vollem Gallopp und zwar ohne seinen Schlitten im mindesten zu berühren an ihm vorbei. Gleich darauf steht das Pferd des Landmanns still; alle Bemühungen es fortzutreiben sind fruchtlos; als jener nun näher hinsieht, erblickt er die beiden Rappen mit den feurigen Augen seinem Pferde gegenüber. Als er aber durch einen derben Fluch seinem Herzen Luft gemacht hatte, saust

der Wagen, wie er gekommen, wieder zurück an ihm vorüber. Keuchend und von Schweiß triefend, gelangt das Pferd nach Hause, zittert an allen Gliedern und berührt lange Zeit kein Futter. Erst nach mehreren Tagen beruhigt es sich allmählig wieder.

240. Die Görzdorfer Glocke.

In dem Dorfe Görzdorf, eine Meile von Conitz, bemerkte einst der Dorfshirt, daß eine Sau der Heerde ungewöhnlich tief und heftig in dem Boden wühle, und daß sich unter der aufgeworfenen Erde etwas Schimmerndes zeige. Als er herzu trat, sah er eine große glänzende Glocke, die von dem Thiere beinahe schon ganz herausgewühlt war. Man grub sie vollends aus, hing sie in dem Dorfe auf und bediente sich ihrer, um die Stunden der Arbeit kund zu thun. Aber der Ton derselben war so unmelodisch, daß niemand ihn hören mochte, denn er klang wie die Worte: Song woillt us (Sau wühlt aus). Als die Gemeinde sich nun einst berieth, welches Mittel man wohl anwenden könne, um der Glocke einen bessern Klang zu verleihen, da trat ein Fremder in ihre Mitte und hieß sie an der Stelle, wo die Glocke gefunden, eine Kirche bauen und sie in derselben anbringen. Also geschah es. Und von Stund' an hatte die Glocke einen reinen schönen Klang.

241. Das Glockenbruch.

Etwa auf dem halben Wege zwischen den Dörfern Schlagentin und Abrau im Conitzschen Kreise befindet sich ein Moor, das Glockenbruch genannt. Einst stand hier ein schönes Dorf, das sich zuletzt in dem Besitze einer Wittwe befand. Bei ihrem Tode vermachte sie selbiges ihren Nachbarn. Aber diese, die bisher friedlich mit ein-

ander gelebt, konnten sich über die Theilung nicht einigen und verfielen bald in bittern Hader. Theils um sie hierfür zu strafen, theils um den Gegenstand des Zwistes fortzunehmen, ließ der Himmel das ganze Gut plötzlich versinken, so daß man eines Morgens an der Stelle, wo dasselbe gelegen, jenen Moor fand. Da erkannten die Erben ihr Unrecht und versöhnten sich wieder. In der Tiefe des Bruches aber will man noch jetzt häufig ein Glockengeläute hören, woher ihm dann jener Name ward.

242. Die lederne Brücke.

Etwa eine halbe Stunde von dem Dorfe Österwiek im Conitzschen Kreise liegt mitten in einem See eine freundliche Insel. Jetzt unbebaut, soll sie die erste Niederlassung der Christen in jener Gegend gewesen sein. Damals befand sich eine Kirche mit mehreren Hütten darauf. Das Wasser des Sees aber war zu jener Zeit von so wunderbarer Leichtigkeit, daß jedes Fahrzeug, mit dem man es zu befahren versuchte, untersank. Um nun die Verbindung mit dem festen Lande sich offen zu halten und doch gegen einen plötzlichen Ueberfall der Heiden gesichert zu sein, verfertigten die Bewohner eine lederne Brücke, welche einige Fuß unter dem Spiegel des Wassers lag, so daß sie von den Unkundigen nicht gefunden werden konnte, und doch dem Kundigen einen sicheren Pfad bot. Bald kamen auch die Heiden, um die Christen zu vertilgen und ihr Heiligthum zu zerstören. Schon hatten sie lange vergeblich an den Ufern des Sees gelegen, da alle Bemühungen, die Brücke zu finden, erfolglos geblieben waren, und jeder, der um sie aufzusuchen in die Fluth sich gewagt, darin seinen Tod gefunden hatte, als die Belagerer eines Tages sahen, wie eine Kuh von der Insel aus nach dem festen Lande ohne Gefährde hinüberlief. So entdeckten sie die Brücke, eilten

hinüber, erschlugen die Bewohner, zerstörten die Gebäude und warfen alles, was zur Kirche verwendet war, mit den Glocken in den See hinab, dessen Wasser von Stund' an allen anderen Gewässern gleich ward. Die Glocken aber will man noch jetzt zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten in der Tiefe des Grundes läuten hören.

243. Das Marienbild zu Jacobsdorf.

In der Kirche des Minoritenklosters zu Jacobsdorf wird noch jetzt ein kleines, aus Holz geschnitztes Marienbild, von der Größe eines Daumens, aufbewahrt, das zur Gründung des Klosters Veranlassung gegeben haben soll.

Dies Bild fand nämlich der Dorfhirt unfern der Stelle, wo jetzt das Kloster steht, auf dem Felde, nahm es mit nach Hause und gab es seinen Kindern zum Spielwerk. Nach wenigen Tagen war es aber entschwunden. Bald nachher fanden es die Jacobsdorfer Ackersleute an derselben Stelle, wo es zuerst angetroffen war, wieder, und der Hirt, welcher gerade herzu kam, erkannte es alsbald, und erzählte, wie es mit dem Bilde ergangen. Als der Vorfall zu Ohren des damaligen Grundherrn, Potulicki, gelangte, ließ dieser es in das Augustinerkloster nach Conitz bringen, wo es auf dem Hochaltare aufgestellt ward. Aber von dort entschwand es nach kurzer Frist, und zum dritten Male fand man es an jener Stelle auf einem, unfern der Jacobsdorfer Kirche stehenden Weidenbaum, ein hellglänzendes Licht ringsumher ausstrahlend. Da ward es dem Pfarrer zu Görzdorf, zu dessen Sprengel Jacobsdorf gehörte, übergeben, welcher verhieß, einen silbernen Schrein zu dessen Aufbewahrung anfertigen zu lassen. Andere Geschäfte ließen ihn jedoch dieses Versprechens eine Zeitlang vergessen. Da traf es sich, daß er selbst und alle seine Hausgenossen von schwerer Krankheit ergriffen wurden. Als er

nun nachdachte, um welcher Sünde willen er eine solche Heimsuchung verdient haben möge, fiel ihm sein Gelübde wieder bei, und kaum hatte er dies ins Werk gesetzt, als er selbst und sein ganzes Haus auch sofort volle Gesundheit zurückerhielten. Darin, daß das Bild stets an jene Stelle zurückgekehrt war, glaubte man einen Wink des Himmels zu erkennen, und erbaute an derselben durch mildthätige Spenden das Kloster, in dessen Kirche solches demnächst aufgestellt wurde.

Bald nachher ereignete es sich aber, daß Räuber in diese einbrachen, und nebst manchem anderen Silbergeräthe auch das Kästlein, in welchem das Muttergottesbild befindlich war, mit sich nahmen. Wie sie jedoch nun mit dem Raube entfliehen wollten, da vermochten sie es trotz aller Anstrengung nicht, sich aus der Nähe des Klosters zu entfernen, und nachdem sie die ganze Nacht und einen halben Tag umhergeirrt waren, fanden sie sich an der Stelle wieder, wo zuerst das Bild getroffen war. Als sie nun dort alles Silber in Stücke zerbrachen und unter einem Steinhaufen verbargen, stießen sie auch auf das Bildlein und erkannten, daß dies es gewesen sei, was ihr Entkommen gehindert. Da warfen sie es denn gleichfalls unter einen Steinhaufen, und nun war es ihnen möglich zu entfliehen.

Als der Frevel kundbar ward, machte sich Casimir Wollschläger, der Schlochausche Grodschreiber, auf, um die Räuber zu verfolgen. Den Krug zu Jeziorken fand er voll munterer Zecher. Einer von diesen, als er zuerst an die Thür pochen hörte, war so erschreckt, daß er den Becher fallen ließ; als ihm die übrigen zusprachen: weshalb er sich so entsetze, da der Eintritt in den Krug ja männiglich zustehe? beruhigte er sich zwar in etwas; als nun Wollschläger aber in das Zimmer trat, sprach sich in jenes Mannes Mienen so deutlich Furcht und der Wunsch

zu fliehen aus, daß Wollschläger in ihm sofort einen der Räuber erkannte und ihn verhaftete. Derselbe gestand denn auch seine Theilnahme und versprach, ihn an die Stelle zu führen, wo das Silber verscharrt sei. Als er nun aber am Orte angelangt, den rechten Steinhaufen unter mehreren nicht gleich herausfinden konnte, und auf einen falschen zuschritt, so wollte Wollschlägers Roß, so sehr es der Reiter antrieb, dorthin durchaus nicht folgen; eben so wenig war es dazu zu bringen, einem zweiten zu nahen. Als der Reiter es nun sich selbst überließ, ging es auf einen andern Steinhaufen zu, unter dem man denn auch alles Silber fand. Allein das Bild fehlte. Wie man nun noch näher suchte, zeigte sich unfern ein ganz begrünter Platz, obgleich es schon im Spätherbst und sonst alles mit fahlem Laube bedeckt war. Hier lag das Bild auch wirklich wieder, und zwar ganz trocken, obwohl es die Zeit vorher fortwährend geregnet. Es wurde darauf in die Kirche zurückgebracht, und hat dort noch viele Wunder verrichtet.

Chronic. Monaster. Jacobsdorf. MS.

244. Die Glocken zu Jacobsdorf.

Nachdem die reformirte Kirche in Zoldan verfallen war, wollte der Besitzer dieses Gutes, der Schlochausche Grodschreiber, Casimir Wollschläger, ein rechtgläubiger Katholik, deren zwei Glocken der katholischen Pfarrkirche in Conitz, wohin Zoldan eingepfarrt ist, schenken. Als dieselben aber auf den Wagen gelegt waren, konnten solchen die Pferde bei aller Anstrengung nicht von der Stelle bewegen. Eben so vergeblich waren die Versuche, die Glocken nach den benachbarten Kirchen von Lichnau und Mosnitz zu schaffen. Da erkannte Wollschläger den Wink des Himmels, und schenkte sie dem Kloster Jacobsdorf, wohin die Pferde dieselben mit solcher Leichtigkeit zogen,

als wenn sie gar keine Last führten. Eine jener Glocken ist noch in der ursprünglichen Gestalt, die andere, da sie beschädigt war, umgegossen vorhanden.

Chronic. Monaster. Jacobsdorf. MS.

245. Das Gespenst auf dem Ostrowittschen See.

Auf dem Klein-Ostrowittschen See im Conitzschen Kreise zeigt sich von Zeit zu Zeit ein Ungethüm, schneeweiß, etwa in der Größe eines Kalbes, bald auf der Fluth umherschwimmend, bald sich im Rohre, das den Rand umgiebt, verbergend, um das am Ufer weidende Vieh zu erhaschen. Die Anwohner erzählen, vor etwa hundert Jahren sei dort der Besitzer durch Umschlagen des Kahns ertrunken. Da er nun im Leben ein böser Mensch gewesen, der Andre vielfach um das Ihre gebracht, und sein Tod ohne Absolution erfolgt sei, so habe er keine Ruhe, und dies bedeute jener Spuk, der erst, wenn es jemand glücke, die Seele des Ertrunkenen zu erlösen, verschwinden werde.

246. Die versteinerten Tänzer.

Etwa eine halbe Meile von Bergelau im Flathower Kreise in Westpreußen sieht man mitten im Walde einen Kreis von 40 großen Steinen. Sie sind schon tief in die Erde gesunken, aber sie ragen doch vier Fuß hoch aus derselben hervor, sie sind zwei bis vier Fuß breit, und stehen in einem großen Kreise, ein jeder zehn Fuß von dem andern. In der Mitte des Kreises sind zwei Steine, die noch größer sind als die andern, denn sie sind an zehn Fuß hoch und fünf Fuß breit. Vor Zeiten wohnte in dieser Gegend ein wildes Riesenvolk, das zuletzt selbst seine Götter verhöhnte. Denn obgleich diese ihnen verboten hatten, am Sonnabend zu tanzen, so achteten sie doch nicht

hierauf. So geschah es denn an einem Sonnabend, als sich vierzig solcher Riesen zum Tanze in den Kreis gestellt hatten, und als die Spielleute, welche in der Mitte standen, anfangen wollten aufzuspielen, daß die Götter plötzlich erzürnten, und Alle, sowohl die Tänzer als die Spielleute, in die Steine verwandelten, die man noch jetzt sieht.

Dritter Jahres-Bericht der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde, S. 84 fgg.

247. Das Schmochbaal.

Unfern von dem, im Flatowschen Kreise belegenen Dorfe Krummenfließ befindet sich eine Kette von Sandhügeln, die ganz nahe beim Dorfe mit einem, über die anderen hervorragenden Berge endigt, der den Namen Schmauch- oder Schmoch-Baal führt. Es erzählt die Sage, daß einst ein der Hexerei beschuldigtes Weib, obwohl sie fortwährend standhaft ihre Unschuld betheuerte, lebendig habe verbrannt werden sollen. Als sie schon auf dem Holzstoß stand, hörte man durch die lodernde Flamme hindurch, wie sie Gott mit lauter Stimme anrief, daß er ein Wahrzeichen ihrer Unschuld möge ergehen lassen. Und kaum war der Holzstoß ausgebrannt, so wuchs an derselben Stelle eine sonst nie gesehene Pflanze, weder Baum noch Staude, nie sich vergrößernd und abnehmend, die nun schon seit Jahrhunderten dem Zahne der Zeit und den Menschenhänden trotzt. An diese Begebenheit soll jener Name erinnern, dessen erster Theil, wendischen Ursprungs, eine Brandstätte, die letztere aber Abgott bedeutet.

248. Die Schlangenberge.

In mehreren Gegenden Preußens findet sich die Sage, daß dort einst gewaltige Schlangen gehauset hätten. So wird von dem Schloßberg bei Ragnit erzählt, daß sich auf

ihm plötzlich so viele Schlangen gezeigt, daß die Schloßleute hätten weichen und das Schloß verlassen müssen. Aehnliches wird von den Pagelauschen Schlangenbergen in der Nähe von Conitz berichtet. Auch in der nördlichen Gegend des Schlochauschen Kreises sollen sich einst Schlangen, vom Volke Schleppe genannt, befunden haben. Sie waren so groß, daß sie gewöhnlich sechs Ellen maßen, und so giftig, daß, wo sie hinzogen, das Gras verdorrte. Allmählig wurden ihrer aber immer weniger und zuletzt blieben nur zwei, die sich auf den sogenannten spitzen Bergen beim Dorfe Stegers aufhielten. Um sich endlich von dieser Landplage ganz zu befreien, versammelten sich einst die Umwohner, umzäunten das ihnen bekannte Nest der Einen, während sie sich drin befand, in einiger Entfernung mit leicht brennbaren Stoffen und zündeten solche dann an. Als die Hitze die Schlange nun selbst ergreift und sie nirgends einen Ausweg sieht, da erhebt sie ein schreckliches Gezisch. Die andre, welche in der Nähe weilte, eilt herbei und stürzt sich, um die Schwester zu befrein, in die Gluth hinein. So kommen beide um, indem sie mit furchtbarem Krachen aus einander bersten.

Nach mündlicher Ueberlieferung vergl. mit Hennheberger Erklärung S. 390.

249. Ursprung der Stadt Baldenburg.

Da wo jetzt die Stadt Baldenburg unfern den Gränzen von Pommern liegt, beherrschte die Gegend weit und breit einst ein schönes Fräulein, Hulda genannt. Diese hatte eine solche Leidenschaft für das Ballspiel, und eine solche Kunstfertigkeit darin erworben, daß sie nur dem angehören wollte, der sie hierin überträffe. Nachdem schon Viele vergeblich ihr Heil versucht, gelang es endlich einem Ritter, die Fürstin zu überwinden und so diese selbst und ihr Land

zu gewinnen. Zum Angedenken baute er eine Stadt, die er Val de Hulde (Ball der Hulda) nannte, woraus eine spätere Zeit Waldenburg machte. Das umwohnende Landvolk aber nennt den Ort noch jetzt: de Ball. Um seine Entstehung zu verewigen, führt er bis auf den heutigen Tag in seinem Wappen ein Frauenbild, das in den Händen Blumen hält.

250. Die goldene Wiege.

Zu den schönsten Denkmälern der Vorzeit, welche Preußen aufweis't, gehört die alte Ordensburg zu Schlochau. Einst, nach dem Haupthause, das bedeutendste Schloß der deutschen Ritter, und der Hauptsitz Pommerellens, eine Vormauer zugleich gegen Polen und Pommern, zeugen die mächtigen Trümmer noch jetzt von der sonstigen Herrlichkeit und Stärke. Im lieblichsten Contrast schließt sich an sie ein freundlicher Lusthain, die Kujawe, nun die Luisenhöhe genannt, so daß diese Stelle, wie durch geschichtliche Erinnerung, so durch malerische Schönheit, eine der interessantesten Westpreußens ist.

Während der Polenherrschaft war das Schloß der Sitz eines Starosten. Zur Zeit als die Starostei dem fürstlichen Hause Radziwill übergeben war, ward einst in der Nähe desselben ein Baum gefällt, der inwendig ganz hohl befunden wurde, und in dessen Mitte ein Pergament lag. Der Schloßverwalter, als er davon Kunde erhielt, nahm das Pergament, ohne sonst jemandem Nachricht zu ertheilen, und nach vieler Mühe glückte es ihm, die darauf befindliche fast verblichene Schrift zu entziffern. Sie lautete:

Kommst du zur ersten Bruck, so sollst du gehen rechts.
Kommst du zur zweiten Bruck, so sollst du gehen links.
Und wo drei Steine aufrecht stahn,
Da liegt der Schatz begraben.

Er verfolgte den angedeuteten Weg und fand auch wirklich eine Stelle in der Mauer, wo drei Steine statt wagerecht lothrecht eingemauert waren. Als er nun die Mauer hier fortbrach, kam er in ein Gewölbe, wo er einen mächtigen Schatz an Gold, Edelsteinen und Perlen und unter demselben eine Wiege ganz von gediegenem Golde und mit kunstreichen Verzierungen bedeckt fand. Da er, hätte er sein Glück kund gethan, den Schatz seinem Herrn hätte herausgeben müssen, so verschwieg er den Fund, und es ward auch lange nichts davon bekannt. Als nun aber der Fürst einstmals das Wiegenfest eines Neugebornen beging, da machte sich der Verwalter mit zwei Reisigen auf nach dem Fürstensitze und überbrachte die Wiege als ein Angebinde, indem er so am besten in der Gunst seines Herrn sich festzusetzen vermeinte. Aber gerade dies erweckte den Verdacht eines gefundenen Schatzes. Der Fürst ließ sofort den Verwalter in Haft nehmen, und sendete Leute ab, die im Schlosse zu Schlochau eine sorgfältige Nachforschung anstellen sollten. Dem Verwalter glückte es jedoch, einen seiner Begleiter zu benachrichtigen. Dieser ritt Tag und Nacht, so daß er den Abgesandten des Fürsten zuvorkam, und ehe diese noch anlangten, war bereits der ganze Schatz in den Schloßsee versenkt. Dort ruht er noch. Der Verwalter aber mußte das ungenossene Glück mit dem Leben bezahlen.

251. Der See Sbonkowo.

Bei dem Dorfe Sadke, unfern der Gränzen Westpreußens, befindet sich ein See, Sbonkowo genannt. Einst soll hier ein Dorf gestanden haben, über dessen Untergang eine alte Sage Folgendes berichtet:

Die Bewohner dieses Dorfes waren übermüthige Menschen, die gern der Armuth, statt sich ihrer zu erbarmen,

spotteten. Einst kam ein altes krankes Weib dorthin und flehte um ein Almosen. Aber obwohl sie fast vor Hunger verschmachtete, ward sie doch überall mit Hohn und Verachtung zurückgewiesen. Da verfluchte sie das Dorf und seine Bewohner, daß die Erde sie verschlingen möge. Alsobald sank der Ort in die Tiefe, und ein großer See breitete sich da aus, wo jener gestanden. Bei klarem Wasser will man noch jetzt auf dem Grunde die Kirche und die Häuser erkennen, ja sogar die Bewohner, die, ihren Geistlichen in der Mitte, in Procession um die Kirche ziehn, um Gott wegen ihrer Hartherzigkeit auszusöhnen.

252. Der See bei Luczmin.

Bei dem Dorfe Luczmin, an der Gränze von Westpreußen und Posen, liegt ein See, an dessen Stelle früher eine Stadt gestanden, die aber wegen des gottlosen Wandels der Bewohner versunken sein soll. Noch jetzt will man in der Tiefe häufig läuten hören. Ein Fischer gab an, einst einen Stein ins Wasser geschleudert und deutlich gehört zu haben, wie dieser auf ein Dach gefallen und auf letzterem hinabgerollt wäre. Bei stürmischem Wetter wird oft Holzwerk von den Gebäuden ans Ufer geworfen. Die Sage berichtet, daß die Bewohner in Krebse verwandelt worden, weshalb man denn auch aus Furcht, mit Geistern in Berührung zu kommen, auf dem See, so viel und schöne Krebse er enthält, nicht krebst. Wenn einst die Sünden der Bewohner abgebüßt sind, werden sie wieder menschliche Gestalt annehmen, und die Stadt wird aus der Tiefe von Neuem emporsteigen.

Mit jenem See hängt ein kleinerer, auf einem nicht fernen runden Berge gelegener, unter der Erde zusammen; denn ein Fisch, der in diesem, sammt dem Speer mit dem er verwundet worden, dem Fischer entschlüpfte, kam gleich

darauf in jenem wieder zum Vorschein. Auch er soll ein versunkenes Schloß bergen. Seine Tiefe ist so groß, daß sie mit einem vierzig Klafter langen Seile, an dem ein Stein hing, nicht hat ergründet werden können. Ein Mann, der vor mehreren Jahren hinabtauchte, berichtete, die Ufer des Sees seien ausgemauert; den Boden habe er aber nicht erreichen können.

253. Die Gründung des Klosters Polnisch Krone.

Das um das Jahr 1200 gegründete Cistercienser-Kloster zu Polnisch Krone ist ein Denkmal der Vorzeit, das noch jetzt durch die Schönheit und Erhabenheit seines Baus Bewunderung erregt. Seine Gründung berichtet die Sage folgendermaßen:

Ein wenig bemittelter Mann, Bogumil geheißen, fühlte sich zu einer Zeit, wo noch kaum das Licht des Christenthums über diesen Gegenden aufgedämmert war, gedrungen, zur Ehre Gottes ein Kloster zu erbauen. Aber schon war alles Seinige verthan, und das Werk noch weit von der Vollendung entfernt; fromme Spenden zur Förderung gingen nur kärglich ein; bereits murrten die Bauleute, die schon lange keinen Lohn empfangen. Da wandte sich Bogumil in brünstigem Gebete an den Himmel, bittend, dieser möge selbst ihm die Mittel anzeigen, wie er den Bau vollenden könne. Und ein Engel erschien ihm und kündete, was er zu thun habe. Alsobald stieg Bogumil in den vorüberfließenden Braheflüß. Da kamen sogleich die Fische so zahm an ihn heran, daß er sie mit den Händen greifen konnte, und in solcher Menge, daß er nicht nur davon den Arbeitern Lebensunterhalt gewähren, sondern sich auch das zum Fortbau nöthige Geld durch den Verkauf verschaffen konnte. Und so oft es an diesem wie-

der zu gebrechen begann, wandte er jenes Mittel von neuem an, bis endlich das Kloster vollendet war.

Noch jetzt zeigt man in demselben über der Thüre, welche nach der Sakristei führt, ein Gemälde, worauf diese Begebenheit dargestellt ist.

254. Der Loossee.

In der Nähe von Schönlanke befindet sich ein fast zirkelrunder See, der Loossee genannt, durch sein dunkles, fast stets bewegtes Wasser ausgezeichnet; selbst beim klärsten Himmel und völliger Windstille verursacht er ein dumpfes, dem Rollen eines fernen Donners ähnliches Getöse. Fast ringsum wird er von dunklem Laube beschattet. Die Entstehung des Namens wird folgendermaßen berichtet:

Zur Zeit des Heidenthums ward auf der Stelle, wo jetzt das Gewässer des Sees ist, von frommen Mönchen ein Kloster erbaut. Die Umwohner, Wenden, staunten über die Erhabenheit des Gebäudes, und fühlten sich angezogen durch das helle Glockengeläute; bald kamen Viele herbei und hörten andächtig die Worte des Friedens, welche ihnen von den frommen Vätern verkündigt wurden. Um so größer ward der Zulauf, da diese auch mancherlei Künste lehrten, deren Nutzen bald einleuchtete. Darüber ergrimmten die heidnischen Priester, welche sahen, wie ihre Gewalt über die Gemüther des Volks immer mehr abnahm, und der oberste Priester versammelte eines Tages die Bewohner der Umgegend, erzählte, wie ihm in der Nacht sämmtliche Götter erschienen wären, gebietend das Kreuz zu vernichten, und verkündete allen denen, welche noch ferner des Umgangs mit den fremden, den angestammten Göttern feindlichen Männern pflegen würden, Verderben. Listig wußte er deren Bekehrungsversuche mit einer alten Prophezeiung, nach welcher die Wenden einst von den Wil-

zen unterjocht werden sollten, in Verbindung zu setzen. So glückte es ihm, das Volk zu entflammen; selbst die, welche schon angefangen den Samen des Christenthums in ihr Herz aufzunehmen, fielen wieder ab. Alle verschworen sich zur Zerstörung des Klosters und Ermordung der Bewohner desselben. Der folgende Tag, es war der des heiligen Johannes, ward zur Ausführung angesetzt. Die Klosterglocke, wenn sie zur Mette läute, sollte die Loosung geben. Von allen Seiten wollte man mit den Feuerbränden hervorstürzen. Und also geschah's. Als aber nun das Kloster in Flammen stand und die Mönche in ihrem Blute lagen, da zog ein furchtbares Gewitter am Himmel empor; rings entzündeten die Blitze den Boden, so daß keiner der Mörder mehr zu entkommen vermochte. Mit den Trümmern des Klosters sanken sie in die Tiefe hinab. Der See, welcher an der Stelle entstand, ward zur Erinnerung an die Glocken, welche man noch jetzt am Johannistage in der Tiefe läuten hören will, und die das Loosungszeichen gegeben, der Loossee genannt.

255. Der Pfaffensee.

In der Nähe von Ehrbardorf, unfern der westpreußischen Gränze, befindet sich ein kleiner, fast kreisrunder See, den dunkles Laub beschattet, und den ein stets klares, fast nie bewegtes Gewässer auszeichnet, der Pfaffensee genannt. Einst stand hier das Dorf Fitko, dessen alte Urkunden noch als mit Ehrbardorf gränzend erwähnen. Die Bewohner waren überaus gottesfürchtig und versäumten nie den Gottesdienst. Einst hatten sie sich zum Johannisfeste so zahlreich versammelt, daß die Kirche die Erschienenen nicht alle zu fassen vermochte und viele vor den Thüren bleiben mußten. Da versank, als eben der Priester den Segen gesprochen, die Kirche mit allen Anwesenden

und an ihrer Stelle entstand der See. Die Hütten, der Bewohner beraubt, verfielen bald. An jedem Johannistage um die Mittagsstunde aber hört man noch deutlich aus der Tiefe den Klang der Glocken, und sieht auf der Mitte des Sees den Kasten schwimmen, in dem die heiligen Geräthe aufbewahrt sind; ja man will selbst einzelne Stimmen vernommen haben. Der See wird deshalb auch mit scheuer Ehrfurcht von den Umwohnern betrachtet, und Niemand unterfängt es sich, die Fische desselben zu fangen. Einstmals hatte aber doch ein Bauer aus Ehrbardorf gewagt, einen Fisch zu angeln, und froh über den schönen Fang, will er nach Hause eilen, als er plötzlich aus der Tiefe eine Stimme vernimmt, die mit kläglichem Gewimmer ihr Kind zurückfordert, so daß der Fischer erschrocken den Fisch wieder in die Fluth wirft.

256. Die Entstehung des Namens Pelplin.

Als Sambor I., Herzog von Pommern Danziger Linie, zuerst und noch bei Lebzeiten seines Vaters Subislaus, des Gründers von Oliva, den Bau des Klosters Pelplin begann, soll Letzterer, als er die neue Anlage besichtigte und mit der Einrichtung nicht zufrieden war, gesagt haben: Moy synie, wzis ty wypełnił? was zu deutsch heißt: Mein Sohn, was hast du doch da verbruddelt? Sambor nahm hiervon Veranlassung, seiner Stiftung den Namen Pelplin beizulegen.

257. Das Grab des Riesenweibes.

Der Höhenzug, der sich an der Gränze von Westpreußen und Pommern hinzieht, zeichnet sich besonders durch die vielen, zwischen seinen Abhängen belegenen Seen aus; schroffe, mit dunklen Föhren bedeckte Höhen umkränzen sie, und verleihen ihnen zwar etwas Wildes und Schauer-

liches, geben der Gegend aber auch ein höchst eigenthümliches Gepräge. An einem dieser Seen, welcher unfern des schwarzen Berges, eines der höchsten Punkte der Kette, liegt, befinden sich mehrere Steinhügel, von denen erzählt wird, daß einst ein schwangeres Riesenweib vom jenseitigen Ufer aus hinüber geschwommen sei, um den Teig, den sie auf ihren Schultern mit sich führte, in dem Ofen der Nachbarin zu backen. Erschöpft jedoch von der übermäßigen Anstrengung, ward sie, kaum an das Ufer gelangt, entbunden, gab aber auch sofort ihren Geist auf. Unter jenem Steinhügel ward sie begraben.

Nach mündlicher Ueberlieferung. Vergl. Dritter Jahresbericht der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde S. 84 fgg.

258. Die Bekehrung der Oxhöfter.

Zu Oxhöft an dem Strande der Ostsee herrschte einst zur Heidenzeit ein Fürst, dessen Gebiet sich über den jetzigen Neustädter und Karthäuser Kreis erstreckte. Er war ein harter Mann, der seine Unterthanen mit schweren Lasten drückte, so daß diese endlich durch lautes Murren ihren Unwillen kund thaten. Da kam von Süden her ein heiliger Mann, Jatzk genannt, und verkündete die Lehren des Christenthums. Schnell fiel ihm das Volk zu und strömte herbei, um die Weihung der Taufe zu empfangen. Aber der Fürst wollte dies nicht gestatten, und verlangte, daß der Fremde erst durch ein Wunder die Wahrheit seiner Lehre kund thue. Nun ist die Höhe, auf welcher Oxhöft belegen ist, eigentlich eine Insel, denn auf der einen Seite wird sie vom Meere begränzt, auf der andern aber durch den Kielau, die Rahmel und den Stremming von dem übrigen Lande geschieden. Jetzt sind dies unbedeutende Flüßchen, damals aber war die ganze Niederung,

durch welche sie fließen, mit Wasser angefüllt. Das Erste nun, was der Fürst verlangte, war, daß der heilige Mann, ohne sich eines Fahrzeuges zu bedienen, trockenen Fußes zu ihm nach Oxhöft hinüberkäme. Und also geschah es; als Jatzk sich den Fluthen näherte, theilten sich dieselben, so daß er auf einem trocknen Pfade zur Insel gelangte. Hierauf forderte der Fürst das zweite Zeichen, daß nämlich das Wasser, welches die Insel von dem Festlande trennte, sich ganz zurückziehe, damit sein Gebiet völlig zusammenhängend sei, da dessen bisherige Zerstückelung ihm mancherlei Beschwerden verursachte. Auch dies vollbrachte der Heilige. Auf sein Gebot zog sich die Fluth in das Meer zurück und üppige Matten grünten an deren Stelle empor. Da erkannte der Fürst die Wahrheit der neuverkündeten Lehre, ließ sich mit allen seinen Unterthanen taufen und war diesen fortan ein milder Herr.

259. Der Starost von Seekath.

Neben dem Dorfe Seekath im Stargardter Kreise liegt ein großer See, auf dem sich drei Inseln befinden. Die größte von diesen zeigt noch Trümmer eines Schlosses, das im letzten Schwedenkriege zerstört sein soll; auch sieht man noch die Pfähle einer Brücke, welche sie sonst mit dem festen Lande verband. Auf diesem Schlosse wohnte einst ein Starost, der ein eben so kluger als milder Mann und der Vater und Rathgeber der ganzen Gegend war. Auch nach seinem Tode hat er sie nicht ganz verlassen mögen. Deshalb stellt er sich in jeder Johannisnacht ein. Dann findet man ihn auf den Trümmern sitzend und in einer Urkunde oder einem großen Buche lesend. Die, welche wagen, sich an ihn zu wenden, entläßt er nie ohne guten Rath.

260. Der wilde Jäger auf dem Bullerberge.

In dem zur Wyrthischen Forst gehörigen, im Stargardter Kreise gelegenen Walde Skrzynka befindet sich ein hoher Berg, der Bullerberg genannt. Auf diesem treibt in der Bartholomäusnacht der wilde Jäger sein Wesen. Schon viele Menschen haben es vernommen, wie er dann mit furchtbarem Getöse durch den Wald fährt. Einst kam der Oberförster des Reviers in jener Nacht durch den Forst und hörte den Lärm. In dem Wahn, Wilddiebe zu vernehmen, eilt er nach, und, als es ihm aller Anstrengung ungeachtet nicht glückte, die Jagenden einzuholen, bricht er in einen gottlosen Fluch aus. Da erhebt sich über seinem Haupte ein furchtbares Gesause, und mit den Worten: „da hast du auch etwas von unserer Jagd" wird ihm der Schenkel eines Menschen in den Wagen geschleudert.

261. Die Jungfrauen in dem Braheflusse.

In der Tiefe des Braheflusses haben Wasserjungfrauen ihre Wohnung, welche sich zuweilen, insbesondere zur Zeit des Vollmondes zeigen, und gerne guten und frommen Menschen wohlthun. Vor allen andern nehmen sie sich willig unglücklich Liebender an, weshalb solche sich denn auch nicht selten von ihnen Rath und Hülfe erbitten.

In einer, auf dem Brahefluß belegenen Mühle wohnte einst vor vielen Jahren ein Müller, der ein überaus schönes und holdseliges Töchterlein besaß. Dieses hatte der Sohn eines benachbarten Ritters liebgewonnen und die Maid war ihm wieder zugethan; aber der Vater des Jünglings, der nicht seinen edlen Stamm durch eine Schnur aus geringem Stande verunehren wollte, weigerte seine Einwilligung. Da wandten sich die Liebenden an die Bra-

hejungfrauen. Diese erschienen auch dem Ritter und verkündeten ihm Heil und Segen, wenn er in die Verbindung willige, aber Verderben, falls er länger widerstrebe. Doch auch dies vermochte nicht, ihn zu bewegen. Da führten die Brahejungfrauen das Mägdlein und den Jüngling mit sich hinab in die Tiefe, wo sie nun mit ihnen in ihrem Krystallpallaste wohnen und sich häufig noch jetzt auf dem Spiegel des Wassers zeigen, durch einen lieblichen Gesang sich kund gebend. Der Ritter aber, seines Kindes beraubt, ward von zu später Reue ergriffen und starb bald, nachdem ihn das Schicksal noch mannigfach verfolgt, in Armuth und Verzweiflung als der Letzte seines Stammes.

202. Der Bau der evangelischen Kirche zu Schöneck.

Nachdem die Kirchenverbesserung in Preußen Eingang gefunden, traten auch einige Bürger des Städtleins Schöneck zur neuen Lehre über. Anfangs hatten sie sich ein Gemach in einem Privathause zum Betsaal eingerichtet, bald aber nahm die Zahl so zu, daß dies nicht mehr genügte, und so gingen sie den Starosten um die Erlaubniß an, eine eigne Kirche zu bauen. Es war damals aber Starost über Schöneck ein Herr von Flemming, ein harter und grausamer Mann, der ihr Begehr mit schnöden Worten zurückwies. Da wandten sich die Evangelischen an ihren Oberherrn, den König Sigismund von Polen; doch auch hier konnten sie die gewünschte Erlaubniß nur unter der Bedingung erlangen, daß die Kirche in vierundzwanzig Stunden aufgebaut werde. So suchten die Rathgeber des Königs eine abschlägliche Antwort zu verhüllen, da sie es für unmöglich hielten, in so kurzer Zeit ein solches Werk zu vollführen. Aber die Schönecker gaben deshalb ihren Plan nicht auf. In den benachbarten, zur neuen Lehre

übergetretenen Städten, sonderlich in Danzig, ließen sie alles Erforderliche vollständig zurichten, so daß es nur zusammengefügt zu werden brauchte. An dem festgesetzten Tage kamen nun alle Evangelischen von fern und nah, viele tausend Menschen, besonders Maurer und Zimmerleute herbei, und nachdem die Steine und das Holzwerk aus den andern Städten herangefahren, begann man die Aufrichtung. Schon war alles bis auf den Thurm vollendet, als ein Mönch einen Riegel, der zur Verfestigung unentbehrlich war, entwendete und unter seiner Kutte verbarg, um so die gänzliche Beendigung zu verhindern. Als er nun aber mit seinem Raube forteilen will, stürzt ein Stein vom Dache hinab und schlägt auf sein Haupt nieder, so daß er augenblicklich todt zu Boden sinkt. Bei Fortschaffung des Leichnams fand man den Riegel, und bevor noch die vierundzwanzig Stunden verlaufen waren, stand das Gotteshaus fertig da.

Der Starost aber erhielt bald den Lohn seiner Grausamkeit; er mußte flüchtig werden, und starb in großer Dürftigkeit im Auslande. An der Stelle des Schlosses, worin er gewohnt, steht jetzt der Salzspeicher. In dessen Gemäuer sind drei runde Steine von ziemlich beträchtlicher Größe eingemauert. Es wird erzählt: sie hätten das Maß vorgestellt, was nach seinem Befehle das Brod haben mußte.

263. Ursprung der Stadt Berend.

In der Gegend, wo jetzt die Stadt Berend liegt, zeigte sich einst vor grauen Jahren ein Bär von ungeheurer Größe und Stärke, der rings alles verwüstete, Menschen und Vieh anfiel und der Schrecken der ganzen Gegend war. Endlich entschlossen sich zwei beherzte Männer, Vater und Sohn, das Land von dieser Plage zu be-

freien. Sie erspähten die Höhle des Bären, drangen in dieselbe ein, als er sich gerade drin befand, und tödteten ihn nach einem mörderischen Kampfe. Durch diese Heldenthat erwarben sich beide so viel Ansehn, daß alle benachbarten Gaue sie zu Führern wählten. Sie bauten sich darauf einen Hauptort und nannten ihn zum Andenken an die Begebenheit, der sie ihre Herrschaft verdankten, Bär=End (Berend). Der jetzige Markt der Stadt ist die Stelle, wo die That geschah.

264. Das Berendsche Wappen.

Bei der Stadt Berend befinden sich zwei Seen, welche früher mit einander verbunden gewesen sind; gegenwärtig trennt sie eine Wiese. Letztere hat das Eigenthümliche, daß in ihrer Mitte Binsen stehn, welche durch ihren Abstand gegen die umgebenden Gräser genau die Gestalt des Wappens der Stadt, und zwar mit einer solchen Genauigkeit, bilden, daß selbst die Sterne, welche das Schild desselben verzieren, deutlich zu erkennen sind. So oft auch die Wiese sammt den Binsen gehauen werden mag, so zeigt doch in jedem neuen Jahre der Platz, den die letzteren einnehmen, dieselbe Gestalt. Einen Ursprung oder Grund dieser Erscheinung verkündet die Sage nicht; von den beiden Seen aber berichtet sie, daß an der Stelle, wo sich der kleinere jetzt befindet, eine Kapelle, wo der größere, das Schloß von Berend gestanden habe, wie denn letzterer auch noch den Namen des Schloßsees führt. Ersterer hat das Eigenthümliche, daß er, trotz seines nicht bedeutenden Umfanges, doch von unergründlicher Tiefe ist. An Stelle der versunkenen ward eine andere Kapelle auf einer Höhe am Ufer erbaut, wo sie noch steht. Das Schloß soll wegen der Schändlichkeit des Starosten, der auf ihm saß, untergegangen sein.

265. Der König im Lauenburger Berge.

In einem, nahe bei dem Städtlein Lauenburg in Cassuben belegenen Berge fand man im Jahre 1596 eine ungeheure Kluft. Es waren damals gerade zwei Missethäter zum Tode verurtheilt; solchen schenkte der Rath unter der Bedingung das Leben, daß sie diesen Abgrund bestiegen und untersuchten. Hinabgefahren, erblickten sie auf dem Grunde einen schönen Garten, drin ein Baum mit lieblich weißen Blüthen stand, doch durften sie nicht daran rühren. Ein Kind, das im Garten war, führte sie über eine weite Matte zu einem Schlosse, aus dem mancherlei Saitenspiel ertönte. In demselben aber saß ein König auf einem silbernen Sessel, mit einem goldenen Scepter in einer, einem Briefe in der anderen Hand, welchen letzteren das Kind der beiden Missethätern überreichen mußte.

Valvassor Ehre von Krain I. 247.
Seyfried's Medulla pag. 482.

266. Der Schloßberg bei Bütow.

Etwa eine halbe Stunde Wegs von Bütow gen Mittag befindet sich ein, ungefähr dreißig Fuß hoher Hügel, der sich durch seine wunderbare Gestalt auszeichnet, indem er, ganz vierseitig, die Form eines abgeplatteten Daches hat. Augenscheinlich ist er kein Werk der Menschenhand. Der Sage nach hat dort einst ein Schloß gestanden, das nun überschüttet ist. Die Seiten sind sehr steil und meist mit Gestrüpp überdeckt; auf der obern Platte aber wird geackert. Dort war früher eine etwa mannsdicke Oeffnung von unergründlicher Tiefe, die erst vor wenigen Jahren der besseren Beackerung wegen verschüttet ist. Es soll dies der Rauchfang des Schlosses gewesen sein. Man erzählt, daß zwischen dieser Oeffnung und dem noch jetzt vorhan-

denen Schlosse in Bütow selbst eine unterirdische Verbindung stattfinde; ein Hund, einst in ein, in einem Keller des letzteren befindliches Loch hinabgeworfen, soll durch jene Oeffnung wieder herausgekommen sein.

Noch sonst manches Wunderbare wird von dem Berge erzählt.

So träumte einem in Bütow stehenden Husaren: daß er auf einer, ihm wohlbekannten Stelle des Hügels sich befinde, neben ihm ein Haufen Gold. Ein Kamerad, dem er den Traum am anderen Morgen erzählt, schilt ihn, daß er so wenig sein Glück zu benutzen wisse; aber erst, als er zum dritten Male hintereinander denselben Traum gehabt, entschließt er sich, auf den Berg zu gehen. Da er aber erst seinen Futtersack hervorsucht, so verspätet er sich, und es graut bereits der Tag, als er auf dem Berge anlangt. Schon sieht er vor sich den Haufen, als er aber hinantritt, findet er statt Gold — Dünger. Aergerlich über die Täuschung, stößt er mit dem Fuße daran, da verschwindet der Haufen plötzlich.

Ein Hirtenknabe verlor einst auf dem Berge zwei Ochsen. Im Suchen an die Oeffnung gelangt, findet er neben derselben einen gedeckten Tisch, auf dem ein Bund Schlüssel und ein Teller mit drei Butterschnitten sich befinden. Obwohl ihn der Hunger die letzteren zu verzehren reizt, steht er doch an, geht zu seinem, nicht entfernt wohnenden Brodherrn und erzählt, was ihm begegnet. Dieser sagt ihm, daß, wenn er sich der Schlüssel und Butterschnitte bemächtigt, er reich und glücklich geworden wäre, und kehrt gleich mit ihm zurück. Aber schon war alles verschwunden. Noch einmal fand jener Knabe den Tisch mit den Butterschnitten dort, doch wiederum wagte er nicht sie zu berühren. Die Schlüssel fehlten diesmal. Seitdem ward nichts wieder gesehen.

267. Die Jungfernmühle.

Aus dem Bütower Schloßberge sprudelt ein, durch krystallgleiches Wasser ausgezeichneter Quell hervor, und mit solcher Mächtigkeit, daß er schon wenig unterhalb eine Mühle, die Jungfernmühle genannt, treibt. Mit letzterem Namen wird folgende Sage in Verbindung gebracht.

Ein Bauer, der an jenem Bache ackerte, sah oftmals zu demselben eine Jungfrau kommen, die mit einem goldenen Eimer Wasser schöpfte und sich wusch. Er faßte sich endlich ein Herz und fragte sie, weshalb sie solches thue. Da erzählte sie, wie sie eine Prinzessin und die Herrin des Schlosses, das auf jenem Hügel gestanden, gewesen, aber mit diesem verwünscht wäre, weshalb denn dasselbe auch in die Erde versunken sei. Sie könne aber erlöset werden, wenn jemand, ohne anzuhalten und ohne sich umzusehn, sie auf den wendischen Kirchhof in Bütow trage und dort mit voller Gewalt zu Boden werfe.

Sie fordert hierauf den Ackersmann unter Verheißung von Glück und Reichthum auf, ihre Erlösung zu vollbringen, und dieser unterwindet sich dessen. So mannigfache Hindernisse sich auch entgegenstellen, ist er doch schon mit ihr auf den Kirchhof gelangt; bevor er sie aber noch von seinen Schultern abgeworfen, greift ihm hinten etwas in den Schopf. Darüber erschrickt er dermaßen, daß er sich umsieht und seine Last fallen läßt. Da fährt die Jungfrau zu den Lüften auf, wirft ihm jammernd seinen Mangel an Standhaftigkeit vor, und klagt, daß sie nun noch viel härtere Qual erdulden müsse und erst nach hundert Jahren von Einem, der standhafter als er das Werk vollführe, erlös't werden könne. So verschwindet sie und ist seitdem noch nicht wieder gesehen.

268. Der Hexensee.

Zwischen Krämersbruch und Trzebiatowo, hart an der Gränze von Westpreußen, liegt ein kleiner See, der Hexensee genannt. Von ihm wird berichtet, daß die, welche sich in ihm baden, Zauberkraft empfangen. Etwas Eigenthümliches hat der See allerdings, denn trotz seiner hohen und schroffen Ufer ist er rings von Morästen umgeben. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts entstanden dieses Sees wegen, da mehrere Weiber beschuldigt wurden, in ihm sich gebadet zu haben und Zauberei zu treiben, so unruhige Auftritte, daß die Behörden einzuschreiten sich genöthigt sahen.

269. Das versteinerte Ehepaar.

Bei Damsdorf, eine Meile von Bütow, befinden sich zwei Steine, fast ganz gleich, von Mannes Höhe und etwa zwei Gewende von einander entfernt. Sie haben fast ganz menschliche Gestalt, Kopf und Schultern zeichnen sich kennbar ab. Es wird berichtet, daß dies zwei Eheleute aus der Gegend waren, die im Hader mit einander sich gegenseitig zu Steinen verwünscht hätten, und deren Verwünschung sofort in Erfüllung gegangen sei. Die Farbe der Steine ist grau, aber wenn man sie mit einem scharfen Werkzeuge ritzt, erscheinen sie blutroth.

270. Die versunkenen Jäger.

In der Nähe von Bernsdorf im Bütower Gebiete befinden sich zwei Seen, die durch eine, unter einem Moore hinfließende Strömung zusammenhängen. Etwa in der Mitte desselben ist ein kleines kesselförmiges Loch, welches nie austrocknet, und dessen Ränder, obwohl rings von den

üppigsten Gräsern umgeben, nie bewachsen. Die Sage berichtet, daß einst einige Weidmänner, die sich am Sonntage mit der Jagd vergnügt, an dieser Stelle, als sie gerastet, plötzlich versunken wären. Noch jetzt will man Nachts ihre Gestalten dort sehen und das Bellen der Hunde vernehmen.

271. Die versunkene Orgel.

Noch ein anderer kleiner, anscheinend grundloser See, aus dessen Tiefe man zu Zeiten Orgeltöne vernimmt, liegt in der Nähe von Bernsdorf. Als nämlich die Kirche an dem letzteren Orte gebaut ward, ist an dieser Stelle die Orgel bei der Hinfahrt plötzlich versunken, und so der See entstanden. So lange nun der Gesang in der Kirche währt, so lange lassen sich die Orgeltöne vernehmen.

Anhang

zu den preußischen Sagen.

Abergläubische Meinungen und Gebräuche verschiedener Art enthaltend.



1. Litthauische Hochzeitsgebräuche.

Die Hochzeit wird nach der Trauung, welche in der Kirche geschieht, im Hause des Bräutigams gefeiert. Bevor die Braut dahin geführt wird, ladet sie alle ihre Anverwandten zu einem Gastmahle ein. Nach dessen Beendigung bittet sie dieselben, mit ihr ihre Jungfrauschaft zu beweinen. Sie setzen sich dann Alle zusammen, und die Braut fängt mit großer Wehmuth ein Klagelied an, welches immer folgenden Inhalts ist: O Hue, o Hue, o Hue! Wer wird von nun an meinem Vater und meiner Mutter das Bett machen? — wer wird nun ihre Füße waschen? Mein liebes Hündchen, mein liebes Hühnchen, mein liebes Schweinchen, wer wird Euch nun zu essen geben?

Darauf wird sie von den Frauen zum Heerde geführt, dort fängt sie ihr Klagelied von neuem mit folgenden Worten an: O Hue, mein liebes heiliges Feuer, wer wird Dir nun Holz zutragen, daß der Vater und die Mutter sich bei Dir wärmen können? wer wird Dich nun hüten und bewahren? Darauf trösten die Frauen die Braut, und ermahnen sie, daß sie nicht allzusehr trauern solle.

Wenn nun der Tag gekommen ist, an dem die Braut aus ihres Vaters Hause ziehen soll, so schickt der Bräutigam ihr einen Wagen, worauf sie sich setzt. Sobald sie darauf an die Gränze des Orts kommt, wo der Bräuti-

gam wohnt, so kommt Einer gerannt, der in der einen Hand einen Feuerbrand, und in der andern eine Kanne mit Bier trägt. Der rennt dreimal um den Wagen, und sagt zu der Braut: Wie Du in Deines Vaters Hause das Feuer verwahrt hast, so wirst Du es auch hier thun. Darauf giebt er ihr zu trinken, und der Wagen fährt weiter bis vor das Haus des Bräutigams, wo die Hochzeitgäste versammelt sind. So wie diese den Wagen sehen, rufen sie Alle zusammen: Der Wagentreiber kommt! — Dieser aber springt nun rasch vom Wagen herunter, und in demselben Sprung auf einen an der Hausthür stehenden und mit einem Kissen und Handtuch bedeckten Stuhl. Erreicht er diesen Stuhl in dem einem Sprunge, so ist das Handtuch sein; wo nicht, so bekommt er Prügel, und wird zur andern Thür aus dem Hause geworfen. Hat der Fuhrmann den Stuhl erreicht, so bleibt er so lange darauf sitzen, bis die Braut von den Gästen herbeigeführt wird. Dann steht er auf, und die Braut setzt sich auf den Stuhl. Dort wird ihr ein Trunk Bier gereicht. Darauf wird sie in die Küche und um den Heerd geführt, dahin trägt der Fuhrmann ihr den Stuhl nach. Auf diesen setzt sie sich nun, und es werden ihr die Füße gewaschen. Mit dem Wasser, worin dies geschehen, werden sodann die Hochzeitgäste besprengt, so wie das Brautbett, das Vieh und das ganze Haus. Darauf werden der Braut die Augen verbunden, der Mund wird ihr mit Honig beschmiert, und so wird sie nun an die Thore des Hofes geführt, und der, welcher sie führt, spricht zu ihr: Stoß an, stoß an! Sie muß dann mit dem Fuße an jedes Thor stoßen. Zugleich begleitet sie Einer mit einem Sack, in dem allerlei Getreide ist, als Roggen, Weizen, Gerste, Erbsen u. s. w. Mit diesem Getreide beschüttet

er sie an jedem Thore, und spricht: wenn Du fleißig und treu bleibst, so wirst Du von Allem genug haben!

Darauf wird ihr die Binde von den Augen genommen, und man setzt sich zum Essen, nach dessen Ende getanzt wird bis spät in die Nacht. Wenn nun in der Nacht die Braut zu Bette geführt wird, so schneidet Einer ihrer nächsten männlichen Anverwandten ihr die Haare ab, und die Frauen setzen ihr einen breiten Kranz auf, der mit einem weißen Tuche benähet ist; diesen Kranz muß sie so lange tragen, bis sie einen Sohn zur Welt bringt, weshalb die Frauen bei dessen Aufsetzung zu ihr sagen: Die Mägdlein, die Du trägst, sind von Deinem Fleisch, bringst Du aber ein Knäblein zur Welt, so ist es mit Deiner Jungfrauschaft aus! — Darauf wird sie zu Bette gelegt, aber unter Prügeln von allen Seiten, so daß sie nur wohl durchgebläuet zu dem Bräutigam kommt. Wenn nun Braut und Bräutigam zu Bette sind, so werden ihnen Nieren von Böcken und Ochsen vorgesetzt, die sie verzehren müssen, damit die Ehe fruchtbar werde. Was hiervon übrig geblieben ist, muß am andern Morgen zu allererst von den jungen Eheleuten aufgegessen werden.

Hieron. Meletii wahrhaftige Beschreibung der Sudauer auf Samland sammt ihrem Bockheiligen. Erl. Preuß. Th. V. S. 713 — 716.

Hartknoch Alt- und Neu-Preuß. S. 179.

Act. Boruss. II. 405.

2. Das Speckopfer.

Ein mächtiger Gott der heidnischen Preußen war Perkunos. Es wurde ihm ein ewiges Feuer von Eichenholz gehalten. Er war der Gott des Donners und der Fruchtbarkeit. Daher wurde zu ihm gebetet im Regen und Sonnenschein, und bei Gewittern wurde ihm eine Seite Speck geopfert. Noch jetzt, wenn es donnert, nimmt

der Bauer in Preußen eine Seite Speck auf die Schulter, geht mit entblößtem Haupte zum Hause hinaus, trägt sie nach seinem Acker hin, und ruft: Du Gott schlage nicht in das Meinige, ich will dir diese Seite Speck schenken. Wenn aber das Gewitter vorbei ist, so holt er die Seite Speck wieder nach Hause und verzehret sie mit seinen Hausgenossen.

Joh. Laszikus Polonus de diis Samog. p. 300.
Hartknoch Alt- und Neu-Preußen S. 160.

3. Die Barstukken.

(Vergleiche die Sage von der heiligen Linde.)

Die Barstukken sind kleine Erdmännchen, welche entweder viel Glück oder Schaden bringen, je nachdem sie bei guter oder böser Laune sind. Man sucht sehr, sie zu Freunden zu halten. Des Abends wird ihnen in der Scheune ein Tisch gesetzet, den bedeckt man sauber mit einem Tischtuche, und setzet darauf Brod, Käse, Butter und Bier; dann werden sie zur Mahlzeit gebeten. Wenn nun am andern Morgen auf dem Tisch nichts gefunden wird, dann freuet man sich sehr und hoffet auf großen Zuwachs im Hauswesen. Wenn aber im Gegentheile die Speisen über Nacht unberührt geblieben, dann bekümmert man sich, und vermeinet, die Barstukken seien davon gezogen und werden nun Schaden anrichten. Dieser Aberglaube ist besonders in Samland verbreitet.

Hartknoch Alt- u. N.-Preuß. S. 161.
Luc. Dav. Chron. I. S. 86. 127.
Voigt Gesch. Preuß. I. 594.
Act. Boruss. T. II. pag. 406. V. 112.

4. Die Schlangen.

Die Schlangen wurden von den Preußen früher für heilig gehalten; man verehrt sie noch jetzt an manchen

Orten, besonders wenn sie unter dem Ofen oder sonst an einem verborgenen Platze im Hause sich aufhalten. Man lockt sie dann mit besonderen Gebeten hervor, auf einen mit einem weißen Tuche gedeckten Tisch, wo ihnen der Wirth selbst allerlei Speise aufgesetzt hat. Wenn sie hiervon kosten, so bedeutet dies Glück. Unglück kommt aber über das Haus, wenn sie nicht hervorkommen, oder wenn sie wieder zurückkriechen, ohne von den Speisen etwas zu berühren.

Acta Boruss. T. II. p. 407.
Hartknoch A. u. N. P. S. 162.

5. Die Wachholderbäume.

Unter den Bäumen halten die Preußen noch jetzt in manchen Gegenden besonders den Wachholderbaum sehr in Ehren, indem sie glauben, daß in demselben gute oder böse Geister verborgen seien; so erzählt man sich Folgendes: In dem Sudermannischen Kirchspiel Osterhamingen bei dem Gute Wendel steht an einem lustigen, runden Ort ein Wachholderbaum, der seine Aeste schön ausbreitet, und mit vielem andern Gesträuch umgeben ist. Denselben wollte vor mehreren Jahren ein Knecht von dem Gute Wendel zu seines Hauses Nothdurft umhauen, aber so wie er die Axt angesetzt hatte, hörte er eine Stimme, welche rief: Ich sage dir, haue den Baum nicht um! Die Stimme kam aus dem Baume selbst. Der Knecht erschrak und ließ den Baum stehen, hieb aber die nebenstehenden Bäume ohne alles Hinderniß um.

Joh. Loccenius Antiquit. Suev. Goth. I. 3.
Hartknoch A. u. N. Preußen S. 164.

6. Die Entdeckung eines Diebes.

Wenn etwas gestohlen ist, so wird folgendes Verfahren beobachtet, um den Dieb zu entdecken. Man nimmt zwei

Schüsseln; in die eine legt derjenige, dem etwas gestohlen ist, zwei Pfennige, einen für sich und den andern für den Dieb. Dann wird Bier in die Schüssel gegossen, und ein Kreuz mit Kreide auf den Boden derselben gemacht; zuletzt wird die Schüssel geschüttelt. An welche Seite nun des Diebes Pfennig zu liegen kommt, nach derselben Seite ist der Dieb gelaufen, und dorthin wird der Dieb gesucht. Vorher wird noch die andere Schüssel voll Bier gegossen, und darüber ein Gebet gesprochen. Wenn sich nun während des Gebets eine Blase auf dem Biere zeigt, so ist dies ein gutes Zeichen, daß man den Dieb finden werde, zeigt sich aber keine Blase, so wird das Bier ausgetrunken und neues in die Schüssel gegossen, bis sich zuletzt eine Blase zeigt. Gewöhnlich sind in einem jeden Dorfe besondere Männer, welche Schaumseher genannt werden.

Erläut. Preußen Th. I. 134. V. 719.

7. Der Seelentisch.

Wenn ein Litthauer gestorben ist, so kommen vier Wochen nach seinem Begräbniß seine nächsten Verwandten zusammen; sie haben Bier gebrauet und Essen zugerichtet, und setzen sich, wenn das Essen aufgetragen ist, zu Tische. Die erste halbe Stunde sitzen sie ganz stille und sprechen kein Wort, essen auch nichts. Dann knieen sie Alle nieder und beten zu Gott, er wolle der Seele des Verstorbenen Ruhe geben, darauf setzen sie sich wieder an den Tisch und fangen an zu essen und zu trinken. Aber von allem, es sei Fleisch, Brod oder Fisch, werfen sie das erste Stück unter den Tisch für die Seele. Ebenso gießen sie das erste Stof Bier unter den Tisch für die Seele. Dies Mahl nennen sie den Seelentisch, und sie glauben, die Seele könne nicht ruhen, wenn sie ihr nicht diesen Tisch decken.

Erl. Preuß. Th. IV. S. 131. Th. V. S. 716.

Hartknoch Alt- und Neu-Preußen S. 188.
Acta Boruss. II. 409 sqq.

8. Das Bockheiligen.

Die Ceremonie des Bockheiligens soll noch jetzt hin und wieder in Preußen zur Verehrung und Versöhnung der alten Götter des Landes, obgleich sehr im Geheimen, fortbestehen. Es kommen nämlich aus mehreren Dörfern die Bauern in einer Scheune zusammen. Dort wählen sie unter sich einen alten Mann zum Waidelotten (so hießen die alten heidnischen Priester), dann machen sie in der Mitte der Scheune ein großes, langes Feuer, und nun bringen die Männer einen Bock herbei, die Weiber aber Weizenmehl, welches geknetet wird. Ist dieses fertig, so setzet sich der Waidelotte auf einen erhöheten Sitz, von welchem er an die Versammelten eine Rede hält, über die Urankunft des preußischen Volks und das Land, über dessen Heldenthaten und Tugenden, über die Gebote der Götter, und was sie von den Menschen fordern. Dann führt er den Bock in die Mitte der Versammlung, legt seine Hände auf ihn, und ruft alle die alten Götter nach der Reihe an, daß sie gnädig herabschauen wollen. Darauf fallen alle Anwesenden vor dem Waidelotten in die Kniee und beichten ihm mit lauter Stimme ihre Sünden, mit welchen sie vermeinen, die Götter zum Zorne gereizt zu haben. Darauf stimmen sie einen Lobgesang der Götter an, fassen nun alle den Bock an, heben ihn in die Höhe, und halten ihn so lange, bis der Lobgesang zu Ende ist. Ist dieses geschehen, so setzen sie den Bock auf die Erde, und der Waidelotte ermahnt nun das Volk, das Opfer mit tiefer Demuth zu verrichten, und so, wie es von ihren Vorfahren auf sie gekommen, es auch auf ihre Nachkommen zu bringen. Alsdann schlachtet er den Bock, fängt das Blut in

einer Schüssel auf, und besprengt die Herumstehenden damit, giebt auch Jedem etwas davon in ein Gefäß, um es nachher dem Vieh zu trinken zu geben, welches dadurch gegen Krankheit beschützt wird. Darauf wird der Bock in Stücke gehauen, welche auf Brettern über das Feuer gelegt werden, um zu braten. Während des Bratens fallen sie Alle wieder in die Kniee vor dem Waidelotten, der sie nun für die vorhin gebeichteten Sünden straft, indem er sie schlägt, an den Haaren reißt u. s. w. Doch bald kehrt sich dies um, und sie fallen jetzt über den Waidelotten her, den sie eben so reißen und schlagen. Wenn dieses geschehen, so machen die Weiber aus dem mitgebrachten Mehl Kuchen. Diese werden aber nicht in einem Backofen gebacken, sondern sie geben sie den Männern, welche sich zu beiden Seiten des Feuers stellen und die Kuchen einander durch das Feuer so lange zuwerfen, bis sie gar sind. Zuletzt geht dann das Essen und Trinken an, welches den ganzen Tag und die folgende Nacht dauert.

Was von dem Mahle übrig bleibt, wird sorgfältig vergraben.

Durch ein solches Opfer glauben sie die Götter sich besonders gnädig zu machen.

In Samland wird auf diese Weise eine Sau geheiligt oder geopfert, besonders um dadurch einen reichen Fischfang zu erwerben. Diese Opfer werden übrigens alle sehr heimlich betrieben; und als einstmals zufällig ein Fremder dazu gekommen, hat er nur mit vieler Noth sein Leben retten können.

Hieron. Meletii: Wahrhaftige Beschreibung der Sudawen sammt ihrem Bockheiligen. Erl. Preuß. Th. V. S. 701 fgg.
Hartknoch Alt- und Neu-Preuß. S. 171 fgg.
Leo hist. Pruss. p. 19.

9. Das Viehaustreiben.

Wenn zum Frühjahre das Vieh zum ersten Male ausgetrieben wird, so muß der Hirtenjunge im Dorfe von Haus zu Haus laufen, an die Fenster klopfen und rufen: Löscht das Feuer aus, spinnt und haspelt nicht, aber treibt das Vieh aus! Der Hirt hat unterdessen aus der Kirche Sand geholt, den er auf den Weg streuet, über den das Vieh aus dem Hofe gehen muß. In jeden Thorweg legt er zugleich eine Holzaxt mit der Schärfe nach dem Felde hin; darüber muß das Vieh gehen. Der Hirt gehet dann voran, spricht aber kein lautes Wort, bekümmert sich auch nicht um die Heerde, die nur von dem Hirtenjungen zusammengehalten wird, sondern macht allerlei Kreuze, segnet das Vieh und murmelt Gebete, bis er im Felde ist. Die Axt im Thorwege bedeutet: der Wolf solle vor der Heerde laufen, wie er vor der Schärfe der Axt läuft. Der Sand aus der Kirche bedeutet: das Vieh soll sich auf der Weide beisammen halten, wie die Menschen in der Kirche.

Preuß. Prov.=Bl. Th. VIII. S. 190.

10. Der Hexenglaube.

Sehr verbreitet und festgewurzelt ist in Preußen in früherer Zeit der Glaube an Zauberei und Hexerei gewesen. Eine große Anzahl von Hexenprocessen, von denen die Akten theilweise bis auf unsere Zeit gekommen sind, geben davon einen nur zu unwiderleglichen Beweis. Und auch bis jetzt haftet dieser Glaube wenigstens in einigen Gegenden beim Volke, wie dies schaudererregende Vorfälle der neuesten Zeit und so manche, diesem Glauben gefallene Opfer dargethan haben.

Die Hexen hielten auch in Preußen auf sogenannten Blocksbergen ihre nächtlichen Versammlungen; ein solcher

lag unter andern bei Pogdanzig im Schlochauer Kreise. Zweimal des Jahres, auf Volbrecht (Walpurgis) und Johannis, versammelten sich dort Männer und Weiber. Sie ritten meistens auf einer Garstelk, einem Werkzeuge, dessen man sich bedient, um das Brod in den Ofen zu schieben, oft auch auf einem schwarzen dreibeinigen Pferde dorthin, und zwar durch den Schornstein und mit den Worten: „auf und davon und nirgends an." Wenn alles zusammen war, ward gespeis't und dann auf einer gespannten Leine unrechts (linksherum) getanzt, wozu ein alter Mann auf einer Trommel und einem Schweinskopfe musicirte.

Zu der Fähigkeit zu hexen gelangte man hauptsächlich durch den Besitz eines Geistes. Diese Geister, welche meistens den Namen Lucifer, Nickel, Firley, Dribulte, Chim, Klaus u. s. w. führen, waren zuweilen als schwarze Katzen, als Mistkäfer, als schwarze Hündchen, sehr oft auch als Viferitzen (Eichhörnchen) gestaltet, bei der Ausfahrt auf den Blocksberg auch als Böcke; die der Männer waren weiblichen, die der Weiber waren männlichen Geschlechts, des Buhlens wegen. Erworben wurden sie bald durch Kauf, bald durch Schenkung; ja man gab sie den Töchtern als Ausstattung mit. Wer einmal einen solchen Geist besaß, konnte sich seiner nicht entledigen, er fand denn jemand, der ihn abnahm; warf er ihn sonst fort, so hatte er zu besorgen, daß der Geist ihn selbst beschädige. Manche besaßen auch zu gleicher Zeit mehrere Geister. Der Kaufpreis war meistens ein bis drei Gulden preußisch (10 Sgr. bis 1 Rthlr.). Die Ueberlieferung erfolgte gewöhnlich in einem „Dunk Hede" eingewickelt in einem Kober.

Die Geister wurden nun theils dazu gebraucht, um die Gebieter mit Geld, Lebensmitteln xc. zu versorgen, theils um denselben an seinen Feinden zu rächen, auch um jenen zu hinterbringen, wie es anderswo hergehe. Auf Befehl

des Herrn tödteten sie Menschen und Vieh. Sollte jemand gelinde fortkommen, so flogen die Geister ihm an die Füße und machten ihn lahm. Dafür mußte der Gebieter sie füttern, gewöhnlich mit Milch und ähnlichen Speisen, zuweilen aber auch mit Hostien. Hin und wieder überwarfen sich die Geister mit ihren Besitzern selbst und flogen dann letzteren an die Füße, was dann die Folge hatte, daß diese von Stund' an hinkten, ohne daß sie davon hätten geheilt werden können.

Aber auch ohne den Besitz eines solchen Geistes gab es Mittel, vermöge welcher man zu hexen vermochte. Zu diesen gehörte namentlich, wenn man an einem Scheidewege, unter Hersagung von Beschwörungsformeln und Anrufung des Teufels, Erde grub, welche dann diente, um fremdes Vieh zu beschädigen, ihm die Milch zu nehmen u. s. w.; ferner wenn man einen Trank von bestimmten Kräutern einrührte und vor der Thüre dessen, welchem man schaden wollte, ausgoß. Eine Kette, vom Hochgerichte geholt, und unter der Schwelle des Hauses vergraben, brachte gute Nahrung; Zugnägel, aus den vom Galgen genommenen Kopfnägeln geschmiedet, dienten gegen die Ermüdung der Pferde; der abgeschnittene Finger des Gerichteten, in das Bierfaß gethan, brachte guten Bierstand; auch Oblaten, beim Genuß des heiligen Abendmahls wieder aus dem Munde genommen, in ein Stück Papier oder Leinwand gewickelt und so verwahrt, brachten Glück. So that man sie z. B. beim Säen in das Säelaken, damit das Korn um so besser gedeihe. Krankheiten hexte man seinen Feinden dadurch an, daß man ihnen bezauberte Haare nachwarf, oder solche vor eine Thüre hinstreute, durch welche der zu Beschädigende hindurch gehen mußte. Auch Kränze, in welche Schlangen und Kröten hineingeflochten waren, dienten zur Hexerei.

Vorzüglich geeignet zur Ausübung von allerhand Zauberei waren die Eckhäuser; über sie übte der Teufel eine besondere Gewalt aus.

Für Räuber und Diebe galten als ein Schutzmittel die Herzen ungeborner Kinder; diese wurden roh, wie sie dem Leibe der Mutter und dem Körper des Kindes entrissen waren, in so viel Stücke geschnitten, als Theilnehmer waren, und deren eins von jedem derselben genossen. Wer so von neun Herzen gegessen, konnte, welchen Diebstahl oder sonstiges Verbrechen er immer begehen mochte, dabei nicht ergriffen werden, und wenn er dennoch durch einen Zufall in die Gewalt seiner Gegner gerathen sollte, sich unsichtbar machen und so seinen Banden sich wieder entziehen. Die Kinder mußten aber männlichen Geschlechts sein; weibliche taugten dazu nicht. Die Bande des Räuberhauptmanns König Daniel, wie er von den Seinen, Kix Teufel aus der Hölle, wie er vom Volke genannt wurde, welche in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts das Ermeland in Schrecken setzte, bekannte nach ihrer Ergreifung, daß sie bereits vierzehn schwangere Weiber zu jenem Zwecke getödtet, jedoch nur in den wenigsten männliche Kinder gefunden habe.

Ein anderes Mittel, dessen sich die Diebe bedienten, um unentdeckt zu bleiben, waren Lichter oder Lampen von Menschenfett. Denn diesen schrieb man die Kraft zu, daß, wenn man sich damit in Wohnungen begebe, die Schlafenden nicht aufwachten, und daß weder der Zugwind noch etwas Aehnliches sie auszulöschen vermöge. Nur mit Milch konnten sie ausgelöscht werden. War eine Uhr im Zimmer befindlich, so mußte diese gleich angehalten werden; auch dies schützte vor Entdeckung. Hatte der Dieb das Zimmer aber bereits wieder verlassen und dessen Thüre verschlossen, so mußte er durch deren Ritzen Wasser hin-

eingießen. Lief dies dann in die Stube, so war es ein unfehlbares Zeichen, daß er nicht werde entdeckt werden.

Aber es gab nicht nur Mittel, welche gegen die irdische Strafe sicherten, sondern selbst solche, die das Gewissen beruhigten. Denn wer einen Andern ermordet hatte, brauchte nur ein Stück aus dessen Leibe auszuschneiden, solches zu braten und zu verzehren, und er gedachte fürder seiner Uebelthat nie wieder.

Die für den Thäter selbst am wenigsten gefahrvolle Art, einen Feind aus dem Wege zu schaffen, war das Todtbeten. Dies bestand darin, daß man einen der Psalmen rückwärts las und hinter jedem Verse den Namen des Gegners nannte.

In Litthauen gab es eine Art Zauberer, die den Namen Szynys führten, und die, wenn sie von einem Menschen ein Hemde oder ein anderes Kleidungsstück bekommen konnten, machten, daß er vertrocknete oder aufschwoll oder Reißen in seinen Gliedern bekam, so daß er nicht bei Nacht nicht bei Tage Ruhe hatte, bis er hinstarb. Vermochten sie aber kein Kleidungsstück zu erhalten, so suchten sie auf dem Wege, wo der, dem sie schaden wollten, gegangen, die Spur seines Fußes auf, schnitten solche, sammt der sie umgebenden Erde aus, und begruben sie unter allerhand Beschwörungsformeln auf dem Kirchhofe, wodurch sie bewirkten, daß derselbe, bald nach längerer bald kürzerer Qual hinstarb.

Nach mündlichen Ueberlieferungen und ungedruckten Hexenproceßakten vergl. Preuß. Prov.-Blätt. Bd. II. S. 105 fgg. Bd. IV. S. 255. Zernecke Thornsch. Chron. S. 279. Erläut. Preuß. Th. IV. S. 50 — 70. Leo histor. Pruss. pag. 497. Henneberger Erklärung S. 441.

11. Das Beschwören.

So wie man nun meint, daß Hexen und Zauberer Anderen zu schaden vermögend wären, so glaubt man auch,

daß es eine Kunst giebt, welche durch Anwendung übernatürlicher Mittel eine Beschädigung, sei sie durch Behexung oder auf andere Weise herbeigeführt, aufheben könne. Vor allem traut man den katholischen Geistlichen dergleichen Kenntnisse zu. In vielen Gegenden Preußens, besonders in Litthauen, ist es üblich, das Vieh vom Geistlichen geweihte Kräuter fressen zu lassen. Der Litthauer wendet sich deshalb aber nicht an seinen Prediger, von dem er behauptet, daß er das Weihen nicht verstehe, sondern läßt sich zu diesem Zweck mit großen Kosten einen katholischen Priester von auswärts kommen. Auch das protestantische Landvolk in Westpreußen wendet sich, wenn es durch unmittelbare Vermittelung des Himmels etwas erreichen will, z. B. die Entdeckung eines Diebstahls, nicht an seinen eignen, sondern an einen katholischen Geistlichen. Ja sogar gegen ganze Landplagen wird des Letzteren Hülfe in Anspruch genommen, und es wurde, als sich vor wenigen Jahren in einer Gegend Westpreußens eine Zeitlang Heuschrecken in solcher Masse zeigten, daß sie alle Felder zu vernichten drohten, dann aber plötzlich wieder verschwanden, vom Landvolke allgemein behauptet, ein Geistlicher habe durch seine kräftigen Beschwörungsformeln das Ungeziefer sämmtlich in die benachbarten Seen getrieben, in welchen es umgekommen wäre. Es giebt selbst noch jetzt Leute in einigen Gegenden Preußens, die ein förmliches und sehr einträgliches Gewerbe daraus machen, behexte Leute und Vieh von dem, was ihnen angethan ist, zu befreien, ja Feuersbrünsten Einhalt zu thun. Sie bedienen sich hierzu gewisser feststehender Formeln, wie die nachstehenden es sind, welche aus einem alten, bei Gelegenheit einer kürzlich stattgefundenen Criminaluntersuchung in die Hände der Herausgeber gelangten, in polnischer Sprache abgefaßten Beschwörungsbuche entnommen worden.

Beschwörung behexten Viehes.

Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Ich bestimme 2c. 2c. 2c. nicht mit meiner Macht, sondern mit des Herrn Jesu Hülfe und der heiligen Jungfrau Beistand. Es ging der Herr Jesus auf den Oelberg; es nahm der Herr Jesus ein weißes Stöckchen in seine allerheiligste Hand, da befielen ihn tolle Hunde, sie rissen dem Herrn Jesus die Kleider entzwei und dem heiligen Leibe geschah nichts. So wie diesem gerechten Herrn und dem heiligen Johannes nichts geschah, so wird auch diesem Vieh von der Raserei nichts geschehen, nicht mit meiner Macht, sondern mit des Herrn Jesu Hülfe.

† Und die heilige Jungfrau bittet ihren Sohn, daß nichts geschehe. — Nicht mit meiner Macht, sondern mit des Herrn Jesu Hülfe. Der heilige Johannes hat den Herrn Jesum im Jordan getauft und die Maria Magdalena war bei der Taufe. Der Jordanfluß stand, und so wird auch diese Raserei aufhören, nicht mit meiner Macht, sondern mit der Hülfe des Herrn Jesu, der heiligen Dreieinigkeit, der allerheiligsten Jungfrau und aller Heiligen. — So fallen meine Worte auf dieses von Raserei Ergriffene, nicht aber mit meiner Macht, sondern des Herrn Jesu, der allerheiligsten Jungfrau Maria und aller Heiligen Hülfe. † Schon habe ich jetzt geendigt bei diesem Brüllen, Wiehern 2c. 2c. mit Gott dem Vater, dem Sohne und heil. Geiste. Amen. † † †

Die sämmtlichen Heiligen sind barfuß erschienen, so wird auch diese Raserei erscheinen, nicht mit meiner Macht, sondern mit der Hülfe des Herrn Jesu, und so wie dieses Wasser fällt, so wird auch die Raserei von diesem Vieh

abfallen, nicht mit meiner Macht, sondern mit des Herrn Jesu und aller Heiligen Hülfe. Amen. †

Bei jedem Kreuze sind zu beten: ein Vater unser und ein englischer Gruß.

(Die ganze Formel wird hierauf mit geringer Abweichung noch zweimal wiederholt.)

Die nachstehenden Formeln, auf kleine Zettel geschrieben, und eingegeben oder zum Einreiben gebraucht, dienen gegen Krankheiten verschiedener Art, die erstere insbesondere gegen die Folgen des Bisses eines tollen Hundes.

SATOR
AREPO
TENET
OPERA
ROTAS

Jran + Tiran + castan
+ cacasten + Eremiton
+ in + nomine + Patris
+ et + Filii et + spiri.
+ sanct. + Amen + .

A b r a c a d a b r a
a b r a c a d a b r
a b r a c a d a b
a b r a c a d a
a b r a c a d
a b r a c a
a b r a c
a b r a
a b r
a b
a.

---

aron + y aran +
syran + cyron +
ceraston + crisan
castan + Bastan +
syran + castan +
operam + catha +
eron + et stacyden +
tetragramatan + et ay +
ab onay + ostanum +
ab unos + avit + militia +
et + lingua + continab +
+ davin + et + verbum +
curo + factum + et XXXXXX
et habitavi + + et XXXXXXX

Aufhebung der Behexung eines Menschen.

Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Ich bestimme die Aufhebung der Behexung nicht mit meiner Macht, sondern mit des Herrn Jesu Hülfe. So wahr als der Herr Jesus unter dem Kreuze gestanden, so wird auch diese Behexung aufhören; nicht mit meiner Macht, sondern mit des Herrn Jesu und der allerheiligsten Jungfrau Maria Hülfe. Wie meine Worte fallen, so wird auch die Behexung fortfallen, nicht mit meiner Macht, sondern mit des Herrn Jesu und aller Heiligen Hülfe.

Dreimal Amen zu sagen.

Dreimal Ave Maria zu beten.

Beschwörung des Natterstichs.

Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Die Schlange hat gebissen; der Teufel hat der Schlange das eingegeben; der Herr Gott hat dich erschaffen, der Herr Gott hat dir die Macht nicht gegeben; du sollst dieses Gift schleppen über die Wiesen, Brücher, Felder, wo es nichts schaden wird, nicht mit meiner Macht, sondern mit des Herrn Jesu Hülfe.

Dreimal Amen sagen und drei Ave Maria beten.

Blutstillen.

In nomine Patris et filii et spiritus sancti. Amen.

So wie der Ehebrecher in der Hölle erscheinen, so wie der Hexenmeister in der Hölle erscheinen wird, so wird auch das Blut aufhören, was ich bestimme nicht mit meiner Macht, sondern mit des Herrn Jesu Hülfe.

Ein Vater Unser und drei Ave Maria zu beten.

So weit das Beschwörungsbuch. Wenn nun auch der Aberglaube in der crassen Form, wie er hier erscheint,

in manchen Gegenden namentlich Ostpreußens jetzt keinen Anklang mehr finden würde, so ist doch der Glaube, daß es möglich sei, Krankheiten und körperliche Schäden durch Besprechen zu heilen, durch die ganze Provinz verbreitet, und er beschränkt sich nicht einmal immer auf die untersten Volksklassen. Vorzugsweise spielen hier alte Weiber eine bedeutende Rolle.

Eine ziemlich gewöhnliche Heilmethode der Art ist folgende: Der Besprecher steht mit dem Kranken vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang unter freiem Himmel mit entblößtem Haupte, legt ihm die Hände auf den Kopf, murmelt die Besprechungsformel, speit dreimal auf die Erde, und geht dann stumm davon.

Gegen das Behexrwerden bedient man sich auch mancherlei Präservativmittel, so des Tragens von Amuleten, beim Vieh, wie bereits erwähnt ward, des Fressens geweihter Kräuter. Füllen schützt man dadurch gegen das Behexrwerden, daß man sie ein rothes Band um den Hals tragen läßt.

12. Die Nachtwandler.

Sehr verbreitet ist in Preußen der Glaube, daß es Menschen gebe, welche dazu bestimmt sind, bei Lebzeiten Nachts ruhelos umherzuschweifen oder Qualen zu erdulden. Einige müssen hinaus auf das Feld, um dort mit bloßen Händen die Dornen abzureißen, andere durch große Gewässer schwimmen, noch andere sich in Flammen stürzen. Häufig gehen hierbei mit ihnen Verwandlungen vor, so öfters in Reifen, die meilenweit zu laufen haben, sehr häufig auch in Katzen. Erst wenn der Tag zu grauen beginnt, ist es ihnen gestattet, heimzukehren und die menschliche Gestalt wieder anzunehmen. Während sie ihre nächtlichen Qualen erdulden, pflegen sie geistliche Lieder zu singen.

So hörte einstmals auf einem Dorfe unfern Marienwerder eine Frau des Nachts vor ihrem Hause ein geistliches Lied mit heller Stimme singen, und als sie hinaustrat, um sich zu überzeugen, wer dort wäre, kamen die Töne von einem Tonnenreif, der mit unglaublicher Geschwindigkeit vor ihrer Thüre im Kreise umherlief. Sie eilte herbei, um ihn zu erhaschen; er lief aber so schnell fort, daß er ihr bald aus den Augen war. — Durch die Qualen und Anstrengungen, denen dergleichen Menschen unterliegen, werden sie so abgemattet, daß sie ein schwächliches Aussehen haben, stets siechen und früh dahinsterben. Doch ist auch zuweilen Heilung möglich.

So war in einem Dorfe unfern Riesenburg ein junges Mädchen, welches sich, ohne daß sie selbst etwas davon ahnte, nächtlich in eine schwarze Katze verwandelte. Nur war es ihr am Morgen immer gewesen, als wenn sie einen sehr bösen Traum gehabt; dabei fühlte sie sehr große Ermattung, und täglich schwand mehr die Farbe der Gesundheit von ihren Wangen. In jener Verwandlung aber mußte sie zu einem jungen Burschen, ihrem Verlobten, und diesen die ganze Nacht zerkratzen und sonst peinigen. Einst glückte es diesem aber, sie zu ergreifen, worauf er sie in einen Sack steckte und letzteren zuband. Aber wie groß war seine Ueberraschung, als er am Morgen in dem Sacke, statt der Katze, ein unbekleidetes Mädchen fand und in diesem seine Braut erkannte. Da wandte er sich an den Pfarrer des Orts, erzählte was sich zugetragen, und letzterem glückte es denn auch, die Nachtwandlerin von ihrem Uebel zu heilen.

Mit dem eben geschilderten Aberglauben ist der an das Alpdrücken nahe verwandt. Es ist der Mahr oder Alp der Geist eines alten Mannes oder Weibes ohne Haare, oft mit Fittigen, welcher des Nachts sowohl Menschen als

Vieh drückt, indem er sich auf sie hinhockt. Hiergegen kann man sich aber dadurch sichern, daß man beim Schlafengehen die Schuhe so stellt, daß sie mit den Spitzen nach dem Bette zu stehn, oder daß man einen Strauchbesen vor das Bette hinsetzt, auf welchen der Alp sich dann niederlegt. — In Preußen giebt es auch ein Sprichwort: Die schwarze Kuh hat ihn gedrückt, womit man Jemanden bezeichnet, der durch erlittenes Unglück muthlos geworden ist, und das wohl einem ähnlichen Glauben seine Entstehung verdankt.

13. Die Blutsauger.

Fast ganz allgemein ist noch bis auf den heutigen Tag unter dem Landvolke Preußens der Glaube an Blutsauger. Es sind dies Leute, die, nachdem sie begraben worden, nächtlich wieder auferstehn und ihren zurückgebliebenen Angehörigen das Blut aussaugen, so daß diese hinsterben müssen. Nicht eher haben sie Ruhe, als bis sämmtliche Mitglieder der Familie auf diese Weise ihnen ins Grab gefolgt sind. Das einzige Mittel dies zu verhindern ist, daß man entweder vor dem Begräbniß, denn man kann den Blutsauger daran erkennen, daß er nach dem Tode die rothe Gesichtsfarbe beibehält, oder, wenn jene Eigenschaft erst später bemerkt worden, nachdem die Leiche wieder ausgegraben worden ist, derselben den Kopf abschneidet und solchen zwischen die Beine legt. Fließt dann das Blut noch, so ist dies ein untrügliches Zeichen, daß der Verstorbene wirklich ein Blutsauger war. Dies Blut wird aufgefangen und sämmtliche Mitglieder der Familie müssen davon trinken. Hierdurch werden sie vollkommen gesichert.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts starb ein Mitglied der von Wollschlägerschen Familie in Westpreußen; mehrere seiner Verwandten folgten ihm ganz unver-

muthet, und ohne daß die Veranlassung ihres Todes klar war, in Kurzem nach. Man wollte sich auch erinnern: daß das Antlitz des Verstorbenen die rothe Farbe nicht verloren gehabt, und es entstand daher die Ueberzeugung, daß derselbe ein Blutsauger sei. Es ward ein Familienrath gehalten und darin beschlossen, daß der im Jahre 1820 als Landschaftsdirektor in hohem Alter verstorbene Joseph von Wollschläger, damals noch ein junger Mann, da er für den Beherztesten und Unerschrockensten galt, seinem verstorbenen Oheim den Kopf abhauen solle. Von einem Mönch des Bernhardinerklosters Jacobsdorf begleitet, begab er sich in die Gruft dieses Klosters, wo der Verstorbene beigesetzt war, jeder mit einer Kerze in der Hand. Der Sarg wird geöffnet und der Leichnam emporgezogen, um den Hals auf den Rand des Sarges zu legen. Die natürliche Bewegung, welche das in Folge dessen zurücksinkende Haupt macht, jagt dem Mönche solches Entsetzen ein, daß er die Leuchte fallen läßt und entflieht. Obwohl allein, verliert Wollschläger doch nicht die Besonnenheit; mit dem mitgebrachten Beile schlägt er den Kopf ab; aber ein mächtiger Strahl Bluts springt ihm entgegen und verlöscht auch die einzige noch übrige Kerze. Nur mit Mühe glückt es ihm in der fast gänzlichen Finsterniß, etwas Blut in einem Becher aufzufangen und mit diesem heimzukehren. Aber die That, welche die Seinen sichern sollte, hätte fast dem Vollbringer das Leben gekostet. Gleich nach der Rückkehr fiel er in eine lebensgefährliche Krankheit, die ihn mehr denn ein halbes Jahr am Rande des Grabes hielt. Die Leiche mit dem Haupte zwischen den Füßen ist bis heutigen Tages in der Gruft des Klosters Jacobsdorf, und zwar in deren mittleren Kammer, wo sich das Erbgewölbe der Wollschläger befindet, zu sehen.

Als in der Gegend von Conitz in der neuesten Zeit die

Cholera zuerst auftrat, da zeigte sich von neuem, wie fest jene Sage im Volke gewurzelt sei. An mehreren Orten wollte man die zuerst von der Seuche Hingerafften wieder ausgraben, weil die ihnen bald nachgefolgten Hausgenossen glauben ließen, daß sie Blutsauger wären, und es bedurfte durchgreifender Maaßregeln von Seiten der Behörde, um die Ausführung jener Absicht zu verhindern.

An einigen Orten ist der Glaube, daß der Erste, welcher an einer Seuche stirbt, im Grabe aufrecht sitze und das Laken verzehre, und so lange er daran zu zehren habe, das Sterben nicht aufhöre, wenn man ihn nicht wieder ausgräbt und ihm mit dem Spaten den Hals absticht.

Nach mündlicher Ueberlieferung; vergl. Henneberger Erklärung S. 324.

14. Die bedeutungsvollen Tage.

Mit vielen Tagen des Jahres, namentlich Festtagen, verknüpft das Volk einen besonderen Aberglauben. Der wichtigste unter diesen ist der St. Johannistag. An dem Abende, der ihm vorhergeht, ist es noch an vielen Orten Preußens und Litthauens üblich, große Feuer, die Johannisfeuer, anzuzünden. Man sieht dergleichen dann auf allen Höhen, so weit das Auge reicht, flammen. Diese Feuer helfen nicht nur gegen Gewitter, Hagelschlag und Viehsterben, besonders wenn man am folgenden Morgen das Vieh über die Brandstelle auf die Weide treibt, sondern auch gegen allerlei Zauberei, namentlich Milchbenehmung. Darum gehen die jungen Burschen, welche das Feuer angezündet, am folgenden Morgen von Haus zu Haus und sammeln Milch ein. Auch steckt man an jenem Abende große Kletten und Beifuß über das Thor oder Hecke, durch welches das Vieh geht, denn solches ist gleichfalls gegen Hexerei gut. An der Samländischen Küste fahren die Schiffer an

dem Johannistage und an den nächstfolgenden Tagen nicht zur See, weil, wie sie behaupten, das Meer dann hohl geht und ein Opfer fordert. Aber eben so halten sie es auch für verderbenbringend, am Sonntage auf Fischfang auszuziehn.

Wenn man am Christabende Erbsen und Weizen zusammengemischt in die Ställe wirft, so gedeiht das Vieh gut, Gänse und Hühner, wenn man sie mit Weizen und Erbsen, die man während des Gottesdienstes am Weihnachtstage in der Tasche bei sich getragen, füttert.

Am heiligen Dreikönigsabend muß man an alle Ställe, auf die Eimer und die übrigen Gefäße, welche zur Fütterung dienen, mit Kreide das Zeichen des Kreuzes malen.

Am Ostermorgen, vor Sonnenaufgang, ohne daß man dabei spricht, aus einem fließenden Gewässer geschöpftes Wasser erhöht beim Waschen die Schönheit. An manchen Orten begießen sich an diesem Morgen Jünglinge und Mädchen gegenseitig mit Wasser, denn dies soll die Gesundheit erhalten.

Am Jacobitage muß alle Feldarbeit unterbleiben, widrigenfalls das Gewitter einschlägt. Eben so darf am Johannistage nicht gearbeitet werden. Auch wer an einem dritten Feiertage arbeitet, wird von Unglück heimgesucht.

Eine Arbeit, die am Frohnleichnamstage begonnen ist, geräth wohl.

Am Tage der Beschneidung des Herrn macht man, um zu erfahren, ob es einem entfernten Lieben wohlgeht, sein Bild von Teig und legt es in den Ofen. Geht es hoch auf, so ist es gut, geht es nicht auf, übel mit ihm bestellt, oder er wohl gar todt.

Am Sylvesterabende legt man sich drei aufgeschriebene Wünsche und eine Niete unter das Kopfkissen; was man von diesen am folgenden Morgen zuerst in die Hand

bekömmt, geht in Erfüllung. Sieht man an jenem Abende um Mitternacht in den Ofen, so erblickt man den oder die Zukünftige. Auch ist der Sylvesterabend besonders geeignet, noch auf andere Weise durch Glückgreifen, nachdem man allerlei symbolische Gegenstände aus Teig geformt, Werfen eines Schuhs oder Tuches über den Kopf, welches erstere, je nachdem die Spitze auswärts oder einwärts gekehrt ist, anzeigt, ob man im Laufe des bevorstehenden Jahres das Haus verlassen werde, oder nicht, letzteres aber durch die Gestalt, die es bildet, den Anfangsbuchstaben des Namens der Zukünftigen kund giebt, und durch Zinn- oder Wachsgießen sein zukünftiges Schicksal zu erfahren.

Vergl. Sim. Grunau's Chron. Tr. XIV. C. 2. Henneberger Erklärung S. 323. Erl. Preuß. Th. I. S. 137. Preuß. Provinz.-Blätt. Th. VIII. S. 258 fgg.

15. Vorbedeutungen und Anzeichen.

Aus der Farbe des Brustbeins der Gans kann man die Witterung des bevorstehenden Winters entnehmen; denn wenn es hell und klar ist, so wird es einen strengen Winter geben, wenn es dagegen grob und dunkel ist, so steht viel Schnee und laues Wetter bevor.

Kinder, die am Sonntage geboren sind, müssen an einem Werktage getauft werden, sonst sehen sie, erwachsen, Geister und selbst den Tod, wie er Menschen abholt.

Wenn ein Mädchen und ein Knabe zusammen getauft werden, so muß der Prediger an jener zuerst die Taufhandlung vollziehn, sonst bekömmt sie einen Bart und bleibt unverheirathet.

Wenn die Pathen während der Taufhandlung an Mondsucht oder ein ähnliches Uebel denken, so stößt dies späterhin dem Täuflinge zu.

Wenn ein Kranker auf die Frage nach seinem Befinden

antwortet, er sei sehr krank, so muß er in selbiger Krankheit sterben; antwortet er aber: es geht mir wie Gott mein Herr will, so wird er wieder gesund.

Wenn die, welche eine Wöchnerin besuchen, indem sie den Neugebornen besehen, sprechen: Ei, das ist ein schön Kind! so haben sie es berufen und das Kind muß jung sterben.

Wenn jemand, zum ersten Male in einen Ort oder ein Haus kommend, zuerst mit dem linken Fuß hineintritt, so wird es ihm darin übel, mit dem rechten aber, wohl ergehen.

Wenn der Uhu drei Nächte hinter einander auf einem Hause schreit, so giebt es darin eine Leiche.

Wer von den beiden jungen Eheleuten in der Nacht nach der Trauung zuerst einschläft, oder auf wessen Seite die Kerzen während der Trauhandlung minder hell brennen, stirbt zuerst.

Wenn jemand fährt oder reitet und ihm ein Fuchs oder Hase über den Weg läuft, so wird er Schaden leiden.

Schaafen begegnen, bringt Glück, Schweinen — Unglück.

Wenn man beim Ausgehen auf einen Gebrechlichen trifft, so muß man heimkehren und sich segnen, sonst bringt es Unglück. Begegnet man aber einem Gesunden, besonders zu Pferde, und wird man mit lauter, vernehmlicher Stimme begrüßt, so bedeutet dies Glück.

Blasen auf der Zunge bedeuten, daß man belogen ist, Klingen im rechten Ohre, daß Gutes, im linken, daß Böses von Einem gesprochen wird. Elstern, die an den Fenstern schrein, verkünden ungern gesehene Gäste, eine kakelnde Henne, oder Hunde, welch[illegible]h beißen, daß die Nachbarinnen sich zanken werden.

So wie das Wetter am Freitage ist, so wird es am nächstfolgenden Sonntage sein.

Wenn es am Siebenbrüdertage regnet, so wird es sieben Wochen, wenn auf Apostel Theilung, vierzehn Wochen hindurch regnen.

Während des Monats December darf man den Wolf nicht bei seinem eigentlichen Namen, sondern muß ihn das Gewürm nennen, sonst wird man von den Wehrwölfen zerrissen.

Sonnenschein zu Lichtmeß bedeutet einen langen Winter; darum sieht der Schäfer an diesem Tage lieber den Wolf, als die Sonne im Schaafstall.

Wenn der Hahn am Sonntagsmorgen kräht, so sagt er Gäste an.

Des Sonntags vor dem Frühstücke niesen, bedeutet, daß man angenehme Gesellschaft, des Montags, daß man ein Geschenk, Dienstags, daß man eine traurige Nachricht erhalten, Mittwochs, daß man sich verlieben, Donnerstags, daß man etwas Trauriges erleben, Freitags, daß man einen Brief empfangen oder ein Glück haben, Sonnabends, daß das, was man sich für den Sonntag vorgenommen, nicht in Erfüllung gehen werde. Ein alter Vers drückt dies folgendermaßen aus:

Sonntags — angenehme Gesellschaft
Montags — geschenkt
Dienstags — gekränkt
Mittwochs — verliebt.
Donnerstags — betrübt
Freitags — Glück
Sonnabends — gehen die Wünsche zurück.

Eine Frau, die mit ihrer Ausstattung nicht vor dem Hochzeitstage fertig geworden ist, wird auch nachher mit ihren Arbeiten nie zur rechten Zeit fertig.

Welcher von beiden Eheleuten die Suppe vorlegt oder den Braten schneidet, hat das Regiment im Hause; um dies zu erlangen, muß man während der Trauhandluug dem andern auf den Fuß treten, oder wenn dieselbe auf einem gewirkten Teppich erfolgt, die Braut auf etwas dessen Benennung männlichen Geschlecht ist, sei es Thier oder Blume, der Verlobte umgekehrt auf eine Sache weiblichen Geschlechts, sich stellen.

Drei in einem Zimmer brennende Lichte zeigen an, daß Einer der Anwesenden im Geheimen verlobt ist, oder daß es in Kurzem an dem Orte eine Bettlerhochzeit geben werde.

Wenn jemand, der im Todeskampfe liegt, durch heftiges Schreien ins Leben zurückgerufen wird, so stirbt er nach neun Tagen unfehlbar, wenn er sonst auch vielleicht durchgekommen sein würde.

Läßt man ein noch nicht jähriges Kind in den Spiegel sehn, so wird es krank; reicht man es durch das Fenster einem Andern zu, so verkümmert es im Wachsthum; nennt man es: Ding, so wächst es die nächsten neun Tage nicht.

Was man in der ersten Nacht, die man in einem Zimmer zubringt, träumt, geht in Erfüllung.

16. Sympathetische Mittel und Kuren.

Unzählig sind die sympathetischen Mittel gegen Krankheiten. Fast wider jede Art der letzteren existirt ein solches. So hilft es gegen das Fieber, wenn man die drei ersten Palmen (Weidenknospen) oder die Blüthe der drei ersten Aehren, die man im Frühlinge blühen sieht, abstreift und genießt; ferner, wenn man ein Butterbrod oder eine Semmel, auf welche die Zeichen: Hnz Hnz Hnz und darunter Vor- und Zuname des Kranken gesetzt sind, sobald das Fieber eintritt, aufißt. Wenn jemand, besonders wenn er

sich noch in den Kinderjahren befindet, von der fallenden Sucht den ersten oder zweiten Anfall hat, so muß man ihm das Hemde ausziehn, es entzwei reißen und es auf einen Kreuzweg werfen, ohne, so wenig beim Hin- wie beim Zurückgange bis zur Thürschwelle, ein Wort zu sprechen.

Warzen werden dadurch vertrieben, daß, wenn man zwei auf einem und demselben Pferde vorbeireiten sieht, man ihnen nachruft: nehmt den Dritten mit.

Vor Zahnschmerzen bewahrt das regelmäßige Nägelabschneiden am Freitage.

Die Königskerze ist eine Blume, die in mehrfacher Beziehung eine wunderbare Kraft hat. Wenn ein Angehöriger, selbst wenn ein Stück Vieh krank ist, knickt man nach dem Untergange der Sonne die Blume gegen Sonnenaufgang hin um, und bittet dabei, daß sie die verlorne Gesundheit wieder verleihen möge. Am Johannistage ziehen die Mägde die Blume aus und hängen sie übers Bette; die, der sie zuerst verwelkt, stirbt zuerst.

Kinder, welche noch nicht getauft sind, darf man nie allein lassen, denn man hat zu befürchten, daß sie mit Wechselbälgen vertauscht werden. Doch kann man sie hiergegen auch dadurch schützen, daß man vor dem Fortgehen über sie das Zeichen des Kreuzes macht.

Haarabschneiden muß beim zunehmenden Mond vorgenommen werden, denn dann wachsen die Haare besser.

Die Strafe des Meineides vermeidet man dadurch, daß man während des Schwörens die linke Hand in die Seite legt, oder auch, daß man einen Knochen von einem eigenen verstorbenen Kinde auf bloßer Haut trägt.

Kann man einen Dieb selbst nicht ergreifen, so muß man bei seiner Flucht wenigstens eins seiner Kleidungsstücke zu erhaschen suchen. Prügelt man dies dann, so

wird der Dieb krank. Dieser Glaube wurzelt so fest, daß in der Gegend von Berend vor Kurzem ein Mann, der beim Honigdiebstahl ertappt, sich mit Zurücklassung seines Rockes geflüchtet hatte, als er hörte, daß dieser von dem Bestohlnen schrecklich zerhauen sei, sich hinlegte und starb.

Böses Wetter glaubt man dadurch zu stillen, daß man mit der Axt in die Thürschwelle haut.

Ein vorzügliches Mittel, um zukünftige oder verborgene Dinge zu erfahren, ist ein Erbschlüssel, besonders wenn er in Verbindung mit einer Bibel gebraucht wird. Läßt man ihn an einem, in die letztere eingeklemmten Faden geknüpft in ein Glas hängen, so zeigt er z. B. durch die Zahl der Schläge an, wie viel Jahre man noch bis zur Hochzeit warten müsse, durch die Seite, an welche er anschlägt: wohinaus die Person, die etwas gestohlen hat, sich befinde u. s. w. Wenn man einen zum Fenster hinausgehängten Erbschlüssel hin und her schwanken läßt und dabei spricht: horch, horch, so hört man von der Gegend her, dahin man wird zu freien oder zu wohnen kommen, eine Stimme.

Bei der Belagerung von Danzig im Jahre 1734 spieen die alten Weiber jedesmal, wenn eine Bombe angeflogen kam, dreimal aus und riefen: Phy, phy, phy, da kömmt de Drack (Drache) getragen, in der Meinung sich dadurch zu sichern; auch glaubten sie, daß, wer etwas von einer Bombe oder Kugel im Hause habe, der werde sich von solchen mehr auf den Hals ziehn.

Um im Karten- oder Würfelspiele Glück zu haben, muß man während desselben eine Nadel, mit welcher der untere Theil der vorderen Hälfte eines Hemdes zugenäht ist, vor sich in die, nach dem Erdboden gekehrte Seite der Tischplatte stechen.

17. Die Todtenurnen.

Von den Urnen, welche in den heidnischen Begräbniß-plätzen gefunden werden, glauben Einige, daß sie die Gefäße seien, deren sich die Unterirdischen (Barstucken) bedienen, und die sie entweder ihren Freunden mit ins Grab gesetzt, um sich deren in jener Welt zu bedienen, oder die, als sie ihre, in dem Hügel bisher innegehabte Wohnung verlassen, dort zurückgeblieben, Andere, daß die Erde selbst, wenn sie im Monat Mai gleichsam schwanger werde, sie geboren habe.

Wenn in dergleichen Urnen Milch aufgestellt wird, so giebt sie mehr Butter; wenn man die Hühner daraus saufen läßt, so nehmen sie nicht nur sehr zu, sondern werden auch nie von einer Krankheit ergriffen; wenn man das Saatkorn vor dem Aussäen in dergleichen Urnen schüttet, so giebt dies eine reichlichere Ernte.

Rensch de tumul. et urn. sepulcral. Regiomont. 1724. 4. c. 3. §. 2, 3; vergl. Erl. Preuß. Th. IV. S. 95.

18. Vermischtes.

Die Litthauer nehmen ihre sterbenden Angehörigen, wenn sie im Begriff stehen, zu verscheiden, aus dem Bette, legen sie auf ein wenig Stroh auf die Diele, und öffnen Thür und Fenster, um der Seele den freien Aus- und Aufflug zum Himmel zu bereiten.

Messer dürfen mit der Schärfe nicht nach oben gelegt werden, weil dorthin Gott ist und die Geister wohnen.

Einem Storch darf man nichts zu Leide thun, denn er ist anderwärts ein Mensch.

Die Cicaden werden von den Litthauern für heilig gehalten, weil sie glauben, daß dieselben unerbittlich die ihnen angethanen Beleidigungen ahndeten und mit der heftigsten Rache die Kleider zernagten.

Wenn am Sonnabend Nachmittage gewaschen wird, so darf die Wäsche unter freiem Himmel nicht mit dem Waschholze geschlagen werden, da sonst der Hagel die Feldfrüchte zerschlagen würde.

Am Donnerstage darf nur bis zum Abendessen gesponnen werden, da sonst der Wolf die Heerde fressen würde.

Nach dem Abendessen darf der Tisch nicht abgenommen werden, vielmehr müssen Tischtuch, Schüssel, Löffel und Brod darauf liegen bleiben; denn wenn über Nacht der Alp oder die Mahr kommt, und einen gedeckten Tisch findet, so drückt er die Menschen nicht im Bette und das Vieh nicht im Stalle.

Das Wasser, mit dem eine Leiche abgewaschen ist, muß vor der Hausthüre ins Kreuz ausgegossen werden, da sonst der Verstorbene keine Ruhe hat, sondern wiederkommen und spuken muß.

Preuß. Provinz.-Bl. Bd. VIII. S. 190 fgg.

Gedr. bei den Gebr. Unger.

Die Volkssagen von Pommern und Rügen.

Gesammelt

von

J. D. H. Temme.

Berlin, 1840.
In der Nicolaischen Buchhandlung.



Einleitung.

Die Sage lebt in und mit dem Volke; sie gehört zu dem romantischen Theile seines Lebens, den es mit einem eigenthümlichen poetischen Kleide umgeben hat. Sie gehört in solcher Weise seinem vergangenen, wie seinem gegenwärtigen Leben an; sie zieht sich selbst bedeutungsvoll in seine Zukunft hinüber. Seiner Vergangenheit gehört die rein geschichtliche Sage an; der Gegenwart die Sage, welche entweder ganz, oder auch zum Theil als geschichtliche, an noch vorhandene Gegenden, Orte oder Denkmäler sich anknüpft. Für die Zukunft wird sie bedeutungsvoll, indem sie durch Prophezeihungen, Ahnungen, oft nur durch dunkle Andeutungen, über das künftige Schicksal des gesammten Volkes, einzelner Gegenden, Städte, Dörfer, oft nur einzelner Familien bestimmt.

Immer hat sie eine nahe Beziehung auf das Volk, dem sie angehört, aus dem sie entstanden, das sie in sich aufgenommen und sie ausgebildet hat. „Sie ist sein liebes Kind geworden, und eben dadurch sein Schutzgeist," wie die Brüder Grimm in ihrer Vorrede zu den Deutschen Sagen dies so schön ausführen. Durch diese Beziehung unterscheidet sie sich wesentlich vom Märchen. Das Märchen ist überall, in der ganzen Welt zu Hause, es hat

durchaus keine specielle National- oder gar nur Local-Beziehung. So wie die Sage dem Leben eines bestimmten Volkes angehört, so gehört das Märchen in seiner Allgemeinheit dem gesammten Menschengeschlechte.

Indeß giebt es zwischen beiden auch noch einen anderen erheblichen Unterschied. Das Märchen enthält immer etwas Wunderbares, es theilt Ereignisse und Wirkungen mit, deren Existenz und Ursachen der menschliche Geist nicht begreifen kann. Sein Gebiet ist das des spielenden Kindes, der duftigen Traum-Phantasie. Anders ist dies bei der Sage. Auch von ihr ist das Gebiet des Unbegreiflichen und Wunderbaren nicht ausgeschlossen. Im Gegentheile, die meisten Sagen werden gerade diesem Gebiete anheim fallen, weil der eigentliche Charakter des Volks ein unverdorben kindlicher ist, und der Charakter des Volks auch seine Poesie modificirt; sie werden ihm daher um so mehr angehören, je einfacher das Volk ist, dem sie angehören, oder je weiter der Zeitpunkt von uns zurückliegt, in dem sie entstanden sind. Denn je mehr die fortschreitende Zeit die Cultur der Völker entwickelt, desto mehr nimmt sie ihnen von ihrer Einfachheit, von ihrer kindlichen Poesie.

Aber darum ist das Wunderbare der Sage nicht wesentlich nothwendig. Sie kann auch ohne dasselbe bestehen. Man will dies nicht überall zugestehen; man will den Begriff der Sage von dem Erforderniß des Uebernatürlichen nicht trennen. Es sind in dieser Hinsicht namentlich den Preußischen und Litthauischen Sagen, die der Unterzeichnete gemeinschaftlich mit dem Landrath, jetzt Regierungsrath von Tettau herausgab, von mehreren Seiten Vorwürfe gemacht. Indeß dürfte, die Sach

aus dem richtigen Gesichtspunkte betrachtet, die Ansicht des Unterzeichneten Manches für sich haben. Volkssage ist, was das Volk sagt, näher: was es sich selbst und Anderen aus seinem Leben und aus dem Leben solcher Personen sagt, die ihm angehören und zugleich so bedeutend geworden sind, daß es sie als einen Theil seiner selbst betrachtet; dies ist namentlich mit seinen ausgezeichneten Fürsten der Fall. Freilich ist auch mit dieser näheren Bestimmung das Wesen der Volkssage noch nicht angegeben. Das Charakteristische der Volkssage besteht nämlich zum großen Theile auch darin, daß sie bleibend im Volke ist. Ihre Feuerprobe ist, daß sie nur mit dem Volke, dem sie gehört, stirbt, daß sie dasselbe noch sogar überlebt, wenn nicht anders das Volk späterhin seinen Sinn für sie verliert. So leben für uns noch die Griechischen Götter- und Heldensagen, obgleich das Griechische Volk längst untergegangen war; sie leben, was ihr bewährtester Probirstein ist, zum großen Theile selbst noch unter jenen wilden, uncultivirten Stämmen, die mit den alten Griechen sonst fast nichts mehr gemein haben, als den Boden, auf dem sie geboren sind, und die Luft, die sie einathmen. Mit diesem Boden, mit dieser Luft hat sich die Sage erhalten.

Volkssage ist, was das Volk aus seinem eigenen Leben erzählt. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß von bleibendem Interesse nur dasjenige für das Volk seyn kann, was ihm bedeutungsvoll, merkwürdig ist. Das Gewöhnliche, Alltägliche wird es in seinem Gedächtnisse nicht aufzeichnen.

Wollte man nun von der Sage nur einen dem Verstande unbegreiflichen, einen wunderbaren Inhalt fordern, so würde man dadurch behaupten, daß nur dies

dem Volke bedeutungsvoll wäre, daß es nur dafür Empfänglichkeit hätte. Wie sehr Unrecht würde man dadurch seinem richtigen, und für alles Schöne und Große empfänglichen Sinne, seinem Geiste zufügen! Wie arm und beschränkt würde man seine Sage machen, wenn man ihm jene schönen, herrlichen Erzählungen nähme, in denen es auf seine Weise die historischen Thaten seiner Vorfahren, die glänzenden Eigenschaften seiner Fürsten feiert!

Es ist freilich nicht zu verkennen, daß auf solche Weise Sage und Geschichte sehr nahe an einander gebracht, in manchen Fällen gar mit einander verschmolzen werden. Aber darum bleibt noch immer ein großer Unterschied zwischen beiden. Was die Geschichte uns mittheilt, ist wahr, wenigstens so wahr, als es historische Wahrheit überhaupt giebt. Es ist also durch gültige Zeugnisse erwiesen. Was uns aber die Sage erzählt, dafür giebt es keine Zeugnisse weiter, als nur den Glauben. So wie die Geschichte durch die Feuerprobe der Kritik bewährt ist, so besteht die Sage, ein Kind des Glaubens, nur durch Glauben. Treffen nun gleichwohl Geschichte und Sage ganz zusammen, was indeß kaum in einem Falle ganz seyn dürfte, so ist das ein Zufall, der weiter nicht in Betracht kommen, namentlich auf das Wesen der Sage keinen Einfluß äußern kann. Wie Geschichte und Sage an einander grenzen, möge z. B. die Sage unter Nr. 104. (der Landvogt Barnekow) dieser Sammlung zeigen.

Dabei ist das poetische Kleid nicht zu übersehen, mit welchem das Volk seine Sage umgiebt und welches ebenfalls ein durchaus wesentlicher, nothwendiger Theil derselben ist. Was in dem Gewande der Geschichte, wenn auch ohne alle höhere Gelehrsamkeit, vorgetragen ist, wird nie

Eigenthum des Volkes werden, mindestens nie in solchem Gewande. Soll es in das Volk übergehen, so wird dieses es sofort, oder vielmehr zuvor, auf seine Weise umgestalten, und seinem Wesen assimiliren. Dieses Wesen ist nun aber immer mehr oder weniger ein poetisches. Ohne poetische Elemente besteht kein Volk. Bei den meisten Völkern sind sie die überwiegenden. Daher würde man es dann nur als eine Nüchternheit des Volkes betrachten können, wenn es zufällig bei ihm eine Sage gäbe, die ganz, ohne alle poetische, sagenartige Beimischung, mit der Geschichte zusammenfiele. Die geschichtliche Volkssage steht insofern dem historischen Romane gleich; nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß dieser einen Romanschreiber, oder höflicher zu reden, einen Novellisten, jene aber ein poetisches Volk zum Verfasser hat. Darum erlebt die einfache Volkssage oft mehr Jahrhunderte, als die Mehrzahl der historischen Romane — Jahre.

Die hier angedeuteten Gründe haben den Herausgeber bewogen, trotz jener Einwendungen gegen einzelne Stücke seiner früheren Sammlungen, in die gegenwärtige Sammlung auch solche Sagen aufzunehmen, denen das Element des Wunderbaren fehlt, wenn sie nur sonst echte Sagen waren. In Betreff der geschichtlichen Sagen glaubte er, diesem gemäß um so mehr verfahren zu müssen, als es vielleicht keine Germanische oder Slavische Provinz geben mag, die einen solchen Reichthum der herrlichsten, kräftigsten und frischesten geschichtlichen Sagen hat, wie gerade Pommern. Aber auch in Betreff der nicht geschichtlichen, sondern blos localen Sagen glaubte er, eben so ohne Aengstlichkeit um so zuversichtlicher verfahren zu dürfen, als er das Beispiel der Brüder Grimm für sich hat, von

deren deutschen Sagen manche, z. B. der Glockenguß zu Attendorn, ebenfalls ohne allen wunderbaren Inhalt sind.

Einem zweiten Vorwurfe, der den Preußischen Sagen gemacht wurde, ist der Herausgeber schon in der Vorrede zu seinen Volkssagen der Altmark begegnet. Er hält es aber nicht für überflüssig, auch hier noch einige Worte darüber zu sagen, da er in gleicher Art auch der gegenwärtigen Sammlung gemacht werden könnte. Es sind nämlich viele Sagen blos aus Chroniken aufgenommen. Die eigentliche Volkssage aber soll nur aus dem Volke genommen werden. Jene Chroniken-Sagen hätten also nicht dürfen aufgenommen werden. Allein dieser Einwand ist illusorisch. Denn nicht der Chronikant, dem hier nacherzählt ist, hat das ihm Nacherzählte erfunden und gemacht. Die Erzählung existirte vielmehr im Volke, der Chronikant fand sie schon vor, und theilte sie nur weiter mit. Es ist hiernach also die Aufnahme der Sage in die Chroniken gerade ein Beweis für ihre Echtheit als Sage; denn das Volk hatte sie sich so ganz und gar zu eigen gemacht, daß selbst der gelehrte Chronikant sie gläubig, gar als Wahrheit mittheilte, oder doch mindestens, eben weil sie so innig mit dem Volke, dessen Geschichte er schrieb, verbunden war, es für nothwendig hielt, ihrer zu erwähnen. Rührte aber auch die Sage wirklich von dem Chronikanten, als dessen Erfindung her, so würde sie auch hierdurch nichts von ihrem Charakter verlieren. Denn auch die echteste Volkssage ist, sofern sie nicht einen geschichtlichen Boden hat, zuerst von Einem, gläubig oder ungläubig, aufgenommen und weiter erzählt, und so zur Sage geworden. Ob dieses ursprüngliche Erzählen von Einem aus dem Volke oder von einem Chronisten ausgegangen ist, bleibt gleichgül-

tig, denn die Sage ist nur dadurch geworden, daß das Volk sie in sich aufnahm, sie als einen denkwürdigen Theil seines Lebens betrachtete, als solchen sie zu seinem Eigenthume machte und sie weiter erzählte.

Auch das läßt dieser Gattung der Volkssagen sich nicht zum Vorwurfe machen, daß sie nicht mehr im Volke leben, sondern nur noch in den todten Büchern stehen. Es genügt, daß sie einmal als Sage des Volks wirklich gelebt haben. Ist dies jetzt nicht mehr der Fall, so ist dies ein Zeichen, entweder, nach dem Obigen, daß ihr Kern und Gehalt nicht ein so echt volksthümlicher war, daß sie ganz und gar mit dem Volke sich erhalten und in ihm fortleben mußten, oder aber daß aus anderen, außerhalb der Sage und ihrem Werthe liegenden Gründen das Volk sie aufgab und vergaß. Solcher Gründe giebt es eine große Menge. Manche davon sind im Volke selbst zu suchen: Indolenz, Mangel an anhaltendem poetischen Sinne, Flüchtigkeit der Auffassung ꝛc. Manche liegen aber auch außer ihm, wie denn leider namentlich die letztere Hälfte des vorigen Jahrhunderts in ihren auf das Volk einwirkenden Richtungen nicht dazu geschaffen war, eine kernhafte, tüchtige Volksbildung zu schaffen. Finden wir doch selbst in den Volksgeschichten, in den Städte- und Ortsbeschreibungen aus dieser Zeit eine Dürre und Nüchternheit, die auch dem trockensten Gelehrten jetzt schwerlich mehr zusagen wird, aus der am Ende gar nichts zu entnehmen ist. Solche Umstände können aber nicht zwingen, vergessene Sagen nun gar nicht mehr als Sagen gelten zu lassen. Im Gegentheile, haben sie wirklich einen echten volksthümlichen Kern, so wird es Wohlthat für den einen, und Pflicht für den anderen Theil, sie der Gefahr einer

gänzlichen Vergessenheit zu entreißen, und sie auch dem Volke, dem sie eigentlich angehören, zurückzugeben. Diese Sagen aber, die nicht aus Mangel an innerem Werth, sondern nur durch andere äußere Umstände dem Volke entfremdet sind, machen die unbestrittene Mehrzahl der blos noch in den Chroniken lebenden Sagen aus. Man darf sogar, ohne Uebertreibung, behaupten, daß sie es nur allein sind, oder es möchte denn eine oder die andere sich finden, die ein so eigenthümlich, dem Volkssinne widerstrebendes Element enthält, daß von vornherein angenommen werden muß, sie sey von Anfang an nichts weiter als das Hirngespinnst eines müßigen Kopfes gewesen und geblieben. Solche Erzählungen dürfen denn selbstredend in keine Sagensammlung aufgenommen werden, und der Herausgeber glaubt nicht, sie früher oder auch gegenwärtig aufgenommen zu haben.

Es ist überhaupt ein eigen Ding, die Sage bis zu ihrem Ursprunge hin verfolgen zu wollen. Dem Geschichtsforscher ist dies allerdings von Erheblichkeit, wenn sie ihm dazu dienen soll, die Geschichte zu erläutern oder zu berichtigen. Aber der Sagensammler, der sich darauf einlassen wollte, um danach einen Maßstab für den Werth, oder gar für die Aufnehmbarkeit der einzelnen Sagen zu finden, würde jedenfalls fehl greifen. Ihm muß es genug seyn, daß das, was er mittheilt, wirklich im Volke lebt oder gelebt hat. Jene, die verlangen, man solle nur diejenigen Sagen geben, welche nicht bloße Erfindungen der Chronikenschreiber seyen, haben freilich an sich Recht. Allein wie soll ihr Recht aus den concreten Verhältnissen heraus gefunden werden? Sehr viele echte Volkssagen sind sicher ursprünglich nichts, als Erfindungen eines müßigen Kopfes,

oder gar eines Betrügers; in der vorliegenden Sammlung soll z. B. nur auf die Sage Nummer 256: „die brennende Mütze" verwiesen werden. Aber ist sie darum keine Volkssage? Sollte sie aus der Sammlung hinausgestoßen werden, troß ihres reinen, volksthümlichen Sagen-Elements?

Der Herausgeber glaubt nicht, nach den angedeuteten Richtungen hin seine Sammlung weiter rechtfertigen zu müssen. Dagegen muß er dies noch in zwei anderen Beziehungen. Es sind zuvörderst mehrere geschichtliche Sagen aufgenommen, die als Pommersche Sagen vielleicht nicht dürften bestehen können. Dies gilt namentlich von den Kämpfen zwischen den Wenden und Dänen. Neuere geschichtliche Forschungen glauben wenigstens so viel festgestellt zu haben, daß diese Streitigkeiten, wenn sie überhaupt stattgefunden, doch sicher das Pommersche Volk nicht berühren. Der Herausgeber war gleichwohl der Meinung, sie aufnehmen zu müssen. Die meisten Chronisten beziehen sie auf Pommern, insbesondere auch noch Kantzow; dies war dem Herausgeber eine Gewährleistung, daß sie irgend wann und wie von dem Pommerschen Volke sich angeeignet, und deshalb Pommersche Sagen seyen. Die Sage muß überhaupt und im Ganzen gläubig aufgenommen werden, nicht blos hinsichtlich ihres Inhalts, sondern auch hinsichtlich ihres Ursprungs und ihrer Zeit. Historische Critik muß sich ganz fern von ihr halten. Sie darf nur in einer einzigen Beziehung sich ihr nahen, nämlich nur in sofern, als es sich darum handelt, Sage und Geschichte von einander zu trennen. Diese, vorzüglich in der neueren Zeit geltend gemachte Aufgabe der Geschichtsforschung ist nun aber der Sage nichts weniger als gefährlich. Es muß auch der leidenschaftlichste Freund der Sage wohl

nur mit einem „Leider“ das Gegentheil eingestehen. Dieser harmlosen Bemerkung muß eine nähere Andeutnng fremd bleiben. Aber ein Wunsch kann hier nicht unterdrückt werden. Das Mittelalter und die nächste Periode nach ihm warf Geschichte und Sage ohne Critik bunt durch einander; darauf folgte eine Zeit bis tief in das vorige Jahrhundert hinein, die nur mit einem trocknen Aufsammeln des Materials sich beschäftigte. Jetzt leben wir in der Zeit der Alles zerschneidenden und zersetzenden Critik. Die Geschichte wird zur Sage und die Sage wieder wird zu gar nichts heruntergesetzt. Möge auch dies nur eine Uebergangsperiode seyn, die, ohne daß sich ihr Gegensatz an sie knüpft, zur Erkennung der lauteren historischen Wahrheit führt!

Ein zweiter Gegenstand der Rechtfertigung ist, daß der Herausgeber mehrere Sagen nicht aufgenommen hat, die von Vielen gerade als Pommersche Sagen ausgegeben werden. Hierher gehörten vorzüglich die Sagen von der Jomsburg. Allein solche Sagen, deren Localität, anders wie bei den eben erwähnten, so durchaus unbestimmt und bestritten ist, wie hier, und die zudem nur gerade durch ihre Localität in Pommern wurzeln könnten, indem im Uebrigen ihre Helden unbestritten einem fremden Volke angehören, glaubte der Herausgeber nothwendig hier ausschließen zu müssen. —

Nach diesen Erörterungen hat der Herausgeber nur noch Weniges über die gegenwärtige Sammlung zu sagen.

Er hat bei derselben im Ganzen dasselbe Verfahren beobachtet, wie bei den Preußischen und Altmärkischen Sagen. Jede Sage ist mit der gewissenhaftesten Treue wiedergegeben, so wie sie entweder noch unmittelbar im Munde des Volkes oder in den Chroniken aufgefunden ist.

Freilich entbehrt dadurch manche Sage einer eigentlichen Pointe; allein desto sicherer und ungetrübter stellt sich dadurch das Bild der Volkseigenthümlichkeit heraus, von welcher die Sagenpoesie eines Volkes Zeugniß giebt. Die äußere Einkleidung, die Sprache, ist in der einfachsten Form gehalten, wie sie ihrem einfachen Gegenstande nur angemessen seyn kann. Wo nur ein einigermaßen ansprechender, namentlich nicht zu breiter (der Hauptfehler dieser Bücher) Chronikenton vorgefunden wurde, ist dieser beibehalten. Insbesondere konnte in dieser Hinsicht der Styl Kantzows als musterhaft betrachtet werden. Seine Schreibart ist so durch und durch einfach, anspruchslos und treuherzig, klar, so eigentlich sagenhaft in einem anderen Sinne des Wortes, daß man beim Lesen desselben unwillkürlich verleitet wird, auch die wahrste Geschichte, die er erzählt, für köstliche Sagen zu halten.

Was die Anordnung der Sammlung betrifft, so muß der Herausgeber, auch abgesehen davon, daß er einige ihm zu spät zugekommene Sagen, ohne Ordnung an das Ende der Sammlung hat verweisen müssen, mehrere Vorwürfe befürchten, die er auch durch die nachfolgenden Bemerkungen nicht ganz wird beseitigen können. Er hat sich nämlich im Ganzen dabei dem Systeme der Preußischen Sagen angeschlossen, welches von der Verwandtschaft des Inhalts der einzelnen Sagen ausging. So stehen auch hier die alten geschichtlichen Sagen des Volkes und Landes voran. Unter diesen, die im Ganzen der Chronologie folgen, sind diejenigen, wolche sich auf die Bekehrungsgeschichte Pommerns und späterhin Rügens beziehen, wieder besonders gruppirt. Es folgen darauf die Sagen, die sich auf einzelne Familien des Landes beziehen. Ihnen schließen

sich an zunächst die Sagen, welche das kirchliche und religiöse Leben der Provinz betreffen, besonders im Mittelalter und bis in die Zeit der Reformation hinein, welche aber desjenigen geschichtlichen Elements entbehren, das den Sagen aus den eben genannten Bekehrungsperioden eigenthümlich ist. Hierauf folgen die eigentlichen Localsagen allerlei Inhalts. Sie sind zumeist nach Verschiedenheit dieses Inhalts verschieden classificirt, jenachdem sie sich mit dem Ursprung von Eigennamen der Städte, Dörfer rc. beschäftigen, oder versunkene Oerter, Seeen, Steine, Berge, Raubritter, Riesen, Zwerge, Unterirdische, Zauberer und dergleichen mehr zum Gegenstande haben.

Hierbei nun fanden sich mannigfache Schwierigkeiten. Zuerst war der Inhalt mancher Sagen der Art, daß sie sowohl zu der einen als zu der anderen Classe gehörten; es entstand daher die Frage: wo sie unterzubringen. Der Herausgeber hat zwar in der Regel nach dem am meisten hervorstechenden Stoffe die Classification vorgenommen; er kann aber auch nicht läugnen, manchmal mehr nach einer augenblicklichen Laune, als nach einer durch jene Rücksicht gegebenen Nothwendigkeit verfahren zu haben. Zum Andern führte gerade eine solche Rücksicht einen anderen, nicht unerheblichen Uebelstand herbei. Manche einzelne Gegenden und Städte haben nämlich einen überwiegend großen Reichthum an Sagen, so daß, wenn gleich diese von dem verschiedenartigsten Inhalte sind, es doch interessant seyn mußte, sie in einer Gruppe beisammengestellt zu sehen. Namentlich war dies bei Stettin und bei dem Gollenberge der Fall. Hierauf mußte nun leider verzichtet werden. Nur eine einzige Ausnahme glaubte der Herausgeber machen zu müssen, auf die Gefahr hin, daß sie ihm

als Inconsequenz ausgelegt werden würde. Die Stadt Stralsund nämlich, so wie sie noch bis auf den heutigen Tag eine Stellung behaupten will, die gegen die Stellung auch der am meisten privilegirten Corporationen im gegenwärtigen Staatsrechte wenigstens sehr eigenthümlich ist, hat sich von der ersten Zeit ihres Entstehens an eben so sehr durch diese nämliche Eigenthümlichkeit als durch die Wichtigkeit ihrer Stellung ausgezeichnet. Sie ist in sofern von ihrem Entstehen bis jetzt hin eine geschichtliche Merkwürdigkeit. Dieser ihr Charakter stellt sich nun auch wieder in ihren Sagen heraus, deren im Ganzen zwar nur wenige sind, von denen aber jede einzelne etwas so Besonderes und Eigenes, und zugleich in der angegebenen Hinsicht Charakteristisches hat, daß es schon darum allein Schade wäre, sie zu trennen, wenn sie auch nicht eben durch ihre Gesammtheit dazu beitrügen, uns ein Bild von dem ganz besonderen Leben einer merkwürdigen Stadt zu geben. Einigermaßen vervollständigt wird dieses Bild durch manche Sagen der, ebenfalls durch Eigenthümlichkeiten, wenn auch in einem weit geringeren Grade ausgezeichneten Stadt Greifswald; darum wurden auch deren Sagen meist in ihrem Zusammenhange mitgetheilt.

Eine dritte, wenn gleich nicht ganz hierher gehörige Schwierigkeit lag in der anordnenden Behandlung der einzelnen Sagen selbst, besonders der geschichtlichen. Schon den Preußischen Sagen wurde der Vorwurf gemacht, daß sie zu sehr zerrissen, daß anstatt einer Menge einzelner
ner Sagen nicht eine einzige Sagengeschichte gegeben
mentlich auch hier die Kämpfe der
die Sagen vom H. Otto, von der
Rügen, ferner die Sagen von Bo-

gislav X. jedesmal als eine einzige Sage mitgetheilt werden können. Allein in jenem Vorwurfe selbst dürfte zugleich dessen Widerlegung liegen. Es war und ist nicht die Aufgabe, die Sagengeschichte eines Volkes zu schreiben. Es sollen nur die einzelnen Sagen des Volks wiedergegeben werden, als solche, sowohl ihrem Inhalte, als ihrer Form nach. In letzterer Beziehung existiren sie eben nur einzeln. Zudem ist nicht außer Acht zu lassen, daß ein Erzählen vieler einzelnen Geschichten im Zusammenhange, ohne Abschnitte und Ruhepunkte, nothwendig etwas Ermüdendes hat, was bei der eigentlichen Geschichte nur durch die kritische und pragmatische Darstellung derselben beseitigt wird, also durch eine Form, die am allerwenigsten für die Sage passen würde. —

Die vorliegende Sammlung bietet einen reichen Stoff zu Vergleichungen dar, sowohl der Pommerschen Sagen mit den Sagen anderer deutschen Provinzen, und dieser wieder mit denen anderer Völker, als auch der Volkssage überhaupt mit dem ihr verwandten Volksliede, so wie mit der sogenannten Schildsage, die nur für einzelne Familien traditionell geblieben ist, ohne in das Volk selbst überzugehen. Allein alles dieses würde hier zu weit führen, und der Herausgeber behält sich daher vor, das Material, das er darüber gesammelt hat, bei einer anderen Gelegenheit zu bearbeiten zu suchen.

Dagegen fühlt er sich um desto mehr verpflichtet, hier öffentlich seinen Dank auszusprechen für die viele und freundliche Theilnahme und Unterstützung, die von fast allen Seiten der Provinz Pommern seinem Unternehmen geworden ist. Ganz besonderen Dank ist er der verehrlichen Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde schuldig,

die ihm bereitwillig ihre Acten mittheilte, und den Herren Professoren Böhmer und Hering in Stettin, die ihn nicht nur mit einer Menge von Beiträgen unterstützten, sondern ihm auch außerdem manchen lehrreichen Wink und manche freundliche Aufmunterung zu Theil werden ließen. Wer es weiß, mit wie vielen Schwierigkeiten das Sammeln von Volkssagen verbunden ist, zumal in der gegenwärtigen Zeit, wo die Cultur der unteren Stände des Volkes im Gähren, und in vieler Hinsicht noch eine Aftercultur ist, die namentlich auch durch ein vornehmes Verläugnen aller Eigenthümlichkeit, und mit ihr der Sage, sich kund giebt, der wird sich von der Aufrichtigkeit des hier ausgesprochenen Dankes überzeugen.

Es knüpft sich hieran noch eine Bemerkung. Die vorliegende Sammlung giebt Zeugniß von dem Sagenreichthum Pommerns. Schon bei den Preußischen Sagen wurde deren Reichthum anerkannt. Die Provinz Preußen aber hat über zwei Millionen Einwohner, wogegen Pommern kaum eine Million hat; in fast gleichem Verhältnisse steht das Areal beider Provinzen. Gleichwohl war, durch mehrjährigen unermüdeten Fleiß und durch vielfache Unterstützung, in Preußen eine nicht so reiche Sammlung zu Stande zu bringen, als die gegenwärtige. Nur Eins bedauert der Herausgeber hierbei: daß es ihm nicht hat gelingen wollen, von einzelnen, noch in mittelalterlicher Eigenthümlichkeit abgeschlossen lebenden Volksstämmen mehr Sagen zu erhalten, insbesondere von den Cassuben in Hinterpommern, zum Theil von den Mönchgutern auf der Insel Rügen. Es existirt bei diesen Stämmen eine, ganz ihrer äußeren Abgeschlossenheit gleichstehende innere Ver-

schlossenheit, zumal auch in Ansehung ihrer Sagen, worüber hier an das erinnert werden darf, was der Herausgeber in gleicher Beziehung auf die Altmark in der Vorrede zu den altmärkischen Sagen angeführt hat. —

Wie den früheren Sammlungen, hat der Herausgeber auch der gegenwärtigen einen Anhang von abergläubischen Volksmeinungen und Gebräuchen beigefügt. Sie ergänzen das Gebiet und oft das Verständniß der Sage. Es ist darunter ein Gebrauch aufgenommen — das Tonnenabschlagen auf dem Darß — der zwar nicht zu den abergläubischen gerechnet werden kann, der aber um seiner Eigenthümlichkeit willen nicht ganz unwillkommen seyn dürfte. Es dürfte überhaupt ein nicht verdienstloses Unternehmen seyn, eine Beschreibung aller besonderen Volksfeste einer Provinz oder eines Landes zu veranstalten. —

Zur leichteren Uebersicht der Quellen ist zugleich ein Verzeichniß der zu der Sammlung hauptsächlich benutzten Werke mitgetheilt.

Der Herausgeber.

Verzeichniß der Werke,
die zu den Pommerschen Sagen benutzt sind.

---

1. Des fürtrefflichen Hochgelahrten Herrn Alberti Krantzii Wandalia, oder: Beschreibung Wendischer Geschicht ꝛc., transferiret und übersetzet durch M. Stephanum Macropum vom Andreasberge. Lübek, bei und in Verlegung Laurentz Albrechts, Buchhändlers, 1600.

2. Johannis Micrälii Sechs Bücher vom Pommerlande ꝛc. Stettin und Leipzig, Johann Kunkel, 1723.

3. Martini Rangonis Origines Pomeranicae etc. Colbergae, Georg. Bothius, 1684.

4. Joh. Bugenhagii Pomerania etc., Gryphiswaldiae, Jac. Löfflerus, 1738.

5. Valentini ab Eikstedt Epitome Annalium Pomeraniae etc. Gryph. J. Löfflerus, 1728.

6. Alberti Georgii Schwarzii Historia finium principatus Rugiae etc., Gryph. Typis Höpfnerianis, 1727.

7. Diplomatische Geschichte der Pommersch-Rügenschen Städte Schwedischer Hoheit, nach ihrem Ursprunge und erster Verfassung. Nebst angehängter Historie der Pommerschen Grafschaft Gützkow. Entworfen von Albert Georg von Schwarz. Greifsw. bei H. J. Struck (Mit einer vom 15. November 1755 datirten Vorrede von J. H. Dähnert, der dieses Werk nach dem Tode des Verfassers herausgegeben hat.)

8. Das große Pommersche Kirchen-Chronikon D. Danielis Crameri etc. Alten Stettin, Nic. Barthelt, 1628.

9. Pomerania, oder Ursprunk, Altheit und Geschichte der Völker und Lande Pomern, Cassuben, Wenden, Stettin, Rhügen, in vierzehn Büchern beschrieben durch Thomas Kantzow, weiland Geheimschreiber in der Fürstlich-Pommerschen Kanzley zu Wolgast, und aus dessen Handschrift herausgegeben von Hans Gottfried Ludwig Kosegarten. Greifswald, auf Kosten des Herausgebers, 1816. II. Theil 1817.

10. Geschichte von Pommern bis auf das Jahr 1129, von Peter Friedrich Kanngießer. Greifsw. in Comm. der Univ. Buchh. 1824. (Auch unter dem besonderen Titel: Bekehrungsgeschichte der Pommern zum Christenthum.)

11. Geschichte des Herzogthums Pommern von den ältesten Zeiten bis zum Tode des letzten Herzogs, oder bis zum Westphälischen Frieden 1648. Von Johann Jacob Sell. Nach dessen Tode herausgegeben. Berlin, Flittner, I. und II. Th. 1819. III. Th. 1820.

12. Pommerbuch, oder vaterländisches Lesebuch für die Provinz Pommern. Herausgegeben von Karl Lappe. Stralsund, 1820.

13. Rügensche Geschichte. Ein Versuch von E. D. Gustav v. d. Lanken. Greifsw. a. Kosten d. Verf. 1819.

14. Märchen und Jugenderinnerungen von E. M. Arndt, Berlin, Realschulbuchhandlung, 1818.

15. Pommersche Sagen, in Balladen und Romanzen, von Ed. Hellm. Freyberg, Pasewalk und Prenzlau, in Comm. b. F. W. Kalbersberg, 1836. (Enthält neunzehn poetisch bearbeitete Pommersche Sagen.)

16. Berliner Kalender auf die Jahre 1837 und 1838. (In beiden namentlich die schätzbare „Geschichte von Pommern und Rügen" vom Professor Barthold in Greifswald.)

17. Chronik der Stadt Wolgast, von Carl Heller, Greifsw. gedr. bei Kuhnike, 1829.

18. Pommersches Magazin, herausgegeben von D. C. G. N. Gesterding. Greifswald und Stralsund, 1747—1782.

19. Pommersches Museum, von Demselben. Gedr. zu Rostock 1782—1787.

20. Pommersche Mannigfaltigkeiten, von Demselben, Neu-Brandenburg, 1796.

21. Pommersche Denkwürdigkeiten, gesammelt von Friedrich Rühs. Greifswald 1803.

22. Altes und Neues Pommerland, von Christian Schöttchen, Stargard 1721.

23. Nicolaus von Klempzen, vom Pommerlande und dessen Fürsten-Geschlecht-Beschreibung. Stralsund 1777.

24. Historische Nachricht von den alten Einwohnern in Pommern, auch von dero Religion und Bekehrung ꝛc. von Christiano Zickermann. Stettin 1724.

25. Wahrhafftige erschreckliche newe Zeitung und Geschichte, so sich ausser und in der Stadt Stralsundt dieses jetzt lauffenden 97. Jahrs der minderzall zugetragen und begeben. Als das es zu unter-

schiedlichen malen Blut und Schwefel geregnet ꝛc. Greifswald. 1597.

26. Memorabilia Pomeraniae etc. quae etc. recenset etc. M. Christophorus Pylius. Sedini (ohne Jahrszahl).

27. Stralsundische Chroniken, herausgegeben von D. G. Ch. F. Mohnike und D. E. H. Zober, Stralsund, 1833.

28. Baltische Studien, herausgegeben von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde. Stettin, 1833 fern.

29. Geschichte von Rügen und Pommern, durch F. W. Barthold, Prof. zu Greifswald. Hamburg 1839.

30. Der Darß und der Zingst, ein Beitrag zur Kenntniß von Neuvorpommern. Vom Hauptmann August von Wehrs. Hannover 1819.

31. Pommersche Provinzial-Blätter für Stadt und Land. Band 1 bis 5. Treptow a. d. Rega 1820—1823.

32. Jahresberichte der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde. Stettin 1827 ꝛc.

33. Beiträge zur Geschichte der Kirchen und Klöster in Neuvorpommern, von Diedrich Herrmann Biederstedt. Vier Theile, Greifswald 1818 und 1819.

34. Altes und Neues Rügen, das ist, Kurtzgefaßte und umständliche Nachricht von demjenigen, was sowohl in civilibus, als vornehmlich in ecclesiasticis mit dem Fürstenthum Rügen von Anfang an bis auf gegenwärtige Zeit sich zugetragen ꝛc. (von E. H. Wackenroder). Zu finden bei bei Jacob Löfflern, Buchhändler 1730.

35. Geschichte der Klöster in Pommern und den angränzenden Provinzen ꝛc., von Johann Joachim Steinbrück, Prediger bei der St. Peters- und Paulskirche zu Alten-Stettin. Stettin 1796.

36. Neue und genaue geographisch-statistisch-historische Darstellung von der Insel und dem Fürstenthume Rügen. Zur näheren und gründlichen Kenntniß dieses Landes entworfen von Johann Jacob Grümbke, 2 Theile. Berlin, bei Reimer, 1819.

37. Topographische und chronologische Beschreibung der Pommerschen Kauf- und Handelsstadt Anklam, von Carl Friedrich Stavenhagen, Stadt-Secretair in Anclam. Greifswald 1773.

38. Beschreibung und Geschichte der uralten, ehemals festen, großen und berühmten Hansestadt Demmin ꝛc., von Wilhelm Carl Stolle, Archidiacono an der St. Bartholomäikirche und Pastore zu St. Marien in Demmin. Greifswald 1772.

39. Ausführliche Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes des Königl. Preußischen Herzogthums Vor- und Hinterpommern, von Ludwig Wilhelm Brüggemann, K. Preuß. Consistorialrath und

nur mit einem „Leider“ das Gegentheil eingestehen. Dieser harmlosen Bemerkung muß eine nähere Andeutnng fremd bleiben. Aber ein Wunsch kann hier nicht unterdrückt werden. Das Mittelalter und die nächste Periode nach ihm warf Geschichte und Sage ohne Critik bunt durch einander; darauf folgte eine Zeit bis tief in das vorige Jahrhundert hinein, die nur mit einem trocknen Aufsammeln des Materials sich beschäftigte. Jetzt leben wir in der Zeit der Alles zerschneidenden und zersetzenden Critik. Die Geschichte wird zur Sage und die Sage wieder wird zu gar nichts heruntergesetzt. Möge auch dies nur eine Uebergangsperiode seyn, die, ohne daß sich ihr Gegensatz an sie knüpft, zur Erkennung der lauteren historischen Wahrheit führt!

Ein zweiter Gegenstand der Rechtfertigung ist, daß der Herausgeber mehrere Sagen nicht aufgenommen hat, die von Vielen gerade als Pommersche Sagen ausgegeben werden. Hierher gehörten vorzüglich die Sagen von der Jomsburg. Allein solche Sagen, deren Localität, anders wie bei den eben erwähnten, so durchaus unbestimmt und bestritten ist, wie hier, und die zudem nur gerade durch ihre Localität in Pommern wurzeln könnten, indem im Uebrigen ihre Helden unbestritten einem fremden Volke angehören, glaubte der Herausgeber nothwendig hier ausschließen zu müssen. —

Nach diesen Erörterungen hat der Herausgeber nur noch Weniges über die gegenwärtige Sammlung zu sagen.

Er hat bei derselben im Ganzen dasselbe Verfahren beobachtet, wie bei den Preußischen und Altmärkischen Sagen. Jede Sage ist mit der gewissenhaftesten Treue wiedergegeben, so wie sie entweder noch unmittelbar im Munde des Volkes oder in den Chroniken aufgefunden ist.

Freilich entbehrt dadurch manche Sage einer eigentlichen Pointe; allein desto sicherer und ungetrübter stellt sich dadurch das Bild der Volkseigenthümlichkeit heraus, von welcher die Sagenpoesie eines Volkes Zeugniß giebt. Die äußere Einkleidung, die Sprache, ist in der einfachsten Form gehalten, wie sie ihrem einfachen Gegenstande nur angemessen seyn kann. Wo nur ein einigermaßen ansprechender, namentlich nicht zu breiter (der Hauptfehler dieser Bücher) Chronikenton vorgefunden wurde, ist dieser beibehalten. Insbesondere konnte in dieser Hinsicht der Styl Kantzows als musterhaft betrachtet werden. Seine Schreibart ist so durch und durch einfach, anspruchslos und treuherzig, klar, so eigentlich sagenhaft in einem anderen Sinne des Wortes, daß man beim Lesen desselben unwillkürlich verleitet wird, auch die wahrste Geschichte, die er erzählt, für köstliche Sagen zu halten.

Was die Anordnung der Sammlung betrifft, so muß der Herausgeber, auch abgesehen davon, daß er einige ihm zu spät zugekommene Sagen, ohne Ordnung an das Ende der Sammlung hat verweisen müssen, mehrere Vorwürfe befürchten, die er auch durch die nachfolgenden Bemerkungen nicht ganz wird beseitigen können. Er hat sich nämlich im Ganzen dabei dem Systeme der Preußischen Sagen angeschlossen, welches von der Verwandtschaft des Inhalts der einzelnen Sagen ausging. So stehen auch hier die alten geschichtlichen Sagen des Volkes und Landes voran. Unter diesen, die im Ganzen der Chronologie folgen, sind diejenigen, wolche sich auf die Bekehrungsgeschichte Pommerns und späterhin Rügens beziehen, wieder besonders gruppirt. Es folgen darauf die Sagen, die sich auf einzelne Familien des Landes beziehen. Ihnen schließen

sich an zunächst die Sagen, welche das kirchliche und religiöse Leben der Provinz betreffen, besonders im Mittelalter und bis in die Zeit der Reformation hinein, welche aber desjenigen geschichtlichen Elements entbehren, das den Sagen aus den eben genannten Bekehrungsperioden eigenthümlich ist. Hierauf folgen die eigentlichen Localsagen allerlei Inhalts. Sie sind zumeist nach Verschiedenheit dieses Inhalts verschieden classificirt, jenachdem sie sich mit dem Ursprung von Eigennamen der Städte, Dörfer rc. beschäftigen, oder versunkene Oerter, Seeen, Steine, Berge, Raubritter, Riesen, Zwerge, Unterirdische, Zauberer und dergleichen mehr zum Gegenstande haben.

Hierbei nun fanden sich mannigfache Schwierigkeiten. Zuerst war der Inhalt mancher Sagen der Art, daß sie sowohl zu der einen als zu der anderen Classe gehörten; es entstand daher die Frage: wo sie unterzubringen. Der Herausgeber hat zwar in der Regel nach dem am meisten hervorstechenden Stoffe die Classification vorgenommen; er kann aber auch nicht läugnen, manchmal mehr nach einer augenblicklichen Laune, als nach einer durch jene Rücksicht gegebenen Nothwendigkeit verfahren zu haben. Zum Andern führte gerade eine solche Rücksicht einen anderen, nicht unerheblichen Uebelstand herbei. Manche einzelne Gegenden und Städte haben nämlich einen überwiegend großen Reichthum an Sagen, so daß, wenn gleich diese von dem verschiedenartigsten Inhalte sind, es doch interessant seyn mußte, sie in einer Gruppe beisammengestellt zu sehen. Namentlich war dies bei Stettin und bei dem Gollenberge der Fall. Hierauf mußte nun leider verzichtet werden. Nur eine einzige Ausnahme glaubte der Herausgeber machen zu müssen, auf die Gefahr hin, daß sie ihm

als Inconsequenz ausgelegt werden würde. Die Stadt Stralsund nämlich, so wie sie noch bis auf den heutigen Tag eine Stellung behaupten will, die gegen die Stellung auch der am meisten privilegirten Corporationen im gegenwärtigen Staatsrechte wenigstens sehr eigenthümlich ist, hat sich von der ersten Zeit ihres Entstehens an eben so sehr durch diese nämliche Eigenthümlichkeit als durch die Wichtigkeit ihrer Stellung ausgezeichnet. Sie ist in sofern von ihrem Entstehen bis jetzt hin eine geschichtliche Merkwürdigkeit. Dieser ihr Charakter stellt sich nun auch wieder in ihren Sagen heraus, deren im Ganzen zwar nur wenige sind, von denen aber jede einzelne etwas so Besonderes und Eigenes, und zugleich in der angegebenen Hinsicht Charakteristisches hat, daß es schon darum allein Schade wäre, sie zu trennen, wenn sie auch nicht eben durch ihre Gesammtheit dazu beitrügen, uns ein Bild von dem ganz besonderen Leben einer merkwürdigen Stadt zu geben. Einigermaßen vervollständigt wird dieses Bild durch manche Sagen der, ebenfalls durch Eigenthümlichkeiten, wenn auch in einem weit geringeren Grade ausgezeichneten Stadt Greifswald; darum wurden auch deren Sagen meist in ihrem Zusammenhange mitgetheilt.

Eine dritte, wenn gleich nicht ganz hierher gehörige Schwierigkeit lag in der anordnenden Behandlung der einzelnen Sagen selbst, besonders der geschichtlichen. Schon den Preußischen Sagen wurde der Vorwurf gemacht, daß sie zu sehr zerrissen, daß anstatt einer Menge einzelner kleiner Sagen nicht eine einzige Sagengeschichte gegeben wäre. So hätten namentlich auch hier die Kämpfe der Wenden und Dänen, die Sagen vom H. Otto, von der Bekehrung der Insel Rügen, ferner die Sagen von Bo-

gislav X. jedesmal als eine einzige Sage mitgetheilt werden können. Allein in jenem Vorwurfe selbst dürfte zugleich dessen Widerlegung liegen. Es war und ist nicht die Aufgabe, die Sagengeschichte eines Volkes zu schreiben. Es sollen nur die einzelnen Sagen des Volks wiedergegeben werden, als solche, sowohl ihrem Inhalte, als ihrer Form nach. In letzterer Beziehung existiren sie eben nur einzeln. Zudem ist nicht außer Acht zu lassen, daß ein Erzählen vieler einzelnen Geschichten im Zusammenhange, ohne Abschnitte und Ruhepunkte, nothwendig etwas Ermüdendes hat, was bei der eigentlichen Geschichte nur durch die kritische und pragmatische Darstellung derselben beseitigt wird, also durch eine Form, die am allerwenigsten für die Sage passen würde. —

Die vorliegende Sammlung bietet einen reichen Stoff zu Vergleichungen dar, sowohl der Pommerschen Sagen mit den Sagen anderer deutschen Provinzen, und dieser wieder mit denen anderer Völker, als auch der Volkssage überhaupt mit dem ihr verwandten Volksliede, so wie mit der sogenannten Schildsage, die nur für einzelne Familien traditionell geblieben ist, ohne in das Volk selbst überzugehen. Allein alles dieses würde hier zu weit führen, und der Herausgeber behält sich daher vor, das Material, das er darüber gesammelt hat, bei einer anderen Gelegenheit zu bearbeiten zu suchen.

Dagegen fühlt er sich um desto mehr verpflichtet, hier öffentlich seinen Dank auszusprechen für die viele und freundliche Theilnahme und Unterstützung, die von fast allen Seiten der Provinz Pommern seinem Unternehmen geworden ist. Ganz besonderen Dank ist er der verehrlichen Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde schuldig,

die ihm bereitwillig ihre Acten mittheilte, und den Herren Professoren Böhmer und Hering in Stettin, die ihn nicht nur mit einer Menge von Beiträgen unterstützten, sondern ihm auch außerdem manchen lehrreichen Wink und manche freundliche Aufmunterung zu Theil werden ließen. Wer es weiß, mit wie vielen Schwierigkeiten das Sammeln von Volkssagen verbunden ist, zumal in der gegenwärtigen Zeit, wo die Cultur der unteren Stände des Volkes im Gähren, und in vieler Hinsicht noch eine Aftercultur ist, die namentlich auch durch ein vornehmes Verläugnen aller Eigenthümlichkeit, und mit ihr der Sage, sich kund giebt, der wird sich von der Aufrichtigkeit des hier ausgesprochenen Dankes überzeugen.

Es knüpft sich hieran noch eine Bemerkung. Die vorliegende Sammlung giebt Zeugniß von dem Sagenreichthum Pommerns. Schon bei den Preußischen Sagen wurde deren Reichthum anerkannt. Die Provinz Preußen aber hat über zwei Millionen Einwohner, wogegen Pommern kaum eine Million hat; in fast gleichem Verhältnisse steht das Areal beider Provinzen. Gleichwohl war, durch mehrjährigen unermüdeten Fleiß und durch vielfache Unterstützung, in Preußen eine nicht so reiche Sammlung zu Stande zu bringen, als die gegenwärtige. Nur Eins bedauert der Herausgeber hierbei: daß es ihm nicht hat gelingen wollen, von einzelnen, noch in mittelalterlicher Eigenthümlichkeit abgeschlossen lebenden Volksstämmen mehr Sagen zu erhalten, insbesondere von den Cassuben in Hinterpommern, zum Theil von den Mönchgutern auf der Insel Rügen. Es existirt bei diesen Stämmen eine, ganz ihrer äußeren Abgeschlossenheit gleichstehende innere Ver-

schlossenheit, zumal auch in Ansehung ihrer Sagen, worüber hier an das erinnert werden darf, was der Herausgeber in gleicher Beziehung auf die Altmark in der Vorrede zu den altmärkischen Sagen angeführt hat. —

Wie den früheren Sammlungen, hat der Herausgeber auch der gegenwärtigen einen Anhang von abergläubischen Volksmeinungen und Gebräuchen beigefügt. Sie ergänzen das Gebiet und oft das Verständniß der Sage. Es ist darunter ein Gebrauch aufgenommen — das Tonnenabschlagen auf dem Darß — der zwar nicht zu den abergläubischen gerechnet werden kann, der aber um seiner Eigenthümlichkeit willen nicht ganz unwillkommen seyn dürfte. Es dürfte überhaupt ein nicht verdienstloses Unternehmen seyn, eine Beschreibung aller besonderen Volksfeste einer Provinz oder eines Landes zu veranstalten. —

Zur leichteren Uebersicht der Quellen ist zugleich ein Verzeichniß der zu der Sammlung hauptsächlich benutzten Werke mitgetheilt.

Der Herausgeber.

Verzeichniß der Werke,
die zu den Pommerschen Sagen benutzt sind.

1. Des fürtrefflichen Hochgelahrten Herrn Alberti Krantzii Wandalia, oder: Beschreibung Wendischer Geschicht rc., transferiret und übersetzet durch M. Stephanum Macropum vom Andreasberge. Lübek, bei und in Verlegung Laurentz Albrechts, Buchhändlers, 1600.

2. Johannis Micrälii Sechs Bücher vom Pommerlande rc. Stettin und Leipzig, Johann Kunkel, 1723.

3. Martini Rangonis Origines Pomeranicae etc. Colbergae, Georg. Bothius, 1684.

4. Joh. Bugenhagii Pomerania etc., Gryphiswaldiae, Jac. Löfflerus, 1738.

5. Valentini ab Eikstedt Epitome Annalium Pomeraniae etc. Gryph. J. Löfflerus, 1728.

6. Alberti Georgii Schwarzii Historia finium principatus Rugiae etc., Gryph. Typis Höpfnerianis, 1727.

7. Diplomatische Geschichte der Pommersch-Rügenschen Städte Schwedischer Hoheit, nach ihrem Ursprunge und erster Verfassung. Nebst angehängter Historie der Pommerschen Grafschaft Gützkow. Entworfen von Albert Georg von Schwarz. Greifsw. bei H. J. Struck (Mit einer vom 15. November 1755 datirten Vorrede von J. H. Dähnert, der dieses Werk nach dem Tode des Verfassers herausgegeben hat.)

8. Das große Pommersche Kirchen-Chronikon D. Danielis Crameri etc. Alten Stettin, Nic. Barthelt, 1628.

9. Pomerania, oder Ursprunk, Altheit und Geschichte der Völker und Lande Pomern, Cassuben, Wenden, Stettin, Rhügen, in vierzehn Büchern beschrieben durch Thomas Kantzow, weiland Geheimschreiber in der Fürstlich-Pommerschen Kanzley zu Wolgast, und aus dessen Handschrift herausgegeben von Hans Gottfried Ludwig Kosegarten. Greifswald, auf Kosten des Herausgebers, 1816. II. Theil 1817.

10. Geschichte von Pommern bis auf das Jahr 1129, von Peter Friedrich Kanngießer. Greifsw. in Comm. der Univ. Buchh. 1824. (Auch unter dem besonderen Titel: Bekehrungsgeschichte der Pommern zum Christenthum.)

11. Geschichte des Herzogthums Pommern von den ältesten Zeiten bis zum Tode des letzten Herzogs, oder bis zum Westphälischen Frieden 1648. Von Johann Jacob Sell. Nach dessen Tode herausgegeben. Berlin, Flittner, I. und II. Th. 1819. III. Th. 1820.

12. Pommerbuch, oder vaterländisches Lesebuch für die Provinz Pommern. Herausgegeben von Karl Lappe. Stralsund, 1820.

13. Rügensche Geschichte. Ein Versuch von E. D. Gustav v. d. Lanken. Greifsw. a. Kosten d. Verf. 1819.

14. Märchen und Jugenderinnerungen von E. M. Arndt, Berlin, Realschulbuchhandlung, 1818.

15. Pommersche Sagen, in Balladen und Romanzen, von Ed. Hellm. Freyberg, Pasewalk und Prenzlau, in Comm. b. F. W. Kalbersberg, 1836. (Enthält neunzehn poetisch bearbeitete Pommersche Sagen.)

16. Berliner Kalender auf die Jahre 1837 und 1838. (In beiden namentlich die schätzbare „Geschichte von Pommern und Rügen" vom Professor Barthold in Greifswald.)

17. Chronik der Stadt Wolgast, von Carl Heller, Greifsw. gedr. bei Kuhnike, 1829.

18. Pommersches Magazin, herausgegeben von D. E. G. N. Gesterding. Greifswald und Stralsund, 1747—1782.

19. Pommersches Museum, von Demselben. Gedr. zu Rostock 1782—1787.

20. Pommersche Mannigfaltigkeiten, von Demselben, Neu-Brandenburg, 1796.

21. Pommersche Denkwürdigkeiten, gesammelt von Friedrich Rühs. Greifswald 1803.

22. Altes und Neues Pommerland, von Christian Schöttchen, Stargard 1721.

23. Nicolaus von Klempzen, vom Pommerlande und dessen Fürsten-Geschlecht-Beschreibung. Stralsund 1777.

24. Historische Nachricht von den alten Einwohnern in Pommern, auch von dero Religion und Bekehrung 2c. von Christiano Zickermann. Stettin 1724.

25. Wahrhafftige erschreckliche newe Zeitung und Geschichte, so sich ausser und in der Stadt Stralsundt dieses jetzt lauffenden 97. Jahrs der minderzall zugetragen und begeben. Als das es zu unter-

schiedlichen malen Blut und Schwefel geregnet 2c. Greifswald. 1597.

26. Memorabilia Pomeraniae etc. quae etc. recenset etc. M. Christophorus Pylius. Sedini (ohne Jahrszahl).

27. Stralsundische Chroniken, herausgegeben von D. G. Ch. F. Mohnike und D. E. H. Zober, Stralsund, 1833.

28. Baltische Studien, herausgegeben von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde. Stettin, 1833 fern.

29. Geschichte von Rügen und Pommern, durch F. W. Barthold, Prof. zu Greifswald. Hamburg 1839.

30. Der Darß und der Zingst, ein Beitrag zur Kenntniß von Neuvorpommern. Vom Hauptmann August von Wehrs. Hannover 1819.

31. Pommersche Provinzial-Blätter für Stadt und Land. Band 1 bis 5. Treptow a. d. Rega 1820—1823.

32. Jahresberichte der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde. Stettin 1827 2c.

33. Beiträge zur Geschichte der Kirchen und Klöster in Neuvorpommern, von Diedrich Herrmann Biederstedt. Vier Theile, Greifswald 1818 und 1819.

34. Altes und Neues Rügen, das ist, Kurtzgefaßte und umständliche Nachricht von demjenigen, was sowohl in civilibus, als vornehmlich in ecclesiasticis mit dem Fürstenthum Rügen von Anfang an bis auf gegenwärtige Zeit sich zugetragen 2c. (von E. H. Wackenroder). Zu finden bei bei Jacob Löfflern, Buchhändler 1730.

35. Geschichte der Klöster in Pommern und den angränzenden Provinzen 2c., von Johann Joachim Steinbrück, Prediger bei der St. Peters- und Paulskirche zu Alten-Stettin. Stettin 1796.

36. Neue und genaue geographisch-statistisch-historische Darstellung von der Insel und dem Fürstenthume Rügen. Zur näheren und gründlichen Kenntniß dieses Landes entworfen von Johann Jacob Grümbke, 2 Theile. Berlin, bei Reimer, 1819.

37. Topographische und chronologische Beschreibung der Pommerschen Kauf- und Handelsstadt Anklam, von Carl Friedrich Stavenhagen, Stadt-Secretair in Anclam. Greifswald 1773.

38. Beschreibung und Geschichte der uralten, ehemals festen, großen und berühmten Hansestadt Demmin 2c., von Wilhelm Carl Stolle, Archidiacono an der St. Bartholomäikirche und Pastore zu St. Marien in Demmin. Greifswald 1772.

39. Ausführliche Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes des Königl. Preußischen Herzogthums Vor- und Hinterpommern, von Ludwig Wilhelm Brüggemann, K. Preuß. Consistorialrath und

Hofprediger bei der Schloßkirche zu Stettin. Stettin, 1779 – 1800. 5 Theile.

40. Geschichte und Beschreibung der St. Marien-Dom-Kirche zu Colberg. Vom Dr. J. G. W. Maaß, Königl. Superintendent und Oberprediger. Colberg 1837.

41. J. C. Dähnert, Pommersche Bibliothek (eine Zeitschr.). Greifswald 1753 folg.

42. Reise durch Pommern nach der Insel Rügen ꝛc., von Joh. Friedr. Zöllner, K. Pr. Ober-Consistorialrath und Probst. Berlin, 1797.

43. Bartholomäi Sastroven Herkommen, Geburt und Lauff seines gantzen Lebens ꝛc. Aus der Handschrift herausgegeben und erläutert von Gottl. Christ. Friedr. Mohnike, Consistorial- und Schulrathe ꝛc. zu Stralsund. Greifswald 1823. 1824

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Anhang.

Die Volksſagen

von

Pommern und Rügen.



1. Die Zweikämpfe um die Oberherrschaft zwischen den Wenden und Dänen.

In den alten Zeiten wurde das jetzige Pommerland von einem Volke bewohnt, welches Wenden genannt wurde. Diese Wenden waren sehr tapfer und kriegerisch. Insbesondere wurden sie in viele und arge Kriege mit den Dänen verwickelt. Einstmals, lange Zeit vor der Geburt des Herrn, lebte in Dänemark ein König Namens Rorich, welcher viel Krieg mit seinen umliegenden Nachbarn führte. Derselbe unterstand sich auch, die Wenden im Pommerlande zu bekriegen. Er fand diese zum Streite lustig, und die beiden Völker kamen in ihren Schiffen auf der See gegen einander. Die Wenden hatten etliche Schiffe in einen Halt versteckt, und ließen nur einige wenige sehen, indem sie meinten, der Dänische König solle auf diese losgehen; so wollten sie dann weichen bis auf jene Seite des Haltes, und alsdann den König von vorn und von hinten zugleich überfallen. Aber der König merkte den Betrug, und als die Wenden vor ihm flohen, verfolgte er sie nur bis zu dem Halte hin und überfiel flugs die im Halt und schlug sie in die Flucht, ehe die anderen umkehren konnten. Diese kamen ihnen aber doch nach einer Weile wieder zur Hülfe, und sie setzten sich nun sämmtlich dem Könige zur Wehre. Da der König das sah, hielt er stille, und war zweifelhaft, was er thun sollte.

Wie nun die Feinde so gegen einander lagen, trat einer der Wenden hervor, der hieß Maska, und war ein weidlicher starker Mann, von Gliedmaßen und von Gemüthe. Derselbige rief, so die Dänen wollten, um Vermeidung vielen Blutvergießens, Einen gegen ihn schicken, daß sie mit einander kämpften um die Ueberhand, also welcher von den Kämpfern gewänne, daß dessen Volk des andern Herr sein sollte, so wollten die Wenden ihr Glück und Unglück darauf setzen. Dem Könige und den Seinen bedünkte es zwar schwer zu sein, um solche hochwichtige Sache, daran ihre Freiheit und ganze Wohlfahrt stände, auf eines einzigen Mannes Hand zu wagen; dennoch zogen sie sich es zum Schimpfe, daß nicht Einer unter ihnen sein sollte, der so keck und stark wäre als der Wenden Einer; sie forschten deshalben unter sich, und fanden Einen, der sich gegen den Wenden zum Kampfe erbot. Also willigten sie in den Vorschlag der Wenden ein, und gaben Maska einen Gegenmann.

Diese beiden Kämpfer traten nun zu Lande; die anderen aber Alle blieben in ihren Schiffen, damit kein Theil seinem Kämpfer mochte zu Steuer kommen, und sahen mit großer Begierde und Angst zu, wie es doch die Kämpfer endigen würden. Darauf stießen die Trompeter an, und die beiden Kämpfer liefen feindlich an einander. Der Däne schmiß weidlich gegen den Wenden an, und gab ihm einen Streich über den andern, und verwundete ihn etlichemal hart, also daß er schier erlegen hätte. Aber der Wende säumte auch nicht, schlug aller Orten um sich herum, und wehrte sich männlich, bis auf daß er zuletzt dem Dänen das Haupt mitten entzwei hieb und ihn also erwürgte.

Da erhob sich ein großes Geschrei und Frohlocken unter den Wenden; sie holten ihren Kämpfer Maska zu Schiffe, ließen ihn verbinden und erwiesen ihm große Ehre. Von den Dänen aber forderten sie, der gegenseitigen Ver-

willigung nach, daß sie ihnen unterthänig sein sollten. Ueber solches Unglück wurden die Dänen traurig und sie begannen ihren Unbedacht zu verfluchen, daß sie so leichtsinnig ihr höchstes Gut und Wohlfahrt, als die Freiheit, auf Eines Mannes Hand gestellt. Sie suchten daher Ausflüchte, wie sie von ihrer Verpflichtung sich befreien möchten, und sagten, der Kampf sei ungleich gewesen, dieß und jenes hätte daran gefehlet, sonst hätte ihr Kämpfer wohl so gut gewinnen mögen als Maska; sie wollten ihrer Zusage nicht entfallen, aber es müsse ehrlich und unparteiisch zugehen; daher wollten sie noch einmal zwei Kämpfer gegen einander stellen, und dieselbigen sollten, ihrem vorigen Bescheide nach, durch ihren Gewinn oder Verlust entscheiden, wer da herrschen oder dienen solle.

Den Wenden bedünkte die Ausflucht unbillig; aber sie nahmen die Sache in Bedenken bis auf den andern Tag, und unterdeß beredete Maska sie, sie sollten der Dänen Vorschlag annehmen, nicht daß sie es schuldig, sondern zum Uebermaß, er versehe sich, ob er gleich etwas verwundet worden, dennoch so stark zu sein, daß er einem Dänen, er mögte seyn, wer er wolle, Manns genug sein könnte, und die Dänen würden auch so leichtlich keinen finden, der sich gegen ihn zu erheben vermöchte: derohalben sollten sie es nur kühnlich auf ihn wagen, er wolle ihnen, mit Hülfe der Götter, keinen Schimpf oder Verlust zu Wege bringen. Da die Wenden solch einen Trost hörten, ergaben sie sich darein, und bewilligten den Dänen ihren Vorschlag, doch daß es einen Tag oder vierzehn anstände, bis daß Maska ganz geheilet wäre. Das nahmen die Dänen fröhlich auf, und sie zogen unterdeß auf Mone (Insel Möne) und die Wenden auf Rügen. Die Dänen konnten anfangs nicht leichtlich Einen unter sich finden, den sie zu dem Kampfe vermögten; zuletzt hat sich Einer, Ubbo genannt, dazu angegeben. Dem

hat der König Rorich große Verehrung zugesagt und ihm auch sogleich seine güldenen Armbänder geschenket.

Nachdem nun der Anstand verlaufen war, sind die Dänen und Wenden wieder zur See gezogen, und haben die Stelle des Kampfes auf Falster benannt. Daselbst traten die Kämpfer auf den Strand und boten sich den Kampf.

Die Wenden und Dänen hielten auf dem Wasser in ihren Schiffen, und sahen zu. Da stießen die Trompeten an, und Maska und Ubbo liefen wie Riesen, mit großem Ungeheuer auf einander, und stritten mörderlich zusammen, also daß von den Schlägen das Feuer aus den Waffen flog und Einer dem Andern den Harnisch zerhieb, daß die Stücke klungen und das rothe Blut zur Erde lief. Darüber erhob sich ein großes Geschrei und Rufen in den Schiffen. Ein jeder Theil ermahnte seinen Kämpfer und wünschte ihm zu gewinnen, und stunden beide Theile in Hoffnung und Angst.

Aber wie die Kämpfer also auf einander verhitzet waren, und Einer auf den Anderen mörderlich drängte, da erwürgten sie sich zuletzt Beide, also daß Keiner übrig blieb.

Darauf vermeinten die Dänen, die Sache wäre jetzt gleich. Aber die Wenden bezogen sich darauf, daß ihr Kämpfer zuerst gewonnen, nachdem auch nicht verloren hätte; darum sollte die erste Ueberwindung nicht todt sein, und die Dänen sollten ihnen Unterthänigkeit geloben. Das wollten die Dänen nicht, und war die Sache wie zuvor. Nach vielem Zanken und Dräuen haben sie sich jedoch in der Länge so vertragen, daß die Dänen sich absagen mußten, nimmer wieder gegen die Wenden zu kriegen ohne billige Ursache.

Thomas Kantzow, Pomerania, herausgegeben von H. G. L. Kosegarten, I. S. 9—13.

Alberti Cranzii Wandalia, S. 8.

2. Unterjochung der Wenden durch die Dänen.

Hernach war einstmals König bei den Dänen Frotho, und bei den Pommern und Wenden war König Strumik. Nachdem nun die alten Verträge des Friedens fast in Vergessenheit gekommen, und beide Völker danach standen, daß Eins das Andere unter sich brächte, thaten sie beiderseits einander vielen Einfall und Schaden. Doch waren die Wenden den Dänen auf dem Wasser zu behende. Das verdroß in die Länge den König Frotho, und er schickte gegen sie seinen Hauptmann Erich mit acht Jachten, während er sich selbst auch rüstete. Als Erich nun in die See kam, erfuhr er, daß die Wenden nicht fern wären, und nur sieben Schiffe hätten. Er ließ darauf sieben von seinen Jachten mit grünem Busch und Laub um und um bestecken, und legte sie in einer Wieke in einen Hinterhalt, mit dem Gebote, sie sollten da stille liegen, und wo sie auch sähen, daß die Feinde ihm nacheileten, sollten sie sich nicht daran kehren, bis daß sie ganz an sie heran kämen, dann sollten sie getrost angreifen. Er selber zog mit der achten Jacht aufs Meer, und zeigte sich den Wenden. Als diese seiner inne wurden, und sahen, daß er nur Ein Schiff hatte, setzten sie ihm fröhlich nach. Da floh Erich zurück, und die Wenden jagten flugs hinter ihm her, und kannten die sieben Jachten nicht, die da im Hinterhalte standen. Denn weil sie mit grünem Busch besteckt waren, meinten sie es wären Bäume, die an den Dünen und am Strande ständen, und liefen also mitten in die Wiek. Darauf wendete sich Erich, und die sieben Jachten erhoben sich auch, und umringten die Wenden, daß sie nicht zurück konnten, und fingen sie und führten sie mit den Schiffen weg.

Dieses Unglück verursachte viel Niederlage und Schrekken in dem Lande der Wenden. Das benutzte der König Frotho; er hatte eine große Kriegsflotte und viel Volks

versammelt, mit demselben zog er nun fort, um die Wenden auch daheim zu besuchen. Der Wenden König Strumik beschickte ihn zwar, und ließ ihn um Anstand bitten. Den hat ihm aber Frotho nicht bewilligen wollen, und ist fortgezogen, und hat den König Strumik mit allem seinem Kriegsvolk erschlagen und die Pommern und Wenden unter sich gebracht.

Th. Kantzow Pomerania, I. S. 13. 14.

3. Der Dänen-König Frotho und die Wendischen Schnapphähne.

Als nun der König Frotho die Wenden unterthänig gemacht hatte, da sahe er wohl, daß sie ihm und den Seinen keinen Frieden lassen würden, wo er nicht ganz und gar alle diejenigen ausrottete, welche des Freibeutens und Raubens gewohnet waren. Darum besann er sich auf folgende List: Er ließ ein gemeines Gebot ausgehen, wo Jemand unter den Wenden wäre, der zum Freibeuten, Rauben und Kriegen Lust hätte, der solle sich kund thun, der König bedürfe solcher Leute wider seine Feinde; er wolle sie herrlich besolden. Solches gefiel den Schnapphähnen und den anderen bösen Buben unter den Wenden wohl, und ließen sich alle einschreiben, und zeigeten an, was ein Jeder könnte, und je mehr Einer Böses zu thun wußte, desto mehr Solds vertröstete er sich vor den Anderen. Da nun also alle Schnapphähne und wüste Gesellen unter den Wenden zusammen waren, da ließ der König Frotho sie vor sein Kriegsvolk bringen, und sagte zu den anderen Wenden: „Diese sind, ihr lieben Wenden, diejenigen, die zwischen uns und euch Unruhen machen, und unter euch keinen beständigen Frieden bleiben lassen. Sehet, wie keck sie noch sind in ihrer Bosheit, vermeinend, daß sie auch noch für ihre Bosheiten großen Sold erlangen sollten. Derohalben ist

uns und euch von Nöthen, dazu zu thun, daß wir und Ihr nicht weiter durch sie bekümmert werden.“ — Und er ließ sie allzumal an den lichten Galgen hängen, einen jeden neben einem Wolfe.

Dadurch ward eine Zeitlang guter Friede, beides, zu Wasser und zu Lande; und der König Frotho ordnete das Land, und setzte Amtleute darinnen von den Wenden selbst, damit sie über die Fremden nicht murren dürften, und sich daraus keine Ursache zum Abfallen nähmen.

Th. Kantzow, Pomerania, I. S. 14. 15.

4. Die Königin Wißna.

Wie also die Dänen die Herrschaft über die Wenden gehabt, haben sie hernachmals übermüthig regieret, und hat das die Wenden in die Länge verdrossen. Darum thaten sie sich zusammen und empörten sich gegen die Dänen und erwählten eine männliche Jungfrau zu ihrer Königin, Wißna, aus dem Geschlechte des erschlagenen Königs Strumik. Der ordneten sie zween Kriegsfürsten zu, Duck und Dall genannt. Und es entstand solche Erbitterung und Ergrimmung gegen die Dänen, daß auch die Königin selbst und viele Frauen und Jungfrauen sich zum Reiten und zum Kriege gewöhnten, und mit in das Feld zogen, auch so fertig und geschickt zum Kriege wurden, daß sie den Männern in nichts nachgaben. — Als nun die Dänen die Empörung der Wenden hörten, rüsteten sie sich auch, und zogen mit großer Gewalt herüber, um die Wenden wieder zum Gehorsam zu bringen. Aber die Königin Wißna schlug sie, und setzte ihnen nach bis in Dänemark, schlug sie daselbst auch etlichemal, und that ihnen großen Schaden; und nahm die Inseln Möne und Schonen ein. Da haben sich aber endlich beiderseits der Adel, von den Dänen wie von den Wenden, ins Mittel geschlagen, und Frieden gemacht, also

daß Wißna Schonen wieder abtrat, Möne aber für den Schaden zwanzig Jahre behielt, und die Wenden frei sein und bleiben sollten, so auch die Dänen.

Die Königin Wißna regierte darauf noch lange und hatte viele Kriege, auch einmal mit den Sachsen, deren König Hengst sie zu Walsleben gefangen nahm. Zuletzt aber mußte sie elendiglich sterben. Denn als der König Harald von Dänemark schweren Krieg bekam mit den Schweden, und sie ihm darin beistand, zog sie selbst wiederum mit ins Feld, sammt ihren Kriegsheldinnen. Den Sieg gewannen jedoch die Schweden, was sie einem ungeheuren Riesen zu verdanken hatten, Namens Star Kater, der an Stärke des Leibes, wie an Erfahrung des Kriegshandels nicht seines Gleichen hatte. Dieser Star Kater kam auch mit der Königin Wißna in der Schlacht zusammen, und wie sie sich ritterlich seiner erwehrte, hieb er ihr die rechte Hand ab. An dieser Wunde starb die Königin nicht lange hernach. In derselben Schlacht blieben auch ihre beiden Kriegsfürsten Duck und Dall.

Th. Kantzow, Pomerania, I. S. 17. 18.
Alberti Cranzii Wandalia, S. 12.

5. Der gefangene König Jaromar.

Nachdem die Schweden durch Hülfe des Star Kater die Dänen besiegt hatten, nahm ihr König Ringo das Land Dänemark sammt der Insel Möne ein, und zwang auch die Wenden, weil sie seinen Feinden beigestanden, daß sie ihm mußten unterthänig sein und Tribut geben. Dieses blieb also, bis nach etlichen Jahren Sievert König in Dänemark wurde. Gegen den setzten sich die Wenden, und weigerten sich, ferner Tribut zu geben. Allein der König Sievert zog mit vielem Volke gegen sie, und bezwang sie wieder. Die Wenden hatten aber dazumalen keinen Herrn, sondern nur etliche Hauptleute. Sie bedachten daher, sie

hätten ihre Niederlage nur darum erlitten, daß sie kein Haupt oder Herrn gehabt, und erwählten darauf zu ihrem Könige Ismarus, einen Verwandten der Königin Wißna. Mit dem zogen sie wieder gegen Sievert, und trafen ihn in Fünen, und schlugen ihn sammt seinem Volke, daß er nach Jütland flüchtete, wo er viel Volks von Neuem zusammen brachte. Aber Ismarus zog ihm nach nach Jütland, und schlug ihn noch einmal, und fing auch seinen Sohn Jaromar und seine beiden Töchter Ida und Bammeltrud. Er nahm darauf ganz Jütland und Dänemark ein, und besetzte es mit Amtleuten und genugsamem Kriegsvolk, so daß er es immer in Gehorsam hielte. Die Prinzessin Ida verkaufte er den Deutschen, und die Bammeltrud den Norwegern. Den Prinzen Jaromar und noch einen gefangenen Dänen, Namens Gunno, warf er ins Gefängniß.

Die Dänen waren darauf viele Jahre den Wenden unterthan, und gaben ihnen Tribut. Dieß nahm aber auf folgende Weise ein trauriges Ende.

Als nämlich Ismarus, der Wenden König, meinte, daß er die Dänen nun für immer unter seiner Gewalt und Gehorsam hätte, dauerte ihn zuletzt das Elend und schwere Gefängniß des Prinzen Jaromar und seines Gesellen Gunno. Er entließ sie daher ihrer Haft, und that sie in ein Vorwerk, wo sie mußten arbeiten helfen. Da hat sich besonders Jaromar so fleißig erzeigt, daß Jedermann Mitleid mit seinem Unglücke hatte, und ihn der König zuletzt zum Meier über das Vorwerk setzte. Auch diesem Amte stand er so wohl vor, daß der König ihn sowohl um seines Verstandes und Fleißes, als auch um seiner Geduld willen lieb gewonnen, ihn zu sich an seinen Hof genommen und ihn zu seinem vertrautesten Rathe gemacht hat, mit Vertröstung, ihm mit der Zeit noch zu etwas Besserem zu verhelfen, so er sich ferner ehrlich und treu erzeigen würde.

Des Königs Gemahlin Woislafa hatte zwar immer einen argen Wahn gegen ihn, und rieth dem Könige, ihm nicht allzugroßes Vertrauen zu geben; der König aber besorgte sich gar nicht vor ihm und befahl ihm auch die wichtigsten Sachen seines Königreiches an.

Dadurch kam Jaromar mit den Dänen, die oft zu Hofe mußten, wieder in Kundschaft, und erfuhr ihr Gemüth, daß sie gern die Absicht hätten, von der Herrschaft der Wenden sich zu befreien. Also hielt er heimliches Verständniß mit ihnen, und sprach mit ihnen ab, wie sie sich und ihn befreien wollten. Als nun zu einer Zeit der König mit seiner Königin und seinen Kindern auf der Jagd war, da bestellte er heimlich die Schiffe der Dänen, und sie überfielen in der Nacht den König und seine Gemahlin, pfählten das Gemach zu, worin sie mit ihren Kindern schliefen, und zündeten es von außen an, daß dieselbigen sämmtlich darin verbrannten. Darauf erhob sich ganz Dänemark gegen die Wenden, und sie erschlugen alle Wenden, die im Lande waren. Damit war Jaromar, den sie zu ihrem König machten, noch nicht zufrieden; er zog herüber zu den Wenden und schlug sie und brachte sie unter sich. Er setzte ihnen Amtleute und Vögte, und hielt sie sehr strenge in Zaum, so daß sie nicht einmal trinken durften. Die Wenden empörten sich zwar, und suchten die fremde Herrschaft von sich abzuschütteln. Aber Jaromar bezwang sie bald, und ließ ihrer Obersten etliche enthäupten und etliche aufhängen, also daß sie ihm ganz unterthan sein mußten.

„Also soll man einen Feind, den man hat, als Feind halten, und ihm nicht zuviel trauen. Denn hätte der König Jömarus das gethan, so wäre ihm und den Wenden so großes Unglück nicht widerfahren, und er sammt seinem Gemahl und Kindern hätten noch lange gelebt und wären Herren gewesen; nun aber sind sie todt, und die armen

Wenden sind jämmerlich umgebracht, und die anderen müssen den Dänen dienen."

Th. Kantzow, Pomerania, I. S. 19—24.

6. Die Longobarden in Rügen.

In uralten Zeiten war einmal eine große Theurung und Hungersnoth in Norwegen. Da traten die starken Leute auf, die des mittleren Alters waren, und wollten die Alten und die Jungen, als den schwächeren Theil, tödten, damit sie nicht Alle Hungers stürben. Dasselbe hat aber eine ehrbare Frau, Gamboir geheißen, abgerathen und gesagt, man sollte lieber das alte und junge untüchtige Volk an einen Haufen, und das starke Volk an einen anderen Haufen setzen, und das Loos darum werfen, wer aus dem Lande ziehen sollte; welchen Theil das Loos träfe, dem würden die Götter schon gute Wege zeigen. Solches gefiel ihnen Allen wohl und sie warfen das Loos. Das traf die starken. Dieselben mußten nun wegziehen, und kamen nach langem Streifen und Umherziehen zuletzt auf das Land zu Rügen. Daraus vertrieben sie die Rüger und setzten sich an deren Stelle fest im Lande. Und weil sie auf ihrer langen Reise die Bärte hatten lang wachsen lassen, hießen sie sich die Langbarte, welchen Namen sie auch behalten haben. Sie sollen auch die Stadt Barth erbaut haben, welche in ihrem Wappen noch ein Haupt mit einem langen Barte führt.

Diese Langbarte haben bei fünf Könige Zeiten auf der Insel Rügen und dem festen Lande gegenüber gewohnt. Darauf sind ihrer aber wieder zu viele geworden, und die meisten von ihnen sind gezogen, zuerst an die Elbe, dann an die Donau, und zuletzt nach Italien hin, wo sie ein Land eingenommen, das jetzt mit einem etwas verkehrten Namen von ihnen die Lombardei heißet.

Die vertriebenen Rüger hatten sich nach Hinterpom-

mern gezogen, wo sie auch die Stadt Rügenwalde erbaut haben. Dort saßen sie ruhig, bis der Mehrtheil der Langbarte das Land zu Rügen also geräumt hatten. Da brachen sie auf, überfielen die zurückgebliebenen Langbarte, und nahmen ihre alte Heimath wieder ein. Die Langbarte zerstreueten sich überall im Lande umher, und wurden da von nun an Wandalen genannt.

Th. Kantzow, Pomerania. I. S. 24—26.

7. Der Liebeskampf.

Es ist schon tausend Jahre her und noch länger, als einst in Polen ein Herzog lebte, welcher Cracus hieß, und der auch die Stadt Crakau soll erbaut haben. Dieser hinterließ zwei Söhne und eine Tochter. Von den Söhnen hieß der Eine Cracus wie der Vater, der andere Lechus; die Tochter hieß Wenda. Die Regierung sollte nach des alten Herzogs Tode an seinen ältesten Sohn, den Cracus, fallen; aber Lechus gönnte sie diesem nicht, und brachte ihn eine Tages auf der Jagd meuchelmörderischer Weise um. Doch die Polen wollten nun keinen Brudermörder über sich haben, und gaben das Reich der Wenda. Zu dieser kamen darauf viele Könige und Prinzen, die sie zur Ehe begehrten; denn sie war zugleich mächtig, klug und schön. Allein sie wollte lieber Prinzessin allein sein, als eines Prinzen Weib, und sie schlug alle Anträge ab, und ließ mit solchen Antworten die Freier von sich.

Das hörte ein Fürst der Rügianer im Pommerlande, Namens Rütiger, ein gar mächtiger und tapferer Held. Er glaubte die Fürstin zu gewinnen, und zog aus an ihren Hof und buhlte um sie. Allein er bekam keinen besseren Bescheid als die Uebrigen. Darüber ergrimmte der Fürst in seinem Herzen, und da er in großer Liebe zu der Prinzessin entbrannt war, so brachte er ein ansehnlich Heer auf

die Beine und fiel damit in Polen ein, um mit Gewalt um sie zu werben. Wenda das Fräulein zog ihm entgegen, gleichfalls mit großer Heeresmacht, und in ihrem Herzen gelobend, wenn sie den Feind besiegen sollte, Zeitlebens den Göttern ihre Jungfrauschaft zum Opfer zu bringen.

Als nun aber die beiden Heere gegen einander hielten, da dünkte es den Pommern schimpflich, daß sie wider ein Weib das Schwert ziehen sollten, und sie hielten bei ihrem Fürsten an, daß er sich eines Besseren bedenken möge. Darüber entbrannte der edle Rütiger dermaßen vor Zorn und Liebe, daß er sein eignes Schwert ergriff und sich dasselbe durch das Herz stieß. Also zogen die Pommern und Polen wieder von einander, nachdem sie einen neuen Bund unter sich gemacht hatten.

Wenda aber, das Fürstenfräulein, hatte von der Stunde an großes Herzeleid; und als sie wieder in ihr Schloß kam, wollte sie nicht länger leben, nachdem sich ihrenthalben ein so tapferer Held ums Leben gebracht hatte. Sie sprang deshalb von der Brücke ihres Schlosses in die Weichsel, wo sie ihren Tod fand.

Solches ist geschehen bald nach dem Jahre des Herrn 700. Nach Wendas Tode kamen die zwölf Woiwoden in Polen wieder an das Regiment.

Micrälius, altes Pommerland. I. S. 407.

8. König Schweno von Dänemark und die Wolliner.

Vor Zeiten lebte in Dänemark ein König Namens Harald. Der hatte einen bösen, ungerathenen Sohn, Schweno. Dieser Schweno warf das Christenthum ab, setzte sich gegen seinen Vater, und vertrieb ihn aus dem Reiche. Harald flüchtete nach der Insel Wollin in Pommern, und die Wolliner nahmen sich freundlich seiner an, unangesehen daß er

ein Christ war. Sie rüsteten auch eine große Kriegsflotte aus, um ihn wieder in sein Land einzusetzen, und zogen damit gegen Schweno, mit dem sie sich einen ganzen Tag schlugen, also daß es ungewiß blieb, wer gewonnen hätte oder nicht. Allein sie erreichten ihren Zweck nicht, weil Schweno am anderen Tage seinen Vater durch einen Dänen meuchlings erschießen ließ.

Darüber faßte Schweno einen so großen Haß gegen die Wolliner, daß er großes Volk und viele Schiffe zusammen brachte und also gegen sie zog. Aber die Wolliner säumten auch nicht, sondern zogen ihm entgegen, und schlugen und fingen ihn, so daß er sich lösen mußte mit vielen tausend Mark Goldes. Nicht besser erging es ihm, als er nach einiger Zeit sich rächen wollte und von Neuem gegen jene zog. Darüber wurde er nun sehr ärgerlich in seinem Gemüthe, und obgleich er Frieden hatte zusagen müssen, so brach er doch sein Versprechen und zog wieder gegen sie, vermeinend, das Glück werde sich doch einmal auf seine Seite wenden. Allein die Wolliner waren auch dießmal auf, und kamen ihm zwischen Möne und Falster entgegen.

Weil sie nun ohne Noth nicht eine Schlacht mit ihm wagen wollten, so ersannen sie einen Betrug. Der war dieser: Sie wußten, daß die Dänen des Nachts genaue Wache halten ließen; sie erwählten daher Etliche unter sich, die gut Dänisch konnten; dieselben schickten sie mit einem Schiffsboote und befahlen ihnen, sich so zu gebährden, als wären sie von der Dänischen Schaarwache gekommen um die Zeit, wenn die Wache pflegt umzuwechseln. Die fuhren dann auf sie, und kamen unbemerkt zwischen der Wache und den anderen Schiffen durch bis an des Königs Schiff. Da schrieen sie dem Schiffer zu und sagten, sie hätten dem Könige etwas Eiliges zu sagen, das heimlich wäre, er möge das dem Könige anzeigen. Der Schiffer meinte nicht anders, als es

wären Dänen von der Schaarwache, und sorgte, daß es dem Könige gesagt wurde. Der König meinte auch nicht anders, als es wären Wächter, die etwas Wichtiges vom Feinde brächten, und er kam hervor und bückte sich über den Bord seines Schiffes bis an den Bord des Wollinschen Schiffes hinan, um zu hören, was sie ihm Heimliches zu sagen hätten. Da ergriffen ihn die Wolliner bei den Achseln und zogen ihn in ihr Boot, und hielten ihm das Maul zu, daß er nicht schreien konnte, und ruderten so eilends mit ihm davon zu ihrer Kriegsflotte. Die Dänen erhoben zwar nach einer Weile ein großes Geschrei und Getümmel, aber da war es schon zu spät. Ihr König wurde ungehindert nach Wollin gebracht.

Diesesmal wollten ihn die Wolliner gar nicht wieder in Freiheit setzen, weil er so schmählich seine Zusage gebrochen. In die Länge gaben sie aber seinen und seines Volkes Bitten nach; sie forderten jedoch ein so großes Lösegeld von ihm, als er die beiden vorigen Male zusammen hätte geben müssen. Das war viel und so viel Geld war in ganz Dänemark nicht vorhanden. In dieser großen Noth erbarmten sich die Frauen und Jungfrauen im Reiche über ihn, und sie trugen all ihr Gold und Silber, Schmuck und Kleinodien herbei, damit er gelöset werde. Also wurde der König Schweno wieder in Freiheit gesetzt.

Als er nun aber wieder zu dem Reiche kam, da gedachte er der Gutherzigkeit der Frauen und Jungfrauen, und er gab ihnen ein Privilegium, daß sie hinführo in allen Lehn- und anderen Gütern gleich den Männern erben sollten, welches zuvor nicht gewesen war. Auch that er jetzt Buße, und bekehrte sich zum Christenthum.

Th. Kantzow, Pomerania, I. S. 47. 52—55.

9. Der Rauelsberg bei Lübeck.

Um das Jahr 1107 lebte Heinrich, Fürst der Mecklenburger. Er hatte den Fürsten Crito erschlagen lassen, und darauf dessen Wittwe, Slavina, zur Ehe genommen, mit der er schon lange im Einverständnisse gelebt hatte, und mit der er das Fürstenthum Mecklenburg bekam. Nachdem er also mächtig geworden war, da suchte er, sich auch die Herrschaft über die Rügianer zu verschaffen. Die Rügianer wollten ihm aber nicht gehorsam sein, vielmehr über ihn gebieten und sein Land haben, wie ihr Fürst Crito gehabt hatte. Derohalben brachten sie ein großes Heer und Schiffsrüstung zusammen, und zogen damit die Trave hinauf vor die Stadt Lübeck, in welcher der Fürst Heinrich lag, und belagerten die Stadt. Als das der Fürst sah, erschreckte er sich des unversehenen Ueberfalls hart. Er faßte aber bald einen Rath, und befahl seinem Hauptmann in der Stadt, er sollte ein Mann sein und die Stadt nicht aufgeben bis in den vierten Tag; er wollte ins Land ziehen und Hülfe suchen; wo er aber den vierten Tag nicht käme, und sich nicht auf einem Berge zeigte, den er ihm von der Stadt aus anwies, so möchte er thun was die Noth forderte. Darauf schlich er selbander in der Nacht aus der Stadt vor den Rügianern weg, und begab sich in das Land Holstein, wo er in der Eile Volk aufbrachte. Die führte er um die Stadt herum bis an Travemünde, denn er hatte erfahren, daß von der Seite her das reisige Zeug der Rügianer zu diesen kommen sollte, und darauf baute er eine Kriegslist.

Als nämlich nun der vierte Tag gekommen war, da ritt er auf den Berg, den er seinem Hauptmann angewiesen hatte, und gab diesem das Zeichen, daß er da wäre. Damit wurden der Hauptmann und die Bürger sehr getrost; denn die Rügianer hatten unter der Zeit mit Stür-

men und Niederbrechen der Mauern keine Ruhe gelassen. Alsdann ließ der Fürst seine Reisigen von Travemünde herauf an dem Ufer der Trave herziehen, und darauf das Fußvolk allmälig nach. Als das die Rügianer sahen, meinten sie nicht anders, als es wären ihre Reisigen; denn sie wußten nicht, daß der Fürst aus der Stadt entkommen war, und sie liefen den Reutern mit Freuden entgegen, ohne Ordnung und ohne Waffen. Da setzte das reisige Zeug des Fürsten in sie, und die aus der Stadt fielen auch aus und beringten die Rügianer allenthalben und erschlugen sie zumeist, so viele ihrer nicht in die Trave gedrängt wurden und darin ertranken.

Es waren aber der Rügianer so viele zu Tode gekommen, daß, als hernach die aus der Stadt die Erschlagenen sammelten und sie begruben, davon ein solcher Berg wurde, welchen man noch heutiges Tages sieht, und welcher der Ranisberg heißet, weil man die Rügianer in alten Zeiten auch Ranen geheißen.

Zur Gedächtniß dieses Sieges haben die Lübecker stets den ersten Augusttag, an welchem die Ueberwindung geschehen, hoch gefeiert.

Th. Kantzow, Pomerania, I. S. 62. 63.
J. J. Sell, Geschichte des Herzogthums Pommern, I. S. 110.
G. v. d. Lanken, Rügensche Geschichte, S. 52.
Alb. Cranzii Wandalia, S. 99.

10. Strafe des Kirchenraubes.

Vor vielen hundert Jahren, als die Pommern noch Heiden waren, hatten sie zu einer Zeit viele Kriege mit den Polen. Der Herzog Bolislaff von Polen hatte damals einen großen Theil von Pommern inne. Das verdroß sehr den Fürsten Wartislav in Vorpommern und er machte deshalb Verständniß und Freundschaft mit Swantebor, dem

Fürsten von Hinterpommern, daß er von dem Polen-Herzoge abfiel; und er gewann auch wiederum die Städte Wollin, Camin, Colberg, Belgard, Cöslin und andere, welche ihm der Herzog von Polen abgenommen hatte, und befestete sie.

Da der Herzog Bolislaff solchen Abfall hörte, brachte er Volk auf, und zog damit vor das Pommersche Schloß Zarnekow, in welchem ein gewaltiger Edelmann Namens Gniesomer lag, und belagerte dasselbe und hat es endlich eingenommen. Die Pommern waren aber auch nicht faul, und kamen mit etlichen tausend Mann vor Zarnekow, welches die Polen aufgeben mußten. Darauf zogen jene weiter in das Land Polen hinein, bis nach Gnesen und verwüsteten und verdarben viele Dörfer und Flecken. Auch brachen sie der Könige und Herzöge von Polen Begräbnisse auf, und nahmen die Todtenköpfe und Gebeine heraus und schlugen den Todtenköpfen die Zähne aus, und zerstreuten sie dann auf den Feldern. Also trieben sie überall großen Muthwillen und Gewalt, und besonders raubten sie die Heiligthümer aus den Kirchen, als Patenen, Kelche und viele andere Kleinodien. Auch den Bischof Martinus von Gnesen wollten sie fangen, der gerade auf einem Dorfe war, um eine neue Kirche einzuweihen; allein der fromme Mann entkam ihnen, und sie fingen statt seiner nur seinen Archidiakonus Nicolaus, den sie jedoch, da er ein alter, zitternder Mann war, wieder los ließen.

Für solche Gewalt und Gräuel wurden die Pommern hart gestraft. Denn wie sie hernach in ihre Heimath gekommen waren, und die geraubten Kelche nnd Patenen bei ihren Banketten als Trinkgeschirr gebrauchten, da verfielen plötzlich Alle, so daraus getrunken, mit Weibern und Kindern, in schwere unsinnige Raserei, also daß sie sich untereinander jämmerlich verwundeten und umbrachten.

Solche Zeichen und Strafen Gottes brachten große Furcht unter sie. Sie schickten deshalb das geraubte Kirchengut dem Bischofe von Gnesen zurück, worauf sie wieder vernünftig wurden und Ruhe erhielten. — Solches geschah im Jahre 1109.

D. Cramer, Große Pomm. Kirchen-Chronik, I. S. 21.
Th. Kantzow, Pomerania, I. S. 79.
Kanngießer, Pomm. Geschichte, S. 423—426.
Micrälius, Altes Pommerland, I. S. 145.

11. Der Reuter auf dem weißen Rosse.

In derselben heidnischen Zeit fielen die Pommern auch einstmals in Polen ein, und gedachten das feste Schloß Zantok oder Zittek einzunehmen, welches an der Pommerschen Grenze lag. Es waren zu damaliger Zeit alle Polnische Bischöfe und vom Adel in Gnesen versammelt, und die Pommern glaubten, das Schloß ohne Mühe in ihre Gewalt zu bekommen, da sie auch Einige von der Besatzung durch Geld auf ihre Seite gebracht hatten, daß diese sie des Nachts heimlich einließen.

Sie wurden auch von diesen ihren Freunden des Nachts an Stricken auf die Mauer gezogen. Als sie nun aber in das Innere des Schlosses eindringen wollten, da stellte sich ihnen auf einmal ein Reuter auf einem großen weißen Pferde entgegen, den Niemand kannte. Darüber geriethen die Pommern dermaßen in Schrecken, daß sie aus einander liefen und eilig die Flucht ergreifen wollten. Unterdeß waren jedoch die übrigen Schloßleute erwacht, und diese schlugen die Pommern nieder oder nahmen sie gefangen.

Die Polen aber glaubten, der Reuter auf dem weißen Rosse sey Niemand anders gewesen, als ihr Schutzheiliger, der heilige Adalbert.

Kanngießer, Geschichte von Pommern, S. 357.

12. Der Wendische Hund.

Um das Jahr Eintausend nach Christi Geburt lebte der Fürst Mestiboi, ein gewaltiger, kühner Herr, der zugleich über die Pommern und Mecklenburger Herzog war. Der hatte, als er noch ein junger Prinz war, auf Befehl seines Vaters, des Herzogs Mizislav, dem Kaiser Heinrich auf seinem Zuge wider die Sarazenen Hülfe geleistet mit tausend Pferden, die er ihm zubrachte, und hatte sich sehr tapfer und muthig gezeigt. Auf diesem Zuge hatte er auch die Tochter des Herzogs Bernhard von Sachsen gesehen, und sich in dieselbe verliebt, auch von dem Herzog Bernhard, der ihm wohlwollte, die Zusage erlangt, daß sie sein Gemahl werden solle. Als er nun Herzog geworden war, und die Braut abholen wollte, da war ihm entgegen der Markgraf Dieterich von Brandenburg, ein Oheim der Prinzessin, ein gar hochfahrender Mann. Der sagte, daß man ein deutsches fürstliches Fräulein einem solchen Wendischen Hunde nicht geben solle, und also erhielt er sie nicht. Da sagte Mestiboi drohend: Dieser Wendische Hund soll Euch beißen und bellen, daß man es im ganzen Lande soll hören können. Er schlug auch seiner Seits das Fräulein aus, als demnächst der Herzog Bernhard sie ihm anbieten ließ, und schwor nur, der Schimpf solle dem Markgrafen durch den Hals dringen. Er verband sich darauf mit der ganzen Ostwendischen Nation, und fiel dem Markgrafen in das Land und besiegte ihn, also daß der Markgraf sein Land räumen und Domherr in Magdeburg werden mußte, wo er im Elende gestorben ist. In diesem Kriege mußte sich auch die Stadt Brandenburg den Wenden ergeben; sie plünderten sie rein aus, und rissen alle Kirchen darin bis auf den Grund nieder. Nur die Sanct Marien-Kirche auf

dem Harlunger Berge ließen sie stehen; sie weiheten sie aber ihrem Götzen Triglaff.

Also rächte sich der Wendische Hund.

Micrälius, Altes Pommerland, I. S. 127. 128.

13. Rethra.

In den uralten heidnischen Zeiten war in Pommern eine berühmte Stadt, Rethra geheißen. Dieselbe war der Hauptsitz der Pommerschen Götter, besonders des Götzen Radigast oder Redigast. Die Stadt war groß, von vielen Einwohnern und voller Reichthümer. Man ging durch neun Thore in dieselbe hinein, und sie war rund umher mit Wasser beflossen. Sie hatte viele Tempel, in welche man über köstliche Brücken ging. Der vornehmste Tempel gehörte dem Götzen Redigast, welcher ganz von Gold war, und auf einem Lager von Purpur ruhete. — Diese Stadt ist zuletzt wegen ihres Uebermuthes und Heidenthums gänzlich zerstört. Das ist geschehen noch lange bevor das Christenthum nach Pommern kam. Auf welche Weise aber, das weiß man nicht. Sie ist so ganz zu Grunde gegangen, daß man nicht einmal die Gegend mehr angeben kann, wo sie gestanden hat. Doch glauben die Meisten, sie habe da herum gestanden, wo jetzt die Stadt Treptow an der Tollensee liegt.

Altes und Neues Rügen, S. 15.
Stavenhagen, Beschreibung von Anklam, S. 16. 17.
Stolle, Geschichte von Demmin, S. 469—489.

14. Wineta.

An der nordöstlichen Küste der Insel Usedom sieht man häufig bei stillem Wetter in der See die Trümmer einer alten, großen Stadt. Es hat dort die einst weltberühmte Stadt Wineta gelegen, die schon vor tausend und

mehr Jahren wegen ihrer Laster und Wollust ein schreckliches Ende genommen hat. Diese Stadt ist größer gewesen, als irgend eine andere Stadt in Europa, selbst als die große und schöne Stadt Constantinopel, und es haben darin allerlei Völker gewohnt, Griechen, Slaven, Wenden, Sachsen und noch vielerlei andere Stämme. Die hatten allda jedes ihre besondere Religion; nur die Sachsen, welche Christen waren, durften ihr Christenthum nicht öffentlich bekennen, denn nur die heidnischen Götzen genossen eine öffentliche Verehrung. Ungeachtet solcher Abgötterei waren die Bewohner Winetas aber ehrbar und züchtig von Sitten, und in Gastfreundschaft und Höflichkeit gegen Fremde hatten sie ihres Gleichen nicht.

Die Einwohner trieben einen überaus großen Handel; ihre Läden waren angefüllt mit den seltensten und kostbarsten Waaren, und es kamen Jahr ein Jahr aus Schiffe und Kaufleute aus allen Gegenden und aus den entferntesten und entlegensten Enden der Welt dahin. Deshalb war denn auch in der Stadt ein über die Maßen großer Reichthum, und das seltsamste und lustigste Leben, das man sich nur denken kann. Die Bewohner Wineta's waren so reich, daß die Stadtthore aus Erz und Glockengut, die Glocken aber aus Silber gemacht waren; und das Silber war überhaupt so gemein in der Stadt, daß man es zu den gewöhnlichsten Dingen gebrauchte, und daß die Kinder auf den Straßen mit harten Thalern sollen gespielt haben. Solcher Reichthum und das abgöttische Wesen der Heiden brachten aber am Ende die schöne und große Stadt ins Verderben. Denn nachdem sie den höchsten Gipfel ihres Glanzes und ihres Reichthums erreicht hatte, geriethen ihre Einwohner in große bürgerliche Uneinigkeit. Jedes von den verschiedenen Völkern wollte vor dem anderen den Vorzug haben, worüber heftige Kämpfe entstanden. Zu diesen rie-

fen die Einen die Schweden, und die Andern die Dänen zu Hülfe, die auf solchen Aufruf, um gute Beute zu machen, schleunig aufbrachen, und die mächtige Stadt Wineta bis auf den Grund zerstörten, und ihre Reichthümer mit sich nahmen. Dieses soll geschehen sein zu den Zeiten des großen Kaisers Karl.

Andere sagen, die Stadt sei nicht von den Feinden erobert und zerstört, sondern auf andere Weise untergegangen. Denn nachdem die Einwohner so überaus reich geworden waren, da verfielen sie in die Laster der größten Wollust und Ueppigkeit, also daß die Eltern aus reiner Wollust die Kinder mit Semmeln wischten. Dafür traf sie denn der gerechte Zorn Gottes und die üppige Stadt wurde urplötzlich von dem Ungestüm des Meeres zu Grunde gerichtet, und von den Wellen verschlungen. Darauf kamen die Schweden von Gothland her mit vielen Schiffen, und holten fort, was sie von den Reichthümern der Stadt aus dem Meere herausfischen konnten; sie bargen eine Unmasse von Gold, Silber, Erz und Zinn und von dem herrlichsten Marmor. Auch die eheren Stadtthore fanden sie ganz; die nahmen sie mit nach Wisbi auf Gothland, wohin sich auch von nun an der Handel Wineta's zog.

Die Stelle, wo die Stadt gestanden, kann man noch heutiges Tages sehen. Wenn man nämlich von Wolgast über die Peene in das Land zu Usedom ziehen will, und gegen das Dorf Damerow, zwei Meilen von Wolgast, gelangt, so erblickt man bei stiller See bis tief, wohl eine Viertelmeile in das Wasser hinein eine Menge großer Steine, marmorner Säulen und Fundamente. Das sind die Trümmer der versunkenen Stadt Wineta. Sie liegen in der Länge, von Morgen nach Abend. Die ehemaligen Straßen und Gassen sind mit kleinen Kieselsteinen ausgelegt; größere Steine zeigen an, wo die Ecken der Straßen ge-

wesen, und die Fundamente der Häuser gestanden haben. Einige davon sind so groß und hoch, daß sie Ellenhoch aus dem Wasser hervorragen; allda haben die Tempel und Rathhäuser gestanden. Andere liegen noch ganz in der Ordnung, wie man Grundsteine zu Gebäuden zu legen pflegt, so daß noch neue Häuser haben erbaut werden sollen, als die Stadt vom Wasser verschlungen ist.

Wie weit die Stadt der Länge nach sich in das Meer hinein erstreckt hat, kann man nicht mehr sehen, weil der Grund abschüssig ist, das Steinpflaster daher je weiter, desto tiefer in das Meer hineingeht, auch zuletzt so übermooset und mit Sand bedeckt ist, daß man es bis zu seinem Ende hin nicht verfolgen kann. Die Breite der Stadt ist aber größer als die von Stralsund und Rostock, und ungefähr wie die von Lübeck.

In der versunkenen Stadt ist noch immer ein wundersames Leben. Wenn das Wasser ganz still ist, so sieht man oft unten im Grunde des Meeres in den Trümmern ganz wunderbare Bilder. Große, seltsame Gestalten wandeln dann in den Straßen auf und ab, in langen faltigen Kleidern. Oft sitzen sie auch in goldenen Wagen, oder auf großen schwarzen Pferden. Manchmal gehen sie fröhlich und geschäftig einher; manchmal bewegen sie sich in langsamen Trauerzügen, und man sieht dann, wie sie einen Sarg zum Grabe geleiten.

Die silbernen Glocken der Stadt kann man noch jeden Abend, wenn kein Sturm auf der See ist, hören, wie sie tief unter den Wellen die Vesper läuten. Und am Ostermorgen, denn vom stillen Freitage bis zum Ostermorgen soll der Untergang von Wineta gedauert haben, kann man die ganze Stadt sehen, wie sie früher gewesen ist; sie steigt dann, als ein warnendes Schattenbild, zur Strafe für ihre Abgötterei und Ueppigkeit, mit allen ihren Häusern, Kirchen,

Thoren, Brücken und Trümmern aus dem Wasser hervor, und man sieht sie deutlich über den Wellen. — Wenn es aber Nacht oder stürmisches Wetter ist, dann darf kein Mensch und kein Schiff sich den Trümmern der alten Stadt nahen. Ohne Gnade wird das Schiff an die Felsen geworfen, an denen es rettungslos zerschellt, nnd keiner, der darin gewesen, kann aus den Wellen sein Leben erretten.

Von dem in der Nähe belegnen Dorfe Leddin führt noch jetzt ein alter Weg zu den Trümmern, den die Leute in Leddin von alten Zeiten her „den Landweg nach Wineta" nennen.

Th. Kantzow, Pomerania, I. S. 40. 51.

Micrälius, Altes Pommerland, I. S. 97. 98

Pommersche Mannigfaltigkeiten, von C. G. H. Gesterding, S. 405—408.

Val. ab Eickstedt, Epitome Annalium Pomeraniae, p. 10.

Gesterding, Pommersches Magazin, I. S. 138. IV. S. 62. 244.

Berliner Kalender für 1837. S. 179—182.

Rühs, Pommersche Denkwürdigkeiten, S. 383.

Barthold, Geschichte von Pommern. I. S. 419.

Dönniges, Wineta, oder die Seekönige der Jomsburg, S. 100 bis 102.

Acten der Pom. Gesellsch. für Gesch. und Alterth.-Kunde.

15. Julin.

Nachdem Wineta zu Grunde gegangen war, zog sich der Handel dieser Stadt theils nach Wisbi in Gothland, theils nach Julin auf der Insel Wollin, also daß dieses Julin nun die größte und reichste Stadt in Europa wurde. Es wohnten und handelten in derselben Leute von den verschiedensten Nationen, Sprachen und Gottesdienst, als Winithen, Winiren, Heneter, Sunnonen, Slaven, Wenden, Dänen, Schweden, Gambrivier, Circipaner, Juden, Heiden, Ruthenier, Griechen und andere Völker mehr. Alle hatten dort Freiheit zu handeln und zu treiben, wie sie wollten;

nur die Christen mußten sich bei Lebensstrafe heimlich halten. Jede Nation bewohnte ihre eigenen Straßen, die nach ihren Namen genannt wurden.

Lange Zeit waren die Sitten der Juliner gut und anständig. Auf die Länge aber wurden sie üppig und schwelgerisch, und einzelne Völkerstämme wollten eine Tyrannei über die anderen ausüben. Wegen solcher Gräuel, Laster und Abgötterei wurde die Stadt zum öftern durch den Zorn Gottes von Blitz und Donner jämmerlich geplagt. Aber das half zu ihrer Bekehrung nicht. Da zogen nach einer Weile zuerst die Ruthenier aus, und wanderten in ihr Vaterland Rußland zurück. Ihnen folgten bald ihre Freunde und Genossen, und stifteten in Rußland das Herzogthum, das noch jetzt von ihnen Wolhynien genannt wird. Unter den Zurückgebliebenen entstand hernach Aufruhr und Zerstreuung der Kaufleute, bis zuletzt der Dänische König Woldemar die Stadt eroberte und sie bis auf den Grund zerstörte. Dieß geschah im Jahre 1170.

Die Stadt Julin lag auf der Spitze der fruchtbaren Insel Wollin, an derselben Stelle, wo jetzt die Stadt Wollin liegt. Aber sie war bei weitem größer als diese Stadt. Denn man sieht noch Ueberbleibsel von ihren Trümmern in der Erde, und danach ist sie größer gewesen als eine deutsche Meile. Die Michaeliskirche, welche jetzt eine gute Strecke weit außerhalb Wollin liegt, soll früher mitten in der Stadt Julin gestanden haben. Auch sieht man noch die Castelle, die früher die Stadt gegen die feindlichen Angriffe umgeben haben, und deren Trümmer auf vier verschiedenen Bergen in einer weiten Entfernung um die Stadt Wollin von einander liegen. Diese Castelle haben noch jetzt ihre alten Namen; eins heißt nämlich Kakernel, eins Moderow, eins der Schloßberg, und das vierte der Silberberg. Dieser Silberberg ist höher als die anderen drei

Berge, und auf demselben soll ein hohes Schloß gestanden haben. In diesem Berge findet man auch noch oft unter den ausgebrochenen Fundamentsteinen des alten Castells allerlei silberne Münzen, und Knochen und Rippen von Menschen, so groß wie Riesen. Wie groß die Stadt Julin gewesen, kann man auch noch daraus abmessen, daß ein Berg im Süden der Stadt, der Galgenberg geheißen, dicht vor dem Thore gelegen hat, daß man hat mit einem Steine hinwerfen können. Heutiges Tages ist dieser Berg so weit von Wollin, daß Einer sehr müde wird, der von der Stadt da hinaus spatziret. Auch kann man sich die Größe dieser herrlichen Stadt denken, wenn man erwäget, daß der Bischof Otto von Bamberg im Jahre 1124 allda 22,000 Bürger getauft hat.

In der Gegend der Stadt sollen noch viele Schätze aus der Zeit, als Julin noch in seiner Herrlichkeit war, vergraben sein. Besonders kommen oft fremde Schatzgräber hin, die nach einer schweren goldnen Kette suchen, welche der Rath der untergegangenen Stadt aus dem Lösegelde eines gefangenen Dänischen Königs soll haben machen lassen. Sie soll aber nur durch viele Messen, die in Rom, Mainz, und anderen heiligen Orten gelesen werden müssen, an das Tageslicht gebracht werden können.

Micrälius, Altes Pommerland, I. S. 98.
Gesterding, Pommersche Mannigfaltigkeiten, S. 403—405.
Zöllners Reise durch Pommern und Rügen. S. 91. 92.

16. Der Bischof Bernard und die Juliner.

Zu der Zeit, als noch ganz Pommern in der Finsterniß des Heidenthums lag, jammerte dieses einen frommen Mann, Namens Bernhardus, einen Spanier von Geburt, der in Rom zum Bischof gewählt war, aber das Bisthum nicht annehmen wollte, da er hörte, daß von dem Capitel

desselbigen Stiftes schon ein Aderer war erwählet worden, mit dem er hätte streiten müssen. Er gedachte, daß er lieber etwas zur Ausbreitung der Ehren Gottes beitragen wolle, und er beschloß deshalben, nach dem Pommerlande zu ziehen, dessen Einwohner noch Unchristen waren, um sie zum christlichen Glauben zu bekehren. Er begab sich zuerst zu dem Herzoge Bolislaff von Polen, der zu damaliger Zeit einen großen Theil von Pommern inne hatte, und erbot sich, daß er hinziehen wollte, den Pommern zu predigen. Das hörte der Herzog Bolislaff gern, und er gab ihm Dolmetscher mit in das Land. Dieses war im Jahre 1122.

Darauf zog Bernhardus mit den Dolmetschern nach Julin, da dieses die vornehmste der Städte war. Allda hob er an zu predigen, und die Dollmetscher legten es den Leuten aus.

Aber dieser Bernhardus ging, seiner vermeinten Heiligkeit halber, armselig einher, barfuß und übel bekleidet, und aß nur trockene und wenige Speisen, und trank nur Wasser. Als er daher mit solchem verhungerten Gesichte und armseligen Wesen gen Julin die reiche Stadt kommt, da wollte das Volk nicht auf seine Reden hören, und man frägt ihn, von wannen er komme, und wer ihn gesandt habe. Darauf gibt er durch den Dolmetscher die Antwort: Er sei ein Diener des einzigen wahren Gottes, des Schöpfers des Himmels und der Erden, von dem alle Macht und aller Reichthum komme. Da dünkt es den Julinern sehr ungereimt, daß ein so großer reicher Herr, dessen er sich rühmet, einen so unansehnlichen, hungrigen und zerlumpten Boten sollte ausgeschickt haben, und sie verlachten ihn und hielten ihn für einen Bettler, der nur darum gekommen wäre, daß er ihnen das Geld möchte abschwatzen und reich werden, oder für einen Narren, der seine Armuth bei ihnen büßen sollte. Sie sagten ihm deshalb, er sollte sich nur bald packen, oder

sie wollten ihm Füße machen. Da hob er an zu sprechen von dem geistlichen Reichthume, und daß das Reich Gottes nicht in vielem Gelde und äußerlicher weltlicher Pracht, sondern nur in der Kraft und That des Geistes bestehe; darum sollten sie sich nicht ärgern an seiner Armuth und Schlechtheit, denn sein Gott sei ein solcher, der die Reinigkeit des Herzens haben wollte, und der vergänglichen Gutes nicht achte. Er sagte ihnen weiter, daß ihre Götter keine Götter, sondern nur Holz und Steine wären, die sich selbst nicht helfen könnten, vielweniger denjenigen, die sie ehren. Damit sie auch sehen sollten, daß sein Gott der wahre Gott, und er sein echter Diener wäre, so sollten sie ihn in ein altes Haus setzen und dasselbe mit Feuer anzünden, wo sie dann sehen würden, daß er nicht verbrenne. Das war nun sehr viel von ihm. Die Priester und die Bürger der Stadt hielten auch einen Rath und fragten einander, was sie bei so gestalteten Sachen thun sollten. Aber da sprachen Etliche von ihnen, der Mensch sei wohl seiner Armuth halber in Verzweiflung, also daß er nicht mehr leben wolle. Andere meinten, er wäre nicht bei Sinnen. Und wieder Andere waren der Meinung, er wolle, daß die ganze Stadt in Feuer aufgehe, damit er also für seine Abweisung Rache nehme. Sie verlachten ihn deshalb nur um so mehr, und geboten ihm, straks die Stadt zu räumen und sich zu entfernen, damit er ihre Götter nicht beleidige.

Da entbrannte der fromme Mann in großem Eifer, und er nahm eine Axt und hieb in ein Götzenbild, das mitten auf dem Markte stand und sehr heilig gehalten wurde. Nun ging aber auch den Heiden die Geduld aus, und sie fielen über ihn her und schlugen ihn sammt seinen Dolmetschern blau und gebrechlich. Sie hätten ihn auch todt geschlagen, aber die Götzenpriester und die Aeltesten der Stadt beriethen, wie es vor Jahren den Preußen schlecht

ergangen, die den heiligen Adalbert getödtet hatten, und darüber viel Druck und Elend erlitten und alle das Ihrige verloren. Sie beschlossen also, ihn, ohne ihm größer Leid zuzufügen, aus dem Lande zu entfernen, und sie setzten ihn in ein Schiff, das brachten sie in das frische Haff, und ließen ihn fahren, wohin er wollte, ihm sagend, nun solle er den Fischen predigen, die würden mehr Zeit haben, solch Gaukelwerk anzuhören.

Da sah Bernhardus ein, daß er mit seiner Armuth nichts ausrichten könne; er ging zurück zum Herzog Bolislaff, dem berichtete er die Sache, und zog darauf nach Bamberg, wo Sanct Otto Bischof war; allda begab er sich in das Kloster zu Sanct Michael, und berichtete dem heiligen Otto, wie es ihm zu Pommern ergangen wäre, und sagte, so Einer den Pommern predigen wolle, der müsse nicht arm kommen, sondern mit Reichthum. Das hat sich der heilige Bischof Otto wohl gemerkt, als er hernach auszog, die Pommern zu bekehren.

M. Daniel Cramer, Große Pommersche Kirchen-Chronik, I. S. 19.

Th. Kantzow, Pomerania, I. S. 75—77

P. F. Kanngießer, Geschichte von Pommern, S. 541—545.

Joh. Bugenhagii Pomerania, p. 83.

17. Der heilige Brunnen bei Pyritz.

Vor der Stadt Pyritz befindet sich eine Quelle, welche den Namen des heiligen Brunnens führt. Aus dieser Quelle hat der Heilige Otto die Pommern zu Pyritz getauft. Nachdem nämlich, wie oben erzählt, der Römische Bischof Bernhard von den Julinern verjagt war, beschloß der Bischof Otto von Bamberg, ein kluger und heiliger Mann, die abgöttischen Pommern zum Christenthume zu bekehren. Es war nach Christi unseres Herrn Geburt im Jahre Eintau-

send einhundert vier und zwanzig, unter dem Papste Calixtus und dem Kaiser Heinrich dem Fünften, als er mit vielen Begleitern, denn er wollte nicht armselig erscheinen wie Bernhardus, nach dem Lande zu Pommern zog. Er begab sich zuerst zu dem Pommerschen Herzoge Wartislav, der schon ein Christ war. Derselbe empfing ihn freundlich, und gab ihm auch seinen Feldobersten Paulitius mit mehrerem Gefolge mit, daß sie ihn unterstützen sollten, wenn die Pommern es sich möchten einfallen lassen, ihn ungebührlich zu behandeln. Also zog Sanct Otto weiter und kam zuerst gegen Abend nach Pyritz: allda waren an viertausend Menschen versammelt, die ein heidnisches Fest feierten. Als das der Bischof hörte, blieb er die Nacht draußen und zog erst am anderen Morgen zu den Leuten. Denen hielt er dann eine große und freundliche Anrede, sie beredend, daß sie ihre Götter verlassen und den wahren und einzigen Gott verehren sollten; der Oberst und die Räthe des Herzogs unterstützten ihn. Da geschah es denn wunderbarer Weise durch die Gnade Gottes, daß alle das versammelte Volk sogleich bereit war, sich taufen zu lassen und Christen zu werden. Darauf säumte der Bischof Otto auch nicht, und er begab sich schleunig an sein heiliges Werk. Dieß that er auf folgende Weise: Zuerst unterrichtete er, mit Hülfe seiner Mitpriester, das Volk sieben Tage lang, und ließ sie die Worte im kleinen Catechismus auswendig lernen. Danach legte er ihnen auf, drei Tage lang zu fasten. Wann sie so gefastet, dann mußten sie baden und reine Kleider anziehen, also daß sie nicht nur mit reinem Herzen, sondern auch mit sauberem Leibe zur Taufe gehen möchten. Dann ließ er sie ihren Catechismus aufsagen und sie beten. Unterdeß hatte er drei Taufen zurichten lassen, eine jede besonders, nämlich eine für die Männer, die andere für die Frauen und Jungfrauen, und die dritte für die Knaben.

Dieselben Taufen ließ er mit Teppichen umhangen, damit man nichts Unhöfliches sehen konnte. Also tauften die anderen Priester die Männer und Frauen; er selbst aber taufte die Knaben, damit sie desto länger und fester das Christenthum in ihrem Herzen behalten sollten.

So taufte er in zwanzig Tagen über 7000 Menschen, die von allen Seiten gen Pyritz kamen, um von dem frommen Manne das Wort des wahren Gottes zu empfangen. Die Quelle, an der er die Taufzelte errichtet hatte, und aus welcher das Wasser in die Taufwannen geschüttet wurde, hat von der Zeit an den Namen des heiligen oder auch des Otto-Brunnens bekommen, den sie noch bis auf den heutigen Tag führt.

Man sagt, daß in jener Gegend damals kein Wasser zum Taufen war. Da nahm der heilige Mann seinen Bischofsstab, und stieß damit in die Erde, und augenblicklich entstand diese heilige Quelle.

Sie ist seit dem Jahre 1824 durch die Huld des frommen Königs Friedrich Wilhelms III. würdig erneuert worden. Sie ist jetzt mit behauenem Granit eingefriedigt, und bequeme Stufen führen zu ihr hinab; ein großes, granitnes Kreuz erhebt sich über ihr, mit einer passenden frommen Inschrift. Nicht weit von ihr, nächst der Landstraße von Pyritz nach Arnswalde, ist ein Gebäude, wie eine Abtei, errichtet, als Seminar für Landschullehrer, und den Namen Ottostift führend.

Th. Kantzow, Pomerania, I. S. 88—91.
Kanngießer, Gesch. von Pommern, S. 568—580
Micrälius, Altes Pommerland, I. S. 148.
Cramer, Große Pomm. Kirchen-Chronik, I. S. 27. 28
Berliner Kalender für 1838, S. 357. 358.
Pomm. Prov. Blätter, II. S. 146.

18. Das heidnische Edelweib zu Cammin.

Nachdem Bischof Otto in Pyritz also getauft hatte, zog er zuerst auf das Schloß in Stargard zu dem Herzog Wartislav, von da aber weiter nach Cammin, wo er wieder predigte und das Volk taufen wollte. Allein sein Werk wollte hier keinen rechten Fortgang haben, und es waren anfangs nur Wenige, die sich taufen ließen, bis dieses auf einmal durch ein sichtbarliches Wunder anders wurde. Es war nämlich auf dem Lande nicht weit von Cammin ein Edelweib, sehr gewaltig und reich, so daß ihr Mann wohl mit dreißig Pferden zu reiten pflegte. Dasselbige Weib war sehr gottlos und schimpfte gegen das neue Christenthum und sagte, daß sie ihres Vaters Glauben in keine Wege übergeben wolle. Und weil es gerade in der Ernte war, zwang sie ihre Leute, die schon großentheils getauft waren, auf einen Sonntag zu mähen und zu erndten, und wollte sie nicht zur Kirchen nach Cammin gehen lassen, sprechend: Was liegt mir an dem neuen Gotte, den der Bischof von Bamberg herbringet; sehet Ihr nicht, welche schöne und große Früchte uns unsere Götter gegeben haben? die laßt uns werben und verzehren! Wie das Gesinde nun aber noch zögerte, da ließ sie einen Wagen zurichten und fuhr mit aufs Feld; und wie sie nach Art der Pommern ein stark Weib war, nahm sie eine Sense, und begann selbst zu mähen, und sagte: Laßt sehen, was mir der Christen Gott darum wird thun können! Sie schalt auch die Anderen, daß sie nicht ihre Sensen nehmen und mähen wollten.

Und als sie so schalt und tobte, da verstarrte sie plötzlich von Stund an, und blieb gebückt stehen, konnte sich auch weder aufrichten, noch Sense oder Halm aus den Händen los werden, konnte auch nicht reden, sondern stand also stumm, und sah gräulich aus, wie ein hölzern Bild.

Das Gesinde erschrak sehr, ergriffen sie beim Leibe und wollten ihr die Sense nehmen, konnten das aber nicht, und standen lange und warteten, ob es nicht wollte besser mit ihr werden. Darum riefen sie sie an und ermahnten sie, daß sie sich möchte zu Jesum Christum bekennen und ihn um Gnade bitten, so werde er ihr helfen. Aber sie konnte nicht antworten und nicht einmal ein Zeichen von sich geben, bis sie nach einer Weile plötzlich niederstürzte und todt war.

Als solches Wunderwerk ist lautbar geworden im Lande, da haben Alle, die es gehört, den wahren Gott erkannt, und haben sich taufen lassen und sind Christen geworden, also daß der heilige Otto vierzehn Wochen lang in Cammin bleiben mußte, um alle zu taufen, die sich meldeten.

Kantzow, Pomerania, I. S. 98.
Micrälius, Altes Pommerland I. S. 149.
Kanngießer, Gesch. v. Pomm. S. 600—602.
Joh. Bugenhagii Pomerania, p. 89.

91. Sanct Otto in Julin, und Bogdal.

Von Cammin zog Sanct Otto zu Wasser nach Julin. Allda kam er des Abends an. Weil es aber bekannt war, daß die Juliner keinen Christen in ihrer Stadt duldeten, und weil der Bischof bedachte, wie es dem Bischof Bernhard daselbst ergangen war, so fürchtete er sich, offen in die Stadt einzuziehen, und er begab sich daher auf Anrathen der Räthe des Herzogs Wartislav bei Nacht in das Schloß, welches der Herzog allda hatte, und welches eine sichere Freistatt war für Alle, die bedrängt und verfolgt wurden. Des anderen Morgens aber erfuhren das die Bürger, und sie liefen vor das Schloß, rufend, daß den Verkehrern des Glaubens und der guten Sitten ihres Vaterlandes nirgends Friede und Sicherheit sein sollte. Sie brachen auch die Thore des Schlosses auf, drangen mit Unsinnigkeit in die

Gemächer und jagten Sanct Otten mit seinen Begleitern aus der Stadt. Dabei liefen viele des gemeinen Pöbels zu und warfen nach den Fremden mit Steinen und Koth.

Darunter war Einer, ein Wende, der schlug den heiligen Bischof mit einer großen Runge, daß er niederfiel und von seinen Dienern wieder aufgehoben werden mußte

Die Vornehmsten der Stadt schickten aber darauf zu dem Bischof, und baten ihn um Verzeihung wegen des Vorgefallenen, und sprachen zu ihm, daß sie zwar nicht abgeneigt wären, sich taufen zu lassen, daß sie aber erst sehen wollten, was die Bürger zu Stettin machten, welche das Haupt der Pommerschen Städte sei, und daher billig vorgehen müsse; würden sich diese taufen lassen, so wollten sie in Julin es auch. Der Bischof zog deshalb zuerst nach Stettin, und nachdem die Stettiner sich hatten taufen lassen, kehrte er nach Julin zurück, wo die Bürger, arm und reich, nun mit Freuden herzuliefen, um die heilige Taufe von ihm zu empfangen.

Unter denselben war jener Wende, der ihn mit der Runge geschlagen hatte. Den gereute diese seine That jetzt sehr, und als er zur Taufe kam, sagte er auf sein Wendisch zu dem Bischofe: Bog dal, ize cien nie zabil, das heißt: Gott gab, daß ich dich nicht erschlug. Darauf gab ihm Sanct Otto den Namen von den ersten Worten, die er geredet, also daß er Bogdal geheißen wurde. Dieser Name besteht noch jetzt in Pommern und besonders auf der Insel Wollin, und hat daher seinen Ursprung.

Kantzow, Pomerania, I. S. 99. 100. 100.
Micrälius, Altes Pommerland, I. S. 149. II. S. 432.
Cramer, Pomm. Kirchen-Chronik, I. S. 41.
Kanngießer, Gesch. v. Pommern, S. 606—620.

20. Die Bekehrung der Stettiner.

Von Julin, wo er so schmählich hatte abfahren müssen,

begab sich Sanct Otto nach Stettin, um allda sein heiliges Werk mit desto größerem Eifer wieder zu beginnen. Die Stettiner nahmen ihn zwar nicht so feindselig auf, wie die Juliner gethan hatten; aber er konnte doch auch hier lange Zeit gar nicht zu seinem Zwecke gelangen. Er predigte bei zwei Monate lang alle Tage, und unterrichtete das Volk; und wie es in Quatember war, ließ er alle Morgen ein silbernes Crucifix vor sich her tragen, und ging mit seinen Priestern auf den Markt. Doch wollte Niemand hinan, und es hat Keiner das Christenthum annehmen wollen. Sie fragten ihn, warum sie doch den neuen Glauben annehmen sollten? Daß sie daraus frömmer werden sollten? Das glaubten sie nicht, denn sie sähen, daß unter den Christen größere Laster wären, denn unter ihnen, nämlich Raub, Mord, Dieberei, Lügen und Trügen, ja auch so großer Uebermuth, Hoffahrt und Ehrsucht, daß sie oft ihren Glauben selbst darum verachteten und schmäheten. Einen solchen Glauben begehrten sie nicht.

Doch schickte es unser Herr Gott um ihres eignen Besten willen anders. Denn es war damals ein gewaltiger Mann in Stettin, Dobislav geheißen, in solcher Achtung, daß auch der Fürst Wartislav nichts gern that ohne ihn, und von großem Geschlecht, also daß er beides, in der Stadt und auf dem Lande viele Freundschaft, Verwandtschaft und Schwägerschaft mit dem Adel hatte. Derselbe war schon früher, als er unter den Sachsen gewesen, getauft, aber als er wieder zu den Wenden kam, achtete er das Christenthum nicht mehr und begab sich zu der Heidenschaft zurück. Er hatte eine Frau von vornehmem Adel aus Sachsen, welche in ihrer großen Jugend von den Wenden ergriffen und weggeführt, und an den Dobislav verkauft war. Damit hatte er zwei junge Söhne gezeugt, Tepitz und Borant geheißen. Da nun St. Otto nach Stettin kam, war Herr Dobis-

lav nicht daheim; daher trug sein Gemahl, welche noch immer an ihrem Christenthum hing, groß Verlangen, daß ihre beiden Söhne getauft werden möchten. Sie hielt sie deshalb heimlich dazu an, daß sie sich zu Sanct Otto halten, aber nicht sagen sollten, daß sie es ihnen geheißen hätte. Das thaten die Knaben, und St. Otto gefiel ihnen wohl, denn er gab ihnen Obst, und andere Geschenke, welche Kinder gern haben, und ließ sie dabei das Vaterunser und den Glauben lernen, und bat sie oft wieder zu kommen. Zuletzt beredete er sie, daß sie sich taufen ließen, womit sie zufrieden waren. Denn nach der Taufe schenkte er ihnen schöne weiße seidene Röcke mit güldenen Streifen und güldenem Gürtel, und bunte Schuhe. Da das andere Kinder sahen, ließen sie sich auch taufen, damit sie schöne weiße Kleider und bunte Schuhe bekämen.

Als nun also schon viele Kinder getauft waren, da bekam Dobislavs Gemahl endlich Muth, auch zu dem Bischofe hinzugehen. Da war es denn nun herrlich anzusehen, wie die fromme Frau, die so lange ihren Glauben hatte geheim halten müssen, zu dem heiligen Manne kam. Ihre beiden Knaben waren gerade bei diesem, und saßen ihm zu beiden Seiten, angethan mit ihren weißen Kleidern. Als nun die Mutter kommt, stehen die Kinder auf, und verneigen sich gegen den Bischof, als bäten sie um Urlaub, und gehen alsdann der Mutter entgegen. Die Mutter wird darüber so voller Freuden, daß sie anfängt zu weinen, und in die Kniee sinket. Sie herzet und küsset ihre Söhne und spricht: Gelobet seist du, Herr Jesus Christus, daß du meine Kinder zu deinem Sacrament hast kommen lassen, daß du endlich meine Bitten erhöret und an ihnen gethan hast, was nun geschehen ist. Sie spricht darauf auch den Bischof an, und danket Gott für seine Ankunft, und bittet, er wolle sich nicht die Zeit lang werden lassen, es werde

alles noch gut gehen. Sie nahm sodann die Absolution und Buße von St. Otto an, und ließ alle ihr Gesinde von ihm taufen. Da dieß bekannt wurde, kamen viele Bürger und ließen sich auch taufen.

Obgleich dieses nun aber geschehen war, so hatte man doch große Furcht, wenn Dobislav von seiner Reise zurückkehren werde. Da trug sich aber das Wunder zu, daß ein heidnischer Pfaff in Stettin, der einen harten Zorn auf den Bischof faßte und auf den christlichen Glauben schimpfte, nachdem er auch einmal des Tages wieder viel höhnische Worte gegen die Christen geredet hatte, über Nacht plötzlich todt gefunden wurde, also daß sein Leib aufgeschwollen und geplatzt war. Das war sichtbarlich nur Strafe Gottes, und wer noch nicht getauft war, der ließ sich nun taufen.

Als nun nach solchen Ereignissen Dobislav endlich wieder zu Hause kam, da kehrte auch er von seinem Irrthume zurück, ließ sich absolviren vom Bischofe, empfing Buße von ihm und war ihm fortan in allem behülflich. — Also wurde Stettin bekehrt.

Th. Kantzow, Pomerania, I. S. 101—109.
Micrälius, Altes Pommerland, I. S. 149. 150.
Cramer, Gr. Pomm. Kirch=Chron. I. S. 39. 40.
Kanngießer, Pomm. Gesch. S. 623—655.

21. Julins Abfall vom Christenthum.

Bischof Otto zog, nachdem er die Pommern bekehrt hatte, in seine Heimath zurück, daß er um die Ostern 1125 wieder gen Bamberg kam. Nach seiner Abreise geschah es, daß zuerst die Julinschen von dem neuen Glauben wieder abfielen. Dieselben feierten alljährlich im Anfange des Sommers ein Götzenfest, dazu sie ein großes Feuer anmachten; dazu kam alles Volk zusammen, und aß und trank sich voll

und trieb allerlei Ungestüm. Dieses Fest wollten sie auch jetzt, nach der Abreise des Bischofs, sich nicht nehmen lassen, obgleich sie getauft waren. Sie kamen deshalb zusammen und schlemmten nach alter Gewohnheit. Wie nun das Volk also toll und voll war, da waren Einige unter ihnen, die hatten noch etliche kleine Götzenbilder aufbewahrt. Diese zeigten sie dem Volke, und sagten, das wären ihre alten, wahren Götter, unter denen sie doch ein gutes Leben gehabt hätten, wogegen man ihnen jetzt alle Freuden verbieten wolle. Darum sollten sie den alten Glauben wieder annehmen, und den fremden abenteuerlichen Christengott fahren lassen. Dasselbige gefiel dem tollen Haufen, und sie warfen das Christenthum weg, lästerten Gott, und trieben den Bischof Adalbert aus, den ihnen St. Otto zurückgelassen hatte, und wurden wieder sammt und sonders Heiden. Aber für diesen Gräul wurden sie alsbald bestraft. Denn urplötzlich schickte unser Herr Gott das höllische Feuer herunter und verbrannte die ganze Stadt bis in den Grund; bloß die beiden geweiheten christlichen Kirchen blieben unversehrt stehen. Da das die Bürger sahen, sind sie in Reue gerathen, haben den Bischof Adalbert zurückgerufen, Buße gethan und das Christenthum wieder angenommen. Aber die Stadt Julin, die bis diesen Tag gewaltig und groß gewesen, ist seitdem zu keinem Gedeihen wieder gekommen, und nicht lange hernach, wie oben erzählt, ganz und gar zerstört worden.

Kantzow, Pomerania, I. S. 114.
Micrälius, Alt. Pommerl. I S. 98. 151.
Cramer Gr. Pomm. Kirch. Chron. I. 49.

22. Stettins Abfall von Christenthum.

Des schweren Exempels der Stadt Julin ungeachtet fielen nicht lange hernach auch die Stettiner von dem wah-

ren Glauben wieder ab. Denn als daselbst ein großes Sterben kam, riefen die alten heidnischen Pfaffen unter das Volk, solches Sterben käme nirgends anders her, denn daß sie ihre Götter verlassen und einen neuen Gott angenommen; und so sie sich nicht wieder bekehrten, würden sie Alle sterben und vergehen. Da schrie das Volk, sie wollten ihre alten Götter wieder haben, und sie fielen von dem Glauben ab und stürmten die Sanct Adalberts-Kirche, die ihnen der Bischof Otto hatte bauen lassen, um sie zu zerstören. Das glückte ihnen aber nur, bis sie an das Chor kamen. Da trug sich ein gar merkwürdiges Wunder zu. Denn zu diesem Chore, welches in der Eile nur von Holz war aufgebaut worden, begab sich ein heidnischer Pfaff selbst, mit einer Axt in der Hand und wollte die Ständer umhauen und niederbrechen. Als dieser nun aber die Arme aufhob, so erstarben sie ihm plötzlich und er konnte nichts ausrichten, also daß das Chor stehen blieb. Darüber entsetzten sich die Bürger von Stettin, und sie wußten in ihrer Angst zwischen dem alten und neuen Glauben keinen andern Ausweg, als daß sie neben dem Chor der St. Adalbertskirche einen zweiten Tempel baueten für ihren Götzen Triglaff. So verehrten sie beide, Christum und Triglaff, und das blieb so bis zu St. Ottens Wiederkunft im Jahre 1128.

Kantzow, Pomerania, I. S. 115.
Micrälius, Alt. Pommerl. I. S. 151.

23. Die Bekehrung von Wolgast.

Im Jahre 1128, also nach vierjähriger Abwesenheit, kam der heilige Bischof Otto von Bamberg zum zweiten Male nach Pommern, um den christlichen Glauben dort, wo er während seiner Abwesenheit zu schwanken angefangen hatte, von Neuem zu befestigen, in anderen Gegenden des Landes aber, wohin er bisher noch nicht gedrungen

war, ihn auszubreiten. Der Bischof begab sich zuerst nach Demmin, und von da nach Usedom, wo der Fürst Wartislav einen allgemeinen Landtag der Pommern ausgeschrieben hatte. Auf diesem Landtage wurde berathen, ob der christliche Glaube jetzt für das ganze Pommerland sollte angenommen werden. Viele Grafen und von Adel wollten das nicht. Aber nachdem St. Otto selbst mit ihren heidnischen Pfaffen gar herrlich disputirt hatte, ergaben sie sich Alle darein, das Christenthum anzunehmen.

Darauf zog St. Otto zuerst nach der Stadt Wolgast, die noch im Heidenthum lag, um sie zu bekehren. In dieser Stadt war damals ein heidnischer Pfaff, dem es nicht gefiel, daß die Wolgaster sollten Christen werden. Als daher das Gerücht kam, St. Otto werde von Usedom zunächst nach Wolgast ziehen, begab er sich in der Nacht in einen dichten Busch im Walde Zitz auf dem Lande Usedom, und zog an sein weißes Kirchengewand. Und als früh Morgens ein Bauer vorbei kam, der Holz holen wollte, da rief er ihm zu mit hohler Stimme, er sei Barovit, der Gott der Wolgaster, der ihnen alles gebe, was sie bedürften; nun kämen aber Fremde ins Land, die wollten einen anderen Gott bringen; derohalben sollte er, der Bauer, den Wolgastern sagen, daß sie den neuen Gott nicht annähmen, auch seine Boten nicht in die Stadt nähmen, und wenn sie doch hineinkämen, nicht am Leben ließen; dafür wolle er ihnen in allen Sachen zur Hülfe sein. Damit macht sich der Pfaff eilends davon.

Der arme Bauer war sehr erschrocken, denn er meinte nicht anders, als daß er den Gott selbst gesehen und gehört hätte. Er ging in der Stadt und verkündete den Bürgern, was geschehen war. Die glaubten ihm leichtlich, und als nun der Pfaff, der geschwinde zur Stadt zurück gelaufen war, auch herzukam, und sich stellend, als wisse er von

nichts, sich den Vorfall erzählen ließ und darüber ein großes Geschrei erhob, da faßten sie Alle einen großen Eifer, und schworen mit Hand und Mund, wo der Bischof oder Einer seiner Gesellen in die Stadt käme, dem wollten sie straks den Kopf entzwei schlagen.

Unterdeß hatte St. Otto zwei Priester, Namens Ulrich und Albinus, weggeschicket, daß sie vor ihm her nach Wolgast gehen sollten. Die schlichen sich in die Stadt und begaben sich in das Haus des Vogts, der aber verreiset war. Als die Frau des Vogts von ihnen erfuhr, daß sie Christen wären, da erschrak sie sehr, und sagte ihnen, was die Bürger gegen sie beschlossen hätten, und bat sie wieder umzukehren. Das wollten die Priester indessen nicht, weil St. Otto bald kommen werde. Die Frau verbarg sie daher in ihrer Angst oben auf dem Söller. Nicht lange danach kamen die Bürger, welche schon erfahren hatten, daß zwei Christen in des Vogts Haus gegangen wären, und suchten sie, um sie zu erwürgen. Denen sagte aber die Frau, daß die fremden Männer wohl bei ihr gewesen, aber da sie sie nicht hätte herbergen wollen, schon längst wieder aus der Stadt gegangen seien. Also wies sie die Bürger ab, und verbarg die beiden Priester, bis nach einigen Tagen der Bischof Otto mit dem Fürsten Wartislav und großem Gefolge ankam.

St. Otto predigte nun den Wolgastern das Evangelium, weil unter dem Schutze des Fürsten die Heiden ihm nichts anhaben konnten. Doch hatte er anfangs wenigen Erfolg. Da trug es sich eines Tages zu, daß Einer aus seinem Gefolge allein ausging, um die Stadt und die Kirchen zu besehen. Wie der so spatzieren ging und die Bürger das sahen, da liefen sie zusammen und sprachen unter sich: Sehet da, da geht er und erspähet unsere Kirchen, wie sie die abbrechen und niederreißen mögen. Sollen wir

das leiden? Also folgten sie drohend dem Christen nach, in eine Kirche, in welche er bereits gegangen war, und umringten ihn und wollten über ihn herfallen. Da gerieth dieser in großen Schrecken, und wie er keine andere Errettung sah, ergriff er in seiner Angst einen Schild, der in der Kirche dicht bei dem Bilde des Götzen Barovit hing. Dieser Schild war groß und schön, und mit goldenen Gurten überzogen; er gehörte dem Gott Barovit, und es durfte ihn Keiner anrühren, außer der oberste Priester des Gottes in der Zeit, wenn es Krieg war. Mit diesem Schilde bedeckte er sich und lief damit nach der Thüre zu. Da solches die Bürger sahen, entsetzten sie sich über den Frevel, daß Einer, und zumal ein Christ, es wagte, den heiligen Schild des Gottes in seine Hand zu nehmen, und sie ließen von ihm ab, aus Furcht, selbst den Schild anzurühren und vermeinend, der Gott werde den Frevler augenblicks erschlagen. Der aber kam, zwar mit großer Angst, aber wohlbehalten zu dem Bischofe zurück.

Ueber Solches fingen die Bürger an, den Glauben an ihre Götter zu verlieren, und sie bekehrten sich zuletzt Alle zu dem christlichen Glauben.

Kantzow, Pomerania, I. S. 117—121.
Cramer Gr. Pomm. Kirch. Chron. I. S. 52—55.
Micrälius, Alt. Pommerl. I. S. 152.
Kanngießer, Pomm. Gesch. S. 725—732.

24. Stettins Wiederbekehrung.

Als der heilige Bischof Otto zum zweiten Male nach Pommern und zu den abgefallenen Stettinern kam, um sie von Neuem zum reinen Christenthume zu bekehren, da wurde er übel von den Abtrünnigen empfangen, und sein Werk wollte anfangs nicht gelingen. Aber durch Gottes Gnade glückte es doch. Es war nämlich zu damaliger Zeit ein

Bürger aus Stettin, Namens Wizsak, der auf dem Meere viel geraubt und seine Gesellen erschlagen hatte. Der war daher in Dänemark gefangen und in schweren Ketten in einen Thurm geworfen. Wie er nun da saß, so bereuete er seine Unthaten und flehete den wahren Gott, den er bei der Taufe schon kennen gelernt hatte, um Vergebung seiner Sünden an. Auf einmal erscheint ihm St. Otto im Traume und tröstet ihn und spricht ihm Muth ein um seiner Buße willen, befiehlt ihm auch zugleich, den Stettinern zu sagen, daß Gottes harte Strafe über sie ergehen werde, wo sie sich nicht bald bekehren. Und als er am anderen Morgen erwacht, da sind wunderbarer Weise seine Ketten gelöset, und er steht auf ohne Beschwerde und geht aus seiner Haft heraus ans Meer. Dort sucht er lange hin und her nach einem Schiffe, bis er zuletzt in seiner Angst St. Otten anruft, worauf plötzlich aus der Mitte der See ein Boot auf ihn zu geschwommen kommt. In dasselbe setzt er sich und rudert mit seinen beiden Händen, also daß er durch Gottes sichtbare Hülfe bis nach Stettin gelangt. Hier geht er in die Stadt hinein. Da hörten die Stettiner wieder auf St. Otto, und bekehrten sich abermals und blieben von nun an fromme Christen.

Kantzow, Pomerania, I. S. 125.
Kanngießer Gesch. der Pommern. S. 764.

25. Der Götzen-Baum in Stettin.

Daß die Stettiner nach des heiligen Bischofs Otto Wiederkunft zum christlichen Glauben ganz zurückkehrten, das soll sich auch durch folgende wunderbare Begebenheit zugetragen haben: Nicht weit von dem ehemaligen Tempel des Gottes Triglaff stand oben in der Schuhstraße zu Stettin ein alter, großer Nußbaum, den die Stettiner heilig hielten, weil sie glaubten, der Gott wohne in demselben,

und unter dessen Wurzeln eine besonders klare Quelle hervorkam. Als der Bischof die Stettiner zuerst bekehrt hatte, ließ er ihn stehen, weil er meinte, sie würden sich nun, da sie Christen geworden, nicht weiter an ihn kehren. Als er aber jetzt zum zweiten Male nach Stettin kam, und sah, daß ein großer Zulauf zu dem Baume war, so wollte er diesen Baum des Anstoßes aus dem Wege räumen. Er nahm daher eine Axt, um ihn umzuhauen. Da aber das der Mann sah, welcher der Herr des Grundes war, auf dem der Nußbaum stand, ergriff derselbe gleichfalls eine Axt, in der Absicht, dem Bischofe den Kopf zu spalten. Allein Gott der Herr schickte es, daß er den heiligen Mann nicht traf, und daß vielmehr die Axt dergestalt in den Baum selbst hineinfuhr, daß man sie nicht wieder herausziehen konnte. Da erkannten die Umstehenden und Alle den Willen des Allmächtigen Gottes, und sie ließen ab von der abgöttischen Verehrung des Baumes und seines Götzen.

Historische Nachricht von den alten Einwohnern in Pommern, von Christian Zickermann, S. 17.

Pommersche Provinzialblätter, I. S. 449.

26. Die Götzenfliegen zu Gützkow.

Im Jahre 1128 kam der Bischof Otto von Bamberg, als er zur Bekehrung der Pommern ausgezogen war, auch in das Städtlein Gützkow. Dasselbe war damals ein Hauptgötzennest des Pommerlandes, und der fromme Bischof hatte viele Last, das Volk von seiner Abgötterei zum wahren Christenthum zu bekehren. Als ihm dieses endlich gelang, fand er daselbst so viele heidnische Götzenbilder vor, daß mehrere Joch Ochsen vonnöthen waren, um sie aus der Stadt zu schleppen, allwo der Bischof sie verbrennen ließ. Hierbei war es denn wunderbar und zugleich erschrecklich anzusehen, wie auf einmal aus den Götzentempeln und

Bildern eine solche große Menge von Fliegen hervorkamen, daß davon die ganze Stadt als von einer schwarzen Wolke bedecket ward. Das Wunderbarste aber war, daß diese Fliegen lange Zeit von der Stadt nicht weichen wollten. Sie entflohen erst, nachdem der Bischof und seine Geistlichkeit mit Weihwasser und Weihrauch ihnen entgegen gezogen waren, und ihnen als bösen Geistern, im Namen des höchsten Gottes geboten hatten, sich davon zu machen. Da sah man sie denn in großen, dunkelen Haufen nach der Insel Rügen, und dort nach der alten Stadt Arkona hin fliegen, wo zu damaliger Zeit der Oberste der Pommerschen Götzen, der gräuelvolle Swantewit, seinen Sitz und seinen Tempel hatte.

A. G. v. Schwarz, Diplomatische Geschichte der Pommersch-Rügischen Städte Schwedischer Hoheit nach ihrem Ursprunge und erster Verfassung. Greifswald (1755). S. 419. 667.

Joh. Bugenhagii Pomerania, p. 104.

27. Die bestraften Götzenpriester.

Dem zweiten Zuge des heiligen Bischofs Otto in Pommern wollten sich zwei heidnische Priester widersetzen, und sie berathschlagten daher, wie sie ihn in einer eingeschlossenen Gegend in der Nähe der Oder überfallen und ihm das Haupt abschlagen wollten. Sie waren des Erfolges ihres verrätherischen Anschlages so gewiß, daß sie sich rühmten, das Haupt des heiligen Mannes könne ihnen nicht entgehen. Allein in dem Rathe des Himmels war es anders beschlossen, und dasselbe Schicksal, welches sie dem heiligen Manne zugedacht hatten, traf sie selbst. Denn zu derselben Stunde, als der Eine von ihnen ausgesprochen hatte, das Haupt des Bischofs werde noch heute in seinen Händen sein, erschien plötzlich vor ihm der Teufel, zerbrach ihm das Genick und zerschlug ihm den Hirnschädel an der Wand.

Der Andere aber wurde von seinen eigenen Anhängern an einem Baume aufgehangen. Als solches die Pommern sahen, da befestigten sie sich von Neuem im christlichen Glauben.

Joh. Bugenhagii Pomerania p. 109.

28. Der Gott Triglaf und das Dorf Triglaf.

Die heidnischen Pommern, absonderlich die zu Julin und Stettin, hatten zum vornehmsten Götzen Triglaf. Derselbe hatte drei Köpfe, zur Anzeigung, daß er das Regiment habe im Himmel, auf Erden und in der Hölle, und hatte vor dem Angesicht eine goldene Decke, zum Zeichen, daß er die Uebelthaten der Menschen nicht sehe. Dieser Götze war von lauterem Golde. In Stettin stand er auf dem mittelsten Berge in der Stadt.

In der Nähe des Gotts Triglaf ward ein Pferd gehalten, welches heilig war und zukünftige Dinge voraus sagte. Es wurde wohl gefüttert, und es durfte Keiner darauf reiten, also daß es das ganze Jahr müßig stand. Ein Priester war bestellt, der nichts weiter zu thun hatte, als seiner zu warten und es zu pflegen. Das Wahrsagen dieses Pferdes geschah aber in folgender Weise: Wenn man bedacht war, auf irgend einen Zug auszugehen, so wurden lange Stangen in der Queere auf die Erde gelegt. Durch dieselben führte der Priester das Pferd am Zügel, dreimal. Blieben nun die Stangen liegen, ohne vom Pferde angestoßen zu werden, so bedeutete das Glück, berührte es sie mit dem rechten Fuße, so war der Ausgang zweifelhaft, berührte es sie aber mit den linken, so war es Unglück.

Dieses Pferd in Stettin war groß, schwarz und feist. St. Otto gebot den bekehrten Stettinern, daß sie es gebrauchen sollten, und sagte, es wäre besser vor dem Wagen als zum Wahrsagen. Aber die Stettinschen wollten es nicht nehmen, denn sie besorgten sich, der Gott Triglaf

möchte ihnen darum Schaden zufügen. Deshalb schickte St. Otto es nach Deutschland, und ließ es allda verkaufen. Den Stettinschen Götzen Triglaf schickte St. Otto nach Rom an den Papst, zur Anzeigung der Bekehrung der Pommern.

Den Julinschen Götzen Triglaf dagegen konnte er nicht bekommen. Denn als er die Tempel in Julin niederbrach, da brachten die heidnischen Pfaffen den Götzen weg in ein Dorf bei Greifenberg. Dort verbargen sie ihn bei einer Bäuerin. Die hat ihn in ein Tuch gewunden und in einen starken Block verschlossen, auch nur ein kleines Loch darin gelassen, damit man ihm räuchern könne. St. Otto hat ihn lange vergeblich suchen lassen. Endlich ist zwar Einem aus der Gesellschaft des Bischofs, Namens Hermann, einem verschmitzten Manne, gelungen, ihn zu finden, indem sich derselbe der Landesart nach gekleidet und vorgegeben hat, er habe Schiffbruch gelitten und wolle dem Triglaf opfern. Allein er hat dennoch seiner niemals habhaft werden können. Das Dorf, in welchem die Bäuerin ihn verborgen hielt, hat von der Zeit an den Namen Triglaf erhalten, den es noch jetzt führt.

Für gewiß weiß man nicht, wo der Götze von da zuletzt geblieben ist. Verwunderlich ist es aber, daß die Kirche zu Triglaf von undenklichen Zeiten her ein bedeutendes Vermögen hat, und reicher ist, als irgend eine andere Kirche auf dem Lande. Die Leute sagen daher auch, daß das Götzenbild endlich noch aufgefunden und eingeschmolzen sey, und daß davon der Reichthum der Kirche herrühre.

Kantzow, Pomerania, I. S. 107—111.
Micrälius, Altes Pommerl. I. S. 150.
Cramer, Gr. Pomm. Kirch. Chron. I. S. 39—42.
Kanngießer, Pomm. Gesch. S. 665. 666.
Pommersche Provinzialblätter, I. S. 448.

29. Wunderwerke des heiligen Otto.

Der heilige Bischof Otto, als er im Pommerlande zur Bekehrung der Heiden war, hat allda viele und große Wunderwerke verrichtet.

Einstmals, als er zu Julin gerade die Messe las, kam eine arme blinde Frau zu ihm, und bat ihn, daß sie wiederum möchte sehend werden. Als der Bischof solchen Glauben bei ihr fand, da befahl er ihr, sie sollte zur Kirche des heiligen Adalbert selbigen Ortes gehen, und die Glocke ziehen, um dadurch den heiligen Adalbert zu wecken, damit er ihr helfe. Das hat die Frau denn gethan, und wie sie eine Weile an der Glocke gezogen und dabei fleißig gebetet, so ist sie plötzlich durch ein großes Wunder sehend geworden. Als die Julinschen Bürger das erfahren, wollten sie die Heilung des Weibes dem Bischofe zuschreiben. Der verbot ihnen das aber und sprach: Ihr müßt wissen, daß ich kein Wunderthäter bin, sondern ein Sünder. Was Ihr gesehen habet, das ist allein den Verdiensten des heiligen Adalbert zuzuschreiben. Durch Solches wurden die Juliner in ihrem Glauben von Neuem befestigt.

Ein andermal brachte ein Edelmann seinen Sohn, der mondsüchtig war, zu dem Bischofe, und bat diesen, dem Knaben seinen Segen zu ertheilen, auf daß er wieder gesund werde. Er führte auch vier fettgeweidete Ochsen mit sich, die er dem Bischofe zum Geschenk machen wollte. Solches Geschenk schlug der Bischof zwar aus, den Knaben aber segnete er, und wies ihn an, daß er mit seinem Vater in das Gezelt gehe, in welchem die Gebeine der Heiligen aufbewahrt wurden, dort sollten sie beten und Gottes Barmherzigkeit anrufen. Also thaten sie, und der Kranke genesete von Stund' an.

Ein anderer Edelmann, der zuweilen an Verwirrung und Wahnsinn litt, warf sich auf der Stelle nieder, auf

welcher der Bischof gestanden hatte, und erhielt augenblicklich seine Gesundheit wieder.

An einem Feiertage, nämlich am Tage des heiligen Laurentius, sah ein Priester im Gefolge des Bischofs, Namens Bocetis oder Bock, als er hinaus auf ein Landgut gegangen war, mehrere Landleute das Korn schneiden. Er redete sie an, belehrte sie, welch ein heiliger Feiertag heute sey, und ermahnte sie, daß sie die Arbeit unterlassen sollten. Allein der Aufseher, der über ihre Arbeit gestellt war, wollte das nicht leiden, und befahl ihnen, sie sollten weiter arbeiten. Da fiel auf einmal ein helles, grausames Feuer vom Himmel, und verzehrte nicht nur die noch stehende Saat, sondern auch die Ernte, die schon geschnitten war.

Derselbe Priester war nicht lange nachher wiederum aufs Land gegangen, wo er einen Mann und eine Frau bei der Kornernte traf. Und weil es an diesem Tage Mariä Himmelfahrt war, so wollte er sie an ihrer Arbeit hindern und er ermahnte sie, der Mutter Gottes die Ehre zu geben. Es war aber gerade an einem Montag. Da antwortete ihm der Bauer: Gestern durften wir nicht arbeiten, weil es Sonntag war, und heute sollen wir abermals nichts thun. Was ist das für eine Lehre, welche uns verbietet, unsere Früchte einzusammeln. Wie er also mitten in seinem Lästern war, und fortfuhr, das Getreide zu mähen, da stürzte er plötzlich todt in die Furche. Die Sichel, mit der er gearbeitet, behielt er in der rechten Hand, und die Saat, so er gerade abgeschnitten, in der linken. Man konnte auch beides nicht eher aus seinen Händen ziehen, als bis die ganze Gemeinde vor dem Geistlichen die Sünde des Mannes anerkannt hatte.

Cramer, Gr. Pomm. Kirch. Chr. I. 95.

Kanngießer, Gesch. v. Pomm. S. 800—804.

30. St. Otto's Tritte.

In der Schloßkirche zu Stettin zeigte man früher einen alten Stein, und Einige sagen, daß er noch derselbe sey, auf welchem der heilige Bischof Otto gestanden hat, als er zu Stettin die Pommern getauft. In dem Steine sieht man zwei lange Tritte, die sich von den Füßen des heiligen Mannes abgedrückt haben.

Ledeburs Archiv. 8. 213.

31. Der schwarze Hahn des h. Otto.

In dem Dome zu Bamberg zeigt man noch gegenwärtig einen silbernen Arm, in welchem Gebeine des heiligen Vitus eingefaßt sind. An dem Daumen des Armes aber befindet sich ein schwarzer Hahn. Von dessen Bedeutung erzählt man sich Folgendes: Die alten Pommern hielten den Hahn heilig, und verehrten besonders einen schwarzen Hahn. Dieses benutzte der Bischof Otto, als er zur Bekehrung der Pommern auszog. Denn indem er in den silbernen Arm Gebeine des heiligen Vitus einfassen, und an demselben zugleich das Bild des schwarzen Hahnes anbringen ließ, brachte er dadurch zuwege, daß die heidnischen Pommern, weil sie vor dem Hahne niederfielen, zugleich den Reliquien des Heiligen Verehrung erwiesen. Dieses Letztere geschah nun zwar unwissend von ihnen; aber sie wurden dadurch doch der gnadenreichen Einwirkung der heiligen Gebeine theilhaftig, und um desto besser waren sie zu dem wahren Christenthum zu bekehren.

Vgl. Barthold, Geschichte von Rügen und Pommern, I. S. 230.

32. Die singenden Todtenköpfe.

In der Stadt Stargard in Pommern, welche früher nur ein geringer Flecken war, hat sich einstmals ein gar sonderbares Wunder zugetragen. Die Stargarder, welche

damals noch arge Heiden waren, hatten gegen die Christen gestritten, dieselben besieget und viele von ihnen erschlagen. Die Köpfe der Erschlagenen hatten sie mit sich genommen und in ihrem festen Schlosse zum Zeichen des erfochtenen Sieges aufgesteckt. Da trug es sich nun in der heiligen Christnacht des Jahrs 924 auf einmal zu, daß diese sämmtlichen aufgesteckten Christenköpfe mit heller und lauter Stimme angefangen haben zu singen: Gloria in altissimis Deo! Und haben auch nicht eher aufgehört, dann bis sie das ganze heilige Lied zu Ende gehabt. Darüber haben die Heiden sich sehr entsetzt und erschrocken. Das Merkwürdigste dabei aber war das, daß gerade 200 Jahre später, nämlich im Jahre 1124, der heilige Bischof Otto in Stargard das Evangelium predigte.

Das Schloß, wo Solches sich zugetragen, hat im Kaholze bei Stargard gelegen, und ist im Jahre 1295 zerstört worden.

Cramer, Gr. Pomm. Kirch. Chron. I. S. 29. 30.
Micrälius, Altes Pommerland, II. S. 409.

33. Die Heiligung des Meeres.

Zur Zeit des Kaisers Otto des Dritten erhielt Reinberus, ein frommer und gelehrter geistlicher Herr, aus dem Hosgau gebürtig, den Sprengel von Kolberg zum Bisthum. Hier war aber zu damaliger Zeit noch Alles tief im Heidenthum versunken. Als daher Reinber gen Kolberg kam, war sein erstes Geschäft, daß er die heidnischen Götter vertrieb und ihren Dienst vertilgte. Die Tempel derselben zerstörte er mit Feuer. Am meisten zu schaffen machte ihm das Meer. Dasselbe war von einer Menge Unholder bewohnt. Diese wollten lange nicht weichen; da nahm der Bischof zuletzt vier Steine, die tränkte er mit dem heiligen

Chrisma und warf sie dann in das Meer hinein. Darauf wichen von Stund' an die heidnischen Geister.

Barthold, Geschichte von Rügen und Pommern. I. S. 342.

34. Die Corveier Mönche auf Rügen.

Unter dem Kaiser Ludwig dem Deutschen geschah es zuerst, daß die Wenden zum christlichen Glauben bekehrt wurden. Dieser Kaiser forderte viele Mönche und Priester auf, zu ihnen zu ziehen und ihnen das Evangelium zu predigen. So kamen etliche Mönche aus dem Kloster Corvei in Westphalen in das Land zu Rügen, predigten allda, und bekehrten durch die Gnade Gottes die Rügianer zum Christenthume. Sie bauten darauf eine Kirche im Lande, welche sie in die Ehre Sancti Viti weiheten, der ein Patron ihres Klosters zu Corvei war. Denselben gaben sie auch den Rügianern zum Patron.

Die Insel Rügen selbst ließen sie sich von dem Kaiser*) zum Geschenke machen, und es soll der Schenkungsbrief noch vorhanden sein. Als nun aber nach einiger Zeit die Mönche in ihre Heimath zurückgekehrt waren, und die Vögte, die sie auf der Insel gelassen hatten, anfingen geizig zu werden, und grausam mit den Neubekehrten zu verfahren, da fielen diese von dem christlichen Glauben wieder ab, verjagten die Vögte, und weigerten auch, dem Kloster zu Corvei ferner einen Tribut zu geben. Doch behielten sie den Sanct Vit, wenn auch nicht als einen christlichen Heiligen, so jedoch nun als einen heidnischen Gott, den sie Swantewit nannten, und dem sie einen Tempel zu Arkona erbauten. Nach diesem Swantewit machten sie nachher noch andere, geringere Götter, die sie zu Carenza verehrten.

In solchem Heidenthume verblieben sie, bis sie im

*) Lothar, s. Wigand Geschichte v. Corvei, II. S. 222.

Jahre 1168, wie wir gleich erzählen werden, von den Dänen zum Christenthume wieder bekehrt wurden.

Von dem heiligen Vitus soll auch die Rügensche Halbinsel Witkow ihren Namen haben, indem man sie anfangs Vit—ow, d. h. Vits—land geheißen hat.

Alberti Cranzii Wandalia, S. 58.
Th. Kanzow, Pomerania, I. S. 41. 42.
Joh. Bugenhagii Pomerania, p. 65.
Val. ab Eickstedt, Epitome Annalium Pomeraniae, p. 11.
Cramer, Gr. Pomm. Kirchen-Chron. I. S. 76.
Chr. Schöttgen, Altes und Neues Pommerland, S. 273.
Grümbke, Darstellung der Insel Rügen, II. 3.

35. Die Fünte bei Schwantow.

Auf der Insel Rügen liegt ein Pfarrdorf Namens Schwantow; es soll seinen Namen haben von dem Götzen Swantewit, der auch hier einen Tempel gehabt hat. Nahe bei diesem Dorfe ist ein Teich, die Fünte geheißen. Von demselben sagt man, daß darin die ersten Christen auf der Insel getauft seien. Dieß soll geschehen sein lange vorher, als der heilige Otto von Bamberg in das Land Pommern kam, nämlich im neunten Jahrhunderte, als fromme Mönche aus dem Kloster Corvei in Westphalen nach Rügen gekommen waren, und die heidnischen Bewohner zum Christenthum bekehrt hatten.

Altes und Neues Rügen, S. 275.

36. Swantewit und Arkona.

Auf der nördlichsten Spitze der Insel Rügen findet man noch jetzt die Spuren der Stadt Arkona, in alten Zeiten die Hauptstadt und Hauptfestung des Landes. Sie lag auf einem steilen Berge unmittelbar am Meere. In dieser Stadt befand sich auch der Tempel und das Bild des ersten Götzen der Rügianer, Swantewit, weshalb sie von

dem ganzen Lande besonders heilig gehalten wurde. Der Tempel stand auf einer ganz ebenen Fläche. mitten in der Stadt. Er war sehr zierlich gebaut, und von außen roth angemalt und mit allerlei prachtvollem Schnitzwerk verziert. Er hatte nur Eine Eingangsthür, aber eine doppelte Halle, dergestalt, daß die eine die andere wie ein Ring umschloß. Die äußere dieser Hallen war sowohl an den Seiten wie an ihrer oberen Bedeckung schön mit purpurnen Farben bemalt. Die innere wurde von vier Säulen getragen, zwischen denen Bekleidungen von den herrlichsten Teppichen aufgehangen waren. Beide Hallen hatten ein gemeinsames Dach und gemeinsame Schwibbogen.

In der inneren Halle stand hinter einem Vorhange das Bild des Gottes Swantewit. Es war von ungeheurer Größe und überragte bei weitem alle menschliche Leibesgestalt. Es hatte vier Köpfe auf eben so vielen Hälsen; zwei davon waren vorwärts nach der Brust hin gerichtet, die beiden anderen rückwärts, jedoch nach der Seite hin, so daß Einer links, der Andere rechts sah. Jedes Gesicht hatte einen großen Bart, der ganz wie zerzauset und zerkaut aussah. In der rechten Hand hielt der Gott ein Horn, das mit verschiedenen Metallen ausgelegt war. Dasselbe wurde von dem Priester des Gottes alljährlich mit neuem Meth gefüllt, aus dem er den Segen des neuen Jahres weissagte. Der linke Arm des Götzen war in die Seite gesetzt, und bildete auf diese Weise einen Bogen. Der Gott trug ein Gewand, das bis auf die Schienbeine herabreichte. Mit den Füßen stand er auf einem Gestell, das aber so tief in die Erde hineingelassen oder hineingesunken war, daß man es nicht mehr sehen konnte.

Nahe bei dem Bilde hingen Sattel, Zaum und Schwert des Gottes. Das Schwert war von ungemeiner Größe; Gefäß und Scheide desselben waren von Silber mit

feiner eingelegter Arbeit. Außerdem hingen an den Wänden auf purpurnen Decken allerlei Hörner von wilden Thieren umher, so wie die Geschenke von Gold und Silber, welche dem Gotte von nahe und von fern dargebracht wurden.

Die Verehrung dieses Götzen geschah auf folgende Weise: Weil er vorzüglich als der Gott des Sieges und der Fruchtbarkeit angesehen wurde, so versammelte sich das gesammte Volk alljährlich nach der Ernte vor dem Tempel zum Opfern und zum Opferschmause. Der Oberpriester, der gegen die Sitte des Landes Haar und Bart ungeschoren trug, hatte am Tage vorher das innere Heiligthum des Tempels, welches er allein betreten durfte, mit Besen gereinigt. Dabei mußte er sich aber alles Athmens enthalten, und jedesmal, wenn er Athem holen mußte, vor die Thüre laufen, damit der Gott durch menschlichen Hauch nicht befleckt werde. Wenn nun an dem Tage des Festes das Volk versammelt war, dann besah er zuerst das Horn des Gottes, und weissagte aus dessen Inhalte; war nämlich dasselbe noch voll von dem, im vorigen Jahre hineingegossenen Meth, so bedeutete dieß ein bevorstehendes fruchtbares Jahr; fehlte hingegen etwas an dem Meth, so bedeutete das Theurung und Hungersnoth. Nachdem dieß geschehen war, sprengte er den Inhalt des Horns als Opfer vor die Füße des Gottes, füllte es dann mit frischem Meth und flehete zu dem Gotte um Segen für das Land und um Sieg gegen die Feinde. Darauf leerte er dasselbe ohne abzusetzen, füllte es sodann wieder, und stellte es zurück an die Seite des Götzen.

Hierauf nahm er einen Opferkuchen, der rund und so groß war, daß er fast die Größe eines Mannes erreichte; den stellte er zwischen sich und das Volk und fragte das letztere, ob man ihn auch sehen könne. Wenn dieß verneint

wurde, so bedeutete das Glück, und er wünschte nun, daß man ihn auch im künftigen Jahre nicht möge sehen können. Nachdem er alsdann die Versammelten noch zu einer standhaften Verehrung des Gottes ermahnt hatte, grüßte er sie, und es ging darauf Alles aus einander zu fröhlichen Gelagen und Schmausereien, mit denen der Tag beschlossen wurde.

Zur Unterhaltung des Dienstes und der Priester des Gottes mußte jeder Mann und jedes Weib im Lande alljährlich ein Geldstück opfern; auch bekam der Gott bei einem jeden Siege den dritten Theil der Beute, indem angenommen wurde, daß er unmittelbar mit in dem Treffen gewesen wäre, und den Sieg hätte erfechten helfen. Weiter hatte er dreihundert Pferde zum alleinigen Eigenthum, also daß Alles, was durch dieselben verdient, oder alle Beute, welche durch dieselben gemacht wurde, ihm zufiel. Auf solche Weise war der Tempel des Gottes mit vielen Reichthümern angefüllt, zu denen die vielen Geschenke hinzukamen, die ihm von allen Seiten gemacht wurden. Selbst fremde Könige bezeugten ihm durch fromme Gaben ihre Ehrfurcht; so hatte ihm Swein, König Haralds Sohn, einen kostbaren Becher geweihet.

Dieser Gott Swantewit hatte auch ein besonderes, ihm geheiligtes Pferd. Dasselbe war groß und von schneeweißer Farbe. Es durfte Niemand darauf reiten, oder ihm Mähne oder Schweif berühren, als nur der Oberpriester, der es auch allein fütterte. Auf diesem Rosse zog der Gott zuweilen des Nachts ganz allein gegen die Feinde des Landes und des Glaubens aus, und verfolgte und tödtete sie. Denn gar oft fand man des Morgens das Pferd mit Staub und mit Schweiß bedeckt, so daß es einen weiten Weg mußte gelaufen haben.

Dasselbe Pferd wurde auch zu Weissagungen gebraucht.

Denn wenn man gegen den Feind zu Felde ausziehen wollte, so wurden vorher neue Speere oder Stangen in der Queere auf die Erde gelegt, und darüber wurde das Pferd dreimal hingeführt. Schritt es jedesmal mit dem rechten Fuße zuerst vor, und berührte auch die Stangen nicht, so bedeutete dieß einen glücklichen Ausgang des Feldzuges; berührte es sie aber, oder schritt es zuerst mit dem linken Fuße aus, so war dieß ein Zeichen, daß kein guter Ausgang bevorstand. —

Solcher Götzendienst hatte lange auf der Insel Rügen gedauert, und das Bild Swantewits hatte gerade dreihundert und dreißig Jahre in dem Tempel zu Arkona gestanden, als im Jahre 1168 Bild und Dienst zerstört wurden, und an deren Stelle die christliche Religion feste Wurzel auf der Insel faßte.

Die Rügianer hatten nämlich zu damaliger Zeit die Dänische Oberherrschaft, unter der sie lange gestanden, von sich abzuschütteln gesucht. Dafür beschloß der König Waldemar I. von Dänemark, sie zu züchtigen. Er zog deshalb im Winter des Jahres 1167 auf 1168 mit einer überaus großen See- und Heeres-Macht vor Arkona, der Hauptstadt und der Hauptfestung des Landes. Mit sich hatte er genommen seinen geistlichen Feldhauptmann, den Bischof Absalon von Roschild, und den Bischof Swens von Arhuß.

Er belagerte die Festung mit sehr ernstlichen und nachdrücklichen Anstalten. Die Arkoner versäumten sich aber auch ihrer Seits nicht an tüchtigen Gegenvorkehrungen. Die Stadt hatte nämlich von drei Seiten nach der See hin so hohe und steile Ufer zum Schutze, daß es ganz unmöglich war, ihr von daher beizukommen; und nach der vierten, nach der Landseite hin, hatte sie einen eben so hohen und steilen Wall, mit nur einem einzigen Thore darin. Und über diesem Thore befand sich ein star-

ker Thurm, von welchem aus es gegen jeden Angriff zu vertheidigen war. Unter solchen Umständen hielten die Arkoner sich für sicher und unüberwindlich, und da sie auch zudem mit guter und gerüsteter Mannschaft versehen waren, so spotteten sie aller Anstalten der Belagerer.

Diese, nachdem sie schon lange vergebens vor der Festung gelegen hatten, und noch immer keine Weise absehen konnten, wie sie in Stadt zu gelangen vermögten, fingen auch schon nach und nach an, an einem glücklichen Ausgange ihres Unternehmens zu verzweifeln. Da trat auf einmal Einer unter ihnen auf, ein gemeiner Soldat, der weissagte, daß an dem Tage des heiligen Vitus die Feste fallen werde, zur Strafe des Verraths und der Abgötterei der Einwohner, die vor mehreren hundert Jahren den heiligen Vitus verstoßen und statt seiner den Götzen Swantewit angenommen hatten. Dem Soldaten wollte zwar Niemand glauben, zumal da der Tag des heiligen Vitus herankam, ohne daß man irgend etwas sah, woraus man für eine Uebergabe oder Einnahme der Festung hätte schließen können. Aber dennoch geschah es, daß durch eine wunderbare Fügung des Himmels die Prophezeihung wahr wurde.

Es war nämlich in dem Lager der Dänen ein vorwitziger Bube. Dieser hatte eines Tages, gerade an dem Tage des heiligen Vitus, wahrgenommen, daß in der Verschanzung des Thores, durch Abgleiten von Erdschollen, sich eine Vertiefung gebildet hatte, darin sich ein Mensch verbergen konnte. Leichtsinnig und vorwitzig wie er war, stieg er vermittelst einiger Speere, die er stufenweise in den Wall einstieß, in die Vertiefung hinauf, und machte in derselben aus Spielerei ein Feuer an. Da fügte es sich, daß das Feuer den Thurm ergriff, der etwas über das Thor heraus gebaut war, und hervorragte. Anfangs achtete kein Mensch hierauf. Allein auf einmal stand der ganze Thurm in Flam-

men, so daß selbst das, oben in seinem Gipfel angebrachte Götzenbild von dem Brande ergriffen wurde. Jetzt wurden beide Theile aufmerksam. Die Belagerten schickten sich an, das Feuer zu löschen. Das benutzten die Belagerer, indem sie schleunig an die Festung heranrückten, und anfingen zu stürmen. Dadurch bekamen die Arkoner mit einem dopelten Feinde zu kämpfen, dem sie auf die Dauer nicht widerstehen konnten. Besonders nahm das Feuer auf schreckliche Weise überhand. Die Dänen hatten ihnen schon früher das Wasser abgeschnitten, so daß sie nur Einen einzigen brauchbaren Brunnen in der ganzen Stadt hatten. Es gebrach ihnen daher bald an Wasser zum Löschen, und sie nahmen nun zu der Milch von ihren Kühen ihre Zuflucht, um die Gluth zu stillen. Allein dadurch wurde das Uebel gerade ärger; denn die Milch vermehrte die Flamme, und trieb sie höher, anstatt sie zu vermindern. In solcher Noth baten denn die Arkoner zuletzt um Unterhandlungen; diese wurden ihnen, auf Anrathen des Bischofs Absalon, vom Könige gewährt, und in Folge derselben übergaben sie die Festung, am Tage des heiligen Vitus, wie der Soldat geweissagt hatte.

Gleich am Tage nach dieser Einnahme der Festung befahl der Dänische König, daß das Bild des Götzen Swantewit zerstört werden solle. Den Auftrag dazu gab er dem Bruder des Bischofs Absalon, Namens Esbertus, und einem gewissen Suno, die sich zu dem Tempel begaben. Vor demselben hatte sich, weil der Befehl des Königs bekannt geworden war, eine große Menge Einwohner versammelt. Sie selbst wagten es nicht, dem Befehle sich zu widersetzen; allein sie waren desto fester überzeugt, daß der Gott sich selbst schützen werde, und sie vermeinten daher nicht anders, als er werde sämmtlichen Dänen die Hälse brechen. Die Dänischen Herren jedoch griffen ihr Werk, ohne Furcht,

mit frischer Hand an. Sie ließen die Teppiche niederreißen, mit denen der Tempel behangen war; dann gingen sie mit Aexten und Beilen auf den Götzen selbst los. Er wurde unten an den Beinen niedergehauen, so daß er rücklings an die Wand stürzte. Da entsetzten sich die Rügianer, und glaubten, nun werde der Zorn des Gottes auf einmal losbrechen. Aber das geschah zu ihrer Verwunderung nicht. Dagegen trug es sich zu, daß in dem Augenblicke, als das Götzenbild niederfiel, der leibhaftige Teufel in der Gestalt eines scheußlichen Thieres aus dem Bilde herausfuhr und durch die Fenster des Tempels entschwand. Nachdem darauf der Götze ganz umgehauen war, wurde er an Stricken aus der Stadt ins Dänische Lager geschleppt. Dort wurde er in kleine Stücke gehauen, bei welchen die Soldaten ihr Essen kochten. Der Tempel wurde verbrannt.

Als die Rügianer ein solches Ende ihres Götzen gesehen hatten, ließen sie von dem Glauben an ihn ab, und bekehrten sich zum Christenthume. —

Nachher ist die ganze Stadt Arkona zu einer Zeit in das Meer versunken; auf dessen Grunde soll sie noch ruhen, denn wenn es nebeliges Wetter ist, so steigt sie zuweilen unter dem Wasser empor, und man kann sie dann sehen mit ihren Häusern, Wällen und Thürmen. Die Leute in der Gegend sagen dann, daß die alte Stadt wasele.

Micrälius, Altes Pommerland, I. S. 163. II. S. 301.

Th. Kantzow, Pomerania, I. S. 161—166. 170—173.

Cramer, Gr. Pomm. Kirchen-Chronica, I. S. 99.

Conr. Sam. Schurzfleisch, Origines Pomeraniae, p. 10.

v. Schwarz, Pommersche Städtegeschichte, S. 627 folg., 653 folg., 666. folg.

Gesterding, Pommersches Magazin, V. S. 48. 49.

Barthold, Geschichte von Rügen und Pommern, I. S. 554 folg.

Zöllner's Reise durch Pommern und Rügen, S. 316.

37. Die Götter in Carenza.

Außer dem obersten Gotte Swantewit verehrten die Rügianer noch drei andere Götter, welche aber unter jenem standen. Diese hatten ihre Tempel in der Stadt Carenza, die heut zu Tage Garz heißt. Jeder dieser Götter hatte dort seinen besondern Tempel. In dem größeren stand der Gott Rugivit, d. h. Gott der Rügianer. Er war eigentlich der Gott des Krieges. Sein Bild war aus einem ungeheuren Eichbaume verfertigt. Er hatte sieben Köpfe, die mit einem Hute bedeckt waren. Er war von mehr als menschlicher Dicke, und so groß, daß Einer, der sich auf den Zehen und mit einer Axt in der Hand vor ihn stellte, mit der Axt nicht bis an sein Kinn hinauf reichen konnte. Er war häßlich anzusehen, zumal da die Schwalben unter seinem Hute genistet und seit undenklichen Jahren mit ihrem Kothe seine Gesichter beschmiert hatten. An seiner Seite hingen so viele Schwerter, als er Gesichter hatte; das achte hielt er drohend in der Hand.

In dem nächsten Tempel wurde Porevit oder Borevit verehrt, der Gott des Wetters oder des Waldes; er hatte fünf Köpfe und keine Waffen. Zuletzt kam der Gott Porenut, welcher wahrscheinlich der Gott des Donners war; er hatte vier Köpfe und außerdem Ein Gesicht vorn auf der Brust; mit seiner linken Hand berührte er die Stirn, mit der rechten das Kinn dieses letzten Gesichtes.

Alle diese Götter waren große Feinde der Unkeuschheit und des Ehebruchs, und sie bestraften diese Laster auf eine schreckliche Weise, also daß ein Jeder, der sich in Unkeuschheit vergangen hatte, ganz absonderlich gezeichnet und sein Verbrechen sofort zum allgemeinen Spektakel bekannt wurde. (Si quidem maris in ea urbe cum foeminis concubitum adscitis, canum exemplo cohaerere so-

lebant. Nec ab ipsis morando divelli poterant. Interdum utrique perticis e diverso appensi, inusisato nexu ridiculum populo spectaculum praebuere. — sagt Saxo Grammaticus p. 327.)

Alb. Cranzii Wandalia, S. 164.
v. Schwarz, Pommersche Städte-Geschichte, S. 601. 602.
Barthold, Geschichte v. Rügen und Pommern, I. S. 557. 558.

38. Der Hertha-See.

Auf der Insel Rügen, in dem Theile, welcher Jasmund genannt wird, nicht weit von der Stubbenkammer, findet man noch einzelne Theile, insbesondere den Burgwall der daselbst vor vielen hundert Jahren, schon zur Zeit des Heidenthums gestandenen Herthaburg. In dieser Burg verehrten die heidnischen Rügianer ein Götzenbild, welches sie Hertha nannten, und unter welchem sie sich die Mutter Erde vorstellten. Nicht weit von dieser Herthaburg liegt ein tiefer, schwarzer See, rund von Anhöhen und Waldung eingeschlossen, der Herthasee genannt. In demselben badete sich alljährlich einige Male die Göttin. Sie fuhr dahin in einem Wagen, der mit einem geheimnißvollen Schleier bedeckt war, und von zwei Kühen gezogen wurde. Nur ihr geweiheter Priester durfte sie begleiten. Es wurden zwar auch Sklaven mitgenommen, welche die Zugthiere leiten mußten, aber sie wurden, nachdem sie ihren Dienst verrichtet hatten, alsbald in demselben See ertränkt; denn wessen ungeweihete Augen die Göttin einmal gesehen hatten, der mußte sterben. Darum hat man auch keine nähere Nachrichten über den Dienst der Hertha. An diesem See begeben sich noch jetzt allerlei Schreckgeschichten, von denen Einige zwar meinen, es seien Gaukeleien des Teufels, der sich von den Heiden hier als Göttin Hertha habe verehren lassen, und der deshalb noch immer die Gerechtigkeit auf dem See

sich zuschreibe, wovon aber Andere sagen, daß eine alte Königin oder Prinzessin hierher gebannt sey.

Man sieht oft, besonders im hellen Mondscheine, aus dem nahen Walde, da wo die Herthaburg liegt, eine schöne Frau hervorkommen, die sich nach dem See hinbegibt, um sich darin zu baden. Sie ist von vielen Dienerinnen umgeben, die sie zu dem Wasser hinbegleiten. In diesem verschwinden sie alle, und man hört nur das Plätschern darin. Nach einer Weile kommen sie sämmtlich wieder heraus, und man sieht sie in großen, weißen Schleiern zu dem Walde zurückkehren. Für den Wanderer, der dieß sieht, ist dieß alles sehr gefährlich, denn es zieht ihn mit Gewalt nach dem See, in dem die weiße Frau badet, und wenn er einmal das Wasser berührt hat, so ist es um ihn geschehen, das Wasser verschlingt ihn. Man sagt, daß die Frau alle Jahre Einen Menschen in die Fluth verlocken müsse.

Auf diesen See darf auch Niemand einen Kahn oder ein Netz bringen. Es hatten vor Zeiten einmal etliche Leute sich unterstanden, darauf mit einem Kahne zu fahren, den sie des Nachts auf dem Wasser ließen. Als sie aber am anderen Morgen dahin zurückkehrten, war er fort, und sie fanden ihn erst nach langem Suchen oben auf einer Buche am Ufer wieder. Da hatten ihn die Gespenster des Sees über Nacht hinauf gebracht; denn wie die Leute ihn herunter holten, da hörten sie tief unten aus dem See ein Gespött und eine Stimme, die ihnen zurief: Ich und mein Bruder Nickel haben das gethan.

Micrälius, Altes Pommerland, I. S. 16.

Berliner Kalender für 1837. S. 198. 199., für 1838, S. 259.

Pommersche Prov. Blätter, I. S. 43.

Grümbke, Darstellung der Insel Rügen, I. S. 71. II. S. 209 bis 216.

39. Claus Hane.

Die Herzöge von Mecklenburg behaupteten von alten Zeiten her Gerechtsame auf das Fürstenthum Rügen zu haben. Um dieselben geltend zu machen, fiel im Jahre 1351 der Herzog Albrecht von Mecklenburg in das Land Bart. Er selbst nahm die Stadt Bart ein, und besetzte sie mit seinen Meklenburgern. Die Stadt Grimmen wurde von Niclas von der Werle eingenommen, und gegen die Stadt Loitz schickte er eine Abtheilung seines Heeres unter seinem Hauptmann Claus Hane. Diesem Claus Hane erging es aber auf seinem Zuge so schlecht, daß er darauf nichts gewann, als ein Spottlied, das man noch jetzt, nach beinahe 500 Jahren, zu Zeiten in Pommern hört. Den Loitzern kam nämlich der Herzog Barnim oder Barnam aus Stettin zu Hülfe, zugleich mit dem jungen Grafen Hans von Gützkow, der denselbigen Tag Hochzeit gefeiert hatte, aber das Hochzeitsfest verließ, um die Feinde aus dem Lande jagen zu helfen, wobei er dann, anstatt des fröhlichen Brautbettes, das kalte Todtenbette unter der Erde fand. Auf dem Schuppendamme vor Loitz trafen nun die Pommern auf Claus Hane und seine Mecklenburger, und setzten hart mit ihm an, schlugen ihn auch dermaßen, daß er fast nichts von seinen Leuten rettete; was davon nicht erschlagen wurde, das wurde gefangen genommen und nach Greifswald und Stralsund gebracht. Darauf wurde dann folgendes Spottlied gemacht, in welchem der Herzog Albrecht von Mecklenburg und Claus Hane, bei der Rückkehr des Letzteren, redend eingeführt werden:

Der Herzog:

Hane, Hane, wol hefft thoreten dinen Kamm?

Hane:

Her, dat hefft gedhon Hertog Barnam;

id is ein klein Mann von Live,
averst ein Held im Kife.

Herzog.

wo hestu denne gelaten unse Lüde?

Hane:

Her, se sind in gudem Beholde,
sind se nicht thom Sunde,
so sind se thom Gripswolde!

Th. Kantzow, Pomerania, I. S. 371. 372.
Val. ab Eickstedt, Epitome Annalium Pomeraniae, p. 72. 79.
A. G. Schwarz, Historia finium Principatus Rugiae, p. 188. 189.
Micrälius, Altes Pommerland, I. S. 230.

40. Die Frauen und Jungfrauen in Stolpe.

Zu einer Zeit waren die Herzöge in Pommern in großer Geldnoth, und sie mußten von dem Hochmeister in Preußen eine ansehnliche Summe entlehnen. Dafür ließ der Deutsche Orden sich die Stadt Stolpe zum Pfande verschreiben, mit der Bedingung, daß sie ihm für immer verfallen sein solle, wenn sie nicht binnen Jahr und Tag eingelöst werde. Dieser Termin kam denn nun heran, und die Herzöge konnten nicht bezahlen, und waren in großer Sorge deshalb. Da traten die Stolper zusammen, die bei ihren angestammten Herzögen bleiben und nicht den Deutschen Herren gehören wollten, und brachten freudig Alles dar, was sie an baarem Golde und Silber besaßen. Wie aber das noch nicht ausreichte, da kamen auch die Frauen und Jungfrauen der Stadt Stolpe, und trugen alle ihre Kleinode und ihren Schmuck, und legten dieß zu dem Haufen, daß die Summe voll wurde und die Stadt ausgelöset war. Also wollten die braven Stolper lieber alle arm werden, denn unter einen fremden Herrn gerathen.

Carl Lappe, Pommerbuch, S. 21.

41. Sanct Johann, Sanct Johann.

Um das Jahr 1460 war Bürgermeister in Colberg Einer aus dem Geschlechte von Schlieffen, Namens Peter Schlieff. Der hatte die Gewohnheit, besonders, wenn er angetrunken war, zu Allem, was er sprach, hinzuzusetzen: Sanct Johann, Sanct Johann! weil der heilige Johannes der Täufer Patron des Stifts Cammin war, unter welches Colberg gehörte. Einsmals ließ ihn der Markgraf Albrecht von Brandenburg, der Absichten auf Pommern hatte, zu sich nach Schievelbein kommen, er zeigte sich sehr gnädig gegen ihn, und ließ ihn voll trinken. Danach, als er voll war, redete er mit ihm, daß er gehört hätte, daß Colberg eine hübsche und feste Stadt sei, und daß gute Leute darin wohnten, und daß sie doch böse Gunst bei ihren Herren, dem Bischofe von Cammin und den Herzögen von Pommern hätten; das sei ihm ihrenthalben Leid, und so sie seiner worin bedürften, so sollten sie einen treuen Helfer und gnädigen Herrn an ihm haben. Peter Schlieff merkte wohl, wo solche Worte hinaus sollten, weil er aber kein Verräther an seinem Lande werden wollte, so stellte er sich, als wäre er über den Witz hinaus voll, und sagte: Sanct Johann, Sanct Johann, Herren genug! damit meinend, sie hätten bereits mehr Herren, als sie von Nöthen hätten, und bedürften des Markgrafen nicht noch dazu. Aber der Markgraf ließ nicht von ihm ab, und sagte, wenn sie dann von ihren Herren vergewaltigt würden, so wäre es doch gut, daß sie irgendwo Zuflucht und Trost wüßten. Darauf antwortet Peter Schlieff wiederum wie ein voller Mensch: Sanct Johann, Sanct Johann! Er meinte aber: der sollte ihre Zuflucht und Trost sein. Und was ihm der Markgraf von der Sache mehr sagte, er antwortete immerzu: Sanct Johann, Sanct Johann! Als nun der Markgraf sah, daß

er nichts an ihm erholen konnte, sagte er zuletzt: Ja, den Herrn (Sanct Johann meinend), den behaltet nur, der setzt Euch nicht in den Stock! Also schieden sie von einander.

Kantzow, Pomerania, II. S. 111. 112.

Altes und Neues Pommerland, von Christian Schöttgen, S. 438—440.

42. Die verdorrte Linde zu Schildersdorf.

Herzog Otto der Dritte war der letzte Pommersche Herzog aus dem Hause zu Stettin. — Auf seine hinterlassenen Länder machten mehrere Fürsten Ansprüche, unter andern auch der Markgraf von Brandenburg. Dieser hatte deshalb ein geheimes Verständniß mit dem Bürgermeister von Stettin, Albrecht Glinden, welcher ein Märker war, und dem Markgrafen versprach, auf seiner Seite zu halten. Als nun im Jahre 1464 Herzog Otto gestorben war, und er in Gegenwart der ganzen Pommerschen Landschaft, die man zu seinem Begräbnisse beschrieben hatte, begraben wurde, da nahm Albrecht von Glinden den Schild und Helm des Herzogs und warf ihm das nach in das Grab, sprechend: Da liegt unsere Herrschaft von Stettin! um also das Land zu dem Markgrafen zu führen. Aber Einer von den anwesenden Adeligen, Lorentz Eickstedt geheißen, sprang in das Grab hinein, holte Schild und Helm wieder heraus und sagte: Nein, nicht also; wir haben noch erblich geborne Herrschaft, die Herzöge von Pommern und Wolgast; denselben gehört der Schild und Helm! Daraus ist ein großer Zwist entstanden zwischen denjenigen, so gut Märkisch waren, und denjenigen, so Pommerisch geblieben. Die Märkischen aber, als der schwächere Theil, mußten weichen.

Danächst beschloß Albrecht Glinden, die Sache seines Markgrafen, dem er sich ergeben, in einer anderen Weise zu verfechten. Er schrieb deshalb an denselben und bat

ihn, daß er etliche von seinen getreuesten Räthen möchte in das Land schicken, daß er alle Sachen mit ihnen beschlösse, welches der Markgraf also gethan. Diese Räthe ließ Glinden auf eine Nacht zu sich auf den Kirchhof zu Schildersdorf bescheiden, wohin er auch die von Garz, Greifenhagen, Pyritz nnd von anderen Städten entbot, die an der Märkischen Grenze lagen. Es kamen aber nur allein die Garzischen, denn die anderen Städte blieben aus.

Die Erschienenen versammelten sich nun unter einer großen Linde auf dem Kirchhofe, und beschlossen allda, daß der Markgraf das Spiel versuchen, und auf Vierraden und Garz ziehen sollte, denn Vierraden hatten die Stettiner inne auf Schloßglauben. Dieselben Städte sollten sich zum Scheine zur Wehr stellen, aber sich dennoch ergeben; alsdann wollte Albrecht Glinden dem Markgrafen eine Nacht anzeigen, wann er zu Stettin sollte eingelassen werden.

Dieser verrätherische Anschlag mißglückte zwar; aber die Linde auf dem Kirchhofe, unter der er verhandelt war, ist von Stund' an verdorret.

Kantzow, Pomerania, II. S. 122. 123.

Sell, Geschichte des Herzogthums Pommern, II. S. 162.

43. Zacharias Hase.

Zu der Zeit des Herzogs Wartislav X. lebte in Pommern ein Edelmann, Zacharias Hase, oder wie Andere wollen, Heinricus Hase. Der hatte ein überaus festes Schloß, der neue Torgelov geheißen. Derselbe wurde dadurch sehr muthwillig, wie denn Viele zu damaliger Zeit thaten was ihnen gelüstete, denn die Herzöge erzürnten Niemanden gern in jener Zeit. Er empörte sich selbst gegen den Herzog Wartislav, und brachte seine Freunde auf, und am lichten Tage, da der Herzog auf dem Schloß zu Ukermünde lag, fiel er in die Stadt, fand den Rath auf dem Rath-

hause versammelt und führte sie alle hinweg. Dieß geschah auf Trinitatis im Jahre 1464. Der Herzog gebot ihm zwar, sofort den gefangenen Rath wieder los zu lassen, und drohete ihm, wofern er das nicht thun werde, ihn darum hart zu strafen. Das aber achtete Hase nicht, sondern brandschatzte den Rath auf das höchste und entbot dem Herzoge: das Haus stände bei dem Kathen, womit er meinte, sein Haus sei viel stärker und fester, denn des Herzogs Schloß zu Ukermünde, welches dagegen nur wie ein Kathen zu rechnen wäre. Darauf wurde er auch immer übermüthiger, und gesellte alle Schnapphähne und was nur Böses thun konnte, zu sich, und beraubte die Dörfer umher und erschlug die Kaufleute auf den Straßen.

Da das der Herzog Wartislav vernahm, konnte er den Muthwillen nicht länger erdulden, und er verschrieb die von Stralsund, Greifswald, Anclam, Stettin, Stargard, Demmin und Pasewalk, desgleichen die Seinen vom Adel und zog im Jahre 1465 Dienstags nach Petri und Pauli vor das Schloß Neuentorgelov und belagerte es. Zacharias Hase erwehrte sich zwar hart; aber auf die Länge konnte er doch sein festes Schloß nicht behaupten, und am Sonnabend vor Marien Magdalenen wurde es genommen. Der Herzog hat darin nur vierzehn Mann, drei Knaben und etliche Weiber gefangen; denn Hase selbst mit der übrigen Mannschaft waren durch heimliche Schliche in der Nacht entkommen. Das Schloß ließ der Herzog in den Grund brechen.

Jener Uebermuth des Zacharias Hase war aber nicht die alleinige Ursache, daß sein Schloß zerstört wurde. Denn es war noch ein andrer Groll zwischen ihm und dem Herzoge. Es war nämlich von jeher aus, und absonderlich zu damaliger Zeit eine abscheuliche Gewohnheit im Lande Pommern mit dem Volltrinken, und jemehr Einer das hat pflegen können, desto angenehmer ist er bei den Leuten gewesen.

Daher kamen mancherlei Arten und Bußen des Volltrinkens auf, als

ein Kleeblättlein, das sind drei Gläser, ein jegliches in Einem Trunke;

will Einer denn ein Stengelein dazu thun, das ist das vierte Glas;

den Fuchs schleifen, das ist: wenn man eine große Kanne nimmt, und umher trinket, so muß der Letzte, wenn auch die Vorigen wenig daraus getrunken, das andere gar austrinken, und dann einen frischen Trunk wieder erheben; alsdann bekommt sein Nachbar wieder das letzte, und so geht es die ganze Reihe durch;

die Parlenke trinken, das ist: Einem eine große Schale zutrinken, und wann sie beinahe aus ist, das Uebrige dem Andern in die Augen gießen und ihm die Schale an den Kopf werfen, worüber sich keiner erzürnen darf;

Einen zu Wasser reiten, das ist: man setzt von fern eine Schale mit Trinken, so muß derjenige, der trinken soll, auf Hände und Kniee sich niederlegen, und der, welcher ihm zugetrunken hat, setzt sich ihm auf den Rücken, den muß er tragen, und hinkriechen bis zu der Schale; diese muß er so niedergekniet austrinken, und der Andere bleibt auf ihm sitzen, wie auf einem Pferde, das zu Wasser reitet.

Item zu trinken Kurle Murlepuff, eine blanke Hose, ein Schlängkein, und der Unart soviel, daß es eine Schande ist.

Aus einer solchen großen Schale hatte nun einmal Zacharias Hase dem Herzog Wartislav, als dieser jung war und aus Vorwitz der Jugend sich mit ihm in eine Zeche gemengt hatte, zugetrunken, daß er zu Wasser reiten mußte; und als sie an die Schale kamen, da speiete Hase in die Schale hinein, aus welcher der Herzog trinken mußte. Das hat ihm dieser Zeit seines Lebens nicht vergeben können,

und darum war er gern dabei, ihm sein Schloß zu zerstören.

Th. Kantzow, Pomerania, II. S. 125—129.

44. Der Seeräuber Eseborn.

Zu den Zeiten des Herzogs Wartislav X. von Pommern lebte ein Seeräuber, Namens Eseborn, von Barth gebürtig. Derselbe war einmal auf den Zingst getreten und hatte den Bauern und auch aus des Herzogs Ackerhofe Ochsen und Speck gestohlen und das auf sein Schiff gebracht, damit er es verspeisete. Der Herzog aber war ein großer Beschirmer des Rechts und seiner Unterthanen, und er pflegte zu den Bauern zu sagen: sie sollten ihre Pferde und Kühe nur vor den Wölfen hüten, vor den Dieben wolle er sie schon beschirmen. Darum hat er solchen Raub dem Eseborn wohl sieben Jahre lang nachgetragen. Denn wie Eseborn nach dieser Zeit meinte, es wäre vergessen, und wieder zu Lande kam, begegnete ihm einst der Herzog Wartislav bei Pruchten. Der sprach ihn an und sagte: Eseborn, finden wir uns hier? Warum hast du mir und meinen Leuten die Ochsen und das Speck genommen? Darüber erschrak Eseborn sehr, und er antwortete: Gnädiger Herr, es war damals Fehde. Der Herzog aber antwortete ihm: Es ist noch nicht großer Friede zwischen uns; darum müssen wir davon reden. Du mußt es mit dem Kragen bezahlen. Da sagte Eseborn! Das hoffe ich nicht; ich habe viele Freundschaft, die das wohl rächen könnten. Der Herzog aber hatte einen Hundestrick im Ermel, den zieht er hervor, und macht eine Schleife darin und sagt: Kiek my in dat Loch! mit deiner Freundschaft werde ich mich schon vertragen. Also that er ihm das Seil um den Hals und ließ ihn auf einen Klepper setzen und das Seil an einen Baum knüpfen; alsdann ließ er den Klepper mit der Peitsche hauen, daß

er unter ihm weglaufen mußte, und ist Eseborn am Baume todt hängen geblieben.

Kantzow, Pomerania, II. S. 180. 181.

Nicolaus v. Klempzen, vom Pommerlande, S. 117. 118.

45. Herzog Bogislav X. und der Hofnarr.

Nachdem der Herzog Erich im Jahre 1474, und bald darauf auch sein ältester Sohn Wartislav gestorben war, da dachte seine herzogliche Wittwe Sophia, das Regiment ganz an sich zu reißen, und sie scheute sich nicht, zu dem Ende ihre beiden noch lebenden Söhne, Casimir und Bogislav, durch Gift aus dem Wege räumen zu wollen. Mit dem Herzog Casimir glückte ihr das, und er starb plötzlich, wie alle Leute sagen, an Gift. Der Herzog Bogislav aber wurde auf seltsame Weise errettet. Denn als ihn eines Tages die Herzogin zu sich auf das Schloß hatte fordern lassen, war sie sehr freundlich gegen ihn, und gab ihm ein Butterbrod. Das war der junge Herzog nicht gewohnt, indem seine Mutter sich sonst wenig um ihn bekümmerte, und ihn herum laufen ließ, daß ihm die Bürgersleute in Rügenwalde zu essen geben mußten. Er dachte aber doch nichts Arges und wollte anfangen zu essen. Da nahete sich ihm der Narr der Herzogin, und sprach ihm heimlich: Bogislav, friß nicht, gib es dem Hunde, es ist unrein! Darüber wurde der Herzog aufmerksam, und er stellte sich, als wollte er essen, ging aber hinaus, und warf das Butterbrod dem Hunde vor, der es auffraß und den anderen Tag daran starb. — Herzog Bogislav schöpfte von nun an einen großen Argwohn gegen seine Mutter und hat nichts wieder von ihr angenommen.

Kantzow, Pomerania, II. S. 160.

Micrälius, Altes Pommerland, I. S. 295.

46. Bogislav X. und Hans Lange.

Der Herzog Erich von Pommern starb im Jahre 1474, vor Gram und Sorge, auf dem Schlosse zu Wolgast, und wurde begraben im Kloster Eldena bei Greifswald. Er hinterließ sein Gemahl Sophia mit acht Kindern, nämlich fünf Töchtern und drei Söhnen, unter den letzteren als jüngsten den Herzog Bogislav, der nachher der Zehnte genannt wurde. Dieser Herzog Bogislav ist der berühmteste Herzog der Pommern geworden, und er hat so viel Großes und Gutes gethan, daß er noch jetzt bei Jedermann im rühmlichsten Andenken ist. In seiner Jugend aber hat es ihm schlecht und traurig ergangen und ohne den guten Hans Lange wäre er wohl nicht ein so großer und berühmter Herr geworden.

Herzog Erich hatte nämlich mit seinem Gemahl in unversöhnlichem Unfrieden gelebt, weil sie sich nicht betrug, wie es einer fürstlichen Frau geziemt. Er hatte sie daher, getrennt von ihm, nach Rügenwalde geschickt, wo sie mit ihrem Buhlen, dem Hofmeister Hans Massow, eine fürstliche Hofhaltung hatte. Sie hatte auch ihre beiden jüngsten Prinzen Casimir und Bogislav bei sich, allein sie kümmerte sich um dieselben nicht, und sie war ihnen sogar todfeind um ihres Vaters des Herzogs willen. Sie ließ sie mit den Bürgerkindern in die Schule zu Rügenwalde gehen und gab ihnen nicht einmal die nothdürftigste Kleidung, also daß die armen Herrlein gleich den ärmsten Schülern mit zerrissenen Kleidern gingen, und die Zehen ihnen aus den Schuhen hervorsahen, und Jedermann nicht anders vermeinte, als daß sie es gern gesehen hätte, wenn sie gar umgekommen wären.

Es wohnte zu damaliger Zeit nicht weit von Rügenwalde in dem Dorfe Lantzke oder Lanzig ein Bauer, Hans

Lange genannt, seiner Art nach verständig und ziemlichen Vermögens. Derselbe kam oft nach Rügenwalde in die Stadt, und wie er die jungen Herzöge so zerlumpt und oft hungrig sah, erbarmte es ihn, und er bekam insbesondere eine Lust zu dem Herzoge Bogislav, als dem schönsten und freudigsten. Er sagte deshalb einst auf sein Pommersch zu ihm: Herzog Bogislav, wie gehst du so daher, als wenn du nirgends zu Hause gehörtest! Willst du denn gar nicht wissen, daß du ein Fürst bist? Will dir deine Mutter nichts geben, weil du solche schlechte Kleider und Schuhe hast? Dem antwortete Herzog Bogislav stolz: Was ihm daran liege? wenn er, der Herzog nichts habe, so werde er, der Bauer, ihm nichts geben! Da sagte aber der Bauer: Ja, Bogislav, mir liegt daran. Du solltest mein Herr sein; wenn du dann Keinen mehr hättest, denn wollte ich dir des Jahrs wohl Kleider geben. Laß dir das nicht so spöttisch sein, daß ein Bauer mit dir redet; vielleicht kann ich dir etwas sagen, was dein Schade nicht sein wird. Fragte Herzog Bogislav, was er denn sagen könnte? und antwortete der Bauer: wie, wenn ich dein Bauer wäre, und gäbe dir alle Jahre meine Zinsen, daß du dir dafür Kleider kaufen könntest, würde dir das nicht gefallen? Da sagte Herzog Bogislav! Ja, aber wie könnte das geschehen? Und sagte der Bauer: Gehe hin zu deiner Frau Mutter, und bitte sie, daß sie dir Hans Lange zu Langke zu deinem Bauern übergibt, daß er dir seine Pacht und Zinsen gebe, damit du dir Nothdurft davon kaufen mögest. Das gefiel dem Herzog Bogislav zwar wohl, aber er getraute sich nicht, von seiner Mutter es zu erhalten. Der Bauer rieth ihm jedoch: er solle nur Hans Massow, den Hofmeister, darum bitten, der könne es ihm wohl verschaffen. Das that der Herzog, und Hans Massow verschaffte ihm von der Herzogin Hans Langen für seinen Bauer.

Deß freute sich der Bauer und er ging alsbald mit dem jungen Herzoge zu einem Gewandschneider, und nahm ihm lundisch Tuch aus zu Rock und Hosen, und kaufte ihm Parchend zu einem Wamms und ein Paar neue Schuhe, und kleidete ihn neu von unten bis oben. Das gefiel dem Herzog Bogislav wohl, er hielt seine neue Kleidung wie ein goldenes Stück, und begann nun auch, von sich etwas mehr zu halten, so daß der Bauer und Jedermann Lust daran hatte, und jener oft zur Stadt kam, und sah, wie es ihm ginge und wie er sich hielte.

Unterdeß war Herzog Erich zu Wolgast gestorben, und bald hernach auch sein ältester Sohn, Herzog Wartislav; und nicht lange darauf starb auch der zweite Sohn, Herzog Casimir, wie man erzählt, an Gift, das ihm seine eigne Mutter gegeben. Da gedachte die Herzogin Sophia, das Regiment für sich zu behalten, als Vormünderin des Herzogs Bogislav.

Nun aber kam Hans Lange zur Stadt und sprach den jungen Herzog, und rieth ihm, seiner Mutter zu entfliehen, und zu seinem Oheim dem Herzog Wartislav zu ziehen, der ihm rathen werde, wie er sein Land und Regiment erhalte. Er gab ihm auch ein Schwert, ein Pferd, Stiefel und Sporn, und was dazu gehört, und ließ ihn heimlich davon reiten. So ritt der Herzog nach Vorpommern, und der Adel allda gesellte sich zu ihm, daß er in kurzen Tagen über dreihundert Pferde bei sich hatte. Damit ritt er zu seinem Oheim Wartislav, der ihm rieth, straks nach Rügenwalde zu reiten, und seiner Mutter das Regiment zu nehmen, und sie dann zu verwahren bis auf weiteren Bescheid. Wie der junge Herzog also gen Rügenwalde ritt, da versammelten sich unterwegs immer mehr Menschen um ihn, sich freuend, daß er der Mutter Beschwerung gebrochen, und wo er zum Adel oder in Städte oder Klöster

kam, empfingen sie ihn mit solcher Freude, daß sie nicht wußten, wie viele Ehre und Liebe sie ihm erzeigen sollten.

Als aber solches seine Mutter erfuhr, da wartete sie nicht, bis er käme, sondern sie hat alle ihre Schätze und Kleinodien genommen und ist mit Hans Massow, ihrem Hofmeister, nach Danzig geflohen, wo sie in etlichen Jahren Alles verbracht hatte.

Herzog Bogislav übernahm darauf das Regiment. Seiner Mutter schickte er nicht nach, um ihr bei Fremden keinen Schimpf zu machen.

Hans Langen, dem Bauern, aber bewies er viele Ehre, und er versprach ihm zu geben, was er begehrte. Der wollte indeß nichts nehmen, und bat nur, daß er Zeit seines Lebens frei sein möchte von aller Unpflicht. Das hat ihm Herzog Bogislav gern gewährt, und er bot ihm auch ein Gleiches an für seine Erben. Doch Hans Lange hat dieses Letztere nicht angenommen, sondern gesagt: seine Kinder sollten Bauern bleiben; wenn sie sich wohl schickten, so könnten sie keinen besseren Stand haben.

Kantzow, Pomerania, II. S. 153—162.
Micrälius, Altes Pommerland, I. S. 295. 296.
Berliner Kalender für 1838, S. 11—14.

47. Herzog Bogislav X. und die Türken.

Als Herzog Bogislav zu einer Zeit allenthalben im Lande Frieden hatte, nahm er sich vor, daß er Jerusalem und das heilige Grab sehen wollte. Sein Gemahl wehrte dasselbe zwar mit allem Fleiß, und bat ihn herzlich, daß er sie und seine kleinen Kinder nicht wolle verlassen. Auch seine Räthe und ganze Landschaft riethen ihm davon ab, und baten ihn sonderlich; so er denn ja des Sinnes wäre, in das heilige Land zu ziehen, so möge er noch warten, bis daß seine jungen Herrlein etwas erwachsen seien. Aber das

half Alles nichts: er hatte einmal das Gemüthe, daß er die Reise unternehmen mußte. Da sie denn nun das gesehen, daß er sich nicht wollte bereden lassen, ließen sie es geschehen, und bewilligten ihm auch eine stattliche Hülfe, indem sowohl die Geistlichkeit, die Grafen und die Herren von Adel, als auch die Städte von ihren Landgütern, das halbe Einkommen von einem Jahr, und außerdem die Städte von ihren Häusern und anderen Gütern noch eine besondere Schatzung ihm gaben. Solches Geld wurde auf zwei Jahre eingenommen, und durch die Rentemeister in Gold verwechselt, damit es leichter zu transportiren wäre.

Darauf zog nun der Herzog Bogislav im Jahre 1496 auf den Tag Luciä von Stettin aus, durch die Mark über Nürnberg nach Venedig, wo er sich bis Pfingsten des anderen Jahres aufhielt, und dann zu Schiffe nach dem heiligen Lande absegelte.

Auf dem Meere begegnete ihm und den Seinen ein seltsames Abenteuer. Eines Tages nämlich sahen sie von ferne, daß unter des Türken Lande wohl an neun Schiffe sich erhoben, darunter zwei gar große, zwei Galeeren und fünf kleinere, darin zusammen wohl bei zweitausend Türken waren. Dieselben setzten am Freitage nach Petri und Pauli gerade auf des Herzogs Schiff an, und fragte den Patron, was für Leute im Schiffe wären. Denen antwortete der Patron, die Galeere seie von Venedig und fahre Pilgrimme, die nach dem heiligen Lande wollten, zeigte ihnen auch seinen Brief und bat sie, ihn sicher ziehen zu lassen. Das waren die Türken aber nicht Willens, denn sie waren keine rechte Kriegsleute, sondern Meerräuber; sie drängten daher nach der Galerre, und beringten sie um und um und warfen Leitern und Ankerhaken an, und wollten die Galeere ersteigen.

Als das Herzog Bogislav und die Seinen sahen,

griffen sie zur Wehre, und es schrie Einer den Andern an, daß sie sich nicht ergeben sollten. Weil sie aber gar keine andere Waffen hatten denn Schwerter und Spieße, so nahmen sie ihre Matratzen und Koller und banden sie gegen das feindliche Geschütz um den Kopf, die Töpfe und Kessel gebrauchten sie als Pickelhauben, und die Hauptbretter von den Betten als Schilde. Nur der Herzog Bogislav allein hatte einen ordentlichen Schild. Also wehrten sie sich mannhaft gegen die Türken, daß diese nicht in das Christenschiff gelangen konnten, und der Kampf wurde so wüthend, daß der Herzog in Kurzem in seinem Schilde vierzehn Pfeile stecken hatte.

Unter den Räubern war aber ein großer, starker Türke; derselbe machte sich vor Anderen an den Herzog Bogislav, weil auch dieser ein gewaltiger, großer Mann war, und setzte ihm mit aller Macht zu. Der Herzog verwundete ihn indeß mehrmalen und stieß ihn zuletzt ins Wasser. Der Türke war jedoch ohne Zweifel ein Erzmeerräuber, denn er wußte geschickt zu schwimmen und zu klimmen, und war bald wieder auf der Galeere und auf den Herzog eingedrungen. Der theure Held Bogislav war gerade auch von Anderen beringet und hatte große Noth; daher er denn so heftig um sich schlug, daß auf einmal sein Schwert entzwei ging, und er nun ohne alle Wehre war. Da drangen die Türken und in sonderheit jener große, mit neuer Macht gegen ihn an und wären ihm überhand geworden; aber es sprangen ihm schnell zur Hülfe Herr Christoph Polinski, Herr Peter Podewils, und des Herzogs Kammerknecht, Valtin von Nürnberg. Die empfingen die Streiche für den Herzog, also daß der brave Edelmann Christoph Polinski erschlagen wurde, und Herr Peter Podewils einen Pfeil unter dem linken Auge in den Kinnbacken geschossen bekam;

Valtin von Nürnberg aber erhielt so viele Schläge und Schüsse, daß er für todt niederfiel.

Unterdeß war Herzog Bogislav behende gewesen, und hatte in Ermangelung eines Schwertes einen Bratspieß genommen, an dem noch Hühner aufsteckten, die man gerade braten wollen. Mit demselben lief er den Seinen wieder zu Hülfe, und wie er seine Getreuesten erschlagen sah, da ergrimmte er in seinem Gemüthe, und er wollte sie rächen oder auch sterben, und er stach zuerst den großen Türken durch und durch, daß er ins Wasser fiel, und schlug und stach dann unter die Andern so feindlich, daß er sie über Bord zurück schlug. Darüber bekamen seine übrigen Gefährten wieder neuen Muth, und setzten desto heftiger gegen die Türken und trieben sie Alle wieder aus der Galeere.

Auf einmal fingen jetzt die Türken an, Feuer in die Segel zu schießen, und in die Galeere Feuerbälle zu werfen, also daß diese an allen Seiten brannte, und während nun die Christen genug zu thun hatten, das Feuer mit Wasser und mit Wein zu löschen, setzten die Heiden von Neuem mit Schießen und Schlagen ungeheuerlich gegen sie an. Solcher Uebermacht konnten die Christen zuletzt nicht mehr widerstehen, und sie sahen nichts anders mehr vor sich, denn daß sie Alle sterben müßten. In dieser Noth riefen sie laut den Himmel an, daß er ihnen helfen möge gegen das fressende Feuer und den grimmigen Feind. Und wie sie so beteten, da ließ überplötzlich der Oberste der Türken in seinem Schiffe abblasen und die Seinen vom Streite zurück fordern, und zogen Alle eilig von dannen, und ließen die Christen ohne alle fernere Anfechtung.

Was die Ursache gewesen, daß die Türken so plötzlich sich zurückgezogen, das hat man niemals erfahren können, obgleich Etliche sagen, indem die Türken das Feuer in die Galeere geworfen, habe der Türken Oberster Christum und

Mahomet oben im Schiffkorb gesehen, und wie Christus den Mahomet hart gegeißelt, worauf dieser dem Obersten befohlen, daß er von Stund' an den Christen Frieden lasse. Dem sey nun so oder nicht; aber gewiß ist, daß Alle erkannten, wie sie nur durch ein Wunder errettet wären.

Kantzow, Pomerania, II. S. 223—239.

48. Herzog Bogislavs X. Rückkehr aus dem heiligen Lande.

Am Mittwochen nach Palmarum des Jahres 1498 kam der Herzog Bogislav von seiner Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande in sein theures Land Pommern zurück. Er brachte die erste Nacht in der Stadt Garz zu und des folgenden Tages kam er zu Stettin an. In der Nacht vorher nun trug sich ein seltsames Wunder im Schlosse zu Stettin zu, desgleichen man kaum gehört haben mag. Denn alle Pferde des Herzogs, so bis dahin frisch und gesund gewesen, sind in derselbigen Nacht sammt und sonders auf der Streu gestorben, daß man keine Ursache hat erfahren können. Darüber geriethen die Herzogin und das ganze Hofgesinde in große Bekümmerniß, und sie stellten sich vor, daß das Schlimmste ihrem Herrn möge begegnet sein.

Desto größer war aber die Freude, als der Herzog wohlbehalten zurückkam. Sein Gemahl und seine Kinder empfingen ihn mit solchem freudigen Herzen, daß es gar nicht kann beschrieben werden. Die Fürstin bestarb in seinen Armen und konnte in langer Weile nicht wieder zu sich kommen, daß sie gewußt hätte, wie ihr wäre; und die jungen Herrlein sind um ihn her gelaufen, und haben ihn, der Eine hier, der Andere da, bei den Kleidern gezogen und gesprungen und gerufen: Vater, Vater! und es ist eine unaussprechlich große Freude gewesen am ganzen Hofe und in der ganzen Stadt.

Aber des anderen Tages, als der Herzog erfuhr, wie

seinen Pferden geschehen wäre, und als er sie alle noch auf der Streu todt liegen sah, da erschrak er hart, und konnte sich nicht genugsam verwundern, wie das zugegangen. Insbesondere grämte er sich um seinen Leibhengst, den er dem Kaiser zu schenken versprochen hatte. Dieses herrliche Thier war von Gestalt und Farbe fast wie ein wildes Pferd; der Kopf war rund und klein, es hatte kleine, spitze Ohren, und die Augen brannten ihm im Kopfe wie Feuer; dabei war der Hengst so überaus hoch, daß es dem Herzog, obwohl er ein großer Mann war, sauer ward, darauf zu kommen; wenn er aber darauf saß, so ragte er vor den Andern empor, wie eine Kirche in einer Stadt vor den anderen Häusern, und der Hengst schnaubte, prustete und stolzirte von der einen Seite zur andern, und machte Sprünge, daß es Jedermann wunderte. Wenn ihn der Herzog mit seinen Sporen stach, so war er wie ein Blitz auf seinem Gegenmann, und schlug und biß und trat, daß kein Reuter und Pferd, so stark sie auch wären, ihn bestehen konnte. Wegen solcher Eigenschaften hatte der Kaiser sich dieses Roß von dem Herzoge erbeten, und nun konnte der Herzog den Gesandten des Kaisers, die es abholen sollten, das schöne Thier nur todt im Stalle zeigen.

Was das Wunder bedeutet, das hat man niemals erfahren können.

Kantzow, Pomerania, II. S. 261. 262. 266. 267.
v. Klempzen, vom Pommerlande, S. 176. 177.

49. Jürgen Krokow.

An dem Hofe des Herzogs Bogislav X. war ein Edelmann, mit Namen Jürgen Krokow. Derselbe ist so stark gewesen, daß er ein Hufeisen hat mitten können entzwei reißen. Drei Tonnen Bier hat er zu gleicher Zeit können aus einem tiefen Keller tragen, zwei ganze hat er mit seinen

Händen bei den Spunden gefaßt, und zwei halbe hat er unter die Arme genommen, und ist also damit fortgegangen. Solches hat er oft geübt, zu Stettin, zu Wolgast, zu Schwerin und an anderen Fürstenhöfen. Nach Stettin kam auch einmal ein berühmter Ringer, der bat sich aus, mit Jedermann zu ringen um ein Kleinod. Da hat sich Krokow erboten, mit ihm zu ringen, doch daß es ohne Betrug zuginge. Der Fremde nahm das an, und sie rangen mit einander auf dem Hofe zu Stettin, da Herzog Bogislav mit dem Frauenzimmer und dem ganzen Hofgesinde zusahen. Der Ringer aber fing an, sich vor Krokow zu fürchten, und er gedachte, gegen die Abrede ein Stück zu gebrauchen; er stieß ihn also, wo er nicht sollte, und fällte ihn, wovon Krokow sehr krank wurde. Darauf baten die anderen Edelleute den Herzog, daß er den Ringer nicht solle entkommen lassen, bis man ersehen, wie es dem Krokow ergehen werde. Also ließ ihn der Herzog bestricken. Als nun nachher Krokow wieder gesund geworden war, da bat er den Herzog, daß er den Ringer losgebe auf den Bescheid, daß derselbe von Neuem mit ihm ringe ohne Betrug. Das that Herzog Bogislav, und die Beiden rangen noch einmal mit einander. Da faßte Krokow mit seiner starken Faust den Ringer, bevor dieser seine Tücke wieder gebrauchen konnte, und hob ihn auf wie ein Kind, stieß ihn nieder und zerknirschte ihn, und warf ihn dann zur Erde, daß er für todt liegen blieb und in sechs Wochen nicht wieder gesund wurde.

Hernach zog Jürgen Krokow mit den Polen in den Krieg gegen die Moskowiter. Da waren einmal in einer Schlacht drei oder vier seiner Gesellen von mehr denn funfzig Moskowitern umringt. Als Krokow dieses sah, schlug er sich zu ihnen durch und errettete sie. Aber er selbst, nachdem er also ritterlich gefochten, wurde von der Ueber-

macht erschlagen, nachdem er noch im Sterben zehn derselben erwürgt hatte.

Dieser Krokow hatte keine ordentlichen Zähne, wie andere Leute, sondern die obere wie die untere Zahnreihe bestand jede nur aus einem einzigen Knochen, was auch in seiner Familie lange erblich gewesen sein soll.

Kantzow, Pomerania, II. S. 279—281.
Micrälius, Altes Pommerland, I. S. 331.

50. Herzog Philipps Trauring.

Im Jahre 1536 ließ Herzog Philipp I. von Pommern sich Fräulein Maria, Tochter des Herzogs Johann von Sachsen, ehelich beilegen. Die Trauung geschah zu Torgau, und zwar durch den theuren Mann Doctor Martin Luther. Dabei trug es sich zu, daß bei der Umwechselung der Trauringe einer von diesen dem Doctor aus der Hand glitt und auf die Erde fiel. Darüber bewegte er sich und sah eine ganze Weile still vor sich hin, dann sprach er mit lauter Stimme die Worte: Teufel, es gehet dich nichts an! — Etliche meinen, es habe hierdurch angedeutet werden sollen, daß die Ehe des Herzogs mehrere Jahre lang ohne Erben war.

Micrälius, Alt. Pommerl. I. S. 350.

51. Die Oderburg bei Stettin.

In dem Jahre 1573 verstarb der Herzog Barnim IX. auf der Oderburg vor Stettin. Er war 72 Jahre alt geworden und hatte 50 Jahre lang das Land regiert; er war ein so milder und gottseliger Herr gewesen, daß man ihn den Vater des Vaterlandes nennen sollte. Die Oderburg, in welcher er verstarb, hatte er auf das zierlichste und festeste erbauen lassen, also daß man nachher, wie die Stadt zur Festung eingerichtet wurde, mehrere Jahre nöthig

hatte, bevor man sie ganz niederreißen konnte. Bei seinem Tode geschah das seltsame Wunder, daß in der Nacht, da er starb, die vielen goldene Wetterhähne und Knöpfe, mit denen die Burg verzieret war, alle zusammen urplötzlich ganz schwarz geworden waren, und doch war in der Nacht weder ein Gewitter noch sonst Regen gewesen. Es war nicht anders, als ob das Gebäude, das dem Herzoge sein Entstehen verdankte, also seine Trauer über das Abscheiden seines Herrn hätte anzeigen wollen.

Micrälius, Altes Pommerland, I. S. 369.
Cramer, Gr. Pomm. Kirch. Chron. III. S. 192.

52. Das Aussterben der Herzöge von Pommern.

Seit dem Tode des Herzogs Barnim IX. hat das Pommerland unter seinen angestammten Herzögen wenig gute Sterne mehr gehabt, und es ist insonderheit merkwürdig gewesen, daß kein Herzog nach ihm, der zu Stettin regieret, im Stettinschen Lande mit einem Erben, sei es männlichen oder weiblichen Geschlechts, gesegnet gewesen, bis denn zuletzt der ganze Stamm ausgestorben. Solches ist auch durch vielfache Wunderzeichen zum öftern dem Lande angedeutet worden. Was sich bei dem Tode des Herzogs Barnim IX. selbst auf der Oderburg begeben, haben wir schon erzählet. Außerdem sind noch folgende Begebenheiten gar merkwürdig:

Als im Jahre 1603 Herzog Barnim XII. gestorben war, da begab es sich bei seinem Leichenbegängnisse zu Stettin, daß in dem Augenblicke, als die Leiche erhoben wurde, sich auf einmal ein heftiges Gewitter erhob, mit Regen, Hagel, Donner und starken Blitzen. Wie die Prozession mitten auf ihrem Wege zur Kirche war, in welcher die Beisetzung geschehen sollte, fiel auf einmal ein großer, heller Blitz von Nordosten her in den St. Jacobi Kirchthurm, und

schlug hinein, daß der ganze Thurm rauchte, obwohl doch kein Feuer enstanden war. Solches Unwetter legte sich eben so plötzlich, sobald die Leiche in die Kirche gebracht war, und es schien jetzt urplötzlich wieder die helle Sonne.

Im Jahre 1616 entstand auf einmal zu Stettin ein großer Sturmwind, der von der Schloßkirche zu St. Otto den Knopf herunterwarf, und die Spitzen daran verbog. Man wußte zuerst nicht, was dieß bedeuten solle, bis man bald merkte, Gott wolle ein Zeichen geben, daß die Säulen des Landes erbeben sollten; denn die jungen Pommerschen Fürsten, die dazumalen lebten, und deren sechs auf einmal gewesen waren, starben in Kurzem Einer nach dem Andern dahin.

Im Jahre 1625 geschah es bei einer Musterung zu Wolgast, daß einem Soldaten von ungefähr das Gewehr losging, und die Kugel die Fahne traf, und mitten durch das Pommersche Wappen fuhr, so daß dieses verdorben wurde, als wenn es mit einem Messer oder mit einer Scheere herausgeschnitten wäre. In der Schloßkirche zu Stettin aber fiel zu derselben Zeit die herzogliche Krone, die darin aufgehängt war, von selbst zur Erde, und einem gewappneten Steinbilde, welches, zum Gedächtniß der verstorbenen Fürsten, an einer Säule stand, fiel das Schwert urplötzlich ohne alles menschliche Zuthun aus der Hand.

Am schrecklichsten waren solche Zeichen im Jahre 1637, welches mit dem Tode des letzten Herzogs, Bogislav XIV. eine so große Veränderung über das Land bringen sollte. Im Hornung dieses Jahres sah man einmal früh Morgens um 3 Uhr zu Stettin bei einem heftigen Sturm in Norden einen ganz weißen Flecken am Himmel, und in demselben einen großen Klumpen Feuer, der nach einiger Zeit neben den Windmühlen zur Erde fiel, und die ganze Win-

tersaat des Ortes versengte und verdarb. Gerade vierzehn Tage hernach starb der Herzog.

Etliche Wochen nach dem Tode des Herzogs sahen die sämmtlichen Prediger zu St. Jacob in Stettin, wie die Sonne zuerst ganz ohne Strahlen war, dann einen schwarzen Balken bekam, der mitten durch sie hindurch ging, und wie sich dann eine schwarze Kugel durch sie bewegte, bis sie endlich roth wie dunkles Blut wurde.

Zu Colberg hat man zu derselben Zeit einen langen Kometen gesehen, mit einem Drachenschwanz und einem feurigen Rauch. Darauf hat sich über der Stadt ein großer Löwenschwanz gekrümmt, welchem zwei Löwengesichter, dann zwei Bärenköpfe und zuletzt zwei Reuter auf zwei aschgrauen Rossen gefolgt sind; diese sind gegen einander gerannt, und hat der Eine von ihnen mit einem großen blanken Schwerte zweimal um sich gehauen. Am Tage nachher hat man sogar große Heere in der Luft gesehen, die sind von Norden und Süden her gegen einander gezogen, ingleichen zwei wilde Thiere, und hat das vom Norden gesiegt. Darauf sind drei Schüsse in der Luft gefolgt, und zuletzt hat man die ganze Stadt Colberg mit Kirche, Rathhaus und allen Häusern sichtbarlich am Himmel abgebildet gesehen.

Solche und viele andere Wunderzeichen hat man sich denn wohl deuten können.

Micrälius, Alt. Pommerl. I. S. 369. 402. II. S. 64. 116. 263. Cramer, Gr. Pomm. Kirch. Chron. IV. S. 136.

53. Wunderzeichen zu Pyritz.

In dem Jahre 1636 hat man zu Pyritz ein unerhörtes Wunderzeichen bemerkt, welches ohne Zweifel die damaligen schweren und bedrängten Zeiten angezeigt hat. Es war nämlich auf den Abend des 6. Juli der Mond zuerst

ganz kohlschwarz anzusehen; darauf zeigte sich gerade in seiner Mitte ein kleiner heller Stern und hierauf zog sich unter ihm ein rother Bogen zusammen, wodurch der Mond selbst nun roth und feurig wurde. Nach einer Weile zog sich der rothe Bogen auseinander, und jetzt sah man auf einmal gegen Mitternacht einen großen rothen Löwen und gegen Mittag einen feurigen Menschen am Himmel stehen. Die drangen heftig gegen einander und stießen sich so hart, daß sie wieder zurückprallten. Plötzlich ward der feurige Mann zu einem Todtenkopfe; der verging nach Kurzem und es zeigte sich nun ein ganz kleines Menschenbild, welches eine Ruthe in der Hand hatte. Mit dieser winkte es dem Löwen, und legte sich darauf todt zu dessen Füßen nieder. Nachdem sich ferner der Löwe in einen Türkenkopf verwandelt hatte, vergingen die Bilder alle, und der Mond stand wieder schwarz, wie zu Anfang, und darüber erschien ein rothes Kreuz, welches aber an allen vier Ecken schwarz war. Als auch das Kreuz vergangen, entstand eine große feurige Röthe, darin sah man viel Volks mit aufgehobenen Händen stehen. Auch dieses verschwand zuletzt, und der Mond bekam seine natürliche Farbe wieder. Dieses Zeichen haben viele Leute in Pyritz gesehen, und die Verständigen haben wohl gemerkt, was es zu bedeuten habe.

Micrälius, Alt. Pommerl. II. S. 241. 242.

54. Der große Churfürst in Pommern.

Friedrich Wilhelm, der große Churfürst von Brandenburg, hatte das ganze Pommerland eingenommen. Allein er behielt es nicht lange. Das sah er selbst ein durch folgende Begebenheit: Als er nämlich die Stadt und das Schloß zu Wolgast belagerte, da richtete er seine Kugeln vorzüglich auf die schöne Hofkirche, in welcher ein Pulvermagazin war. In dieser Kirche war an einer Seite in der

Mauer, und zwar an der Südseite, das Standbild des weiland tapferen Herzogs Philipp des Ersten von Pommern, in Lebensgröße mit seinem Harnisch und Schwert ausgehauen. Gerade nach dieser Seite hin fielen die meisten Kugeln der Brandenburger. Aber es war sonderbar, daß keine einzige von ihnen das fürstliche Bild traf. Ja, was noch merkwürdiger war, als zuletzt eine Kugel in das Pulvermagazin schlug, also daß dieses sammt fast der ganzen Kirche in die Luft flog, da blieb allein diese südliche Mauer und das Bild des Herzogs stehen. Als nun nach geschehener Einnahme der Stadt der Churfürst auch zu der Kirche kam, und sah, wie das Bild unverletzt, rund herum aber von seinen Kugeln Alles zerschossen war, da verwunderte er sich, und wurde sehr nachdenklich, und sagte zuletzt: Ich werde Pommern nicht lange behalten!

Also geschah es denn auch, und er blieb im Besitze des Landes nicht länger als Ein Jahr. Dabei war noch das Merkwürdige, daß aus der Stadt Greifswald, welche er zuletzt, und zwar zu Martini 1678 eingenommen hatte, seine Soldaten im folgenden Jahre, gerade auf denselben Tag wieder herausrücken mußten, an welchem allda vorm Jahre dem Churfürsten gehuldigt war. Auch erzählt man sich hierüber noch Folgendes: Als die Stadt Greifswald von dem Churfürsten war eingenommen worden, blieben nach Kriegsmanier die Pässe von den Schweden so lange besetzt, bis die eingerückten Brandenburger sie ablöseten. Wie nun der Schwedische Soldat, der an dem fetten Thore zu Greifswald auf Wache stand, von dem Brandenburger abgelöset wurde, sagte er im Weggehen zu diesem: Gute Nacht, Kamerad, übers Jahr will ich Dich wieder ablösen. Deß lachte der Brandenburgische Soldat zwar; allein es ward erfüllt an demselbigen Tage, wie so eben erzählt.

Memorabilia Pomeraniae etc. A. Christophoro Pylio, p. 52.

55. Die Bauern zu Conerow.

In dem Kreise Greifswald liegt ein kleines Dörfchen, Namens Conerow, das schon seit vielen Jahren nur von drei Bauern bewohnt wird. Die drei Bauern in Conerow hatten einst gehört, wie schlecht es ihrem Könige, Karl dem Zwölften, in Rußland ergangen war, und wie er hatte zu den Türken flüchten müssen, und dort gar große Noth und Elend erleide. Das that ihnen in der Seele weh, und sie brachten Alles an Gelde und Geldeswerth zusammen, was sie nur eben nothdürftig entbehren konnten. Das setzten sie zu Wolgast in blankes Gold um, und nun nahm Einer von ihnen ein Pferd, und ritt mit dem Golde nach Bender hin, um es dem Könige zu bringen; der hieß Hans Müsebeck.

Der König war damals wirklich in arger Noth. Er hatte keinen Pfennig Geld mehr, und er wußte nicht, wie er sich und die paar Getreuen, die um ihn waren, vor dem Hungertode erretten solle. Alle seine und der Seinigen Pferde hatte er schon erschossen, um die allgemeine Noth zu erleichtern. Nur seinen besten Rappen, der ihn durch so manche Lebensgefahr getragen, hatte er noch verschont. Aber auch diesen konnte er nicht mehr halten. Schweigend nahm der König daher eines Tages selbst das Pistol, und setzte es dem treuen Thiere hinter das Ohr, und schoß es also nieder. Dann setzte er sich auf dem Bauch des Rosses, und gedachte seines Unglücks. Da hörte er auf einmal unweit von sich, auf gut Pommersch die Worte: Helf Gott, wo finde ich meinen König? — Und wie er aufblickt, da sieht er einen Bauern, der ganz allein daher geritten kommt. Der wird zu ihm geführt. Es war der Bauer aus Conerow. Er stieg von seinem Pferde, und kniete vor dem König, und zog aus seinen Stiefeln zwei große Rollen mit Gold hervor. Die überreichte er dem König, und bat ihn, sie an=

zunehmen, denn die Bauern aus Conerow gäben sie ihm gern. Er erzählte nun, wie sie von seinem Elend gehört, und wie sie darauf das Geld zusammen gebracht, und wie er allein damit den weiten Weg hergeritten sey, da sie sonst nicht gewußt hätten, wie es in seine Hände kommen möge.

Da fing der wilde König Karl der Zwölfte an zu weinen, daß ihm die hellen Thränen das Gesicht herunter liefen. Er zog sein Schwert aus der Scheide und hob es hoch empor, und sagte: Solche edle Treue haben mir die Höchsten meines Adels nicht bewiesen. Du sollst fortan der Erste unter meinen Edlen sein. Kniee nieder, daß ich Dich zum Ritter schlage.

Dem Befehle gehorchte der Bauer, und er kniete von Neuem nieder, aber nicht um den Ritterschlag zu empfangen; denn er bat vielmehr den König, ihn nicht also bei seines Gleichen zu beschämen, und ihm den ehrlichen Namen zu lassen, den seine Vorfahren getragen; wolle ihm aber Seine Majestät eine Gnade erzeigen, so bitte er, daß den drei Bauern zu Conerow ihre Pacht auf ewige Zeiten erlassen werde.

Das beschwor ihm der König, und er ließ auch sogleich eine Urkunde darüber ausfertigen. Wie aber der Kanzler nun auf diese das Siegel aufdrücken wollte, da riß sich der König aus seinem Barte drei Haare, die drückte er mit dem Knopfe seines Schwertes in das flüssige Siegelwachs hinein, daß sie auf ewig von seinem königlichen Worte Zeugniß geben sollten.

Darauf ritt Hans Müsebeck froh und vergnügt nach Conerow zurück. Die Urkunde verwahren die drei Bauern zu Conerow noch, und sie sind auch noch jetzt frei von allen Abgaben; denn wer wüßte Unterthanen-Treue besser zu schätzen, als das Preußische Königshaus?

Vgl. Freiberg, Pommersche Sagen, S. 78—87.

56. Drei hohe Häupter auf dem Darß.

Zur Zeit der Belagerung von Stralsund, im Anfange des vorigen Jahrhunderts, verließen einmal der Kaiser Peter der Große von Rußland, der König August von Polen und der König Friedrich IV. von Dänemark auf einige Zeit die Belagerung, um sich auf dem Darß mit der Jagd zu vergnügen. Sie nahmen Quartier in dem Jagdhause zu Born, und es gefiel ihnen allda so gut, daß sie schon über vierzehn Tage verweilt hatten und wahrscheinlich noch länger würden geblieben sein, wenn sie nicht in große Gefahr gerathen wären. Der König Stanislaus Leszcynski nämlich, der zu derselben Zeit in Stralsund commandirte, hatte Nachricht bekommen, daß die drei hohen Häupter sorglos und ohne alle Bedeckung zu Born seien, und nur an die Jagd dächten. Er ließ daher ganz in der Stille vierzig Reuter von Rügen nach Pram-Ort übersetzen, mit dem Befehle, die Monarchen des Nachts in ihren Betten zu Born zu überfallen und gefänglich nach Stralsund einzubringen. Die Reuter landeten auch glücklich auf dem Zingst und jagten nun in vollem Galop nach Born zu. Als sie aber an den Prerow-Strom kamen, erblickte sie von ungefähr ein Darßer, der merkte, was sie vorhaben könnten, und warf sich geschwinde auf ein Roß, die Monarchen von ihrer Gefahr zu benachrichtigen. Diese verließen darauf in größter Eile und Verwirrung ihre Betten, und bestiegen ein kleines Boot, auf welchem sie glücklich entkamen, so daß die Schwedischen Reuter, als sie zu Born anlangten, ein leeres Nest fanden. Man sagt, Stanislaus Leszcynski sei selbst mit den vierzig Reitern gewesen. Nach Einigen soll sogar Karl XII. an ihrer Spitze gewesen sein, was aber wohl nicht möglich ist, denn Karl langte erst am 22. November 1714 von Bender vor Stralsund an, und

damals war Peter der Große nicht mehr bei der Belagerung.

Der Darß und der Zingst, von A. v. Wehrs, S. 68. 69.

57. Napoleon und der Teufel.

In vielen Theilen von Pommern erzählt man sich noch jetzt, der Kaiser Napoleon habe im Jahre 1815 den Teufel gebeten, ihm noch einmal beizustehen. Aber da hat ihm der Teufel geantwortet! Recht gern, lieber Herr Bruder (leeve Heer Brödіng), aber so lange die Kerls mit den Kreuzen vor den Köpfen da sind, habe ich keine Macht. Damit hatte er die Preußischen Landwehren gemeint.

Mündlich.

58. Die Manteuffel.

Das Geschlecht derer von Manteuffel blühete vor Zeiten besonders in Pommern. Sie waren allda sehr angesehen und mächtig und führten anfangs den Namen von Queren. Weil sie aber so gar boshaftig, räuberisch und mörderisch gewesen, so hat man auf gut Pommersch von ihnen gesagt: id sint man Düvel, welches so viel heißen soll: das sind ja nur Teufel und keine Menschen. Davon haben sie den Namen, daß man sie Manteuffel nennt, welchen Namen sie nachher selbst annahmen, und der sich darauf über das ganze Geschlecht verbreitete.

Besonders räuberisch und furchtbar waren die Manteuffel auf Poppelow im Jahre 1531, unter der Regierung des Herzogs Barnim IX. Sie hatten große Hunde abgerichtet, welche jeden näher kommenden Fremden schon von ferne ankündigten, damit ja keiner ihren Straßenräubereien entgehen könne, und kein Mensch und keine Straße war vor ihren Ueberfällen und Plünderungen sicher. Herzog Barnim berathschlagte daher, nachdem er die Regierung

eine Zeitlang angetreten hatte, mit dem Bischofe von Cammin und dem Grafen von Eberstein, wie er sie vertilgen möge, und man kam überein, sie auf einen bestimmten Tag von allen Seiten anzugreifen, und damit sie nicht entkommen möchten, wurde der Tag den benachbarten Fürsten in Brandenburg, Mecklenburg und Polen bekannt gemacht, und diese wurden gebeten, ihre Grenzen zu bewachen, und die fliehenden Räuber zu ergreifen.

Auf den festgesetzten Tag nun zog der Herzog mit den Seinigen vor Poppelow, um die Räuber zu fangen. Allein die Manteuffel verließen sich nicht allein auf die Wachsamkeit ihrer Hunde, sondern sie hatten auch eine Schwester, welche ihre Brüder sehr liebte, und welche daher den ganzen Tag auf dem hohen Thurm der Burg zu sitzen pflegte, um Feinde zu erspähen, und die Brüder vor Ueberfall zu warnen. Diese sah auch bei Zeiten den herannahenden Herzog, und warnte ihre Brüder, also daß sie über einen See in ein Bruch entflohen, und glücklich eutkamen. Die Burg Poppelow wurde darauf genommen und von Grund aus verbrannt und zerstört. Der Herzog ergriff selbst einen Küchenbrand und zündete das Haus an mit allen Raubgütern darin. Da jammerten die Schwester und die alte Mutter der Manteuffel, die nicht mit ihren Söhnen hatte entfliehen können, und die Letztere sprach, als wenn sie groß Recht gehabt hätte: Gott sei es geklagt, man gönnt meinen Kindern nicht ihr Hab' und Gut, woran sie so oft ihr Leib und Leben gewagt haben.

Andere erzählen die Sache anders. Die Manteuffel sollen nämlich auf dem Schlosse zu Cölpin gehauset haben, und besonders Einer, Namens Heinrich von Manteuffel, soll es gewesen sein, der die ganze Umgegend, vornehmlich aber die Besitzungen des Klosters Belbog oder Belbuk beraubt und verheert hat. Das hat der Abt, Namens Nicolaus, zuletzt nicht

mehr ertragen können, und er hat alle seine Mannen gegen den Raubritter aufgeboten, und ihn in seiner Burg zu Cölpin belagert, worin er mit seinem ganzen räuberischen Geschlechte sich aufgehalten hat. Am St. Peter- und Paulstage des Jahres 1432 soll das Schloß erstürmt und genommen sein. Der Abt hielt gerade eine feierliche Prozession, als ihm die Kunde von diesem Siege wurde.

Er erfreuete sich darüber so, daß er sofort mitten auf dem Kirchhofe niederkniete, dem Herrn seinen Dank abzustatten, welchem Beispiele Alle folgten, so an der Prozession Theil nahmen. Auch befahl er, daß der Sieg alljährlich durch ein Hochamt und durch Speisung von zwölf Armen gefeiert werden solle, welches also geschehen ist, so lange das Kloster bestanden hat. Man sagt, daß bei der Einnahme der Burg das ganze Geschlecht derer von Manteuffel erschlagen sey. Nur Ein Kind, der Stammvater der jetzigen Familie, wurde erhalten, und dem Abte gebracht, der sich seiner annahm. Die Amme des Knaben soll den Belagerern eine verborgene Thür gezeigt haben, durch welche allein es ihnen gelungen ist, in die Burg zu gelangen. Dabei hat sie sich ausbedungen gehabt, daß man des Säuglings schone, welches man ihr versprochen und auch gehalten hat. — Bei dem Dorfe Cölpin kann man noch jetzt die, mit einem Graben eingefaßte Stelle sehen, wo die Burg gestanden hat.

Kantzow, Pomerania, II. S. 39.
Sell, Pommersche Gesch. III. S. 2.
Baltische Studien, II. Jahrg. I. Heft. S. 31—33.

59. Die Familie von Lepel.

In Pommern besteht ein altes adliges Geschlecht: von Lepel, welches schon im dreizehnten Jahrhunderte soll in das Land gekommen sein. Dasselbe führt in seinem Wap-

pen eine Jungfrau, die eine Krone aus neun halben Löffeln trägt. Man erzählt darüber und über den Ursprung des Adels dieser Familie Folgendes: Vor Zeiten lebte zu Wien ein Zimmermann, Namens Joachim Lepel. Der wurde bei Aufbringung einer großen Thurmglocke, wobei er half, durch die Unvorsichtigkeit seiner Gehülfen getödtet, indem der Klöppel oder Knepel der Glocke auf ihn fiel. Da er nun aber eine Wittwe und neun Söhne hinterließ, und sein Lebenlang ein treuer und tüchtiger Handwerksmann gewesen war, so nahm sich der Kaiser nicht nur seiner hinterlassenen Familie an, und versorgte alle seine neun Söhne in seinen Diensten, sondern er erhob sie auch in den Adelstand, und gab ihnen das beschriebene Wappen.

Gesterding, Pommersches Museum, I. S. 241.

60. Der erste Lepel in Pommern.

Es war im dreizehnten Jahrhunderte nach unserer Zeitrechnung, als ein großes christliches Heer nach Pommern kam, um die Wenden aus dem Lande zu vertreiben. In demselben befand sich ein junger Rittersmann, Lepel geheißen. Derselbe wurde in einer blutigen Schlacht, die an dem Peenestrome, in der Gegend von Rubkow bis nach Lassahn hin gefochten wurde, schwer verwundet, so daß die Seinigen ihn auf dem Schlachtfelde liegen ließen. Als er aber für todt da lag, wurde er von einem Wenden gefunden, der noch Leben in ihm verspürte, sich seiner erbarmte, und ihn nach einer benachbarten Burg brachte. Dort war ein Edelfräulein, die nahm sich des Ritters an, pflegte ihn und heilte seine Wunden. Und als er wieder gesund und rüstig war, da heirathete er sie, und blieb bei ihr. Also kamen die Lepels zuerst nach Pommern.

Greifswalder wöchentlicher Anzeiger für 1818, Nr. 31.

61. Die Schlieffen und Adebare in Colberg.

Vor Zeiten waren viele Jahre lang die beiden mächtigsten Geschlechter in der Stadt Colberg die Schlieffen und die Adebare. Deren lebten einmal um das Jahr 1500 zwei junge Bürger, Benedictus Adebar, der des Bischofs von Cammin Schwester zur Ehe hatte, und Niclas Schlieff, Peter Schlieffens, des Bürgermeisters, Sohn. Dieselbigen waren große Freunde, und hielten sich wie Brüder untereinander. Da begab es sich einmal, daß sie zusammen in Gesellschaft gezecht hatten, und Niclas Schlieff ging guter Zeit zu Hause und legte sich zu Bette. Etwa eine Stunde nachher folgte ihm Benedictus Adebar, und klopfte an seine Thür, und bat, ihm diese zu öffnen. Als Schlieff hörte, daß er es war, stand er selbst im Hemde auf, um ihn einzulassen. Adebar aber war etwas lustig geworden vom Weine, und wie er nun hörte, daß Schlieff kam, stach er mit seinem Schwerte durch die Thür, und wollte jenen erschrecken. Das war ein großes Unglück; denn Schlieff lief im Finstern rasch zu, um die Thür zu öffnen, und rannte sich in das durchgestochene Schwert, daß er laut aufschrie und für todt hinfiel. Darüber erschrak Adebar hart, und verstopfte ihm eilig die Wunde, führte ihn auch zu einem Arzte, und entschuldigte sich sehr gegen den Freund, daß er es nicht aus bösem Gemüthe, sondern nur aus Vorwitz gethan. Schlieff aber fühlte sich sehr übel, und er vermerkte, daß er werde sterben müssen; er vermahnte daher den Adebar, daß er entweichen möge, denn wenn ihn seine Verwandten erhaschten, so werde er wieder sterben müssen, was er ihm nicht gönnte. Adebar aber wollte den sterbenden Freund nicht verlassen, und wurde also, wie er sich nicht von ihm trennen konnte, von Schlieffens Freundschaft gefangen und ins Gefängniß gesetzt.

Der Bischof von Cammin und die anderen Freunde Adebars gaben sich zwar viele Mühe und baten die Schlieffen sehr, daß er auf gebührenden Abtrag möchte loskommen. Aber die Schlieffensche Freundschaft wollte das nicht thun, sondern ließen Adebar vor Gericht bringen und ihn zum Tode verurtheilen. Und erst als das geschehen war, wollten sie ihn wieder losgeben, damit man sagen könne, daß sie ihm recht eigentlich das Leben geschenkt hätten. Das aber wollte Adebar nicht annehmen, denn er ließ sich bedünken, ein zum Tode einmal Verurtheilter sey des Lebens ferner nicht werth. Darum sagte er freien Muthes, er wolle lieber bei seinem erschlagenen Freunde und Bruder sein, denn länger leben.

So ging er freiwillig zu der Richtstätte. Nur damit er nicht wie ein Missethäter geführt würde, durften ihn der Nachrichter und dessen Knechte nicht anrühren, sondern er ging frei und gutwillig. Seine Schwester, welche Aebtissin im Jungfrauenkloster zu Colberg war, nahm ein Crucifix und trat vor ihm her, und der Rath und die ganze Stadt begleiteten ihn und betrübten sich um seinethalben. Also kam er aus der Stadt. Da wurde ihm vergönnt, daß er nicht auf die gewöhnliche Richtstätte ging, sondern auf den Kirchhof; allda ließ er sich das Haupt abhauen.

Von der Zeit an entstand ein ewiger Groll zwischen den beiden Geschlechtern Adebar und Schlieffen.

Kantzow, Pomerania, II. S. 448—450.

62. Das Wappen der Familie von Dewitz.

Die Familie von Dewitz führt drei Becher in ihrem Wappen. Die Leute sagen, es sey einmal ein Herr von Dewitz gewesen, der habe in der Betrunkenheit einen Herrn von Arnim aus dem Fenster des Schlosses zu Daber in den Schloßgraben geworfen.

Wegen seiner Trunkenheit hat man ihm zwar das Leben gelassen, aber seine Familie muß von der Zeit an jenes Wappen führen.

Mündlich.

63. Die Kirche zu Gingst.

In dem Dorfe Gingst auf Rügen war bis vor etwa hundert Jahren eine uralte schöne Kirche, die von starkem Gemäuer aufgeführt war, große Schwibbogen und eine sehr hohe Thurmspitze hatte. Sie ist seitdem von einem heftigen Sturm und Donnerwetter zum größten Theil in einen Schutthaufen verwandelt worden. Diese Kirche ist schon zu Zeiten des Rügischen Fürsten Jaromar I. erbauet. Sie sollte damals an einer anderen Stelle aufgerichtet werden, nämlich auf dem Berge hinter dem Dorfe Volgewitz, gerade gegen die Insel Ummanz über, in Betrachtung, daß man dieses Ländlein dem Kirchspiel füglich könne mit einverleiben. Zu dem Ende hatte auch der Abt zu Pudgla, als der Stifter der Kirche, das Bildniß des heiligen Jacobus, dem zu Ehren sie sollte eingerichtet werden, auf jenem Berge schon aufrichten lassen. Allein am anderen Morgen fand man das Bild dort nicht mehr, sondern es hatte sich von selbst nach Gingst auf den Weg gemacht, und dort stand es an derselben Stelle, wo sich jetzt die Kirche befindet. Es wurde zwar nach dem Berge zurückgebracht; als es aber noch zu dreien Malen von selbst sich wieder nach Gingst begeben hatte, da erkannte man den Willen des Himmels, daß hier die Kirche stehen solle. Um solchen Wunderwerkes willen wurde nun die Kirche zu Gingst erbauet.

Altes und Neues Rügen, S. 236.

64. Entstehung der Gertruden-Kirche zu Stettin.

Die Gertrudenkirche zu Stettin soll dadurch entstanden sein, daß ein armes Hirtenmädchen, welches auf dem Wege nach Damm einen großen Schatz gefunden hatte, aus Dankbarkeit gegen Gott, der ihr das Glück bescheert, die Kirche hat bauen lassen. Das Mädchen hat Gertrude geheißen, und deshalb hat man auch die Kirche so nach ihr benannt. In der Kirche hängt noch das Bild eines Hirtenmädchens, welches die Erbauerin sein soll.

Mündlich.

65. Die Kapelle auf dem Gollenberg.

Zwischen den Städten Zanow und Cöslin in Hinterpommern liegt der Gollenberg, der früher ein berühmter Wallfahrtsort war, wie später noch wird berichtet werden. Auf demselben stand vor Zeiten eine Capelle, der heiligen Mutter Gottes gewidmet, weshalb der Berg selbst auch früher der Marienberg, oder Unserer lieben Frauen Berg zugenannt wurde. Diese Capelle ist auf folgende Weise entstanden:

Vor vielen hundert Jahren, als Pommern schon zu dem christlichen Glauben war bekehrt worden, lebten in der Gegend des Gollenbergs etliche Abtrünnige, welche dem heidnischen Gottesdienste noch anhingen. Die waren einstmals zu Schiffe nach der Insel Rügen gewesen, wo die alten Götzen dazumal noch frei verehrt wurden, und hatten allda heidnischen Götzendienst getrieben. Als sie nun zurückkehrten, und schon nahe an ihrer Heimath waren, wurden sie auf einmal von einem gräulichen Sturmwinde überfallen, der sie sammt ihrem Schiffe unter dem Wasser zu vergraben drohete. Sie riefen, wiewohl vergebens, alle ihre heidnischen Götter an, die Hertha, welches bedeutet die Mutter

Erde, und den Odin oder Wodan, welcher der Gott des Himmels sein sollte.

In solcher Angst und Noth höret von ungefähr Einer unter ihnen die Hora einläuten von den Mönchen der Abtei Bukow, welche unfern vom Strande von dem Herzog Swantepolk war gestiftet worden. Da gehet er in sich, und er redet auch den Andern zu, und sie rufen den wahren Gott der Christen an, daß er helfen und sich ihrer erbarmen möge. Was geschieht? Auf einmal wird das Meer ruhig, und der Donner schweigt, und da es unterdeß Nacht geworden war, zeigt sich oben auf dem Gollenberge ein kleines wunderbares Licht, das ihnen den Weg an das Land und in die Heimath anweiset. Darauf bekehrten sich die Heiden, und stifteten zu dankbarer und ewiger Gedächtniß solcher wunderbarlichen Gotteshülfe eine Capelle mit herrlichem Altare, oben auf der Spitze des Gollenbergs, da wo das Licht sich ihnen gezeigt hatte.

Die Capelle ist im Jahre 1532 in Verfall gerathen, und es ist anjetzo an ihrer Stelle nur ein Schutthaufen mehr zu sehen.

Pommersche Provinzialblätter, I. S. 429. 430.

66. Der Gollenberg.

Der Gollenberg zwischen Zanow und Cöslin, der höchste Berg in Pommern, war früher ein sehr heiliger Wallfahrtsort, zu welchem von nah und weit die frommen Menschen hinkamen, um Verzeihung ihrer Sünden zu erbitten. Am berühmtesten aber war er im fernen Auslande. Dieß zeigt folgende Geschichte. Es war einmal im Jahre 1415 ein Edelmann Paul Bulgerin, so nicht weit vom Gollenberge wohnte. Dieser hatte im Jähzorn seinen Bruder erschlagen, und um dieses Verbrechen abzubüßen, wanderte er zu den berühmtesten Wallfahrtsorten in der ganzen Welt.

Wie er nun schon an vielen Orten gewesen war und auch nach Compostella in Spanien kam, da fragte er, noch immer keine Beruhigung seines Gewissens verspürend, die Mönche allda, wo denn noch ein heiligerer Wallfahrtsort über Compostella sey, an welchem er gänzliche Vergebung seiner Sünde erwarten könne. Und es ward ihm zur Antwort: ja, es sey noch ein viel heiligerer da, der sey auf dem Gollenberge in Pommern. Darüber ist denn der Edelmann gar unmuthig geworden und hat geredet: Was, zum Teufel, suche ich denn über 400 Meilen weit hier, was ich näher denn Eine Meile weit von meinem Hause habe? Er ist somit zurück gegangen in seine Heimath, wo er, auf keine Ruhe in der Welt mehr hoffend, auf dem Gollenberge sich einen Dolch ins Herz stieß. Allda geht noch um Mitternacht sein Geist herum.

Micrälius, Altes Pommerl. II. S. 288.
Cramer, Gr. Pomm. Kirch. Chron. III. S. 5.
Pommersche Provinzialblätter, von Haken, III. S. 32—38.

67. Die drei Mönche im Dome zu Colberg.

Die St. Marien- oder Dom-Kirche zu Colberg, deren erster Bau schon zu den Zeiten des heiligen Otto angefangen haben soll, ist eine der schönsten und größten Kirchen in Pommern. Ihre Länge beträgt 205 Fuß, die Breite 128, und die Höhe 74. Sie hat nur einen Thurm, der nach der Westseite hin befindlich ist, der aber drei Spitzen hat. Die mittlere von diesen ist die höchste, und bei weitem höher, als die zu beiden Seiten. Dieser Thurm ist bis an das Dach 136 Fuß, und das Dach *ist* 100 Fuß hoch, so daß die ganze Höhe des Thurmes 236 Fuß beträgt. Er kann zur See in einer Entfernung von sieben Meilen gesehen werden. Von der Erbauung dieses Domes erzählt man sich Folgendes:

Die Colberger begannen zuerst den Bau. Es fehlte ihnen aber bald an Geld, und sie mußten mit dem Weiterbauen einhalten. Da traten drei fromme Mönche auf, die erboten sich, durch die ganze Christenheit zu pilgern, um Geld zu dem Bau der Kirche zu sammeln. Damit sie aber sicher wären, ob ihr Vorhaben dem Himmel auch angenehm sey und gelingen werde, so baten sie Gott, daß er ihnen Jedem ein Wunder im Traume bescheren möchte. Der Eine wollte die Sonne mit seiner Hand umfassen; der Andere wollte, daß sein Haupt von einem Berge bedeckt werde; was der Dritte gewünscht hat, das weiß man nicht mehr. Und siehe, in der folgenden Nacht wurden sie wirklich im Schlafe der Wunder theilhaftig, die sie sich gewünscht hatten. Darauf machten sie sich denn voll Zuversicht auf den Weg, jeder für sich allein, und durchwanderten die ganze christliche Welt, und sammelten so viele fromme Gaben, daß sie genug hatten, das herrliche Gebäude davon zu errichten, und noch etwas mehr. Das gesammelte Geld lieferten sie getreulich ab, und es wurde jetzt der Bau bald vollendet. Als hierbei nun von dem Gelde noch etwas übrig geblieben war, da beschlossen die Mönche, daß jeder von ihnen eine besondere Spitze auf dem Thurme der Kirche wolle aufführen lassen. Das geschah auch, aber zwei von ihnen starben über diesem Bau weg, und nur derjenige, der die Sonne im Traume mit seiner Hand umfasset hatte, erlebte das Ende desselben. Dieser Mönch war es, der die mittlere Spitze bauen ließ; die ist daher auch höher geworden als die beiden anderen.

Zum dankbaren Andenken an die drei Bettelmönche hat man schon in ganz alten Zeiten ein Gemälde errichtet, welches noch vorhanden ist. Dasselbe befindet sich am westlichen Hauptpfeiler des Thurms, unter der Orgel und in der Nähe des Haupteinganges der Kirche. Es ist auf Holz

und sieht sich so alt an, daß es gewiß vor mehr als 500 Jahren schon muß gefertigt sein. Die drei Mönche sind darauf abgebildet, der Eine trägt ein graues, die beiden Anderen ein schwarzes Habit. Alle drei sind in einer liegenden Stellung, gleichsam um anzuzeigen, daß sie von ihrer weiten und beschwerlichen Pilgerreise ausruhen. Der Eine hält in der linken Hand ein Buch, darin geschrieben steht: Pater, magnificavi nomen hominibus, d. i.: Vater ich habe deinen Namen den Menschen verklärt. Der Zweite liegt ganz ermüdet und schlafend.

Im Jahre 1741 hat man das Gemälde, welches ganz verwittert war, neu aufgefrischt.

Mündlich, und

Geschichte und Beschreibung der St. Marien-Dom-Kirche zu Colberg, von Maaß, S. 69 folg.

68. Der ermordete Herzog Wartislav.

Auf der Stelle, wo das ehemalige Kloster Stolpe an der Peene steht, ist vor vielen Jahren, die Geschichtschreiber streiten, ob es im Jahre 1135 oder 1136 gewesen sei, der Herzog Wartislav erschlagen worden. Dieser Herzog ließ sich die Verbreitung des christlichen Glaubens in seinem Lande sehr angelegen sein, darum hatte er viele Feinde unter den Heiden, die ihn verfolgten und ihm nach dem Leben stellten. Zuletzt hatten sie einen Mörder gedungen, der den Herzog überfiel, als er einstmals nach einer Jagd am Wege eingeschlafen war, und ihn meuchlings im Schlafe erdolchte. Der Fürst erwachte aber bei dem plötzlichen Ueberfalle, und obschon er die Todeswunde schon im Herzen trug, raffte er sich doch auf, und fiel nun seiner Seits über den Mörder her, mit solcher Gewalt, daß er ihm die Kinnbacken auseinanderriß, und so der Mörder und Gemordete zu gleicher Zeit starben.

An der Stätte, wo dieses sich zutrug, ließ Ratibor, des Herzogs jüngerer Bruder und Nachfolger, im Jahre 1150 oder 1153 das Kloster Stolpe erbauen, in welches er Cistercienser- oder wie Andere wollen, Benediktiner-Mönche rief.

Geschichte der Klöster in Pommern, von Steinbrück, S. 139.
Pomm. Prov. Blätter, V. S. 158.
Kantzow, Pomerania, I. S. 138.

69. Baggus Speckin.

Vor vielen Jahren lebte in Pommern ein wüster Raubritter, Namens Baggus Speckin. Wie der des Gutes genug zusammengeraubt hatte, da ließ er sich in der Gegend von Grimmen nieder, und bauete allda eine Burg, in welche er sich mit seinen vielen Reichthümern zurückzog. Auch legte er rund um seinen Burgsitz ein Dorf an, welches noch jetzt besteht, und von dem Ritter den Namen Baggendorf führt, und weil es ein Pfarrdorf ist, gewöhnlich Kirch-Baggendorf genannt wird. In seinen alten Tagen wurde der Raubritter aber trübsinnig, und er fühlte sich bettelarm in der Mitte aller seiner großen Schätze. Er fing nun an zu fasten und sich zu geißeln, aber er konnte dadurch keine Ruhe gewinnen, und er fühlte, daß er durch Fasten und Kasteien allein den Himmel für seine vielen Unthaten nicht versöhnen könne. Da kam er zuletzt auf den Gedanken, daß er von seinem geraubten Gute drei Kirchen im Lande wolle erbauen lassen, hoffend, auf solche Weise den ewigen Zorn Gottes von sich abzuwälzen. Um nun zu wissen, wo er die Kirchen solle aufrichten lassen, ließ er eine Eule dreimal fliegen, und wo die sich jedesmal niederließ und einen Ruheplatz suchte, da glaubte er auch zur Ruhe seiner Seele eine Kirche hinsetzen lassen zu müssen. Die Eule ließ sich nieder zu Baggendorf, Glevitz und Vorland, und allda ließ er nun die drei Kirchen bauen, die

noch jetzt dort stehen. Alle drei Kirchen ließ er auf gleiche Weise bauen, wie man denn auch gegenwärtig ihre Aehnlichkeit sehen kann. In der Kirche zu Baggendorf war vor etwas mehr denn hundert Jahren das Bildniß des Baggus Speckin noch zu sehen. Auf einem großen hölzernen Schwibbogen über der Kanzel sah man nämlich die Gestalt eines geharnischten Ritters, der ganz vom Schmerz niedergedrückt war, und seinen entblößten Rücken einem Menschen darbot, welcher mit einer Geißel hinter ihm stand. In dieser Kirche war auch bis vor hundert Jahren die Thüre nach der Nordseite hin fest zugemauert. Man erzählt sich, daß während des Baues der Kirche der Ritter alle Tage sey hingeritten, um sich zu überzeugen, daß die Bauleute ihre Schuldigkeit thäten, und dabei sey er, um zu sehen, ob auch inwendig Alles in Ordnung sey, durch jene Thüre jedesmal in das Innere des Baues hineingeritten. Darüber starb er aber, noch bevor die Kirche fertig war; und nun begab sich nach seinem Tode auf einmal das Wunder, daß der Ritter, der keine Ruhe im Grabe hatte, allnächtig auf einem Pferde durch die besagte Thüre in die Kirche hineinreiten mußte. Das dauerte so lange, bis man zuletzt auf den Einfall kam, die Thüre vermauern zu lassen. Dadurch bekam der Ritter Ruhe, und der Spuk hörte von da an auf. Deshalb hatte auch viele hundert Jahre lang kein Mensch gewagt, die Thüre wieder zu öffnen, weil man fürchtete, daß dann auch der Ritter aus seinem Grabe heraus, und seine alten Ritte wieder werde beginnen müssen. Als aber in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Dänen das Land besetzt hielten, so öffneten diese aus Vorwitz die Thüre wieder, und der Ritter muß seine Ruhe erhalten haben, denn die Thüre wird seitdem zum ordentlichen Kirchgange gebraucht, ohne daß man ihn jemals wieder gesehen hat.

In der Gegend von Baggendorf sind an der Trebel auch noch einzelne Berge, welche die Speckinenberge heißen, und von jenem Raubritter ihren Namen haben sollen. Ebenso soll er auch in Wendisch-Baggendorf ein Raubnest gehabt haben, nämlich auf dem runden Berge, den man nahe bei diesem Dorfe sieht, den er soll haben aufwerfen und mit einem Graben umziehen lassen. Unter dem alten Gemäuer seiner Burg zu Kirch-Baggendorf hat man vor einigen Jahren beim Nachgraben noch einen tiefen Brunnen gefunden, und viele Fußeisen, von denen man glaubt, daß er seine Gefangenen damit habe fesseln lassen.

Mündlich, und

Biederstedt, Beiträge zur Geschichte der Kirchen und Prediger in Pommern, 1. S. 86. 87.

70. Die Capelle zu Levenhagen.

In dem Dorfe Levenhagen unweit Greifswald steht neben der Dorfkirche eine kleine Capelle. Die stammt noch aus den katholischen Zeiten her. Als nämlich dazumalen die Leute eines Sonntags aus der Kirche kamen, sahen sie an dem Orte, wo diese Capelle jetzt steht, auf einem Steine einen Menschen sitzen, der eine Hostie in der Hand hielt. Die andern Leute und der Priester fragten ihn, was das zu bedeuten hätte, daß er die geweihete Hostie in der Hand trage, und da bekannte er ihnen, daß er unwürdig zum heiligen Abendmahle gegangen sey, und die Hostie, die ihm der Priester gereicht, nicht herunter kriegen könne. Auf Befehl des Geistlichen mußte er sie deshalb auf den Stein legen, und da blieb sie die Nacht liegen. Wie man nun am anderen Morgen wieder zu dem Steine kam, da sah man ein großes Wunder. Es stand nämlich bei demselben das Bild der Mutter Maria. Die Heilige hatte es selbst als Wache dabei gestellt. Darauf beschlossen denn die Leute,

dort eine Capelle zu errichten. Das geschah, und die Pferdejungen des Dorfes sammelten das Geld dazu. Solches gefiel der Heiligen gar sehr, und sie that fortan durch ihr Bildniß in der Capelle viele Wunderwerke.

Dieß wurde bald bekannt in der Gegend, und es bekam auch eine Gräfin davon zu hören, die sehr reich, aber blind war. Die unternahm deshalb schnell eine Reise nach Levenhagen, und gelobte in ihrem Herzen der Mutter Maria, sie wolle der Capelle ein großes Geschenk geben, wenn sie wieder sehend werde. Da trug es sich zu, daß, wie sie noch nicht einmal ganz bis zum Dorfe gekommen war, sie ihr Gesicht schon wieder erhielt. Die Gräfin war aber geizigen Herzens, und sie dachte jetzt, da sie ihre Augen wieder habe, so könne sie nur gleich wieder umkehren, und ihr Geld für sich behalten. Das that sie auch. Aber was geschah? So wie sie sich umgedrehet hatte, wurde sie wieder blind, wie sie vorher gewesen war. Und das blieb sie; denn es half ihr nun nichts mehr, daß sie noch nach der Capelle hinfuhr, und all ihr Geld und Gut versprach. Die Leute sagen, daß die Heilige seit der Zeit zu Levenhagen kein Wunder mehr verrichte. Manche glauben aber doch noch daran, wenigstens halb und halb, und sie meinen, es hülfe ihnen, wenn sie ein Opfer in die Mauern der Capelle hinein stecken. Darum findet man denn auch zu Zeiten darin allerlei Gaben.

Biederstedt, Beiträge zur Geschichte der Kirchen und Prediger in Pommern II. S. 86.

Acten der Pom. Gesellsch. für Gesch. und Alterth.-Kunde.

71. Die Kirche zu Cablitz.

Die Pfarrkirche zu Cablitz war früher eine Mönchskirche, bis sie um das Jahr 1600, nachdem der damalige Herzog von Pommern für einen neuen Pfarrer 500 Gulden ge-

schenkt hatte, zu einer evangelischen Kirche eingerichtet wurde. Bei dieser Einrichtung trug es sich zu, als ein sichtbares Zeichen des göttlichen Wohlgefallens an dem Beginnen, daß auf einer alten Eiche nahe bei der Kirche auf einmal ein schöner Honigthau gefunden wurde. Es sollte dadurch ohne Zweifel zugleich angedeutet werden, daß von nun an das reine Wort Gottes in der renovirten Kirche werde gepredigt werden.

Cramer, Gr. Pomm. Kirch. Chron. IV. S. 122.

72. Die offne Kirche zu Pollnow.

Zu der Kirche im Dorfe Pollnow in der Gegend von Schlawe war früher viele Jahre lang eine große Wallfahrt. Woher die zuerst ihren Grund genommen, weiß man nicht. Man sagt aber, sie sey so groß und anhaltend gewesen, daß man die Kirche niemals habe verschließen können. Daher hat man auch noch in Pommern das Sprichwort: Es steht immer offen, wie die Pollnowsche Kirche.

Micrälius, Altes Pommerland, II. S. 446.
E. Lappe, Pommerbuch, S. 64.

73. Das Spiel zu Bahne.

Der Flecken Bahne war ehedem eine gute, feste Stadt. Als diese noch in ihrem Flor war, da hat man alle Jahre daselbst die Passion gespielt, und es ist derohalben viel Volk, fremdes und einheimisches, dahin gekommen. Das hat aber zuletzt ein trauriges Ende genommen. Denn wie man denn auch also die Passion aufführte, da begab es sich, daß derjenige, der Jesus sollte sein, und derjenige, so den Hauptmann Longinus vorstellen sollte, Todfeinde waren. Und als nun Longinus den Jesus mit dem Speer auf die Blase von Blut, so nach Art des Spiels bei ihm zugerichtet war, stechen sollte, stach er ihm den Speer durchweg

ins Herz hinein, also daß er von Stund' an nicht blos todt blieb, sondern auch, indem er nun vom Kreuze stürzte, die darunter stehende Maria todt fiel. Als dieses der Johannes sah, welcher ein Freund des Jesus und der Maria war, da fiel er straks über den Longinus her und erwürgte ihn. Und als das Volk nun den Johannes greifen wollte, und dieser entfloh und von einer Mauer sprang, da brach er beide Beine, daß man ihn fing, und wurde er als ein Mörder auf das Rad gelegt. Von dem Tage an wurde keine Passion mehr zu Bahne gespielt. — Darum, wenn man ein fröhliches Ding, das ein jämmerlich Ende nimmt, bezeichnen will, sagt man in Pommern: Das geht, wie das Spiel zu Bahne.

Kantzow, Pomerania, II. S. 463.

74. Die beiden Störe und die geizigen Mönche zu Grobe.

Auf dem Lande Usedom lag ehedem ein großes Kloster, Grobe, auch wohl Grabow genannt. Es war gestiftet von dem Pommerschen Fürsten Ratibor und dessen Gemahlin Pribislav, im Jahre 1150, und der erste Abt war Sibrandt, ein gar frommer und gelehrter Mann. Als nun zu einer Zeit große Theurung im Lande war, und es auch den Mönchen in Grobe anfing, an Lebensmitteln zu gebrechen, da kamen auf einmal wunderbarer Weise zwei große Störe aus dem Haff bis an das Kloster geschwommen und stellten sich den Mönchen dar, und warteten so lange, bis Einer von ihnen gefangen war. Darauf schwamm der Andere eilends zurück, als wenn er den Gefangenen hergebracht hätte. Der eingefangene Stör aber war so groß, daß die Mönche eine gute Zeit davon leben konnten. Auf das nächste Jahr kam der entkommene Fisch selbander wieder bis an das Kloster und wartete wieder, bis der, den er gebracht,

von den Mönchen gefangen war. Das geschah also viele Jahre, und die Mönche bekamen alljährlich einen großen, fetten Stör, bis sie zuletzt zu geizig wurden und alle beide Störe einfingen. Da hat plötzlich dieses Wunder aufgehört und es ist kein Stör mehr nach Grobe gekommen.

Kantzow, Pomerania, I. S. 137.

Micrälius, Alt. Pommerl. I. S. 189. 190.

Val. ab Eickstedt, Epitome Annalium Pomeraniae, p. 19.

Cramer, Gr. Pomm. Kirchen-Chron. II. S. 11.

75. Die Maränen im Madüesee.

In dem Madüesee unweit Stargard in Pommern findet man häufig die Maräne oder Muräne, einen Fisch, den es sonst in Deutschland nicht gibt, und den nur die welschen Seen haben. Er soll auf folgende Weise dahin gekommen sein: In dem Kloster Colbatz dicht an diesem Madüesee lebte vor Zeiten ein Abt, der aus Italien hergekommen war, und immer ein großes Verlangen nach den Maränen trug, die ihm in seiner Heimath so wohl geschmeckt hatten. Wie der nun auch einmal in solchen Gedanken in dem Klostergarten spazieren ging, da erschien der Teufel vor ihm, und redete ihn mit listigen Worten an, und versprach ihm, daß er ihm die ersehnten Fische verschaffen werde, wenn der Abt sich ihm zu eigen geben wolle. Darüber gerieth dieser in großen Kummer und Streit mit sich selbst. Zuletzt aber sagte er dem bösen Feinde zu, wenn er ihm noch vor dem Hahnenrufe die Fische bringen werde. Denn es war schon Mitternacht, als diese Unterredung statt hatte, und der Abt meinte, der Teufel werde den langen Weg von Pommern nach Welschland und wieder daher, in so kurzer Zeit nicht zurücklegen können. Darauf verschwand der Böse eiligst in der Luft, schneller als wenn der Sturmwind durch die Wolken fährt.

Aber nun wurde dem armen Mönche sehr angst, und er warf sich auf seine Kniee und betete zu Gott, daß er ihn doch erretten möge vor den Krallen des Satans. Während er noch so da lag, hörte er auf einmal ein lautes Brausen in der Luft von Süden her, und weil es noch ganz dunkel war, so glaubte er nicht anders, als daß es jetzt um ihn geschehen sey. Das Brausen kam auch wirklich von dem Teufel her; der hatte einen ganzen Sack voll der schönsten Maränen bei sich, die er in der größten Eile aus dem welschen Meere geholt hatte. Der Böse kam sausend damit angefahren, und jubilirte schon laut, daß die Seele des frommen Paters sein eigen sey. Aber in dem nämlichen Augenblicke, noch ehe er bei dem Abte ankommen konnte, krähte der Hahn und der Glöckner im Kloster zog den Strang der Glocke, um die Brüder zur Hora zu rufen. Da sah der Teufel, daß er doch zu spät gekommen war, und er warf in seinem Zorne die Fische in den Madüesee hinein, über dem er sich gerade befand. Darin sind sie denn von der Zeit an geblieben.

Micrälius, Altes Pommerland, II. S. 279.
Freyberg, Pommersche Sagen, S. 14—18.
Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

76. Die Gräfin Jarislav von Gützkow.

Um die Zeit des Jahres 1295 lebte der Graf Jazko von Gützkow aus dem Hause der Grafen von Salzwedel in der Altmark. Der hatte zur Gemahlin Jarislav, ein Fräulein von Putbus, welche zwar eine sehr gottesfürchtige Frau war, aber doch viele Anfechtungen des Bösen zu erdulden hatte. Als diese einmal krank danieder lag, so erschien ohne Unterlaß der Teufel vor ihrem Bette und wollte sie wegholen, so daß sie Tag und Nacht in einer großen Angst um ihre ewige Seligkeit schwebte. In solcher Angst

sandte sie zu ihrem Oheim, dem Bischof von Cammin, und bat ihn um seinen geistlichen Beistand und Segen. Der Bischof erschien auch alsbald an ihrem Lager, und vertrieb den Teufel blos dadurch, daß er ihr die Fabel von der Mutter erzählte, die ihr Kind dem Wolf wollte geben, welches der Wolf hörte und wahr meinte, und darauf wartete. Also stelle sich auch, sagte er, unser Herr Gott, als wolle er sie dem Teufel übergeben, und der Teufel harre vergebens darauf. Als dieses der Teufel zu hören bekam, da zog er von dannen, und ist nicht wieder gekommen.

v. Schwarz, Pommersche Städte-Geschichte (Historie v. d. Grafschaft Gützkow), S. 742.

77. Die hochmüthige Edelfrau zu Wusseken.

Vor vielen Jahren war zu Wusseken am Jamundschen See eine sehr hochmüthige Edelfrau. Als dieselbe eines Tages zum heiligen Abendmahl ging und vor den Altar trat, da kam ein Schweinehirt gerade vor ihr zu sitzen, also daß der Priester ihm eher denn ihr das Abendmal hätte reichen müssen. Darüber wurde die Frau in ihrem Hochmuthe so wüthig, daß sie den Schweinehirten mit Gewalt zurückstieß, und zwar dergestalt, daß die Hostie dem Priester aus der Hand und zur Erde fiel. Allein der Zorn des Himmels über solche Frechheit offenbarte sich auf der Stelle. Denn die hingefallene Hostie war auf einmal blutig geworden, und die Edelfrau sank eben so plötzlich bis an die Kniee in die Erde hinein. Daraus konnte sie auch nicht eher wieder befreiet oder erlöset werden, als bis sie die Buße that, die ihr auferlegt wurde, und eine Pilgerfahrt nach Rom gelobte, um sich vom Papste selbst Ablaß für ihren Frevel zu holen. — Die Hostie aber wurde von der Erde aufgehoben, und weil sich ein Wunder des Himmels an ihr offenbart hatte, in eine Monstranz gelegt und

öffentlich ausgestellt, worauf jährlich eine große Wallfahrt dahin angestellt wurde, die lange Jahre gedauert hat.

Die Kirche, in der dieses geschehen, ist jetzt schon seit vielen Jahren zerstört, ihren Thurm sieht man aber noch in einem Eichenwäldchen bei Wusseken.

Micrälius, Altes Pommerland, I. S. 416.
Cramer, Gr. Pomm. Kirch. Chr. II. S. 79.
Pommersche Prov. Blätter II. S. 93.

78. Die Raubmönche zu Stettin.

In der Stadt Stettin war vor Zeiten ein Kloster, dessen Mönche sich viel damit abgaben, daß sie Menschen raubten. Neben dem Kloster wohnte ein Bäcker, der für das Kloster backte. Der hatte eine schöne Tochter, für welche ein vornehmer, reicher Herr den Mönchen viel Geld geboten hatte, wenn sie sie ihm verschafften. Wie nun das Mädchen eines Tages wie gewöhnlich den Mönchen das Brod an das Klostergitter brachte, lockten sie dieselbe in das Innere des Klosters, und sperrten sie in ein unterirdisches Gewölbe, bis der vornehme Herr sie abholen würde. Kein Mensch konnte sich denken, wo das Mädchen geblieben wäre, die bei hellem Tage verschwunden war; ihre Eltern grämten sich fast todt um sie.

Um dieselbe Zeit saß in dem Gewölbe des Klosters ein Knabe gefangen, den die Mönche auch gestohlen hatten. Dem glückte es, durch die Klosterkirche zu entkommen, und da er auch das geraubte Mädchen gesehen hatte, so ging er zu dem Bäcker und zeigte ihm an, wo seine Tochter wäre. Anfangs wollte man dem Knaben nicht glauben; als er sich aber erbot, die Leute zu dem Mädchen hinzuführen, da beschloß das Gericht, dem auch Anzeige gemacht war, Nachsuchung zu halten, und sie fanden nun das arme Mädchen und befreieten sie.

Das Haus des Bäckers wird noch jetzt in der Königsstraße zu Stettin gezeigt.

Mündlich.

79. Eulenspiegel in Pommern.

Es hatte sich Eulenspiegel in allen Landen mit seiner Bosheit bekannt gemacht, und wo er einmal gewesen war, da war er nicht zum zweitenmal willkommen. Derohalben war er nun zwar anfangs guter Dinge, auf die Dauer aber ging er doch in sich, und gedachte was er anfinge, daß er wieder zu Gelde käme durch Nichtsthun, denn er sahe, daß Mancher mit Müßiggehen bessere Tage hatte, denn ein Anderer mit saurer Arbeit. Da gedachte er, daß er noch nicht im Pommerlande gewesen sey, und er nahm sich vor, dahin zu gehen. Er kleidete sich also aus für einen Mönch, nahm von einem Bauernkirchhofe irgend einen alten Todtenkopf, den er in Silber einfassen ließ, und reisete damit in das Land Pommern, wo die Priester zu damaliger Zeit sich mehr aufs Saufen denn aufs Predigen legten. Wenn er denn nun in ein Dorf kam, wo Kirchweihe, Hochzeit oder sonst eine Versammlung war, so bat Eulenspiegel den Pfarrherrn, daß er predigen und den Bauern das Heiligthum verkünden dürfe, welches er mit sich führe. Versprach demselben auch, daß er ihm wolle abgeben von den Opfern, so er bekommen werde. Damit waren die Pfaffen gern zufrieden, daß sie Geld bekämen.

Wie nun das meiste Volk in der Kirche war, stieg Eulenspiegel auf den Predigtstuhl, und sprach viel von der alten Ehe und von der neuen, von der Arche und dem güldenen Eimer, wo das Himmelbrod innen lag, daß ihn die Leute zuerst für einen grundgelehrten und heiligen Mann hielten. Alsdann aber zeigte er ihnen seinen versilberten Todtenkopf, und redete ihnen zu, daß dieß das Haupt eines großen Hei-

ligen sey, so Brannlo geheißen, und für den er zu einer neuen Kirche sammeln wolle. Alsdann forderte er sie auf, daß auch sie zu dieser Kirche opfern sollten. Dabei fuhr der Schalk dann fort: Das thuet aber nur mit reinem Gut. Absonderlich will der Heilige kein Opfer von einer Ehebrecherin. Die unter Euch eine solche und nicht rein ist, die stehe still, und gehe nicht zum Opferaltare. Denn so mir Eine was opfern würde, die des Ehebruchs schuldig ist, so nehme ich es nicht, von der verschmäh' ich es. Darnach wisset Euch zu richten.

Hierauf gab er nun den Leuten das Haupt, das er mit sich führte, zu küssen, ertheilte ihnen seinen Segen, und trat an den Altar zu dem Opferbecken. Alsdann fing der Pfarrherr an zu singen und die Schellen zu läuten. Da drangen denn die bösen mit den frommen Weibern zum Altar, um zu opfern. Und die ein böses Geschrei hatten, oder die nichts taugten, die waren die ersten mit ihrem Opfer; denn eine Jede meinte, die still stünde und nicht an das Opferbecken träte, die sey nicht fromm. Etliche waren sogar, die zwei oder drei mal opferten, daß es das Volk sollte sehen, und sie aus ihrem bösen Geschrei kämen. Und welche kein Geld hatten, die opferten ihre Ringe oder was sie sonst von Werth besaßen.

Eulenspiegel aber lachte, denn er bekam so viele Opfer, dergleichen bisher noch nicht war gehört worden. Und er zog als ein reicher Mann aus Pommern.

Altes Historienbuch von Till Eulenspiegel, gedruckt in diesem Jahr.

80. Die Putzkeller im Lande Bart.

Um die Zeit 1450 bis 1500 war im Lande Bart eine Religionssecte, die Putzkeller genannt. Woher die entstanden war, weiß man nicht. Aber sie hatten eine teuflische

Lehre, schier auf die Art wie die Adamiter und Gartenbrüder. Sie hatten einen Glauben, daß nach dem jüngsten Tage der Teufel solle Christum aus dem Himmel vertreiben, und darin mit seinem Anhange so lange regieren, als Christus regieret hat. Sie kamen alle Jahre an einem Orte zusammen, daselbst sie über Nacht sonderbare Ceremonien und Gebete gehalten, und ihr Vaterunser hat angefangen: Vader use, Hul der buse, thovorn werst du over uns, nu bist du under uns!

Wenn sie nun ihre Gebete vorbei gehabt, dann haben sie sich verschworen, daß sie ihre Gebräuche und ihren Glauben nicht verrathen wollten, und darauf hat ihr Oberster alle Lichter ausgeschlagen und gerufen: Nun wachset und vermehret Euch! Sind sodann Alle zusammengefallen, Mann und Weib, Gesellen und Jungfrauen, wie sie ungefährlich beisammen gestanden, und haben dafür gehalten, wer in dem Glauben wäre, der könne nimmer arm werden.

Ihr Abzeichen gegen einander war, wenn sie bei anderen Christen in der Kirche saßen, und wenn dann das Sacrament in der Messe aufgehoben wurde, daß sie sich umkehrten oder ja nicht danach sahen.

Diese Abgötterei war allein unter dem Adel im Lande; und sie trieben sie so heimlich, daß Niemand etwas davon erfahren konnte. Da hat aber einmal der Teufel, dem sie ergeben waren, den Zehnten von ihnen gefordert, und urplötzlich, als sie einmal Alle wieder beisammen waren, eine Edeljungfrau, aus dem Geschlechte der von Datenberg, mitten unter ihnen weg durch die Luft davon geführt. Dadurch ist der ganze Convent verstöret worden, und die Sache ausgebrochen.

Man sagt auch, daß Anhänger von dieser Secte der Putzkeller in und um Angermünde in der Mark gewesen seyen, weshalb diese Stadt den Namen Ketzer-Angermünde

bekommen habe. Allda ist Einer unter ihnen gewesen, geheißen Marquard Behr von Forkenbeck; der ist ein Jahr lang entwichen gewesen nach Picardien; nach Verlauf des Jahres aber ist er wiedergekommen, und hat Metzbauers von dem Grellenberge nachgelassenen Wittwe, ferner Margarethe Leisten, eine Jungfrau, und noch mehrere Jungfrauen mit sich geführet. Er hat vier reisige Pferde und einen verdeckten Wagen gehabt, darin er die Frau und die Jungfrauen entführet; wohin, das weiß Niemand bis auf diesen Tag.

Kantzow, Pomerania, II. S. 57—59.

Cramer, Gr. Pomm. Kirchen-Chronik, II. S. 104.

81. Die blutigen Judenkinder.

Um die Jahre 1492 bis 1500 ließen in vielen Gegenden von Deutschland, als in der Mark und im Mecklenburgischen, die Juden allerlei gottlose Sünde und insbesondere Beschimpfungen des heiligen Sacraments des Altars sich beigehen, weshalb sie von ihren Herren zum großen Theil aus dem Lande gejagt wurden. Auch Herzog Bogislav von Pommern jagte die Juden fort, deren dazumal viele, besonders zu Damm bei Stettin, zu Bart und in allen kleinen Flecken des Landes wohnten. Unter diesen waren ein Mann und eine Weib, die ließen sich taufen, da ließ der Herzog sie wohnen und sie zogen gen Triebsees. Aber sie hatten sich nur zum Scheine taufen lassen, und waren eigentlich Juden geblieben; dafür wurden sie denn sichtbar von Gott gestraft. Denn so oft das Weib ein Kind gebar, hat dieses eine blutige Hand mit zur Welt gebracht. Da solches die Christenfrauen sahen, scheute man sich vor ihnen, und es wollte Niemand etwas mit ihnen zu thun haben. Der Jude mit seinem Weibe zog daher von Triebsees fort, zuerst nach Lassahn, und darauf nach Usedom. Allein jene

Strafe verfolgte sie überall hin, bis sie zuletzt bekannten, daß sie im Herzen Juden geblieben seyen, und sich nun im Ernst bekehrten.

Th. Kantzow, Pomerania, II. S. 227.

82. Matthias Puttkammer, der Schläfer.

Um das Jahr 1504 lebte zu Stettin ein Priester, Matthias von Puttkammer, der früher Capellan der Gemahlin Herzogs Bogislav X. gewesen war. Diesem, so ein sehr frommer Mann war, begegnete einst, in seinen alten Tagen, ein sehr sonderbares Abenteuer. Denn nachdem er in der Christnacht des Jahres 1504, wo er, wie gebräuchlich, drei Messen lesen mußte, Eine gelesen hatte, und es nun vor Altersschwachheit und Kälte in der Kirche nicht mehr aushalten konnte, sich vielmehr in seine Zelle zurückbegeben hatte, um dort ein Weniges auszuruhen, verfiel er auf einmal in einen festen, tiefen Schlaf. Dieser dauerte den ganzen Tag und die Nacht fort, und so immer weiter. Keiner war im Stande, ihn zu erwecken. Das währte also dreizehn Tage lang; da erwachte der fromme Priester von selbst, und vermeinend, er habe nur eine Stunde lang ausgeruhet, und es sey annoch in der Christnacht, erhob er sich, und ging in die Kirche, um die beiden noch fehlenden Messen zu lesen. Da erfuhr er erst seinen Irrthum. Er hat nachher noch lange Jahre zu Stettin gelebt.

Micrälius, Altes Pommerland, II. S. 369.

83. Der jähzornige Edelmann zu Dünnow.

In dem Dorfe Dünnow lebte zu katholischen Zeiten ein Edelmann, Namens Junker Krummel. Derselbe war sehr reich, denn es gehörten ihm die Güter Lindow, Muddel und Horst. Er war auch gottesfürchtig und brav, und konnte nicht leiden, daß Jemandem Unrecht geschah. Dabei

war er aber erschrecklich heftig und jähzornig. Zu derselben Zeit war an der Kirche zu Dünnow ein geiziger und hartherziger Pfaff. Eines Tages trug es sich nun zu, daß der Junker, als er durch das Dorf ging, eine alte Frau draußen neben der Kirche am Thurme sitzen sah. Die Frau sah sehr ärmlich aus, sie hatte nicht einmal Schuhe an den Füßen, und weinte ihre bitteren Thränen. Der Junker fragte sie, warum sie weine und was ihr fehle, und sie erzählte ihm darauf, daß der Priester ihr nicht die Beichte hören wolle, wenn sie ihm nicht eine Stiege Eier brächte; sie sey eine arme Frau, und habe nur vier Eier aufbringen können, die habe sie dem Priester gebracht, der aber nicht damit zufrieden gewesen, sondern sie von der Beichte und aus der Kirche gewiesen habe.

Ueber solchen Bericht wurde der Junker Krummel sehr erzürnt; er begab sich sofort in die Kirche zu dem Pfaffen, und befahl ihm, schleunigst die arme Frau zur Beichte zu lassen. Der erwiederte ihm aber, in der Kirche habe der Junker nichts zu befehlen, und er wies ihn mit spöttischen Worten hinaus. Da gerieth der Edelmann in seinen schrecklichen Zorn und zog sein Schwert heraus, und schrie dem Pfaffen zu: Hast du kein Erbarmen, so soll für dich auch keins sein! Damit stieß er ihm das Schwert in das Herz, daß der Pfaff sogleich todt hinfiel und das Blut ihm aus der Brust floß. Das soll aber so schwarz gewesen sein, wie der schwarze Priesterrock, den er am Leibe trug.

Wie dieß geschehen war, da wurde der Junker sehr betrübt, und er fragte, wie er die große Sünde, die er begangen, von sich abwaschen könne. Die Geistlichen, die damals im Lande viel zu sagen hatten, legten ihm darauf eine doppelte Buße auf. Zuerst sollte er barfuß in die Fremde gehen, und alle Klöster beschenken, an die er unterwegs kam; und als er zurückkehrte, verlangten sie von ihm, daß er

all sein Gut der Kirche übergeben solle. Dieses Letztere wurde aber von dem Herzog Bogislav anders vermittelt, so daß der Junker nur das Gut Horst und seinen Wald der Kirche schenken mußte. Das andere behielt er für sich; aber er starb vor Gram bald darauf.

Acten der Pomm. Ges. für Gesch.

84. Der disputirende Mönch.

Im Jahre 1524 lebte in Pommern ein Mönch, Namens Nicolaus Thomas, gewöhnlich nur der starke Hans genannt, denn er war von solchen Kräften, daß er Bäume aus der Erde zu reißen und Wunden in das Wasser zu schlagen sich vermaß. Derselbe wurde absonderlich viel zu den damaligen Disputationen zwischen den Katholischen und Evangelischen gebraucht; denn durch sein Schreien und Pochen konnte er mehr ausrichten, als jeder seiner Gegner, und er ward dadurch ein gar gefährlicher Widersacher. Solches sein Treiben nahm aber zuletzt kein gutes Ende. Nachdem ihn nämlich einmal der Prior des Klosters zu Stettin dahin verschrieben hatte, daß er durch sein breites Maul die Leute bewegen sollte, bei dem katholischen Glauben zu verharren, er aber dieses ein ganzes Jahr lang, immer mit geringerem Erfolge versucht, und er nun mit dem Schwure nach Rügen abziehen wollte, daß nur seine Lehre recht wäre, und die andere Ketzerei, darauf er Leib und Seele zum Pfande setze; da wurde es klar bewiesen, was für einen Grund und Pfand die Gottlosen ihren Lehren empfangen hätten. Denn er war noch nicht weit von der Stadt gekommen, als ihn die Pferde plötzlich in einen Sumpf zogen, da vorher noch Niemand daran gedacht hatte, daß darin ein Mensch ertrinken könne. Darin fiel der Wagen sonderbarer Weise um, so daß der Pfaff unter ihm zu liegen kam; und wie auch seine Bücher auf ihn fielen, aus

denen er bei seinem Disputiren sich geholfen hatte, so mußte er elendiglich im Wasser ertrinken.

Cramer, Große Pomm. Kirchen-Chronik, III. S. 68.

85. Bestrafung eines Meßpfaffen.

Zu der Zeit, als die neue evangelische Lehre in Pommern aufkam, und das Lesen der päpstlichen Messe verboten war, lebte in Stolpe ein katholischer Meßpfaff, der trotz dem Verbote die Messe mit aller Gewalt lesen wollte. Als der nun aber so vor den Altar trat und anheben wollte, da stürzte er plötzlich nieder, und es rührte ihn die Hand Gottes, daß seitdem Keiner vor dem Altar in Stolpe eine päpstliche Messe hat lesen können.

Cramer, Große Pomm. Kirchen-Chronik, III. S. 69.

86. Der Papenhagen in Langenhagen.

Ein Theil des Dorfes Langenhagen heißt der Papenhagen. Dieser Name soll daher rühren: Als nämlich die Evangelische Lehre in Pommern eingeführt wurde, da verließen zwei Mönche des Klosters Belbog dieses Kloster, und es begab sich der Eine nach dem Dorfe Triebs, der Andere aber nach Langenhagen, wo sie nach der neuen Lehre den Gemeinden als Prediger vorstanden, und zwei Bauerngehöfte, welche noch jetzt allda die Pfarrhöfe sind, zu ihren Amtswohnungen nahmen. Derjenige Theil von Langenhagen nun, in welchem die Wohnung des dorthin gegangenen Mönches sich befand, wurde von da an der Papenhagen genannt.

Baltische Studien, II. S. 53.

87. Der Teufel in der St. Niclaus-Kirche zu Stettin.

In dem Jahre 1563 begab es sich am Montag nach Pfingsten, daß in der St. Niclaus-Kirche zu Stettin, an

welcher Magister Petrus Hartmann Pfarrer war, in dem Augenblicke als dieser das Evangelium: Also hat Gott die Welt geliebt, verlesen hatte, der Teufel oben auf dem Gewölbe einen gräulichen Tumult und Polterwerk erhob, worauf ein Staub und ein Krachen entstand, nicht anders, als wenn das ganze Gewölbe und alles von oben herunterbrechen sollte. Darüber kam denn ein großes Schrecken unter das Volk, welches mit Eile und Gedränge aus der Kirche hinauslief. Als man nachher aber die Sache untersuchen wollte, da fand man davon nicht den geringsten Grund, und nun sah man denn, daß nur der Teufel sein höllisches Spiel getrieben hatte.

Cramer, Gr. Pomm. Kirch. Chron. III. S. 171.

88. Die Verschwörer wider die Ehe.

Der erste Priester, der sich in Pommern nach dem Beispiele Luthers verehelichte, war Herr Dionysius Beigerow in Treptow. Als derselbe solches gegen den damaligen Glauben gethan hatte, erhoben die anderen Pfaffen ein großes Geschrei, und brachten bei dem Rathe in Treptow zu Wege, daß er sollte gefangen werden. Besonders übernahmen vier Herren aus dem Rath, den Geistlichen nicht zu warnen, sondern ihn zu überantworten. Zu mehrerer Befestigung beschworen sie dieß mit einem körperlichen Eide. Dafür wurden sie denn zum Theil hart bestraft. Denn der Hauptanführer von ihnen, da er in der nächsten Nacht darauf frisch und gesund sich hingelegt hatte, wurde am anderen Morgen mit umgedrehtem Halse todt im Bette gefunden. Einem Anderen war ein Gespenst erschienen, und er lag von da an in großer Bitterkeit des Todes, und konnte kein Wort reden, sondern nur mit den zwei Fingern, damit er geschworen hatte, ein Zeichen geben, als wollte er anzeigen, daß es um des Eides willen geschehen wäre. In der

anderen Nacht starb er. Also hat Gott, da die Leute nun zur Erkenntniß kamen, dem Priester aus dem schweren Gefängniß geholfen.

Cramer, Gr. Pomm. Kirch. Chron. III. S. 69.

89. Magister Frisius.

Im Jahre 1579 war zu Stettin ein Prediger, Namens Magister Joachim Frisius, aus Belgard gebürtig. Derselbe predigte nicht die reine evangelische Lehre, sondern lehrte, daß Christus an einem umschränkten Orte im Himmel säße. Dafür traf ihn ein offenbares Zorneszeichen des Himmels. Denn als er eines Tages, nämlich auf den Tag Judica, in der Vesperpredigt den Text verlesen, und nun anfangen wollen, denselben zu erklären, hat plötzlich, in solcher Jahreszeit ungewöhnlicher Weise, ein Blitz mit einem einzelnen Donnerschlage in den Thurm der Kirche eingeschlagen, also daß dieser von Glock drei Nachmittags an die ganze Nacht durch gebrannt, und alle Glocken darin, so wie das Orgelwerk in der Kirche geschmolzen sind. Weiter ist aber, durch besondere Gnade Gottes, nicht verbrannt, obschon die ganze Kirche voll Feuer gewesen, und die Flammen über die ganze Stadt geflogen sind.

Leider ließ Magister Frisius durch solch deutliches Zeichen sich nicht warnen, bis er zuletzt, um dem Aergerniß, welches er gab, Einhalt zu thun, von Stettin hat müssen nach Garz versetzt werden.

Micrälius, Alt. Pommerl. I. S. 392. 393.

90. Der Gotteslästerer in Lassahn.

Im Jahre 1584 redete der Prediger, so damals zu Lassahn stand, von der Allgegenwart Christi, nach der menschlichen Natur wegen der persönlichen Vereinigung. Einer

seiner Zuhörer strafte ihn öffentlich Lügen, und blieb auch dabei, obschon der Prediger Gott zum Zeugen der Wahrheit seiner Behauptung aufrief. Da verfiel der Mensch aber auf einmal in gräuliche Wahnsinnigkeit, griff nach seinem Dolche, und wollte sich damit erstechen, verwundete sich auch hart, und wollte die Wunde nicht verbinden lassen, sondern riß sie immer wieder auf. Also mußte er, da er auch von keinem Prediger Trost annehmen wollte, zur Strafe für seine Gotteslästerung, in Verzweiflung seinen Geist aufgeben.

Micrälius, Altes Pommerland, II. S. 443.

91. Pastor Cradelius.

Im Jahre 1625, zu der Zeit als die Pest in Stettin wüthete, war daselbst Prediger an der Sanct Petri-Kirche, Herr Philipp Cradelius, ein gar frommer und gottesfürchtiger Mann. Der ging eines Abends über den Heumarkt zu Stettin, um nach seinem Hause zurückzukehren; da hörte er auf einmal bei ganz stillem Wetter oben aus der Luft eine hellklingende Stimme, die rief ihm zu: Wann wir gerichtet werden, so werden wir vom Herrn gezüchtiget. Der Prediger, als er dieß höret, blieb stehen, und fragte sonder Furcht die Stimme: Auf daß wir nicht mit der Welt verdammet werden, wo bleibt das? — Er bekommt aber keine Antwort, und merkt nun wohl, was die Stimme zu bedeuten habe. Und so wie er sich dieß gedacht hatte, so geschah es auch. Er war damals noch frisch und gesund; allein so wie er heim kommt, legt er sich hin und stirbt. Sein Töchterchen Martha, von eilf Jahren, als sie höret, daß ihr Vater todt sey, sagt sie: das sey Gott geklagt, ist mein Vater todt, so tröste Gott uns arme Kinder! geht damit, da sie doch zuvor ganz gesund war, weinend liegen,

wird krank, und ist des Morgens todt. Das andere Töchterlein Sophia kommt sodann spielend zu Hause, und legt sich gleichfalls und stirbt. Bald darauf folgt ihm auch sein Sohn Philippus. Also nimmt der Vater seine zwei Töchter und seinen Sohn mit sich in das Grab hinein.

Micrälius, Altes Pommerland, II. S. 117. 118.

Historische Nachricht von den alten Einwohnern in Pommern, von Christian Zickermann, S. 63.

92. Die ungerathenen Kinder in Stettin.

In der Stadt Stettin lebten zu einer Zeit zwei ungerathene Kinder, die ihren Eltern viel Herzeleid machten, und in ihrer Gottlosigkeit zuletzt so weit gingen, daß sie dieselben sogar schlugen. Dafür traf sie eine entsetzliche Strafe. Denn nachdem sie beide plötzlich gestorben waren, und man sie begraben hatte, streckte sich auf einmal von jedem die Hand aus dem Grabe heraus, mit welcher die Mißhandlung der Eltern verübt war. Das Schrecklichste dabei war, daß die Hände frisch und blutend waren, und nicht verwesen konnten. Man grub sie zwar in die Erde wieder hinein, allein das konnte nicht helfen, sie wuchsen immer wieder heraus. Da beschloß man zuletzt auf Berathung des Raths und der Geistlichkeit, daß man sie mit einem Spaten abstechen wolle. Das geschah, und man hing sie zum ewigen warnenden Andenken in der Kirche auf. In der Kirche St Peter und Paul zu Stettin hängen sie noch jetzt in der Sacristei.

Auch in der Kirche zu Bergen auf Rügen zeigt man eine abgehauene Menschenhand vor, welche von einem Vatermörder seyn soll, und nach dessen Tode aus dem Grabe hervorgewachsen ist, und nicht wieder hat hinein gebracht werden können, so daß man sich zuletzt genöthigt gesehen hat, sie abzuhauen.

Eine ähnliche Hand eines Weltenbrechers wird auf der Rathsbibliothek zu Stralsund verwahrt.

Historische Nachricht von den alten Einwohnern in Pommern, von Christian Zickermann, S. 87.

Grümbke, Darstellung der Insel Rügen, I. S. 179.

Zöllners Reise durch Pommern und Rügen, S. 206.

93. Die Blutflecken in der Jacobikirche zu Stettin.

In der Jacobikirche zu Stettin zeigt man einige kleine Blutflecken, die man durch kein Waschen oder Schaben vertilgen kann. Die sollen auf folgende Weise entstanden seyn. In der Kirche spielten einst während des Gottesdienstes vier gottlose Buben in der Karte. Plötzlich trat der Teufel zu ihnen, und fing an, mit ihnen zu spielen. Anfangs kannten die Knaben ihn nicht. Bald merkte aber Einer von ihnen, daß es der Teufel sey, der sich mit ihnen ins Spiel gegeben habe, denn er sah dessen Pferdefuß; er machte sich also geschwinde davon. Nach einer Weile merkte es auch ein Zweiter, der sich ebenfalls davon schlich. Auch dem Dritten gingen endlich die Augen auf, und er that, wie die beiden Andern. Der Vierte aber war so nur auf sein Spiel versessen, daß er gar nicht gewahrte, mit wem er spiele. Daher bekam der Teufel so viel Gewalt über ihn, daß er mit ihm aus der Kirche davon fahren durfte. Das that er denn auch, indem er ihn plötzlich ergriff, und ihm den Hals umdrehete, und dann mit großem Getöse ihn von dannen führte. Der Teufel hatte dabei mit seinen scharfen Krallen so fest in das Fleisch des Knaben gepackt, daß das Blut danach floß; davon rühren noch jene Blutflecken her.

Mündlich.

94. Der verzweifelte Kornwucherer.

Zu einer Zeit, es ist schon lange über vierhundert Jahre her, war in Pommern eine große Theurung an Korne. Damals lebte in der Stadt Damgard ein Bürger, Pantlitz geheißen, der, obgleich er schon reich war, doch viel Korn zusammengekauft hatte, in der Hoffnung, daß es noch theurer werden sollte und er daran brav Geld verdienen werde. Für solchen Geiz traf ihn die sichtbare Strafe des Himmels. Denn als unser Herr Gott im nächsten Jahre des Segens genug gab, und Pantlitz eines Tages sein Korn selbst einfuhr, da fing sein Knecht, den er bei sich hatte, mit lauter Stimme an ein fröhliches Lied zu singen, also daß Pantlitz ihn fragte, warum er denn so fröhlich sey und singe? Dem antwortet der Knecht, er freue sich, daß unser Herr wieder so gute Zeit gegeben, daß die armen Leute wieder etwas zu essen hätten, und er sang immer zu. Darüber ärgerte sich Pantlitz in seinem geizigen Gemüthe, und es verdroß ihn, daß er so fröhlich war, und so ein gutes Jahr war geworden. Und wie er gerade oben auf dem Kornwagen saß, so nahm er in seinem Verdrusse das Seil, womit der Weichselbaum gebunden war, schnürte sich dasselbe um den Hals und sprang von dem Wagen, also daß er sich jämmerlich erwürgte. Da war es denn schrecklich anzusehen, wie der erwürgte Kornwucherer hinten an seinem eigenen Wagen hing, denn der Knecht, der immerzu fröhlich singend neben den Pferden ging, sah seinen todten Herrn nicht eher, denn als der Wagen in der Stadt angekommen war. Also sollte es allen Wucherern ergehen.

Kantzow, Pomerania, I. S. 417.
Micrälius, Alt. Pommerl. I. S. 270.

95. Treue Liebe.

Im Jahre 1644 wurde Samuel Heinrich Sommerfeld, ein Mecklenburger, Pastor zu Gustow auf Rügen. Die Gemeinde hatte ihn nur unter der Bedingung gewählt, daß er entweder die Wittwe des verstorbenen Predigers oder dessen Tochter, die auch schon erwachsen war, heirathe, und er hatte solches zugesagt. Die Wittwe selbst erklärte nun anfangs, daß sie, weil sie schon sehr bei Jahren war, selbst nicht mehr heirathen wolle, und sie bestimmte ihre Tochter Margaretha zu der Frau des künftigen Predigers, machte auch ihrer Seits schon Anstalt, den Wittwensitz zu beziehen. Nachdem sie aber den jungen Candidaten durchs Fenster gesehen hatte, wie er eben seine erste Predigt abgelegt, da verspürte sie plötzlich in ihrem Herzen eine starke Liebesregung zu demselben, und sie änderte ihren Sinn, und als der Candidat darauf zu ihr kam, um die Hand ihrer Tochter anzuhalten, so erwiederte sie ihm nur die Worte: Ick will den Heeren sülvest (Ich will den Herrn selbst)! Der arme Candidat, wollte er die Pfarre nicht verlieren, mußte er auch die alte Quarre mitnehmen, und er ließ sich, anstatt mit der Tochter, mit der Mutter trauen. Allein das that er nur mit schwerem Herzen, und wenn er hernachmals zuweilen mit ihr bei fröhlichen Zusammenkünften gescherzet, hat er oft zu ihr gesprochen: Mütterchen, Mütterchen, Gott gebe Euch das ewige Leben. Worauf ihm aber die Alte jedesmal geantwortet: Und Euch auch, hinzusetzend, daß sie auch im Tode nicht von ihm lassen werde, was auch also geschah.

Denn als nun fünf und zwanzig Jahre verflossen waren, da geschah es einmal, daß dieses Mütterchen etwas unvorsichtig mit dem Brauwerk umging, und dem kochenden Kessel mit dem Arm zu nahe kam. Hieraus entstand

bei der alten Frau eine Entzündung, und erfolgte bald darauf ihr Lebensende im vier und siebenzigsten Jahre ihres Alters. Der Pastor, ihr Mann, war darüber wohlgemuth, und heirathete bald nach ihrem Tode eine artige und wohlgestaltete Jungfer, Catharina Vetters, des Diaconi zu Bergen hinterlassene Tochter. Mit der lebte er sehr freudig und vergnüglich. Aber es dauerte nicht lange, da ging in Erfüllung, was die alte Frau ihm angedrohet hatte, und der Pastor starb nach Verlauf eines Jahes eines plötzlichen, unverhofften Todes. Dieß geschah Anno 1670, wie der Herr Pastor 26 Jahre lang die Heerde Christi geweidet, und ein Alter von 54 Jahren erreicht hatte. Seine junge Frau folgte ihm kurze Zeit nachher.

Altes und Neues Rügen, S. 258.

96. Das Feuer in Stargard.

In Stargard lebte vor Zeiten ein Prediger, Antonius Remelding. Als derselbe im Jahre 1584 auf seinem Todesbette lag, da erschien ihm auf einmal ein Mann, hinter welchem ein großes Feuer aufging, und neben dem Manne erschien eine Hand, welche unnatürliche Worte an die Wand schrieb. Daraus ersah der sterbende Mann, daß der Stadt ein großes Feuerunglück bevorstehe, und er sagte dieses den Umstehenden an. Also traf es auch ein. Denn vier Wochen darauf, gerade im Pfingsten, schlug das Wetter ein, und zündete die Stadt an, daß sie drei Tage lang gebrannt, und über 500 Häuser verloren hat.

Micrälius, Altes Pommerland, II. S. 412.

97. Das fluchende Weib zu Demmin.

In der Stadt Demmin entstand einst eine große Feuersbrunst, welche mehr als die halbe Stadt verzehrte. Dieselbe ist aber auf folgende Weise zum schrecklichen Exempel

aller Gotteslästerer angefangen: Es wohnte in der Stadt ein Edelmann Namens Calandt, der hatte ein sehr böses und geiziges Weib. Wie nun an einem Sonntag Morgen die Magd in die Frühmesse gehen will, weil sie nachher keine Zeit mehr hat, eine Messe zu hören, da befiehlt ihr die Frau, sie solle erst das Feuer unter der Darre anmachen, denn derselbige Edelmann hatte, wie die anderen Bürger, eine große Brauerei. Dagegen stellt ihr die Magd vor, daß sie keine Zeit mehr habe, und wenn sie erst noch das Feuer anlegen solle, das Evangelium versäumen werde. Aber die Frau schalt und fluchte, und befahl ihr, sie sollte das Feuer anmachen in hundert tausend Teufel Namen. Da muß die Magd das Feuer anlegen; aber der Teufel hatte durch den Fluch dermaßen Gewalt über dasselbige bekommen, daß kein Mensch es wieder hat löschen können; also daß es immer heftiger und weiter um sich fraß, und nicht eher ausging, als bis mehr denn die halbe Stadt in Asche lag. Die Bürger geriethen darüber in großen Zorn, und wollten den Calandt und seine Frau ins Feuer werfen; aber diese hatten sich in der Eile davon gemacht. Dieß geschah im Jahre 1407.

Kantzow, Pomerania, I. S. 445.
Micrälius, Alt. Pommerl. I. S. 274.
Cramer, Gr. Pomm. Kirch. Chron. II. S. 86.
Stolle, Geschichte der Stadt Demmin, S. 645.

98. Das Feuer in Garz.

In der Stadt Garz lebte vor Zeiten ein böses Weib, die eine große Zauberin war. Nachdem dieselbe ihr Leben lang viel Zauberei ausgeübt, beschloß sie zuletzt, wahrscheinlich aus Furcht, daß ihre Unthaten an das Tageslicht gelangen möchten, sich selbst zu verbrennen. Sie steckte daher durch Zauberei ihr Haus an, und verschloß sich in dem-

selben und war auf keine Weise zu bewegen, herauszugehen. Sie verbrannte also in ihrem eigenen höllischen Feuer. Diese Feuersbrunst war zugleich eine schwere Plage für die gute Stadt Garz, denn es verbrannten damals acht Häuser und zwei und funfzig Buden. Solches geschah im Jahre 1602 am 31. August des Mittags um 2 Uhr.

Cramer, Gr. Pomm. Kirch. Chron. IV. S. 128.

99. Der Brand zu Pyritz.

Im Jahre 1634 lebte zu Pyritz in Pommern ein melancholischer Student, welcher seiner Schwachheit wegen eingesperrt war; der kündigte eines Tages mit deutlichen Worten an, daß bald die ganze Stadt in Feuer aufgehen werde. Es achtete indeß Niemand darauf, weil er nicht recht bei seinen Sinnen war. Nicht lange darnach, als einstmals die Gemeinde zur Vesperbeichte in der Kirche versammelt war, geschah es wunderbarer Weise, daß unter den Frauenstühlen sich auf einmal ein Rauch erhob, dessen Ursache man nicht entdecken konnte, und der sich durch die ganze Kirche verbreitete. Man achtete auch hierauf nicht, obgleich darin wohl eine genugsam deutliche Anzeigung des Unglücks lag, welches über die Stadt kommen sollte. Dieses blieb nun aber auch nicht lange mehr aus. Denn am ersten Tage des April-Monats, eine Stunde nachher, als die Schwedischen Reuter, die in der Stadt gelegen, ausgerückt waren, entstand in der Stadt eine unerhörte Feuersbrunst, die mit Einem Male an allen Ecken zugleich anging und durch einen scharfen Wirbelwind durch die ganze Stadt gejagt wurde. Auch die beiden Thore der Stadt waren davon ergriffen, und die Noth war so groß, daß die Bürger, da sie nun aus den Thoren nicht mehr heraus konnten, in der Stadt aber verbrannt wären, Löcher in die Stadtmauer hauen mußten, um nur ihr Leben zu retten.

Von ihren Sachen behielten sie nichts, und sie dankten nur Gott, daß sie durch solche Löcher in der Mauer ihre Kindbetterinnen, Kinder und Kranke vor dem schrecklichen Tode durch Feuer bewahrten. Auf solche Weise brannte das arme Pyritz ganz ab.

Micrälius, Altes Pommerl. II. S. 229.

100. Der Artushof in Stralsund.

In mehreren angesehenen Städten, besonders an der Ostsee, findet man herrliche Gebäude, welche den Namen Artushof führen. Der berühmteste ist der am langen Markte zu Danzig. Wer je in der schönen Stadt Danzig gewesen ist, der wird unter allen ihren Herrlichkeiten gewiß auch ihres schönen Artushofes nicht vergessen. Der Name dieser Gebäude soll herkommen von dem König Artus; man weiß aber nicht, ob von dem Artus, der um das Jahr 509 nach Christi Geburt König von England war, oder ob von dem Artus, der um das Jahr 630 in Schweden regierte. Einer von diesen beiden Königen soll nun aber auch über die sämmtlichen Vandalischen Völker geherrscht, und ein so gutes Andenken unter ihnen zurückgelassen haben, daß sie bei besonderen Gelegenheiten ihm zu Ehren Häuser erbauten, in denen sie zu ihren Ergötzlichkeiten zusammenkamen, und die sie nach seinem Namen nannten.

Ein solcher Artushof ist auch vor Zeiten in der Stadt Stralsund gewesen. Er hat nahe am alten Markte gestanden, hinter der jetzigen Hauptwache. Es versammelten sich darin der Magistrat und die Compagnien der Stadt zu ihren alljährlichen Amtsschmausereien. In dem großen Brande, der die Stadt betraf, ist er zu Grunde gegangen, und es ist nachher ein Arresthaus an dessen Stelle gebauet.

Dieser Artushof ist auf folgende Weise entstanden: In den früheren Zeiten waren die Fürsten von Rügen zugleich

Schutzherrn der Stadt Stralsund. Der letzte Fürst in Rügen war Witzlav der vierte. Dieser hatte so viel Streitigkeiten mit der Stadt, daß er sie nicht anders als ein Geschwür in seinem Lande zu nennen pflegte. Er lag fortwährend mit ihr im Streit wegen ihrer alten Privilegien, die sie, wie er behauptete, nicht rechtmäßig von seinen Vorfahren sollte erhalten haben. Um sie endlich einmal ganz zu bezwingen, rief er im Jahre 1316 einen großen Haufen von Bundesgenossen gegen sie zu Hülfe. Dieß waren Erich der Fünfte, König von Dänemarck, Herzog Woldemar von Schleswig, Graf Adolph von Schaumburg, Herzog Albrecht von Braunschweig, Heinrich der Löwe von Mecklenburg, Pribislaus Herr der Wenden, Graf Gunzelin von Wittenberg, Graf Günther von Ruppin, die Grafen Gerhard und Johann von Holstein, der Graf Heinrich von Schwerin, und der Herzog Erich von Niedersachsen. Alle diese Herren zogen mit zahlreichen Mannschaften gegen die Stadt Stralsund, und belagerten sie zu Wasser und zu Lande. Die Stralsunder hatten keinen anderen Bundesgenossen, als den Herren Stoislav von Puttbus. Allein sie wehrten und hielten sich so tapfer, daß die Belagerer nichts gegen sie ausrichten konnten, und zuletzt, nachdem die Stralsunder ihnen auch ihre Schiffe verbrannt hatten, unverrichteter Sache, und mit großem Verluste abziehen mußten.

Während dieser Belagerung nun machten die Stralsunder einmal am Tage St. Antoni, welches war der erste März, einen Ausfall nach dem vor der Stadt belegenen Hainholze hin. In diesem Holze lag mit seinen Leuten der Herzog Erich von Sachsen, ein gar kecker Herr, der den Stralsundern zum Possen allerlei Muthwillen zu treiben pflegte, und sich besonders durch eine schwere goldene Kette auszeichnete, welche so lang war, daß er sie dreimal um seinen Leib winden konnte. Denselben Herzog Erich beka-

men die Stralsunder bei diesem Ausfall gefangen, und weil er sie so arg verhöhnt hatte, so banden sie ihn zur Schmach an seine eigene goldene Kette, und führten ihn so in die Stadt hinein. Allda hielten sie ihn drei Jahre lang gefangen, bis er sich mit 16,000 Mark feinen Silbers ranzionirte.

Von diesem Gelde, von welchem indeß der Herzog Wartislav von Pommern und der Markgraf von Brandenburg einen Theil mitbekamen, und von der goldenen Kette des Herzogs Erich haben darauf die Stralsunder ihren Artushof erbauet, und zugleich ihr schönes Rathhaus, das noch jetzt, obgleich aus schlechten Fenstern sehend, eine Hauptzierde der alten Stadt ist.

Micrälius, Altes Pommerl. I. S. 248. 249.

Gesterding, Pommersches Magazin, IV. S. 90—93.

Altes und Neues Pommerland, von Christian Schöttchen, S. 155. 156.

101. Der todte Rathsherr in Stralsund.

Im Jahre 1379 war in der Stadt Stralsund ein großer Aufruhr der Bürgerschaft gegen den Rath. Als dieser nämlich gemeinen Anliegens und Schulden halber von der Bürgerschaft Steuern forderte, so jagten ihn die Stralsunder aus der Stadt hinaus. Des Handels aber nahm sich Herzog Wartislav VI. an, und bezwang die Bürger und befahl ihnen, den Rath wieder einzusetzen. Unterdeß war einer von den Rathsherren, Namens Done, gestorben. Als daher nun der gesammte Rath in seinen Ehrenstand feierlich wieder eingesetzt wurde, da nahmen den todten Rathsherrn Done seine Freunde und setzten ihn in seinen Rathsstuhl, gleichwie sich die Lebenden hinsetzten, damit anzuzeigen, daß er ohne Recht und Ursache wäre vertrieben, und aller seiner Ehre wieder theilhaftig worden.

Micrälius, Altes Pommerland, I. 269.

102. Die Gefangenen in den Tonnen.

In dem Jahre 1395, zu der Zeit als die Königin Margarethe von Dänemark einen schweren Krieg hatte mit Herzog Albrecht von Mecklenburg, der König in Schweden war, gab es in der See viele Räuber und Auslieger, welche besonders viel die Schiffe der Bürger vom Sunde beraubten. Darum rüsteten diese zuletzt ein großes Schiff aus, dasselbe schickten sie gegen die Auslieger, fielen sie an, schlugen sie und fingen ein großes Schiff von ihnen, das sie mit Mann und Maus bis zur Stadt brachten. Wie sie nun aber hier ihre Gefangenen aus dem Schiffe hervor ans Land steigen ließen, da hatten sie deren so viele, daß es ihnen an Gefängnissen für dieselben gebrach, weshalb sie in große Noth geriethen. Da lerneten sie von den Räubern selbst, wie man ihnen thun sollte, denn so hatten diese es auch mit ihren Gefangenen gemacht. Sie nahmen nämlich für jeden Gefangenen eine Tonne, der stießen sie den einen Boden aus, und durch den anderen Boden machten sie ein Loch, so groß, daß ein Mensch den Kopf dadurch bringen mochte. Dieselbige Tonne stülpte man dann dem Gefangenen über den Kopf, und machte unten durch die Tonnenstäbe zwei Löcher gegen einander, dadurch man ein Holz steckte, das dem Gefangenen zwischen die Beine durchging. Hernach legte man auswendig vor das Holz ein Schloß. So mußte der Mensch darin zusammengedrückt und gezwungen sitzen, daß er nur allein den Kopf heraushielt, und sich mit seinem übrigen Körper weder an Händen noch Füßen rühren konnte. Dieses war ein sehr verdrießliches Gefängniß; denn wenn der Mensch mit der Tonne umfiel, so war es ihm nicht möglich, daß er sich wieder damit aufrichten konnte, und wo er lange

so liegen blieb, so mußte er sich an dem Boden den Hals entzwei reiben.

In solche Gefängnisse setzten die Stralsunder die gefangenen Räuber, und ließen sie hernach alle köpfen. Diese verdrießlichen Tonnen sollen nachher im Pommerlande sehr Mode geworden seyn, besonders in Klöstern, und um muthwillige Buben zu zwingen.

Nicol. v. Klempzen, vom Pommerlande, S. 25.
Alb. Cranzii Wandalia, S. 329.

103. Der Priesteraufruhr in Stralsund.

In der Stadt Stralsund war in früheren Zeiten ein Gebrauch, daß, wenn eine Leiche aus dem Hause getragen wurde, dem Todten keine Vigilien dürften gesungen, sondern diese nur heimlich im Hause mußten gesagt werden. Dieser Gebrauch hatte folgenden Grund: Im Jahre 1407 machte der Rath der Stadt Stralsund die Ordnung, daß die damals überaus großen Begräbnißkosten sollten ermäßigt werden, zu welchem Ende er denn auch neue kupferne Pfennige schlagen ließ, die wohl dreimal geringer waren als die alten. Als nun solche schlechte Pfennige häufig auf den Altar zum Opfer kamen, da wollte der oberste Pfarrherr, mit Namen Cart Bonov, so adligen Geblütes und ein Licentiatus und ein hochfahrender Mann war, dieselben nicht annehmen, und er beklagte sich wegen Schmälerung der geistlichen Gerechtsame bei dem Rathe. Es ward ihm aber zur Antwort, es stände ja in eines Jeden Gefallen, was und wieviel er geben wolle, und man müsse die Bürgerschaft mit den vielen Opfern nicht überhäufen. Darüber wurde der Zank sehr groß, bis der Kirchherr in seinem Hochmuth und Zorne aus der Stadt ritt, und denen von Stralsund entsagte, worauf er Viele aus seiner Freundschaft vom Adel aufbrachte, und damit am

Tage Hieronymi des Jahres 1407 mit drei Fähnlein und dreihundert gerüsteten Pferden vor die Stadt zog. Diese umschloß er, und er verheerte mit Feuer und Schwert alle Dörfer und Höfe, die um die Stadt lagen, und was er an Bürgern draußen fand, dem hieb er Hände und Füße ab und ließ sie liegen. Und als er nichts mehr vor der Stadt zu thun sah, stieg er vom Pferde, und tanzte in voller Rüstung, den Sundischen zum Spotte.

Als der Kirchherr also hausete, da stellten sich seine drei Unterpfarrer, die in der Stadt geblieben waren, auf den Markt und spotteten der Bürger, und sagten von dem Feuer, das man von allen Seiten aus den brennenden Dörfern und Höfen aufsteigen sah: Sehet, das sind die Seelenlichter, die Euch Euer Kirchherr anzündet; dazu müßt Ihr noch opfern! Darüber ergrimmte das Volk, und sie jagten die sämmtlichen Pfaffen der Stadt in ein Haus, pfählten dieses zu, und wollten sie darin verbrennen. Dem widersetzte sich aber der Rath, den Leuten mit weinenden Augen vorstellend, daß ja nicht alle diese Priester Schuld an dem Unglücke der Stadt hätten. Anfangs hörte darauf Niemand, in die Länge aber wirkte es so viel, daß sie nur die drei spottenden Unterpfarrer behielten, die andern aber, deren über hundert waren, los ließen. Jene drei schleppten sie auf den Markt, wo sie ein großes Feuer anmachten; in dieses warfen sie dieselben, und verbrannten sie zu weißer Asche, ausrufend: Zu Brand habt Ihr Lust gehabt, nun habt Ihr Brand bekommen!

Für solchen Frevelmuth erging es den Sundischen sehr schlecht. Denn der Sache nahm sich der Bischof von Schwerin an; der bewirkte, daß der Papst zu Rom die Stadt Stralsund in den Bann that, in welchem sie zu ihrem großen Schaden über 7, oder wie Andere wollen, über 20 Jahre verblieben ist. Als sie sich endlich aus

demselben auslöseten, mußten sie zur Strafe, nebst Erlegung einer großen Summe Geldes, ein neues Gewölbe in dem Dome zu Schwerin bauen, und daran schreiben lassen, daß sie das hätten bauen müssen um ihrer Missethaten willen. Und dann wurde ihnen zur Strafe angesetzt, daß zu ewigen Zeiten kein Bischof von Schwerin in der Stadt sollte Messe lesen, und daß keinem Todten die Vigilien sollten gesungen, sondern nur heimlich im Hause gesprochen werden, wie oben gesagt ist. Solche Strafe hat gedauert, bis daß Doctor Martin Luther eine andere Ordnung gemacht hat.

Kantzow, Pomerania, I. S. 439—444.
Micrälius, Altes Pommerland, I. S. 274. 275.

104. Der Landvogt Barnekow.

In der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts lebte in der Stadt Stralsund, welche sich gerade damals wieder durch ihre Widersetzlichkeit gegen ihren Landesfürsten auszeichnete, ein Bürgermeister, Namens Otto Fuge, ein eben so unruhiger, als herrschsüchtiger und gewaltthätiger Mann. Die Stadt hatte, in Folge mannigfacher Unruhen, kaum dem Herzoge von Neuem gehuldigt, als er es schon wieder unternahm, sie gegen denselben aufzuwiegeln. Er schrieb zu dem Ende einen Landtag nach Stralsund aus, wozu er Abgeordnete aus den übrigen Städten und die Eingesessenen vom Adel des Landes entbot.

Als der Herzog Wartislav IX. von diesem Landtage erfuhr, befahl er seinem Rathe, dem Landvogt auf Rügen, Raven Barnekow, sich nach Stralsund zu begeben, um das Betragen der zusammenberufenen Stände zu beobachten, und zu sehen, was Otto Fuge werde beschließen lassen. Die Versammlung der Abgeordneten fand statt auf dem offnen Markte, wo sich große Haufen von Menschen zu-

sammengefunden hatten. Unter diesen war auch der Landvogt Barnekow. Als Alle beisammen waren, hielt der Bürgermeister eine Anrede an sie, und erklärte laut und vor mehr denn tausend Menschen den Herzog Wartislav für einen Landesverräther, dem man nicht ferner gehorchen könne.

Da trat Raven Barnekow unerschrocken vor den Bürgermeister hin, und strafte ihn Lügen mit eben so lauter Stimme, indem er demselben vorwarf, daß er selbst ein Verräther sey an seinem Herrn und an seinem Lande.

Der Bürgermeister gerieth durch eine solche kühne und öffentliche Beschimpfung in eine unbeschreibliche Wuth. Er ließ sofort den Landvogt sammt dessen Secretair und Notar in Haft nehmen, und klagte sie bei dem Gerichte der Stadt an als Spione und Verräther. Das Gericht, abhängig eben so sehr von dem strengen und mächtigen Bürgermeister, als von der Stimmung des aufgeregten Volkes, gab der Anklage Statt, und verurtheilte den herzoglichen Landvogt, trotz aller seiner Protestationen, zu dem Tode durchs Rad. Der unglückliche Barnekow wurde darauf zuerst an ein Pferd gebunden und durch alle Straßen der Stadt geschleift. An jeder Straßenecke ließ der Bürgermeister ausrufen: Dieser sey ein Verräther der Stadt und sein Herr mit ihm! Dem widersprach aber jedesmal der Landvogt, indem er mit dem festen Muthe, der ihn bis zum letzten Augenblicke nicht verließ, entgegen erklärte: der Bürgermeister Otto Juge sey ein Lügner und selbst der Verräther. Danach wurde er nebst seinem Secretär, welcher Heinricus hieß, und seinem Notar, Namens Wannemer, gerädert, und sein Leichnam wurde auf das Rad geflochten. Dies geschah im Jahre 1453. Seine Gebeine blieben mehrere Jahre auf dem Rade.

Otto Zuge, nachdem er sich ganz von seinem Herrn losgesagt hatte, führte unterdeß ein höchst grausames und empörendes Regiment in der Stadt, so daß die Stralsunder es nicht ferner ertragen konnten und ihn, nach manchen Streitigkeiten, mit seinen Anhängern aus der Stadt vertrieben. Er entfloh nach Dänemark, wo er bis an seinen Tod ein unstätes und flüchtiges Leben hat führen müssen. Die Stadt unterwarf sich darauf wieder ihrem rechtmäßigen Herrn.

Es wurden jetzt auch die Gebeine des hingerichteten Landvogts vom Rade abgenommen und nach Greifswald gebracht, wo sie in der St. Nicolaikirche beigesetzt wurden.

So weit wird diese Geschichte von allen Pommerschen Chronisten und Geschichtschreibern übereinstimmend erzählt. Diesem hat die Sage durch den Mund des Volkes Folgendes hinzugesetzt.

Nachdem die Stadt Stralsund sich dem Herzoge unterworfen hatte, machte dieser ihr auf Bitten der Söhne des Landvogts, zur Bedingung, daß die Gebeine des Hingerichteten durch die Bürger der Stadt von Stralsund nach Greifswald feierlich sollten getragen werden. Dabei soll er ihnen ferner befohlen haben, daß sie nur einmal, nämlich auf der Hälfte des Weges in dem Dorfe Rheinberg, stille halten durften. So ist es denn auch geschehen. Ueber sechshundert Stralsunder Bürger haben den Sarg mit den Gebeinen getragen; nur in Rheinberg haben sie sich ausruhen dürfen, dann haben sie weiter getragen in einem Zuge, bis an die Neuenkircher Brücke vor Greifswald. Hier haben andere Leichenträger den Sarg in Empfang genommen, und ihn mit großen Feierlichkeiten in die Nicolaikirche getragen. Dabei erzählt man sich, daß in demselben Augenblicke, als an der Neuenkircher Brücke der Sarg von der Bahre abgenommen ist, die Stralsunder

noch die ganze Bahre mit blanken Gulden haben bedecken müssen, so viele deren aufgehäuft darauf haben liegen können. Auch das hatte ihnen der Herzog zur Bedingung gemacht. An den beiden Stellen, wo die Leiche in Rheinberg und vor der Neuenkircher Brücke niedergesetzt war, wurden zum Andenken Steine aufgerichtet. Diese sieht man dort noch; sie stehen dicht an der Chaussee von Greifswald nach Stralsund.

Mündlich.

105. Der Dänholm bei Stralsund.

Nahe bei der Stadt Stralsund, rechts wenn man von der Stadt nach Altefähr auf Rügen schifft, liegt ein kleines, lustiges Eiland, der Dänholm geheißen. Diesen Namen hat es vor ungefähr 500 Jahren erhalten. Damals waren zu einer Zeit die Dänen mit einer großen Anzahl von Schiffen des Nachts auf dieses Eiland gekommen, um von da aus unversehens die Stadt zu überfallen. Sie waren zwar von einigen Schiffern gesehen worden, und diese machten auch gleich dem Rath Anzeige von der Ankunft des Feindes. Allein die Stadt hatte zu damaliger Zeit kein einziges Schiff zu Hause, als nur die kleinen Fischerböte. Die muthigen Stralsunder verzagten darum aber nicht, sondern sprangen rasch in die kleinen Böte hinein, um dem Feinde zuvorzukommen, und ihn zu verjagen, ehe er noch die Stadt angegriffen hätte. Das hatten die Dänen nicht erwartet. Sie lagen ruhig auf der kleinen Insel und rathschlagten, wie sie am besten die Stadt überfallen möchten, da wurden sie auf einmal selbst überfallen. Allein sie wehrten sich doch tapfer, und weil sie große, wohlausgerüstete Fahrzeuge hatten, die Stralsunder aber nur in den kleinen Fischerböten waren, so mußten die Letzteren am Ende weichen, und sie flohen nach

der Stadt zurück. An dem Wasser aber standen die Weiber und Kinder aus der Stadt, und wie die die Ihrigen fliehen sahen, da schalten sie dieselben, und schrieen sie zornig an, und ermahnten sie, sich besser zu wehren. Darüber schämten sich die Bürger denn, und sie sind wieder umgekehrt, und haben in ihrer Verzweiflung den Dänen so tapfer zugesetzt, daß kaum drei oder vier Schiffe davon gekommen sind. Von da an hat die Insel der Dänholm geheißen. Zum Andenken dieses Sieges wird noch alljährlich in Stralsund ein großes Fest gefeiert, an welchem die Bürger, festlich geschmückt, mit fliegenden Fahnen und unter freudigem Kanonendonner den Dänholm umschiffen. Es werden dazu aber nur Fischerboote genommen, weil diese den Sieg gewonnen haben.

Karl Lappe, Pommerbuch, S. 23, und mündlich.

106. Herzog Wallenstein vor Stralsund.

Der Friedländer, nachdem er mit seinen großen Heeren das ganze nördliche Deutschland überzogen hatte, und das Glück ihm überall günstig gewesen war, faßte, wie männiglich bekannt, in seinem Uebermuthe den Plan, sich an der Ostsee ein eignes Reich zu stiften, in welchem er, unabhängig von Kaiser und Reich, als König regieren wollte. Dazu war ihm ganz besonders daran gelegen, die mächtige und reiche Stadt Stralsund zu besitzen. Er verlangte daher zuerst hinterlistiger Weise von der Stadt, daß sie Soldaten von ihm einnehmen solle. Das verweigerten die Stralsunder, und der Herzog zog nun mit einer großen Kriegesmacht vor die Stadt, um sie mit Gewalt einzunehmen. Er schwur in seinem Zorne, daß von der Stadt Stralsund nichts übrig bleiben solle, und wenn es ihm auch hunderttausend Mann und sein eignes Leben kosten solle, und er müsse sie haben, wenn sie auch mit Ketten an den Himmel geschlossen

wäre. Mit solchen Schwüren kam er am 27. Juni 1628 vor der Stadt an. Er legte sein Hauptquartier in das Hainholz, und ließ noch denselben Tag Sturm laufen. Allein die Stralsunder hatten Hülfe von den Dänen und Schweden bekommen, und wehrten sich so tapfer, daß die Kaiserlichen nichts ausrichten konnten. Auf einen Tag verloren sie 500 Mann, und auf einen andern sogar 1500. Da wurde der Herzog immer zorniger, und er verschwor sich, daß er den König von Schweden mit Ruthen aus dem deutschen Reiche jagen wolle, und wenn er die Stadt bekomme, so wolle er des Kindes im Mutterleibe nicht schonen.

In solchen Schwüren saß er eines Tages in seinem Gezelte, welches im Hainholze unter einer Eiche errichtet war. Um ihn saßen seine Generale und Offiziere, und er hatte gerade ein Glas mit Wein in der Hand, und wollte dasselbe zum Munde führen; da kam auf einmal eine Paßkugel aus der Stadt, die das Glas traf, und es ihm vor dem Munde in tausend Stücke zerschlug. Das ist ihm ein Zeichen gewesen, daß er hier solle zu Schanden werden, und daß er gegen Stralsund seine Drohungen nicht ausführen könne. Er brach daher sein Lager straks auf, und zog nach Mecklenburg zurück, nachdem er 12,000 Mann vor der Stadt verloren hatte.

Die Eiche, unter welcher das Zelt des Herzogs gestanden, und unter welchem ihm Jenes passirt, steht noch, und es liegt jetzt zum Andenken der Begebenheit ein Stein an der Stelle. Auf diesem wird alljährlich am 24. Julius, als an welchem Tage der Friedländer abzog, und die Stralsunder das Wallensteinsfest feiern, lustig und fröhlich von den jungen Bürgern und Jungfrauen der Stadt getanzt.

K. Lappe, Pommerbuch, S. 39 bis 41, und mündlich.

107. Der Katzenritter zu Stralsund.

Es war in früheren Zeiten in vielen Städten gebräuchlich, daß zu Fastnachten der Rath den Bürgern ein öffentliches Schauspiel zum Besten geben mußte. So gab zu einer Zeit, es war im Jahre 1414, der Rath der Stadt Stralsund seinen Bürgern auf Fastnacht ein gar ergötzliches Spiel, welches man das Katzenbeißen nannte. Es wurde nämlich an dem Pranger, der auf dem alten Markte, jetzt der Hauptmarkt, stand, eine Katze angebunden; mit dieser mußte sich ein Mensch, wie man sagt, ohne alle Wehr und Waffen, beißen und streiten, welchem Kampfe der gesammte Rath und Bürgerschaft zusahen, und vieles Ergötzen daran hatten. Da der Mensch zuletzt die Katze todt gebissen hatte, schlug ihn Herr Johann Külpen zum Katzenritter. Dieser Herr Johann Külpen war ein Bürgermeister zum Sunde, und selbst ein Ritter; der konnte selbst Zehnt aus seinem Hause wehrhaft reiten.

Vgl. Stralsündische Chroniken, herausgegeben von Mohnike und Zober, S. 177.

Baltische Studien, dritter Jahrgang, erstes Heft, S. 231—234.

108. Der Kampf der Blinden in Stralsund.

In dem Jahre nachher, als der Katzenritter die Katze todt gebissen, also im Jahre 1415, gab der Rath zu Stralsund der Bürgerschaft zu Fastnachten ein Schauspiel, welches fast noch ergötzlicher war, als jenes. Er ließ nämlich auf dem alten Markte alle Blinden aus der Stadt zusammenkommen. Die bekamen jeder eine Keule, und dann wurde ein Schwein in ihre Mitte gebracht, das sie mit den Keulen todtschlagen sollten. Rund um sie her waren Planken gezogen, daß ihnen das Schwein nicht entlaufen konnte. Da gab es denn einen gewaltigen, aber für das

versammelte Volk sehr vergnüglichen Spektakel. Denn anstatt das Thier zu treffen, schlugen die blinden Menschen mit ihren Keulen auf einander los, daß sie Löcher und Beulen davontrugen. Anfangs ließen sie sich dadurch in ihrem Eifer nicht stören; auf die Dauer wurden sie aber doch zaghaftig, und nun fühlten sie zuerst vorsichtig mit der Keule hin, wo das Schwein stände, bevor sie zuschlugen. Da tödteten sie es denn zuletzt.

Ein so lachendes Fastnachtsfest hatte man in Stralsund noch nicht erlebt.

Vgl. Stralsundische Chroniken, von Mohnike und Zober, S. 8. 9.

109. Der Büttel und die grauen Mönche zu Stralsund.

Im Jahre 1516 starb zu Stralsund ein Büttel, Namens Matthias. Er war ein großer Mann mit einer absonderlich großen Nase, wie man unter vielen hundert Menschen kaum eine wiederfindet. Er war aber auch ein sehr gottesfürchtiger und frommer Mann, weshalb er ein gutes Gerücht unter den Bürgern hatte und mit ihnen zu Bier saß, und ihm Niemand etwas dagegen sagte. Als er zum Sterben kam, sandte er zu den Mönchen im grauen Kloster, um ihm die Beichte zu hören und die letzte Oelung zu geben. Es kam auch der Guardian des Klosters selbst zu ihm, benamet Johann Wrede, aus Lübeck gebürtig, und reichte ihm die Sacramente, worauf er am anderen Tage starb.

Weil er nun Zeit seines Lebens ein so gottesfürchtiger Mann gewesen, und jedermann ihm zugethan war, so sollte er ein ehrliches Grab bekommen, ob es gleich der Büttel war. Allein dagegen wehrten sich die Geistlichen der Stadt; die drei Capellane der drei Stadtkirchspiele traten zusammen bei dem Offizial, Herrn Johann Tagge,

und dieser befahl darauf, daß man die Leiche auf keinem geweiheten Kirchhofe begraben solle, damit der Büttel, so wie er im Leben mit den anderen Christen keine Gemeinschaft durch die Sacramente gehabt habe, so auch im Tode keine Gemeinschaft mit einem Christen haben solle. So wollten sie ihn nur auf ungeweihetem, offenem Felde begraben.

Das that Vielen leid, die ihn gern in geweiheter Erde gesehen hätten. Sie wußten aber nicht, wie sie zu ihrem Wunsche gelangen sollten. Da kamen auf einmal des Nachmittags um zwei Uhr zur Vesper die grauen Mönche in die Büttelei. Sie kamen mit allen ihren Brüdern, und zogen ihm eine graue Kappe an, so wie sie selbst trugen, und holten ihn also nach ihrem Kloster. Sie sangen ihm vor und trugen ein Kreuz vor ihm her, wie bei jeder anderen christlichen Leiche. Vier Laienbrüder trugen ihn, und viel Volks folgte. Also trugen sie ihn in ihren Kreuzgang, allda begruben sie ihn, wie Einen von ihren Brüdern. So vermessen waren damals die grauen Mönche. Nach dem Verbote des Offizials fragten sie nichts, und sie erwiderten darauf: Wer ihr Kleid anziehe, der werde selig und nicht verdammt, das habe Franziscus von Gott gewonnen; — „vam Duvel, wert se menen," setzt der evangelische Chronikant hinzu, dem diese Sage entnommen ist.

Vergleiche Stralsundische Chroniken, von Mohnike und Zober, S. 221. 222.

110. Der gotteslästerliche Organist zu Stralsund.

Bald nach der Reformation lebte zu Stralsund ein Organist, Namens Herr Peter Kulen, der ein großer Lästerer des göttlichen Wortes war. Denselben traf einmal für seine Lästerungen eine sehr harte Strafe. Denn nachdem er im Jahre 1543 auf Heiligen drei Königen Tag des

Morgens in der Kirche, da er spielen sollte: „Christus unser Heiland," das weltliche Lied angestimmt und zum Aergerniß der Gemeinde durchgespielt hatte: „Ich sah den Herrn von Falkenstein, aus seiner Burg wohl reiten u. s. w."; brannte ihm auf einmal noch an demselbigen Abend zwischen 8 und 9 Uhr sein ganzes Haus ab. Daß dies eine rechte Strafe Gottes gerade für ihn war, konnte man daraus ersehen, daß das Feuer blos ihn traf und sonst nicht weiter um sich griff.

Stralsundische Chroniken, von Mohnike und Zober, S. 78. 79.

111. Der Teufel in der Nicolaikirche in Stralsund.

Im Jahre 1528 lebte zu Stralsund eine Magd, so vom bösen Geiste besessen war. Sie war bisher immer eine stille und ordentliche Person gewesen; auf einmal aber, da sie eines Tages in der Küchen Kessel und Grapen von der Wand nehmen wollte, selbige zu scheuern, warf sie die herab auf die Erde, sah sehr gräulich, und rief mit lauter Stimme: Ich will heraus! Man vermerkte darauf die Gelegenheit, daß sie vom Teufel besessen wäre. Ihre Mutter nahm sie derohalben zu sich, und sie wurde etliche Male auf einem Schlitten in die St. Nicolauskirche geführt, den bösen Geist von ihr auszutreiben. Wann die Predigt beendigt war, ward er beschworen. Da befand es sich denn aus seiner Bekenntniß, daß die Mutter der Magd einmal auf dem Markte einen frischen sauren Käse gekauft, den sie in den Schrank gesetzt hatte. Die Magd war in Abwesenheit ihrer Mutter an den Schrank gekommen, und hatte von dem Käse ein gut Theil gegessen. Als nun nachher die Mutter das gesehen, hat sie demjenigen, der bei dem Käse gewesen, den bösen Geist in den Leib

geflucht. Von Stund' an hat dieser in der Magd hausgehalten.

Nun war es sonderbar, daß die Magd seither zum heiligen Abendmahl gegangen war. Als man den Teufel hierüber befragte, hat er zur Antwort gegeben: Es liege wohl manchmal ein Schalk unter der Brücke und lasse einen frommen Mann über sich hingehen; während die Magd das Abendmahl genossen, habe er ihr unter der Zungen gesessen.

Selbiger böser Geist konnte lange Zeit nicht aus der Magd herausgebannt werden. Denn obzwar er viel von dem Prediger beschworen wurde, auch männiglich in der Kirche auf die Kniee gefallen und fleißig und andächtig gebetet, so hat er doch mit dem Austreiben nichts als Spott und Kurzweil getrieben. So hat er oft gesagt: Ja, er wolle weichen, er müsse auch wohl räumen; aber er hat allerlei gefordert ihm zu erlauben, daß er es mitnehmen dürfe; wann ihm dann nun das Eine abgeschlagen wurde, so hatte er gleich das Andere bei der Hand. Es stand Einer in der Kirchen, der den Hut aufbehalten hatte; da forderte er von dem Prediger, daß er den Hut dem Menschen vom Kopfe nehmen und mit sich führen dürfe. Aber der Prediger trug mit Recht Sorge, wenn er ihm den Hut gestattet, so hätten mit dem Hute auch Haut und Haar davongehen müssen. Letztlich aber, als er vermerkte, daß seine Zeit verflossen, und unser Herr Gott das Gebet der Leute gnädiglich erhöret, forderte er spöttisch eine Scheibe aus dem Fenster über der Thurmuhr. Die wurde ihm verstattet, und nun sah man alsbald, wie mit einem großen Klange die Raute sich aus dem Fenster gelöset, und mit dem Teufel davon geflogen ist. Nach der Zeit hat man nichts Böses weiter bei der Magd verspüret,

welche auf einem Dorfe einen Mann bekommen, von dem sie viele Kinder gezeuget.

Sastrow Lebensbeschreibung, Th. I. S. 71—74.

112. Der Blutregen in Stralsund.

Am 16ten Junius des Jahres 1597 fiel in und bei der Stadt Stralsund über Nacht ein starker Blutregen. Man fand am anderen Morgen, besonders in etlichen Gärten vor dem Frankenthore, die Bäume, Kräuter, Laub und Gras mit dicken Blutstropfen bedeckt, und da wo kein Gras gestanden, die Erde mit Blut besprengt und gefärbt. Auch ein Bettkissen, welches über Nacht in einem Garten liegen geblieben war, fand man voller Blutstropfen, und als man die auswaschen wollte, zertheilten sie sich in kleine Kreuze, so aus dem Zeuge nicht herausgingen. Das Merkwürdigste aber war, daß die Fischer aus dem Grunde des Wassers Steine heraufzogen, auf denen Blutstropfen waren, die also nicht einmal von dem Wasser, darin sie gelegen, hatten können abgespült werden.

Am 3. Juli desselben Jahres regnete es abermal Blut in Stralsund.

Zum Glück hat man keine Bedeutung dieser schrecklichen Zeichen verspüren können.

Cramer, Gr. Pomm. Kirch. Chron. IV. S. 98.

Wahrhafftige erschreckliche newe Zeitung und Geschichte, so sich ausser und in der Stadt Stralsundt dieses jeztlauffendenden 97. Jahres der minderzall zugetragen und begeben. Als das es zu unterschiedlichen malen Blut und Schwefel geregnet, auch Fewer vom Himmel auff St. Marien Kirche daselbst gefallen ꝛc. Gryphißwaldt, gedruckt durch Augustin Ferber, Anno M.D.XCVII.

113. Der Calands-Ornat zu Stralsund.

Auf der Achtmanns-Kammer zu Stralsund befinden sich zwei Schränke, die „Calandsschränke‘ geheißen. Sie stammen aus der Zeit, in welcher zu Stralsund sich eine

Calandsbrüderschaft befand, der sie gehört haben. Beide Schränke sind von mittler Größe, mit doppelten Thüren, und ruhen auf tischhohen Füßen. Die Thüren sind auswendig bemalt; auf der Einen steht ein Mann in vollem Priesterornate, mit einem Buche unter dem linken Arm, die rechte Hand zum Segensprechen aufgehoben. Auf der andern ist ein Mann in weltlicher Kleidung abgebildet, einen speerähnlichen Stab in der Hand, und vor sich einen Knaben, der ein Buch hält. In diesen Schränken liegen zwei Chorhemden, ein Meßgewand, eine Mütze, ein Calandsbeutel und ein kleines fein gesticktes Kissen, an den Enden wie eine Bratwurst zusammengebunden. Die Chorhemden und das Meßgewand sind von starker, schwerer Seide, und reich mit Gold in Gestalt von allerlei künstlichen Figuren durchwirkt. Auf dem einen Hemde ist in dieser Art der Erlöser am Kreuze mit den Aposteln dargestellt. Die Mütze ist von geblümtem seidenen Zeuge, an beiden Seiten aufgeschlagen, und glatt an den Kopf anschließend. Der Beutel ist reich gestickt. Er diente zum Tragen des Gebetbuchs, weshalb er auch gewöhnlich „Booksbeutel" genannt wurde. Das Alles ist das Ornat eines ehemaligen Calandsbruders.

Warum es in den Schränken noch aufbewahrt wird, weiß man nicht mehr. Aber so viel ist gewiß, daß es eine besondere Bewandniß damit haben muß, und daß Keiner ungestraft damit seinen Spott treiben darf. Das hat vor mehreren Jahren ein Bürgermeister in Stralsund erfahren. Der bekleidete sich einst aus Uebermuth mit diesem Ornate, ungeachtet ihn Alle warnten, und ihm vorhersagten, es werde ein Unglück daraus entstehen. Denn ein Bürgermeister von Stralsund ist etwas übermüthiger Natur. Aber am anderen Morgen fand man ihn todt in seinem Bette.

Vgl. Pommersche Provinzialblätter, von Haken, IV. S. 90. 91.

114. Die arme reiche Frau.

Vor vielen Jahren lebte in der Stadt Stralsund ein Kaufmann und Rathsverwandter, Namens Wolf Wolflamm. Derselbe war so reich, daß man seines Gleichen an der See nicht gefunden hat. Aber er war auch hochmüthig und verschwenderisch, also daß er eine Schaubank von Silber hielt, und an seinem Brauttage von seinem Hause bis zur Kirche das feinste englische Tuch auf die Straße legen ließ, und darauf zur Kirche ging. Besonders aber hat sein Weib sich herlich gehalten, und weit mehr als ihrem Stande gemäß. Dafür traf sie der Zorn des Himmels. Denn nachdem ihr Mann Wolf Wolflamm in seinem Reichthum gar zu übermüthig und trotzig geworden und deshalben in einem Streit von Einem von Zaum auf dem Kirchhofe zu Bergen in Rügen erschlagen war, wurde sie so zerrsam und liederlich und ergab sich aller Art der Verschwendung und Völlerei, daß sie Alles durchbrachte, bis auf eine silberne Schale. Diese hat sie nicht verkaufen wollen, damit sie doch etwas von ihrem vorigen Glanze und Vermögen behielte. Mit dieser Schale hat sie zuletzt müssen betteln gehen, bis sie in dem größten Elend und Armuth verstarb. Bei dem Betteln hat sie die Worte im Gebrauch gehabt: Man solle der armen reichen Frau doch um Gotteswillen ein Stück Brod geben. Darum hat sie solchen Namen erhalten. Sie soll gewohnt haben bei dem alten Markte, in dem Hause, da vor vielen Jahren noch der gemalte Gang an das Haus gebaut war. Man sagt auch von ihr, daß sie nur das feinste und weichste Rigaische Flachs auf dem heimlichen Gemache gebraucht habe. Wie sie nun in ihr großes Elend gerathen war, da hat sie einstmals ihre frühere Dienstmagd um Gotteswillen angerufen, sie möge ihr Leinentuch zu einem Hemde schenken,

indem sie ein solches nicht mehr auf dem Leibe gehabt. Die Magd hat ihr dasselbe auch gebracht, dabei aber gesagt: Sehet Frau, das Garn, davon dieses Leinen gemacht, habe ich von dem Flachs aufgehoben, das Ihr so sündhaft auf dem Gemache zu brauchen pflegtet.

Th. Kantzow, Pomerania, I. S. 451.
Micrälius, Altes Pommerland, I. S. 276.
Cramer, Gr. Pomm. Kirch. Chron. II. S. 82.
Sastrow Lebensbeschreibung, I. S. 104.

115. Die Straßenbeleuchtung in Stralsund.

Die Straßen der Stadt Stralsund, die doch zum großen Theil finster und enge genug sind, wurden in früheren Zeiten auch an den dunkelsten Abenden nicht erleuchtet, und das Schlimmste war, daß die Leute, wenn sie des Abends ausgingen, auch nicht einmal Laternen mitnahmen. Solches Unwesen wollte der Prinz von Hessenstein, als derselbe General-Gouverneur von Stralsund geworden war, nicht ferner dulden. In Gutem konnte er nichts ausrichten; er befahl daher, daß Jeder, der nach Sonnenuntergange auf die Straße gehe, eine Laterne bei sich tragen solle, wenn es auch heller Mondschein sey; wer dem Befehle zuwider handele, solle auf die Wache gebracht werden. Die Stralsunder wollen aber schon seit uralten Zeiten sich nur von ihrem Rathe befehlen lassen, und weil der General sich an diesen nicht gewandt hatte, so war der Erfolg, daß zwar alle Leute mit Laternen gingen, aber kein Licht darin hatten. Nun befahl der General, man solle mit Laternen gehen, und auch ein Licht darin haben. Auch dies geschah pünktlich, aber es hatte Keiner das Licht angezündet. Der erzürnte Fürst befahl darauf, daß man auch das Licht in der Laterne anzünden solle. Aber jetzt trugen die Leute ihre Laternen unter den Mänteln, oder

sie steckten Lichterchen an, so klein, wie Johanniswürmchen, oder sie trieben sonst allerlei Spott, bis sich zuletzt der Rath ins Mittel legte.

Zöllners Reise durch Pommern und Rügen, S. 192. 193.

116. Der Name Greifswald.

Man hat viele verschiedene Erzählungen darüber, woher der Name Greifswald stammen möge, so wie das Wappen der Stadt, welches in einem Greife besteht. — Einige meinen, es hätten in alten Zeiten, als der Rykfluß, an welchem die Stadt liegt, schiffbar gewesen, an der Stelle der jetzigen Stadt viele Seeräuber gewohnt, und weil nun auf Gothisch ein Seeräuber Grife oder Gripe heiße, so habe die Stadt davon ihren Namen bekommen. — Andere sagen, in der Gegend, wo jetzt die Stadt stehe, habe früher ein altes adliges Geschlecht gewohnt, welches Gripes geheißen, und welches wegen seiner vielen Räubereien zuletzt ausgerottet sey. Weil nun ein Theil von dem Walde, in welchem nachher die Stadt erbauet, dieser Familie zugehöret, so habe man die Stadt Gripeswald, und späterhin Greifswald genannt.

Noch Andere erzählen sich folgende Geschichte: An der Stelle, wo gegenwärtig die Stadt Greifswald liegt, war vor Zeiten ein großer, dichter Wald. Rund um denselben war Alles wüst und unbebaut, und es blühete nur die Gegend um das Kloster Eldena, welches nicht weit von dem Ausflusse des Ryks in die See liegt. Die Mönche dieses Klosters wollten dazumal eine Stadt anlegen, die zwar nicht weit von dem Kloster, aber besser im Lande liegen sollte. Sie schickten daher zu einer Zeit einige Leute aus, die einen guten Platz für die Stadt suchen sollten. Diese gingen immer den Rykfluß hinauf, bis sie nach einer Weile an eine schöne Stelle gelangten, welche

ihnen gar herrlich dünkte, um allda die Stadt anzulegen. Sie begaben sich daher, um den Platz genauer zu untersuchen, von dem Ufer des Flusses ab, seitwärts in den Wald hinein, der sich dort befand. Auf einmal fanden sie daselbst auf einem abgebrochenen Baumstamme ein Nest, in welchem ein großer vierfüßiger Greif mit einem doppeltem Schwanze saß und brütete. Dies schien den Abgeordneten des Klosters ein gutes Zeichen zu seyn, und es wurde nun um so mehr beschlossen, an dieser Stelle die Stadt zu erbauen, welches auch geschah.

Der Platz, wo man das Greifennest gefunden, ist in dem Theile der Stadt gewesen, welcher jetzt der Schuhhagen heißt, und welcher bekanntlich die älteste Gegend der Stadt ist. Hier sind von den ältesten Zeiten her viele schreckliche Geschichten vorgefallen, und es ist auch jetzt noch immer nicht sicher daselbst. Früher hat der vertriebene Greif noch manches Kind da geholt und gefressen. Späterhin hat man da allerlei fürchterliche Gestalten gesehen. Bald ging des Nachts ein großes Weib herum mit einem Bunde Schlüssel, womit sie rasselte, und eine Heerde Ferkel vor sich hertreibend; bald sah man ein anderes Frauenzimmer mit einer Heerde schneeweißer Gänse. Bald setzte sich dort ein schwarzer Rappe, manchmal auch ein weißer Schimmel den Leuten auf die Schultern und drückte sie, daß ihnen das Blut aus Mund und Nase kam.

Joh. Bugenhagii Pomerania, p. 55.

v. Schwarz, Pommersche Städte-Geschichte, S. 98 folg.

Greifswalder wöchentlicher Anzeiger für 1818, Nr. 37. und mündlich.

117. Der Rechtsspruch zu Greifswald.

In dem Jahre 1451 hat sich zum Greifswalde ein sehr seltsamer und erbärmlicher Fall begeben. Es lebte

daselbst ein Knochenhauer, der etliche kleine Kinder hatte. Darunter waren zwei Knaben, der eine drei, der andere vier Jahre alt. Diese hatten oft gesehen, wie ihr Vater das Vieh schlachtete, und spielten daher wohl zusammen, daß der älteste zu dem jüngsten sagte: er solle sich hinsetzen, so wolle er den Ochsen schlachten; welches das Kind dann gethan, und hat es der älteste mit der Faust umgestoßen. Also hatten sie ihr Spiel gehabt. Da hat sich's aber einmal zugetragen, daß Niemand zur Hand, und die Kinder allein gewesen; und wie sie so spielten, hat der älteste zu dem jüngeren gesagt: ei, das puffet nicht! Und ungefähr liegt nicht weit davon ein Beil. Das holet er sich und sagt: Brüderchen, das soll puffen! und schlägt das Kind mit dem Beil vor den Kopf, daß es von Stund' an todt bleibt. Den Eltern war das ein großes Herzeleid. Sie wurden aber noch bekümmerter, als der Rath das Kind wiederum hat wollen tödten lassen, weil es Menschenblut vergossen. Sie baten und fleheten bei dem Rath, und stellten vor, es sey ihnen Jammer genug, daß sie das eine Kind verloren hätten, sollten sie nun auch noch das andere verlieren, das könne ihr Herz nicht aushalten.

Darüber gerieth denn der Rath in große Sorge, weil er doch auch der Gerechtigkeit wollte ihren Lauf lassen. Zuletzt aber beschloß er zu versuchen, ob denn das Kind wohl die Gefahr verstände, die es an dem Bruder geübt. Derohalben scherzten sie mit ihm, und sagten, es solle sich setzen, man wolle ihm den Ochsen schlachten, wie es seinem Brüderchen gethan. Da verstand das Kind kein Böses, und setzte sich hin; darum ließen sie es am Leben.

Rantzow, Pomerania, II. S. 74. 75.

118. Der Wettlauf um das Opfergeld.

Vor der Stadt Greifswald stand ehedem eine Capelle, so der heiligen Gertrud geweihet war. Einstmals war das Fest der Heiligen gefeiert, und es waren von den Gläubigen viele und reiche Gaben eingekommen. Diese lagen noch auf dem Hochaltar ausgebreitet, wo sie der Priester, welcher bei der Kapelle angestellt war, einsammeln sollte, um sie zu dem Gotteskasten abzuliefern. Wie dieser Priester nun aber nach beendigtem Feste ganz allein in der Kirche war, da faßte ihn der schnöde Geiz, und er trachtete, die frommen Gaben sich anzueignen. Er nahm deshalb, weil er zugleich ein frecher, übermüthiger Gesell war, das Bild der Heiligen von dem Altare, auf welchem es hing, und stellte es an den Eingang der Capelle, dem Hochaltare gegenüber. Dann sprach er zu dem Bilde: Nun wollen wir in die Wette laufen, und wer von uns Beiden der Erste bei dem Altare ist, dem sollen alle die Gaben zu eigen seyn. Nachdem er die Worte gesprochen, fing er an zu laufen; aber auf einmal erhob sich auch das Bild und lief neben ihm vorbei, und war früher wieder an seinem Platze auf dem Altare, als der Priester nur bis mitten in die Capelle gekommen war. Den geizigen Menschen erschreckte dies Wunder aber nicht; er wurde vielmehr zornig, und nahm das Bild wieder von seinem Platze, und stellte es wieder an den Eingang der Capelle und lief abermals mit ihm zur Wette nach den Gaben. Doch das Bild war noch geschwinder auf seiner alten Stelle, denn das erste Mal. Auch das konnte den schlechten Gesellen nicht bessern. Er nahm das Bild zum dritten Male vom Altar, stellte es an die Thür und forderte es mit höhnischen Worten auf, noch einmal mit ihm den Wettlauf zu machen. Darauf lief er wieder, und diesmal blieb er der

Sieger. Denn das Bild der Heiligen erhob sich nicht von seiner Stelle, und in seinen Augen sah man helle Thränen über die Bosheit der Menschen. Der Priester nahm nun alle Opfer, die da lagen, und trug sie nach seinem Hause.

Aber schon in der nächsten Nacht wurde er plötzlich krank, und legte sich hin, und war in drei Tagen todt. Er wurde begraben draußen auf dem Gertruden-Kirchhof, dicht bei der Capelle.

Wie nun die nächste Mitternacht gekommen war, da erschien auf einmal der Teufel auf dem Kirchhofe. Der klopfte an das Grab des Priesters, und rief ihm zu: Stehe auf, du Pfaff, und mache doch mit mir den Wettlauf! Da hatte der Todte keine Ruhe mehr im Sarge, und er mußte aufstehen. Und als er aus dem Grabe hervorstieg, da packte ihn der böse Feind mit glühenden Krallen an, um ihn fortzuziehen in sein höllisches Reich. In seiner großen Herzensangst versuchte der Geistliche zwar, die Thür der Capelle zu erfassen, vermeinend, daß die Heilige ihn schützen solle. Aber es half ihm nichts, der Teufel zerrte ihn fort, an der Capelle vorbei, über die Kirchhofsmauer hinweg, und entführte ihn unter schrecklichem Sturm und Unwetter.

Der Müller auf der benachbarten Windmühle hatte das angesehen. Er machte am anderen Tage dem Rath die Anzeige, und wie man nun hinging, so fand man die Spuren, wie der Unglückliche in die Thür der Capelle und in die Mauer des Kirchhofs hineingegriffen hatte; die Finger waren in dem harten Gestein und Holze deutlich abgedrückt. Auch die Fußstapfen des Teufels sah man tief in die Erde getreten, und wie das Gras ringsumher versengt war. Alle diese Spuren sind geblieben, und die Stellen, wohin der Teufel getreten, sind niemals wieder

mit Gras bewachsen, bis nachher die ganze Kapelle mit dem Kirchhofe verschüttet ist.

Micrälius, Altes Pommerland, II. S. 407.

Freyberg, Pommersche Sagen, S. 32—35.

119. Das Nordfenster auf dem Nicolaithurme zu Greifswald.

Der Wächter oben auf dem St. Nicolaithurme in Greifswald muß des Nachts die Stunden durch Blasen anzeigen. Er bläst aber nur aus drei Fenstern des Thurmes, nämlich aus denen nach Süden, Osten und Westen. Aus dem nach Norden darf er nicht blasen, das leidet der Teufel nicht. Was dieser dabei hat, da hat man noch nicht hinter kommen können; aber so viel ist gewiß, daß der Teufel einmal einen Wächter, der es wagte, aus dem Nordfenster zu blasen, plötzlich im Nacken ergriff und ihn von oben aus dem hohen Fenster warf, daß er Kopf unter Kopf über flog, und unten auf der Straße todt ankam. Seitdem hat es Keiner wieder versucht, aus dem Fenster zu blasen; der Magistrat soll es auch verboten haben. Wenn der Wächter in der Nacht nur den Kopf aus diesem Fenster zu stecken wagt, so kann er sicher darauf rechnen, daß er vom Teufel eine Ohrfeige erhält.

Mündlich.

120. Hans Katte.

Die Stralsunder führen in der Umgegend häufig den Spottnamen: Hans Katte. Manche meinen, er komme von der Gewohnheit des Katzenbeißens in den Fastnachten her. Doch ist er durch folgende Begebenheit entstanden: Vor langen Jahren entstand auf einmal in der Stadt das Gerücht, daß auf dem St. Nicolaus-Kirchthurme ein Fuchs sey. Darauf liefen alle Bürger zusammen, und bewaffne-

ten sich mit Spießen und Schwertern und allerlei anderen Waffen, und zogen zu Felde gegen den Fuchs, als wenn es ein gar gefährlicher Feind wäre. Wie sie nun aber in dem Thurme ankamen und hinter dem Feinde lange Zeit gejagt hatten, da fanden sie endlich, daß sie gegen eine ganz gewöhnliche Katze zu Felde gezogen waren, die auf dem Thurme hatte mausen wollen. Die Sache wurde ruchtbar, und die Stralsunder erhielten nun von dieser verunglückten Heldenthat den Spottnamen: Hans Katte! — Herzog Philipp Julius, wenn er über die Stralsunder ungehalten war, pflegte zu sagen: Wir wollen doch sehen, ob die Greifsklauen nicht tiefer greifen, denn die Katzenklauen.

Baltische Studien, III. Jahrg. I. Heft, S. 235.

121. Greifswalder Lammsbraten.

Auch die Greifswalder haben ihren Spottnamen in der Umgegend, und der ist auf folgende Weise entstanden: Im Jahre 1429 kam die Königin Philippa von Dänemark mit einer großen Flotte unvermuthet vor Stralsund, und verbrannte alle Stralsunder Schiffe im Hafen. Von da schickte sie ihren Admiral mit 75 Schiffen nach Greifswald. Als das die Greifswalder erfuhren, geriethen sie in sehr große Angst, und liefen zusammen, und beriethen unter sich, was sie beginnen sollten, um ein gleiches Verderben, wie die Stralsunder betroffen hatte, von sich abzuhalten. Da kamen sie denn zuletzt in ihrer Angst auf den Gedanken, dem Admiral einen Lammsbraten zu schicken, um ihn dadurch zu besänftigen und für die gute Stadt geneigt zu machen. Davon bekamen sie bald den Spottnamen: „Lammsbraten“.

Baltische Studien, III. Jahrg. I. Heft, S. 236.

122. Anklamer Schwinetrecker.

Den schlimmsten Spottnamen haben die Anklamer erhalten. Der Herzog hatte einmal einen Brief an die Stadt geschrieben, worin er von dieser ein Paar Schwäne verlangte. Die Anklamer mochten aber nicht gut lesen können, und verstanden, sie sollten dem Herzoge ein Paar Schweine schicken. Sie suchten daher zwei dieser Thiere auf, so groß und wohlgemästet sie dieselben nur auftreiben konnten; die schickten sie dem Herzoge zu. Sie bekamen aber davon den Beinamen: „Schwinetrecker".

Baltische Studien, III. Jahrg. I. H. S. 236.

123. Cösliner Sackjökers.

Die Einwohner der Stadt Cöslin haben in früheren Zeiten mehrere Spitznamen gehabt. So sagte man eine Zeitlang: Horsa Cöslin! weil sie einmal gegen ihren Landesherrn, Bogislav X., zwar einen muthigen, aber unbesonnenen Angriff gemacht hatten. Dann schimpfte man sie wieder Musum Cöslin! oder Mus Cöslin, weil ihr Bürgermeister Heidenreich ihnen den Rathsschatz mausete, und damit nach Lübeck entwich, der Lübecker Rath aber den Schatz in Beschlag genommen und davon einen festen Thurm gebaut hat, den man dort Musum Cöslin genannt. Zuletzt gab man ihnen den Spottnamen: Sackjökers, den sie behalten haben; denn zur Zeit der Reformation lebte in Cöslin ein katholischer Barbier, der hatte eines Tages etwas zu viel getrunken und drängte sich nun, um den Gottesdienst zu stören, mit einem Glase Branntewein in der Hand, und mit einer quakenden Ente unter dem Arm, in die Kirche hinein. Darüber geriethen die Cösliner so in Eifer, daß sie ihn in einen Sack näheten, und so lebendig

ersäuften. Davon bekamen sie den Namen. Man sagt hiervon auch: Cöslin darf eine Thorheit thun, und darf sie auch bezahlen, denn der Eifer gegen den Barbier kostete ihnen 4000 Gulden.

Baltische Studien, III. 1. S. 237.

124. Pook und Kollen.

Die Bewohner von Putbus und der Gegend belegen die Einwohner der Halbinsel Mönchgut mit dem Spottnamen Pook, wogegen der Mönchguter den Putbusser einen Kollen schimpft. Diese Spottnamen stammen noch aus ganz alten Zeiten her, als die Rügianer unter einander in vielen Fehden lebten. In diesen Fehden hatten die Mönchguter große scharfe Messer geführt, welche Pooken genannt wurden; die Putbusser aber waren mit Streitkolben bewaffnet gewesen, welche kurzweg Kollen genannt zu werden pflegten.

Grümbke, Darstellung der Insel Rügen, II. S. 78.

125. Der hochgelobte Adel.

Unter den reichen Bürgern der Pommerschen Städte geht ein Sprichwort, welches scherzweise sagt: Dafür haben wir den hochgelobten Adel. Man erzählt sich dabei folgende Geschichte: Es lebte einmal in Pommern ein armes Ehepaar von altem Adel. Die reiseten eines Tages zu Fuße, und kamen in ein Wirthshaus, wo sie sich hinter den Ofen setzten und ihre Reisekost verzehrten. Die bestand aus trockenem Brodte und etwas Knappkäse.

Bald darnach kam eine Kutsche, darin saß ein reiches Ehepaar aus dem Bürgerstande. Die kehrten gleichfalls in dem Wirthshause ein, und ließen durch ihren Bedienten sich den Speisekasten für die Reise nachtragen. Darin

waren aber kalte Braten, Kuchen, Wein und mehr dergleichen; das verzehrten sie an einem Tische, den sie sich sauber decken ließen.

Als solches der arme Edelmann am Ofen gesehen, hat er voll Neides zu seiner Frau gesagt: Sehet, wie sich das Bürgerpack traktiren kann! Den hat die Edelfrau aber getröstet mit den Worten: Dafür haben wir doch den hochgelobten Adel!

Daher ist jenes Sprichwort entstanden.

Dähnert, Pommersche Bibliothek, V. 5. S. 174.

126. Das neue Tief.

Die Insel Rügen war früher mit dem festen Lande verbunden. Die jetzige Halbinsel Rügens, das Mönchgut genannt, soll nämlich mit Pommern zusammengehangen haben. Manche sagen zwar, es sey schon in den ältesten Zeiten davon getrennt gewesen; aber es war dies nur durch einen schmalen Strom, der soll, wie einige Leute sagen, so schmal gewesen seyn, daß zur Noth ein Mann herüber springen konnte. Andere dagegen behaupten, er sey wohl etwas breiter gewesen, aber gar nicht tief, so daß man dadurch einen Steg von Pferdeschädeln und anderen Knochen gemacht habe, über den man von Pommern nach Rügen habe gehen können. So viel ist gewiß, daß da, wo jetzt das neue Tief ist, vordem das trockne Land von Rügen war; man kann noch jetzt bei niedrigem und stillem Wasser unten auf dem Grunde des Meeres an einigen Stellen Eichen und Tannenbäume erblicken.

Das wurde nun auf einmal anders in einer einzigen Nacht im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts; man kann nicht einig darüber werden, ob es in den Jahren 1302, oder 1303, oder 1308, oder 1309 gewesen ist. In einem dieser Jahre soll es aber sicher vorgefallen seyn. Da ent-

stand ein schrecklicher Sturmwind, der durch die ganze Ostsee ging, so daß er an allen ihren Küsten entlang die Kirchen und Häuser einwarf. Der riß auch mit einem Male das Land zu Rügen von Pommern ab, also daß ein schöner Theil Rügens in die See versank, da wo sie der große Bodden heißt. Zwei ganze Kirchspiele sollen hier vergraben liegen, das von Ruden und das von Carven. Es blieb davon nichts übrig, als das kleine Inselchen, der Ruden genannt, welches mitten im Bodden liegt.

Das Fahrwasser, welches auf solche Weise zwischen diesem Ruden und der Insel Rügen entstanden ist, hat man seitdem das neue Tief geheißen. Dasselbe ist besonders ein gutes Tief für die Stralsunder geworden. Denn nachdem der Gellen vor dem Sunde von den Niederländern mit ihrem Ballast fast vertieft geworden, wäre die Stadt gar verdorben, wenn sie das neue Tief nicht hätte.

Nicolaus Klempzen, vom Pommerlande, S. 14.
Grümbke, Darstellung der Insel Rügen, I. S. 7.
Stolle, Geschichte der Stadt Demmin, S. 605.

127. Die Insel Hiddensee.

Nordwestlich von der Insel Rügen liegt die Insel Hiddensee. Dieselbe hat in alten Zeiten mit der Insel Rügen zusammengehangen. In welcher Zeit sie davon getrennt ist, weiß kein Mensch mehr, so lange ist es schon her; aber auf welche Weise es geschehen ist, das erzählt man sich noch.

Es lebten nämlich einmal im ganz grauen Alterthum auf der Insel Rügen zwei Frauen; von denen war die Eine eine fromme und mildthätige, die Andere aber eine böse und geizige. Nun traf es sich, daß eines Abends, da es ein gar stürmisches Wetter war, zu der bösen Frau ein

alter fremder Mann kam, der sah hungrig und zerlumpt aus wie ein Bettler, und war von Frost und Regen beinahe erstarrt. Einige sagen, es sey einer von den Corveier Mönchen gewesen, denen damals die Insel Rügen gehörte. Der bat die Frau, sie möge ihm ein Nachtquartier geben in ihrem Hause, und ein Stücklein Brod, damit er sich wieder trocknen könne und nicht verhungern müsse. Das geizige Weib aber wollte nichts von dem Bettler wissen, schalt ihn, und jagte ihn mit bösen Worten wieder in das Unwetter hinaus.

Darauf kam der alte fremde Mann zu der frommen Frau, und als er bei dieser seine Bitte anbrachte, da nahm sie ihn gleich mildthätig auf und pflegte sein, und theilte mit ihm ihren letzten Bissen Brod, denn sie war arm und hatte selbst nicht viel. Daran erlabte sich der Mann, und wurde wieder stark und rüstig, und man sah, daß er seine rechte Freude hatte.

Als nun der alte Mann am anderen Morgen wieder von dannen zog, so dankte er ihr vielmals für die Wohlthat, die sie ihm erzeigt, und sprach zu ihr, sie solle das auch nicht umsonst gethan haben, denn das Erste, was sie nun unternehmen werde, das solle ihr den ganzen Tag gelingen. Damit schied er. Die Frau aber freute sich, daß sie ein gutes Werk gethan habe, und dachte der Worte des alten Mannes nicht weiter nach, denn sie hielt ihn für einen schlichten Bettler.

Desselbigen Morgens hatte sie für Eines ihrer Kinder ein Hemde zu machen. Sie ging deshalb an ihren Koffer, in welchem sie noch ein kleines Röllchen Leinewand liegen hatte, und nahm eine Elle mit, um zu messen, ob es auch noch drei Ellen wären, denn so viel hatte sie zu dem Hemde nöthig. Wie sie nun aber anfing zu messen, so fand sie, daß es mehr war; denn sie hatte schon die drei Ellen ab-

gemessen, und noch immer wollte das Röllchen nicht kleiner werden. Darüber verwunderte sie sich, und sie wollte doch sehen, wie viel Leinewand sie denn eigentlich noch hätte; sie maß deshalb weiter, nochmals drei Ellen, und wiederum so viel, und die Leinewand wollte noch immer nicht zu Ende gehen. Und das Wunderbarste war, daß sie immer weiter messen mußte, und gar nicht aufhören konnte, wenn sie auch gewollt hätte. So mußte sie denn stehen und messen, den ganzen Tag, und sie entsann sich nun der Worte des alten Mannes, den sie für einen Bettler gehalten hatte. Sie maß also lustig und fröhlich weiter, denn der Berg von Leinewand, den sie abmaß, wurde immer größer und größer, daß im Hause kein Platz mehr dafür war, und sie zuletzt bis vor die Thür und weit in das Feld hinein messen mußte, Alles von dem einen Röllchen, das in ihrem Koffer gelegen hatte. Das dauerte bis die Sonne unterging; da erst konnte sie aufhören; nun war sie aber auch eine reiche Frau.

Die Geschichte wurde bald bekannt, und auch die geizige Frau erfuhr sie. Die ärgerte sich recht boshaft in ihrem Sinne. Sie hatte aber den alten Bettler weggehen sehen, und sich die Gegend gemerkt, in die er gegangen war. Der Geiz und der Neid trieben sie daher, daß sie ihm nachlief, so böses Wetter es auch war. Sie fand ihn wirklich noch auf der Insel, denn bei dem Sturme hatte ihn Keiner übersetzen mögen. Sie redete ihn alsbald mit heuchlerischen Worten an, und bat ihn um Verzeihung, daß sie ihn des vorigen Abends nicht aufgenommen, und lud ihn ein, daß er für die folgende Nacht in ihrem Hause sein Quartier nehmen möge. Der alte Mann war das zufrieden, und kehrte mit ihr heim; und sie pflegte sein, und gab ihm vom Besten, was sie hatte. Denn sie dachte in ihrem heuchlerischen Sinne, daß er auch zu ihr sa-

gen werde, das Erste, was sie unternehme, das werde ihr den ganzen Tag gelingen, und sie wollte sich dann schon eine Arbeit aussuchen, die sie auf einmal zu der reichsten Frau in der Welt machen sollte. Der alte Mann ließ sich Alles wohl gefallen, und als er am anderen Morgen wieder weiter zog, da dankte er auch ihr, und sprach zu ihr, wie zu der frommen Frau, das Erste, was sie nun unternehmen werde, das solle ihr den ganzen Tag gelingen.

Darüber freute das böse Weib sich gar übermäßig, und so wie der Mann fort war, hatte sie sich auch schon Etwas ausgedacht, was sie nun vornehme, und wodurch sie eine ganz reiche Frau werden wollte; sie wollte nämlich das Geld in ihrem Spartopfe zählen. Damit sie darin aber nicht gestört werde, sondern ruhig den ganzen Tag dabei bleiben könne, ging sie erst vor die Thür, um einem Antriebe der Natur zu genügen. Aber welch ein Wunder geschah da! So wie sie sich einmal niedergehuckt hatte, konnte sie nicht wieder aufstehen, und sie mußte den ganzen Tag fortfahren in dem, was sie begonnen hatte. Dadurch entstand ein See, der immer größer wurde, und zuletzt so groß, daß er alles Land überschwemmte, und das Stück Landes, welches jetzt die Insel Hiddensee heißt, von dem Lande Rügen abtrennte. Erst als die Sonne unterging, konnte die geizige Frau zur Ruhe kommen.

Also ist die Insel Hiddensee entstanden.

Mündlich.

Vgl. auch Grümbke, Darstellung der Insel Rügen, II. 21. 22.

128. Die Insel Rattenort.

Westlich von der Insel Rügen liegt eine kleine Insel, Ummanz geheißen, und südlich von dieser das noch kleinere Inselchen Rattenort. Von dieser letzteren erzählt man sich Folgendes: Vor Alters waren zu einer Zeit auf der Insel

Ummanz so viele Ratten, daß die Einwohner sich zuletzt ihrer gar nicht mehr erwehren konnten. Da erschien ein fremder Rattenfänger auf der Insel. Der hat für ein gutes Stück Geld alle Ratten zusammengelockt, und bei dem Dorfe Wuß durch das Wasser nach der Insel vertrieben, die seitdem den Namen Rattenort erhalten hat. Auf Ummanz befinden sich seit jener Zeit keine Ratzen mehr, so wie es auf der Rügenschen Halbinsel Wittow keinen Maulwurf geben soll.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

129. Die Bewohner des Darß.

Der Darß, eine zu Pommern gehörige Halbinsel, war in früheren Zeiten unbewohnt. Da soll einstmals ein Englisches Schiff an der Küste gestrandet seyn. Die Besatzung des Schiffes rettete sich glücklich ans Land und es gefiel den Engländern da so gut, daß sie sich daselbst ansiedelten. Die Darßer behaupten daher, daß sie von diesen Engländern abstammen; sie haben auch Alle englische Namen, z. B. Wallis, Prose, Kraft, Newmann u. s. w.

Der Darß und der Zingst, von A. v. Wehrs, S. 79.

130. Die Strandbewohner in Hinterpommern.

In vielen Hinterpommerschen Dörfern an der Ostsee haben die Bewohner eine alte Sage, die aus den ältesten Zeiten von dem Vater auf den Sohn übergegangen ist, daß nämlich ihre Stammeltern auf drei Schiffen in die Gegend gekommen wären, und sich dort niedergelassen hätten. Diese Sage ist namentlich in den Fischerdörfern in der Gegend von Rügenwalde und von Colberg, und in dem Dorfe Nest im Kirchspiel Möllen.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

131. Der Name Demmin.

Bei der Stadt Demmin liegt die Ruine einer alten Burg, welche noch jetzt das Haus Demmin heißt. Dieser Name ist auf folgende Weise entstanden: Die Burg ist vor alten Zeiten von drei, oder wie Andere erzählen, von zwei Prinzessinnen erbauet worden. Die versicherten sich gegenseitig ihr Miteigenthum mit den Worten: Dat Hus ist din und min! Darum nannte man es zuerst das Hus Dinmin, woraus hernachmalen der Name: Haus Demmin entstanden ist. Nach der Zeit wurde nahe dabei eine Stadt erbauet, welche nun auch von der Burg den Namen Demmin erhielt.

Stolle, Geschichte von Demmin, S. 4.
Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

132. Der Name Usedom.

Dieser Name ist auf folgende Weise entstanden: Vor Zeiten lebte auf der Insel Wollin ein Fürst, der auch die benachbarte Insel, welche damals noch keinen Namen führte, gern unter seine Botmäßigkeit bringen wollte. Er fing deshalb Krieg mit ihren Bewohnern an, die sich aber tapfer wehrten. Zuletzt, des Streites müde, bot er ihnen den Frieden unter sehr billigen Bedingungen, und wie sie den nicht annehmen wollten, rief er aus: O, so dumm! um anzuzeigen, wie dumm er die Leute erachtete. Von der Zeit hießen die Bewohner der Insel zuerst die Osodummer, und nachher die Usedomer.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

Eine andere Sage berichtet hierüber Folgendes: Zu alten Zeiten, als die Insel noch keinen Namen hatte, aber schon viel Volks darauf wohnte, dachten die Leute daran, daß sie ihrem Lande doch einen Namen geben müßten.

Sie kamen deshalb Alle an einem Ort zusammen und machten unter sich aus, daß nach dem ersten Worte, so Einer von ihnen spräche, die Insel benannt werden sollte, indem sie des Dafürhaltens waren, auf solche Weise einen recht hübschen Namen zu erhalten. Wie sie aber so beisammen waren, da wollte Keinem ein gutes Wort einfallen, und sie standen Alle still und stumm. Darüber ärgerte sich ein alter Mann unter ihnen also, daß er sich vergaß und plötzlich ausrief: O so dumm! damit auszudrücken, wie dumm sie doch wären, daß Keiner einen Namen finden könne. Also mußten sie nun selbst sich die Osodummer nennen, woraus nachher Usedomer geworden ist.

Mündlich.

133. Der Name Swinemünde.

In alten Zeiten sind die beiden Inseln Usedom und Wollin nur eine einzige Insel gewesen, und der jetzige Swinestrom hat sich erst nach und nach gebildet. Anfänglich hat sich nur eine ganz kleine Furth eingestellt, und um die zu passiren, hat man einen Schweinekopf hineingelegt. Daher ist der Name: Swine entstanden, der auch beibehalten ist, als die Furth größer geworden und ein breiter Strom daraus entstanden war. Zu der damaligen Zeit haben da, wo jetzt die Stadt Swinemünde liegt, einige wenige Fischerhütten gestanden; als nachher die Stadt dort erbauet worden, ist der Name des Stromes auf sie übergegangen.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

134. Neuwarp.

Da wo der Warpsche See in das große Haff hineingeht, hat links in früheren Zeiten eine alte Stadt, Namens Warp, gelegen, welche nachher durch Ueberschwem-

mungen des Haffs zu Grunde gegangen ist, und wovon man noch jetzt, wenn das Wasser ganz ruhig und klein ist, die Trümmer sehen kann. Es soll nur ein kleiner Theil der Stadt stehen geblieben seyn, nämlich das jetzige Dorf Altwarp. Die Bewohner der untergegangenen Stadt nun sollen sich auf das jenseitige Ufer des Sees begeben haben, und dort haben sie eine neue Stadt gebaut, welche sie ebenfalls Warp geheißen; zur Unterscheidung von der alten Stadt hat sie aber bald den Namen Neuwarp erhalten.

Mündlich.

135. Das Dorf Klempin.

In Hinterpommern in der Pfarre Siedkow liegt ein Dorf, Klempin geheißen. Diesen Namen soll es, wie die Leute sagen, daher erhalten haben, daß es zwischen die beiden benachbarten Dörfer eingeklemmt ist.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

136. Putbus.

Zu der Zeit, als die Insel Rügen noch ihre eigenen Fürsten hatte, lebte ein jüngerer Prinz des fürstlichen Hauses, der von seinem Vater, dem regierenden Herrn, den südöstlichen Theil der Insel, die Kirchspiele Vilmnitz und Lanken, zum Besitzthume erhielt. Wie der in seine neue Besitzung einzog, da bereisete er dieselbe zuerst, um eine passende Stelle zu finden, an der er seine Burg anlegen könnte. Lange suchte er eine solche vergeblich. Zuletzt kam er an den mit Buschwerk bedeckten Berg, der die Wusternitz heißt; allda gefiel es ihm so gut, daß er plötzlich ausrief: Po de Buß, d. h. hinter dem Busch, anzeigend, daß an dieser Stelle die neue Burg gebauet werden solle. So ward denn an demselben Orte die neue

Fürstenwohnung erbauet, die von jenem Ausrufe den Namen erhielt, und auch bald ihrem Besitzer und seinen Nachkommen den Namen: Putbus gab, den Schloß und Familie noch jetzt führen.

Pomm. Prov. Blätter, V. S. 61.

137. Der Königsstuhl auf Stubbenkammer.

Die höchste Spitze des Vorgebirges Stubbenkammer auf der Insel Rügen heißt der Königsstuhl. Der Name ist daher entstanden, daß hier in alten Zeiten den Königen der Insel gehuldigt ist. Sie haben dabei auf einem hohen, künstlich von Erde erbaueten Stuhle gesessen. Man sagt, die Rügianer hätten damals ihre Könige selbst gewählt, sie hätten aber nur den Kühnsten genommen, und zum Beweise der Tapferkeit verlangt, daß der König von der Uferseite her den Stuhl besteigen müsse. Das ist aber ein großes und schweres Stück Arbeit; denn der Kreidefels, auf dem sich der Königsstuhl befindet, ist nach der See hin mehrere hundert Fuß hoch und ganz jäh und schroff. Es geht auch noch eine alte Sage unter dem Volke, daß künftig Einer, der von der Seeseite her den Königsstuhl ersteige, Herr des Landes werden solle.

In neueren Zeiten haben mehrere kühne Männer das Wagestück versucht, aber keinem hat es gelingen wollen. Am weitesten ist der Schiffer Paulsen von Bergen gekommen; allein ganz hat er nicht hinaufgelangen können. Nur von dem Könige Carl dem Zwölften von Schweden sagen einige Leute, daß es ihm geglückt sey, und daß er darauf oben auf der Spitze ganz ruhig sein Frühstück verzehrt habe.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

138. Das Nonnenloch auf Mönchgut.

Am äußersten Westende der Rügenschen Halbinsel Mönchgut befindet sich ein Ufervorsprung, der Swantegard, oder die heilige Gegend genannt. In diesem Vorsprunge ist eine tiefe Grube, welche das Nonnenloch heißt. Sie ist noch jetzt sehr tief, obgleich ganz alte Leute in der Gegend sich noch erinnern, daß sie vor vielen Jahren zugeschüttet ist. Vor dieser Verschüttung war sie so tief, daß Niemand ihren Grund finden konnte. Zu dieser Grube sind vor Zeiten, als in der Stadt Bergen noch ein katholisches Nonnenkloster war, die Nonnen hingebracht, die sich vergangen hatten. Denn anstatt, daß man sie lebendig einmauerte, wie es in anderen katholischen Klöstern gebräuchlich war, wurden sie in diese Grube hinuntergestürzt. Das ist zwar immer heimlich und bei Nacht geschehen, aber die Leute sind es doch bald gewahr geworden an den wehklagenden Gestalten, die im Mondschein aus der Gruft oft heraufstiegen und um dieselbe herum wandelten. Man hat die Grube daher schon vor alten Zeiten das Nonnenloch geheißen, wie sie auch noch genannt wird. Es soll noch immer nicht geheuer in der Gegend seyn.

Vgl. Grümbke, Darstellung der Insel Rügen, I. S. 206.

139. Das Zeichen am Thurme zu Bergen.

An dem Kirchthurme zu Bergen auf Rügen sieht man nach Westen hin an dem Fundamente der Mauer ein altes steinernes Bild eines Mönches, der ein Crucifix in der Hand hält. Dasselbe ist oben zugespitzt, und auf dem Kopfe des Mönches ist ein Zapfen. Man sagt, daß der Baumeister des Thurms, ein gar kluger und erfahrner Mann, ausge-

rechnet gehabt, daß gerade dieser Zapfen gleiche Höhe mit der Spitze des Marienthurmes zu Stralsund habe, und darum soll er zum Wahrzeichen das Mönchsbild eingemauert haben.

Grümbke, Darstellung der Insel Rügen, I. S. 177.

140. Das zehntfreie Dorf.

Nachdem die Insel Rügen von den Dänen erobert und zum Christenthume neu bekehrt war, wurde sie von dem Könige Waldemar von Dänemark dem Bischofe von Roeskild untergeben. Dieser wußte sich bald durch die ganze Insel einen Roggenzehnten zu verschaffen. Von dem wurde aber ein einziges kleines Dörfchen befreiet, Namens Brehe, welches jetzt nicht mehr besteht, vormals aber in der Gegend von Gingst gelegen hat. Dieses hatte auf folgende Weise seine Befreiung erlangt. Der Bischof hielt sich nämlich zur Einhebung des Roggenzehntens einen eignen Landprobst oder Vicarius, der auf dem Probsteihofe zu Ralswiek seinen Wohnsitz hatte. Der reisete in einem Wagen im Lande herum, und nahm den Zehnten ein. Wie er nun einstmals in das Dorf Brehe gekommen war, zerbrach er dort ein Rad an seinem Wagen, und verlor seine Peitsche. Da traten die Einwohner des Dorfes zusammen und schafften ihm Beides wieder herbei. Zur Dankbarkeit wurden sie von da an pon dem Roggenzehnten befreiet; dagegen mußten sie zum Zeichen ihrer bisherigen Verpflichtung nun alljährlich ein Wagenrad und eine Peitsche auf den Probsteihof nach Ralswiek liefern.

Grümbke, Darstellung der Insel Rügen, II. S. 146.

141. Das Bozelgeld in Schlawe.

Die Stadt Schlawe muß jährlich an die Stadt Rügenwalde eine Abgabe bezahlen, die den Namen Bozelgeld

führt. Die Abgabe und der Name sind auf folgende Weise entstanden: In dem Dorfe Altschlawe hart an der Wipper lag vor vielen hundert Jahren eine Burg, in welcher ein Graf als boshafter Raubritter sein Unwesen trieb. Insbesondere raubte er auch jährlich aus der Stadt Schlawe eine gewisse Anzahl Jungfrauen, die er in seiner Burg einsperrte; und dabei war er so boshaft, daß er, wenn er in einem Jahre die Zahl nicht voll hatte, allen den anderen die Köpfe abschlagen ließ. Die Bürger von Schlawe hatten solche Ungebühr lange Zeit ertragen, weil sie gegen den gefährlichen Ritter nicht aufkommen konnten. Zuletzt aber wurde es ihnen zu arg, und sie versammelten sich nun, um zu berathen, wie sie der Noth und des Elendes los werden könnten. Sie konnten indeß kein Mittel ausfindig machen, und mußten ohne Rath wieder aus einander gehen. Nun hatte aber der Bürgermeister von Schlawe eine Tochter, die eine eben so schöne als kluge und brave Jungfrau war. Als die erfuhr, warum es sich handelte, hatte sie schnell einen Plan erdacht, wie man des wilden Grafen ohne große Gefahr habhaft werden könne. In der Nähe von Altenschlawe nach der Burg hin lag nämlich ein Nußwäldchen; dahin wollte die Jungfrau ganz allein gehen, als wenn sie Nüsse suchen wolle. Der Ritter würde sie dann sehen, und geschwind herbeieilen, um sie zu fangen. Nun sollten die Männer von Schlawe sich in dem Gebüsch versteckt halten, und über ihn herfallen und ihn fangen.

Der Bürgermeister hatte seine Tochter sehr lieb, und wollte daher in ihren Plan nicht willigen, weil er ihm zu gefährlich für sie zu seyn schien. Er mußte indeß endlich nachgeben. Es ging darauf auch Alles so, wie die kluge Jungfrau es sich gedacht hatte. Der Ritter war nur mit geringer Mannschaft aus der Burg gekommen, um sie zu

fangen, und so gelang es den Bürgern leicht, seiner habhaft zu werden. Sie legten ihn darauf in Ketten und führten ihn im Triumphe in die Stadt, wo sie ihn in einen tiefen Kerker warfen, und dann Gericht über ihn hielten und ihn zum Tode verurtheilten. Dieses Urtel konnten sie aber nicht so eigenmächtig vollstrecken, sondern sie mußten es erst von dem Herzoge in Stettin unterschreiben lassen. Sie schickten es daher nach Stettin. Allein nun traf es sich, daß der Herzog mit dem Raubgrafen gut Freund war; er schrieb deshalb unter das Urtel die Worte:

Kop af nich loat läwen.

Das schrieb er, ohne irgend ein Zeichen zwischen die Worte zu setzen, so daß es einen ganz zweideutigen Sinn hatte, und man daraus nehmen konnte, was man wollte. Die Bürger deuteten es aber zu ihren Gunsten, und ließen dem Ritter den Kopf abschlagen. In ihrer großen Freude gingen sie sogar so weit, daß sie einen großen Freudentag hielten und mit dem abgeschlagenen Kopfe auf dem Markte herumkugelten, was im Plattdeutschen „bozeln" heißt. Als das nun der Herzog in Stettin erfuhr, wurde er sehr zornig und legte seine Worte anders aus, und er belegte die Stadt mit einer Geldstrafe, welche sie nach Rügenwalde geben mußte, und wozu jeder Bürger zu gleichem Theile beitragen sollte; von dem Bozeln mit dem Kopfe des Ritters hieß diese Strafe das Bozelgeld.

Mündlich.

142. Die Kirche ohne Thurm.

Das Dorf Gristow, eine Meile von Greifswald, hat eine Kirche, die zwar zu den reichsten im Lande gehört, denn sie hat ein Vermögen von 20- bis 30,000 Thalern, die aber keinen Thurm hat, und auch keinen bekommen kann. Schon seit uralten Zeiten haben die Leute gesagt, auf die

Kirche zu Gristow werde niemals ein Thurm kommen. Warum nicht, das weiß man nicht, aber daß sie keinen erhalten kann, ist gewiß. Man hat sich schon mehrmals angeschickt, einen zu erbauen, es liegen auch die dazu bestimmten Fundamentsteine seit ein paar hundert Jahren auf dem Kirchhofe; so oft aber der Baumeister mit dem Bau hat anfangen wollen, ist derselbe eines jählichen Todes verstorben, so daß man das Werk liegen lassen mußte. Es hatte sich daher auf lange Zeit kein Baumeister mehr dazu finden wollen. Vor ungefähr fünf Jahren dachte man endlich wieder daran. Man bekam auch einen tüchtigen Meister, Namens Giese; aber so wie der kaum den Riß fertig gemacht hatte, so starb auch er eines plötzlichen Todes. Seitdem will sich nun Keiner mehr finden, den Bau zu übernehmen.

Mündlich.

143. Die Ruine des Hauses Demmin.

Das Haus Demmin und die Stadt Demmin hatten früher nur Einen Herrn; sie waren auch damals durch einen unterirdischen Gang mit einander verbunden, dessen Eingang in der Stadt in der Gegend des blinden Thores war, und der so geräumig gewesen ist, daß man mit Kutsche und Pferden darin hat fahren können. Hernachmals ist der Gang verfallen, und man hat nun auch die Burg zu dem Gute Vorwerk geschlagen, welches nahebei liegt. Dabei soll ausgemacht seyn, daß die Burg nicht an die Stadt Demmin zurückfallen solle, so lange noch ein Stein von ihr auf dem anderen liege. Der Besitzer von Vorwerk hält daher mit großer Sorgfalt darauf, daß die Ruine des Hauses Demmin wohl erhalten bleibe.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

144. Der Ritter mit der goldenen Kette.

Um das Jahr 1360 lebte auf der Insel Usedom in dem Schlosse zu Mellenthin ein Rittersmann, Namens Rienkrake, den die Leute aber jetzt Rienkerke oder Neukirchen nennen. Er trug immer eine große und schöne goldene Kette um den Hals, auf die er viel hielt, weshalb er auch mehrentheils nur der Ritter mit der goldenen Kette hieß. Dieser Ritter hatte große Liebe zu einer schönen Nonne im benachbarten Kloster Pudagla, und weil er dieser weder im Guten noch mit Gewalt habhaft werden konnte, so grub er zuletzt, da er ohne sie gar nicht leben zu können vermeinte, unter der Erde einen Gang von seiner Burg bis nach dem Kloster, eine ganze Meile lang. Durch diesen entführte er die Nonne und ehelichte sie. Er hatte das Alles so heimlich betrieben, daß kein Mensch wußte, wo die Nonne geblieben war. Ein Bauer aus Mellenthin verrieth ihn aber endlich, und nun kam der Bruder der Nonne mit großer Heeresmacht vor die Burg des Ritters mit der goldenen Kette, um ihm sein Gemahl wieder zu entreißen. Allein der Herzog von Stettin, dem die große Liebe des Ritters gefiel, stand ihm bei, und befreiete ihn von der Belagerung. Der Ritter hat darauf mit seiner schönen Nonne noch viele und vergnügte Tage verlebt. Nachdem sie gestorben waren, hat man ihre Leichname in der Kirche zu Mellenthin beigesetzt. Das Bildniß des Ritters ist auch noch in dieser Kirche zu sehen. Der Ritter ist übrigens mit seiner goldenen Kette begraben, von der er sich nicht hat trennen mögen, und die er auch nach seinem Tode nicht von sich lassen will. Vor einigen Jahren war einmal Einer, der Gelüste nach ihr trug, und der deshalb täglich an dem stark verlötheten Sarge feilte, um

ihn offen zu bekommen. Nachdem der Mann aber ein Schildchen abgefeilt hatte, erschien auf einmal in einer Nacht der Frau desselben der Ritter mit der goldenen Kette; er berührte mit den großen Federn auf seinem Helme ihr Gesicht, daß sie aufwachte, und sah sie zürnend und drohend an. Seitdem hat es Keiner mehr gewagt, nach der Kette zu streben.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

145. Ritter Flemming.

Vor vielen hundert Jahren lebte auf der Insel Wollin ein tapferer Ritter, Namens Flemming, der war einst mit dem Herzog Barnim von Pommern auf einen Kreuzzug zum heiligen Grabe gezogen, und hatte seine Mutter Barbara, die ihn sehr liebte, allein mit einigen Knechten auf der Burg zurückgelassen. Wie nun die Wittwe Barbara täglich nur für eine glückliche Rückkehr ihres Sohnes betete, und um das Hauswesen nicht viel sich bekümmern konnte, da trieben die Knechte allerlei Unwesen, und insonderheit legten sie sich auf Wegelagerung, und plünderten und erschlugen einen Jeden, der durch die Gegend zog. Eines Abends, als sie auch wieder auf der Lauer lagen, sahen sie einen einsamen Pilgersmann des Weges kommen. Der ging langsam und müde, und seufzte oft schwer auf. Daraus schlossen die Knechte, er müsse große Schätze bei sich führen, die er aus fernen Landen mitgebracht, und an denen er schwer zu tragen habe. Sie fielen daher unversehens über ihn her und erschlugen ihn. Sie fanden aber nichts bei ihm, als einen goldenen Ring, den er am Finger trug, den nahmen sie. Weil der Ring nun ein sonderbares Wappen führte, so zeigten sie ihn am anderen Tage der Edelfrau, und wie die den Ring besah,

da erkannte sie ihn, daß er ihrem Sohne gehöre, und sie fragte hastig, wo der sey, so den Ring getragen? Da mußten die Knechte gestehen, daß sie ihn im Felde erschlagen hätten, und der Leichnam liege noch da. Jetzt war es schrecklich anzusehen, wie die alte, greise Edelfrau die Hände rang und jammerte. Sie lief zu der Stelle, wo ihr Sohn lag, und als sie ihn erkannt hatte, faßte die Verzweiflung sie, und sie stürzte sich in einen tiefen Sumpf, der in der Nähe war. Die Stelle, wo der Ritter Flemming erschlagen ist, befindet sich in der Trebenower Feldmark unweit Wollin. Sie hieß früher der Freudenberg, weil die alten heidnischen Golliner dort ihren Götzen geopfert und dabei viele Feste gehabt hatten; seit dem Tode des Ritters heißt sie aber bis zur heutigen Stunde der Trauerberg. Der Sumpf, in dem die Edelfrau ihren Tod fand, ist jetzt eine Wiese, und heißt die Barbarawiese von jener Zeit her.

Vgl. Freyberg, Pommersche Sagen, S. 88—94.
Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

146. Claus Hinze.

Claus Hinze war ein bekannter Hofnarr des Pommerschen Herzogs Johann Friedrich. Er war gebürtig aus einem Dorfe bei Friedrichswalde, welches jetzt, und zwar wie die Leute sagen, nach ihm, den Namen Hinzendorf führt. Der Herzog soll ihn da, als er eines Tages durch das Dorf gekommen ist, getroffen haben, wie Claus Hinze, der zu solcher Zeit noch ein kleiner Bauernknabe war, singend und lachend durch das Dorf ging, einen großen Strick um den Leib, an welchen er eine ganze Menge todter junger Gänse gebunden hatte. Dem Herzog fiel der Knabe in diesem Aufzuge auf, und als er ihn fragte, was derselbe zu bedeuten habe, erzählte ihm der Schalk lachend, seine Mutter habe ihm befohlen, daß er die Gänse hübsch bei-

sammen halten solle, damit der Fuchs sie nicht hole; da habe er sie denn nun mit den Hälsen an den Strick, und sich diesen um den Leib gebunden; so solle der Fuchs sie ihm gewiß nicht holen. Seine Reden und sein Thun gefielen dem Herzog so sehr, daß er ihn mit sich nahm, und als seinen Hofnarren bei sich behielt.

Der arme lustige Claus Hinze hat aber zuletzt ein gar trauriges Ende genommen. Als der Herzog nämlich von einem heftigen Fieber befallen war, und die Aerzte erklärten, er könne nur durch einen jähen Schreck geheilt werden, da unternahm Claus Hinze es, seinen Herrn zu heilen, und er stieß ihn unversehens ins Wasser. Der Herzog genas davon zwar wirklich; weil das aber ein Majestätsverbrechen war, so sollte der Hofnarr zum Scheine hingerichtet werden. Er hielt dies jedoch für Ernst, und als der Scharfrichter, anstatt des Schwertes, mit einer Ruthe ihn in den Nacken hieb, fiel er vor Schreck um, und war todt.

Das Dorf Hinzendorf, welches früher Butterdorf geheißen, soll ihm der Herzog bei seinen Lebzeiten geschenkt haben. Auf dem Kirchhofe daselbst, neben einer Eiche, befindet sich auch noch sein Grabmal. Es ist ein langer, viereckiger Stein. Claus Hinze steht darauf abgebildet in Lebensgröße, mit Schellen auf dem Kopfe und einer Keule in der Hand, wie sie die Gänsehirten zu tragen pflegen. Um den Leib hat er den Strick mit den Gänsen, zu seinen Füßen liegt eine Bierkanne. Sein Todestag war der 17. März 1599.

Brüggemann, Beschreibung von Vor- und Hinterpommern, Th. II. Bd. 1. S. 226.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

147. Die Windmühlen bei Stettin.

An der sogenannten klingenden Becke bei Stettin liegen sieben Windmühlen, die vor alten Zeiten der Rath zu Stettin hat bauen lassen. Als die fertig waren, sind die Rathsherrren zu ihnen hinausgefahren, um sie zu besehen, und um ihnen Namen zu geben. Bei der ersten sagten sie: Eine muß doch Malz mahlen, denn sie dachten zuerst an das gute Bier, und sie nannten sie Malzmühle. Die zweite hatte wenig Wasser; da sprachen sie: die ist für die Küken, sie soll die Kükenmühle heißen. Bei der dritten hörten sie einen Kukuk schreien; die nannten sie die Kukuksmühle. Auf einer vierten empfing die Wirthin sie unfreundlich, da nannten sie dieselbe die Sursacksmühle. Auf der fünften dagegen wurden sie freundlich und aufmunternd aufgenommen, d. h. motgeberisch (muthgebend), da nannten sie diese die Motgebermühle. Bei der sechsten wollten die Räder gar nicht still stehen, da sprachen sie: das ist die Klappermühle. Die letzte endlich, weil sie am höchsten im Berge lag, nannten sie die Obermühle. Alle diese Namen führen die sieben Mühlen noch.

Mündlich.

148. Sagen vom Schlosse zu Daber.

Das Schloß zu Daber ist sehr alt, und jetzt ganz verfallen, so daß Keiner mehr darin wohnen kann. In uralten Zeiten sollen, wie die Leute sagen, einmal drei vornehme Fürsten darin gewohnt haben. Die haben ein sehr wildes und gottloses Leben geführt, nichts gethan als Jagen, Trinken und Fluchen, und den lieben Gott haben sie ganz vergessen. Da ist endlich Einer von ihnen plötzlich

gestorben. Den haben die beiden Anderen in dem Erbbegräbnisse auf dem Schlosse beisetzen lassen; aber in ihrem Lebenswandel haben sie sich nicht gebessert. Darauf sind sie denn bald ebenfalls eines jähen Todes verstorben. Von der Zeit an ist das Schloß verfallen und es wohnen nun böse Geister darin, welche die Leute in der Gegend die Kobolde nennen. Die treiben, besonders des Nachts, ein schreckliches Wesen in dem alten Schlosse. Daher wagt es auch Keiner, nach den vielen Schätzen zu suchen, die noch darin begraben liegen sollen; denn bei Tage kann man an einen solchen Schatz nicht ankommen. Einige Leute haben diese Kobolde auch schon gesehen.

Die alte Nachtwächterfrau, die noch jetzt zu Daber lebt, war einmal auf den Johannistag gerade um die Mittagszeit auf das alte Schloß gegangen, um Flieder zu pflücken, der dort viel wächst. Auf einmal, während sie sich bückte, sah sie aus dem Schlosse drei herrlich gekleidete Fräulein kommen, denen drei kleine Männer folgten. Alle sechs führten einen zierlichen Tanz auf dem Hofe aus, zu dem die Musik aus dem Schlosse kam. Nachdem das eine Weile gedauert hatte, erschien ein großer Hund an einer goldenen Kette. Das war der leibhaftige Teufel; denn er verwandelte sich plötzlich in einen großen schwarzen Ritter, und fing nun mit an zu tanzen, worauf es nicht anders war, als wenn rund umher der ganze Erdboden bis tief hin erschüttert werde. Die alte Nachtwächterfrau hat darüber einen solchen Schrecken bekommen, daß sie in aller Eile den Schloßsteig heruntergegangen ist. Auf der Brücke erst ist sie still gestanden, und hat sich umgeblickt, worauf sie denn wahrgenommen, daß aus einem verfallenen Thurme des Schlosses eine schreckliche Gestalt herausgeblickt hat. Das ist auch der Teufel gewesen. Er hat wie ein Drache ausgesehen, und aus dem Munde Feuer gespieen, und auf

einmal ein so furchtbares Schreien erhoben, daß davon das ganze Schloß gezittert hat, und eine Mauer geborsten ist. Gleich darauf hat die Glocke Eins geschlagen, und nun ist mit einem Male Alles vorbei gewesen; der Thurm aber, aus dem der Teufel geschrieen, ist zugleich eingestürzt. Der Teufel hat so arg geschrieen, daß die alte Frau taub geworden ist, was sie denn auch zum Wahrzeichen ihr Leben lang bleiben wird.

Ein andermal war ein alter Böttcher, der Bandstöcke geholt, und sich darüber verspätet hatte, um Mitternacht an dem alten Schlosse vorbeigekommen. Auf einmal begegneten ihm unweit desselben drei Männer, welche feurige Hüte trugen, sonst aber ganz schwarz waren. Die stellten sich an die Brücke, über die er mußte, und wollten ihn nicht hinüberlassen, und droheten ihm. Anfangs graute den alten Mann; zuletzt aber faßte er sich ein Herz, und hob an, mit lauter Stimme das Lied zu singen:

Ihr Höllengeister, packet Euch,
Ihr habt hier nichts zu schaffen.

Da verschwanden die schwarzen Gestalten *eiligst*, und liefen nach dem Schlosse zu. Oben in demselben erhoben sie ein schreckliches Geheul und stürzten sich dann von oben in den Thurm hinab, von dem die Leute sagen, daß früher die Gefangenen darin gesessen hätten. Gleich darauf hörte der Böttcher ein großes Hundegebell und dann ein fürchterliches Krachen. Der Böttcher hat dies Alles dem Drechslermeister Habermann in Daber erzählt, der daselbst noch lebt.

Dieser Habermann erzählt auch Folgendes: Zu dem Schlosse zu Daber gehört ein ziemlicher See. Hier soll, wie die Leute schon von alten Zeiten her sagen, ehemals eine große Stadt gestanden haben, die aber nachher in den See versunken ist. Die Glocken der mit untergegangenen Thürme kann man noch zu Zeiten hören. Nun begab es

sich einmal, erzählt Habermann, daß ein Schuhmacher, der oft aufs Land ging, um Arbeit zu suchen, in einer Nacht etwas angetrunken aus dem Kruge zu Plantikow kam, welches Dorf etwa eine halbe Meile von Daber liegt. Er war kaum eine Viertelstunde gegangen, als er am Wege drei schwarze Pferde sah, die da weideten. Er dachte, die gehörten einem Bauer aus Plantikow zu, und in seinem trunkenen Muthe, und weil ihm das Gehen sauer wurde, machte er sich an sie heran, und setzte sich auf eins, um so nach Hause zu reiten. Aber auf einmal hob sich das Pferd mit ihm in die Höhe, und flog hoch durch die Luft, daß dem Schuhmacher Hören und Sehen verging. Erst an dem Schloßsee ließ es sich mit ihm nieder. Es warf ihn dort ans Ufer ab, und verschwand dann in der Tiefe des Sees. Gleich nachher hörte der Schuhmacher unten im Wasser ein helles Glockengeläute. Die Glocken sprachen dabei ordentlich, denn er hörte deutlich die Worte:

Anne Susanne
Wust du mit to Lanne?
O ne mi Grete,
Man immer deepe!

Die Leute meinen, daß die drei schwarzen Pferde den drei Fürsten gehört haben; Manche sagen auch, das dritte sey der Teufel selbst gewesen. Es soll auch in der Luft ganz feurig geworden seyn, und lauter Feuer von sich gespieen haben.

Mündlich.

149. Die Grafen von Eberstein bei Netzow.

Vor Zeiten lebte in Sachsen ein vornehmes und mächtiges Geschlecht, das der Grafen von Eberstein. In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts aber wurde Graf Dietrich von Eberstein von dem Herzoge von Braunschweig

mit dem Strange hingerichtet, und seine Söhne mußten in alle Welt flüchten, und ihre Güter im Stich lassen. Einer von ihnen, Graf Otto von Eberstein, floh zu seiner Mutter Bruder, einem Grafen von Gleichen, der damals Bischof von Cammin in Pommern war. Er wurde von diesem aufgenommen, und der Bischof belehnte ihn im Jahre 1263 mit der Stadt und Grafschaft Naugard. Zu dieser Grafschaft gehörte auch das Dorf Rettow, eine Meile südwestlich von Naugard, bei welchem die Grafen späterhin eine Burg erbauten, welche sie die Wolfsburg nannten. Die Trümmer dieser Burg sieht man noch jetzt in der Nähe von Rettow. Die Ebersteiner fingen aber mit der Zeit ein wüstes, gottloses Leben an, und besonders hatten sie ihre Freude daran, von der Wolfsburg aus, wo sie oft zum Jagen mit ihren wilden Gesellen zusammentrafen, den Bauern die Saaten zu verderben. Deshalb stehen sie noch jetzt unter den Bauern in einem schlechten Rufe, und man sagt, sie hätten keine Ruhe unter der Erde, und müßten noch immer um die Wolfsburg herum wandern. Doch sind sie jetzt nicht immer mehr böse, sondern beschenken sogar manchmal die Leute, mit denen sie zusammentreffen.

So war vor vielen Jahren einmal ein Schäfer in Rettow, der hütete am Johannistage mit seiner Heerde auf dem sogenannten Hühnenberge, nicht weit von der Wolfsburg. Auf einmal versank er mit allen seinen Schaafen in die Erde hinein, daß sie sich über ihm zusammenthat. Unten kam ihm ein großer Hund entgegen, der ihn an eine Thür führte. Diese öffnete der Schäfer, worauf er an eine zweite Thür kam. Als er auch diese geöffnet hatte, befand er sich in einem großen Saale; in demselben saßen viele vornehme Herren am Speisen. Sie sahen dem Schäfer so stattlich aus, daß er sie für Fürsten hielt, obgleich die Leute meinen, daß es die Grafen von Eberstein

gewesen wären, die in diesen Berg hineingebannt seyen. Sie luden auch den Schäfer ein, mit ihnen zu essen, was er that. Als er sie darauf aber fragte, wie er aus dem Berge wieder herauskommen möge, sagten sie ihm, daß er daran vor dem nächsten Johannistage, mithin vor Ablauf eines Jahrs, nicht denken könne. Also geschah es auch, und der Schäfer mußte ein ganzes Jahr mit seiner Heerde im Berge bleiben. Als das Jahr zu Ende war, verehrten ihm die Grafen einen goldenen Stab; sie sagten ihm aber dabei, daß er niemals wieder in die Nähe des Hühnenberges kommen solle.

Nicht so gut erging es einem Bauern aus Retztow. Der befand sich eines Abends bei den Hühnengräbern, die dort auch in der Gegend liegen, als ihm vier junge Männer begegneten. Der Bauer dachte sich nichts Besonderes dabei, und sprach sie dreist an. Sie gaben ihm auch freundlichen Bescheid, und fragten ihn dann, was die Leute in der Gegend von den Grafen von Eberstein sprächen. Der Bauer, der noch immer nichts Arges dachte, antwortete ihnen ehrlich, wie man von denen noch immer nichts Gutes rede, und theilte ihnen auch mit, was sie in früheren Zeiten Alles verübt haben sollten. Da wurden die vier Männer auf einmal grimmig, faßten ihn an, und fuhren mit ihm in die Luft hinein, drei Meilen weit. Als sie ihn nun niedersetzten, waren sie plötzlich verschwunden, und er sah jetzt drei schwarze Hunde vor sich, die Feuer ausspieen. Der arme Mensch hat sich vor Schreck kaum wieder nach Hause finden können, wo er Tags darauf gestorben ist.

Von der Zeit an hat man aber nur noch zwei schwarze Hunde in der Gegend erblickt, und man glaubt daher, daß der dritte seitdem erlöset sey.

Mündlich.

150. Der geizige Graf von Eberstein.

Unter den Grafen von Eberstein, die in alten Zeiten auf ihrem Schlosse bei Naugard gewohnt haben, ist einstmals ein sehr grausamer und geiziger Herr gewesen. Er ist besonders gegen seine Leute so schlimm gewesen, daß er den Mägden, wenn sie nicht genug gesponnen hatten, die Hände abhauen ließ; oder er ließ sie gar in Flachs einwickeln und so verbrennen. Die armen Leute, welche sich Holz aus seinem Walde holten, ließ er in tiefe Gruben werfen, wo sie eines schrecklichen Hungertodes sterben mußten. Seine Frau ist fast noch böser gewesen als er.

Nachdem Beide ihre Grausamkeiten lange getrieben hatten, hat der Herzog von Stettin zuletzt ein Einsehen gethan, und das Schloß belagert. Der Graf hat zwar mehrere unterirdische Gänge gehabt, um dadurch zu entkommen. Aber er ist sammt seinem Weibe doch zuletzt gefangen, und beide sind zum Tode verurtheilt und geköpft worden. Darauf hat man zum warnenden Andenken ihre Bildnisse in der Capelle zu Naugard aufgerichtet, und auf das Gestell ihre Frevelthaten eingeschrieben. Die Bilder stehen da noch, die Schrift ist aber verlöscht. Vor vielen Jahren nämlich kamen eines Tages zwei vornehme fremde Herren nach Naugard, die haben den Küster gebeten, ihnen die Capelle zu zeigen, was derselbe auch gethan. Wie sie nun darin gewesen, haben sie auf einmal den Küster fortgeschickt, etwas für sie zu holen, und als der Küster zurückkehrt, da ist die Inschrift an dem Gestell verlöscht gewesen. Die beiden Fremden aber waren verschwunden. Man glaubt, daß es zwei Verwandte des Grafengeschlechts aus fernen Landen gewesen seyen.

Mündlich.

151. Das Schloß zu Matzdorf.

Ungefähr dreiviertel Meilen von Massow in Hinterpommern liegt das Dorf Matzdorf, bei welchem sich ein altes Schloß befindet. In diesem letztern hat vor Zeiten ein Grafengeschlecht gewohnt, welches sich einem wilden, Gott mißfälligen Leben ergeben hatte. Besonders grausam waren diese Grafen gegen ihre Unterthanen. Sie verfolgten und mißhandelten sie oft wegen der geringsten Kleinigkeiten; und man zeigt noch jetzt in dem alten Schlosse ein großes, wüstes Gemach, in welchem sie über die armen Bauern, die etwas verbrochen hatten, unbarmherzig den Stab brechen und sie zum Tode verurtheilen ließen. Die Leute nennen dieses Gemach die alte Gerichtsstube. Zur Strafe für solche Grausamkeiten muß nun der Letzte aus dem Grafengeschlechte noch immer in dem alten Schlosse umgehen. Man kann ihn in jeder Mitternacht sehen. Er hat einen großen dicken Eisenstab in der Hand; mit diesem schleicht er langsam um das ganze Schloß herum, und zuletzt geht er in die alte Gerichtsstube hinein. Dort fängt er ein schreckliches Gepolter an, und sucht den Eisenstab zu brechen, was ihm aber nimmer gelingen will. Damit muß er sich quälen bis die Glocke Eins schlägt. Dann verschwindet er mit großem Getöse und Gekrach. Einige sagen, daß ein großer schwarzer Hund ihn begleite, dem eine glühende Zunge aus dem Maule hänge, und der wahrscheinlich der Teufel sey. Wen der alte Graf sieht, den erwürgt er, und verschwindet dann mit schrecklichem Gelächter in die Gerichtsstube. Es wagt sich deshalb des Nachts kein Mensch in die Nähe des Schlosses.

Mündlich.

152. Der Krakauberg bei Zachan.

Bei dem Städtchen Zachan, zwei Meilen von Stargard, liegt in einem Buchenwalde ein Berg von ziemlicher Höhe, der Krakauberg geheißen. Auf diesem Berge hat in alten Zeiten ein Schloß gestanden, in welchem ein Grafengeschlecht, Namens Krakau, gewohnt haben soll. Die beiden Letzten dieses Geschlechts waren zwei Brüder, die aber in großer Feindschaft und Zwietracht mit einander lebten. Zur Strafe für solchen unnatürlichen Haß soll ihr Schloß zerstört, und sie sollen in Zwerge verwandelt seyn. Als solche müssen sie noch immer auf dem Berge umgehen, und auf den Johannistag kann man sie dort sehen.

In demselben Buchenwäldchen hört man auch manchmal um Mitternacht ein großes, grauenhaftes Jagdgetöse mit Hundebellen, Pferdegetrampel, Blasen und Schießen. Man sagt, daß dies auch von den beiden Grafen herkomme.

Mündlich.

153. Die Eule im Schlosse zu Labes.

In der Stadt Labes sieht man noch die Ruinen eines alten Schlosses, in welchem früher ein grausamer Ritter gewohnt hat. Jetzt hauset nur noch eine Eule dort, die Nacht für Nacht ein schreckliches Geheul hören läßt, und die kein Mensch vertreiben kann; man sagt, daß diese Eule der Geist des bösen Ritters sey.

Mündlich.

154. Der Dollgemost auf Rügen.

Auf der Insel Rügen befindet sich eine, dem Fürsten zu Putbus zugehörige Holzung, der Dollgemost genannt. Vor Zeiten hielten sich in derselben viele und gefährliche

Räuber auf, welche die ganze Insel unsicher machten. Gegen die zog zuletzt der Fürst Jaromar I. aus, und erschlug sie Alle in der Holzung. Weil nun die fürstlichen Ritter und Knappen dabei toll gehauset hatten, so bekam das Gehölz den Namen Dollgemost, denn gemost heißt so viel als gehauset.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

155. Die Burg Ralow.

Auf der Insel Rügen liegt ein Gut, Namens Jn-Wiek. Nicht weit davon hat vorzeiten die Burg Ralow gelegen. Die Spuren des alten Burgwalles und des Grabens um denselben findet man noch heut zu Tage. Der Graben ist über zwanzig Ellen breit und hat noch jetzt eine Tiefe, wie die höchste Tanne im Lande, so wie der Wall eine Breite von fünf und zwanzig Ellen hat. Diese Burg ist schon zu heidnischen Zeiten eine starke Festung gewesen, und es hat ein berüchtigter Seeräuber, Namens Rolwiek, sein Raubnest darinnen gehabt, von dem sie auch den Namen erhalten hat. Der hat dort viele Jahre sein Unwesen getrieben, bis es endlich dem Fürsten Jaromar I., der überall im Lande die Räuber verfolgte und ausrottete, glückte, auch ihn zu fangen und seine Burg zu zerstören.

Derselbe Räuber Rolwiek hatte zwei Schwestern, von denen die Eine Agathe und die Andere Jutta hieß. Die hatten ihren Bruder sehr lieb, und als er gefangen und seine Burg zertrümmert war, da flohen sie in die Nachbarschaft, und erhenkten sich Beide aus großem Herzeleid. Die Eine, nämlich Jutta, ging auf einen Berg, der in der Nähe lag, die Andere in ein kleines Gehölz. Davon heißt denn noch die Höhe, die nicht weit von Jn-Wiek, nach der Pribrowschen Wedde zu, rechts am Wege nach Landau liegt, der Jüttenberg, und das Holz, welches

sich einen guten Flintenschuß weiter befindet, das Agathen-holz. — Die Zerstörung der Burg soll im Jahre 1182 geschehen sein.

v. Schwarz, Pommersche Städtegeschichte, S. 695. 696.
Grümbke, Darstellung der Insel Rügen, I. S. 95.

156. Claus Störtebeck und Michel Gädeke.

Es sind schon über fünftehalb hundert Jahre vergangen, da hausete lange Zeit auf der Ostsee eine grausame Bande von Seeräubern, welche sich die Victualien- oder Vitalienbrüder nannten, weil sie nur von Raub und Beute lebten, oder auch Liekendeeler, weil man sagt, daß sie alle Beute zu gleichen Theilen unter sich vertheilt hätten. Die Anführer dieser Bande waren Claus Störtebeck und Michael Gädeke. Jener war aus der Stadt Barth in Pommern gebürtig. Der Letztere, der von den Leuten jetzt noch Gät-Michel genannt wird, soll von der Insel Rügen, oder wie Andere behaupten, aus dem Dorfe Michelsdorf auf dem Darß herstammen.

Diese Räuber trieben ihr Gewerbe auf der ganzen Ostsee; sie hatten eine Menge Niederlagen und geheime Schlupfwinkel, in die sie sich verkrochen, wenn sie einmal mit zu großer Macht verfolgt wurden. So bewohnten sie zu Zeiten die große Höhle unter dem Waschstein auf Rügen, die damals noch Niemand kannte; auch hatten sie ein festes Schloß auf dem Zingst, wo man am Prerower Strome noch jetzt die Trümmer einer Burg sieht, die von den Bewohnern das alte Schloß genannt werden. Dieses Schloß haben die Lübecker, die von den Räubern am meisten zu leiden hatten, im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts zerstört; sie sollen auf der Darßer Seite des Prerow-Stromes gelandet seyn und im Lager gestanden haben. Die Stelle heißt noch jetzt der Lübecker-Ort. Die Schätze der

Räuber sollen damals von den Lübeckern nicht gefunden seyn. Sie sollen vielmehr noch unter den Trümmern des alten Schlosses verborgen liegen, und man kann noch häufig des Nachts, wenn Vollmond ist, fremde Schatzgräber sehen, die mit allerlei Mitteln nach ihnen suchen.

Den Räubern selbst konnte man lange Zeit nicht ankommen; sie entkamen allen Verfolgungen glücklich. Das sollen sie den Gebeinen eines heiligen Märtyrers verdankt haben, die sie einmal aus einem Kloster an der Spanischen Küste gestohlen hatten, und die sie immer mit sich führten. Endlich aber, nachdem sie über dreißig Jahre ihr Unwesen getrieben, gelang es den Hamburgern, die eine große Seemacht zusammengebracht hatten, die ganze Bande nach einem überaus blutigen Seetreffen einzufangen. Zuerst bekamen sie den Claus Störtebeck mit 711 Gesellen, und darauf den Michel Gädeke mit noch 80. Die wurden allesammt zu Hamburg geköpft. Der Hamburgische Bürgermeister Simon von Uetrecht hatte ihnen das Todesurtheil gesprochen, und sie in ihren Prunkkleidern zum Richtplatze führen lassen. Aus der Beute, die man bei dieser Gelegenheit machte, ließen die Hamburger eine goldene Krone und einen großen übergoldeten Becher verfertigen. Die Krone hat lange den St. Nicolai-Thurm in Hamburg geziert; den Becher zeigt man allda noch.

Altes und Neues Rügen, S. 54. 55.
Der Darß und der Zingst, von A. v. Wehrs, S. 43—46.
Grümbke, Darstellung der Insel Rügen, I. S. 45—48.

157. Die Räuber im Gollenberge.

Der Gollenberg hatte in früheren Jahren eine Menge tiefer und dunkler Waldklüfte, in denen sich lange Zeit hindurch große furchtbare Räuberbanden aufhielten. Es ist noch jetzt mitten im Gollenberge eine Vertiefung, welche

die Räuberkuhle heißt; in dieser sollen sie ihr Hauptlager gehabt haben. Das Gesindel hatte sich so furchtbar gemacht, daß Keiner wagte, es anzugreifen, und daß sie ungescheut plünderten und mordeten, was ihnen unter die Hände fiel. Da wurden sie endlich auf folgende wunderbare Weise gefangen:

In der Herberge zu Cöslin langte eines Abends bei großem Unwetter ein fremder Reisender an, der unter dem Gollenberge hatte herreiten müssen, und der dabei gar unheimliches Getümmel oben auf dem Berge vernommen hatte. Er hatte sich deshalben beeilt, die Stadt zu erreichen, und er zitterte noch und war bleich vor Schrecken, als er in das Gastzimmer trat. Darüber neckten ihn einige anwesende Gesellen, die sich hinter dem warmen Ofen und dem Glase Wein wunders wie tapfer und muthig dünkten. Der Reisende, den solches verdroß, bot ihnen eine große Summe Geldes an, wenn Einer von ihnen, oder auch sie Alle es wagten, jetzt gleich auf den Gollenberg zu gehen, und zum Zeichen, daß sie da gewesen, sein Tuch, das er ihnen hinlegte, um die eiserne Fahne binden würden, die zum Merkzeichen für die Schiffer auf der Spitze des Berges errichtet war. Da entfiel aber den Prahlern das Herz, und es hatte keiner den Muth, das Abenteuer zu bestehen.

Das hörte die Magd des Wirthshauses mit an, die eine muntere, beherzte Dirne war, und weil sie sehr arm war, so kam ihr die Lust an, daß sie das Geld verdienen möge. Sie sagte das dem Fremden, der hatte nichts dagegen, und obgleich alle Andern ihr abredeten, und ihr vorstellten, wie sie in die Hände der Räuber fallen und dann niemals wiederkehren werde, so blieb sie doch fest bei ihrem Vorsatze. Sie nahm das Tuch des Reisenden, und ging nun getrost, ganz allein in dunkler Nacht und in schrecklichem Unwetter, aus der Stadt hinaus dem Berge

zu. Anfangs ging Alles gut. Sie kümmerte sich nicht um das Heulen des Sturmes, der durch die Eichen fuhr, und nicht um das Krächzen der Raben und Eulen, die überall um sie herflogen. Als sie aber die Spitze des Berges erreicht hatte, und so ganz allein da stand in dem furchtbaren Sturmwinde, in der Nähe der blutigen Räuberbande, und fern von aller menschlichen Hülfe, und als auf einmal dicht bei ihr die alte eiserne Fahne anfing zu knarren, daß es ihr durch Mark und Bein fuhr: da klopfte ihr das Herz, daß sie es hören konnte trotz dem Heulen des Windes, und sie gerieth in eine solche Angst, daß sie nur kaum noch zu der Fahne gelangen und das Tuch herum winden konnte.

In dem Augenblicke aber, als sie das that, hörte sie nahe bei sich ein lautes Horn, das furchtbare Horn der Räuber, das die Einwohner von Cöslin nur zu oft in manchen Nächten, wenn das Gesindel in die Nähe der Stadt gezogen kam, gehört hatten. Da vergingen der armen Dirne fast die Sinne, und sie sah keine Rettung, wie sie in der dunklen Nacht und mit ihren, vom Schrecken gelähmten Gliedern werde entfliehen könne. Auf einmal erblickte sie aber neben sich ein Roß, das an einen Baum gebunden war. Es war hoch und weiß von Gestalt, und hatte einen silbernen Zaum. Auf das eilet sie zu und löset es von dem Baume und schwingt sich hinauf. Und nun jagte sie vom Berge hinunter, was das Pferd nur laufen konnte. Allein die Räuber hatten sie schon gewahrt, das Horn hatte sie alle beisammen gerufen, und auf einmal hörte sie, wie ein großer Haufe auf schnellen Rossen, die alle silberne Schellen trugen hinter ihr herjagte und immer näher an sie herankam. Da trieb sie ihr Roß stärker an, und jagte blind zu, den Berg hinunter. Und als die Noth am größten war, und die Nächsten hinter ihr

schon dicht an ihr waren, da hatte sie gerade das Stadtthor erreicht, und sie war gerettet. Aber die Räuber hatten sie in so großer Verblendung und Wuth verfolgt, daß sie nicht einmal gewahrten, wie sie sich in der Stadt befänden. Das ward ihr Untergang; denn die muthigen Cösliner schlossen nun geschwind das Thor hinter ihnen zu, und fingen sie Alle. Am anderen Tage zogen darauf die Bürger auf den Gollenberg und zerstörten das Raubnest gänzlich. Sie fanden dort viele Gebeine von Erschlagenen, aber auch viele Reichthümer. Unter der Beute war auch das große Horn der Räuber. Es war drei Fuß lang, und von starkem Metall gegossen. Dasselbe wurde zum Horn des Nachtwächters für die Stadt bestimmt. Als solches thut es noch bis auf den heutigen Tag in Cöslin Dienste.

Vgl. Pomm. Provinzial-Blätter, I. S. 211—216. II. S. 4. 6.

158. Das Raubschloß bei Cantrek.

Zwei Meilen von Gollnow liegt das Dorf Cantrek. Etwa eine Viertelmeile von diesem sieht man auf einer ziemlichen Anhöhe die Ruinen einer alten Burg; am Fuße der Anhöhe befindet sich ein klarer See. Die jetzt zertrümmerte Burg ist früher ein Raubschloß gewesen. Sie gehörte der Familie von Köller, welche seit undenklichen Zeiten in Pommern das Gewerbe der Räuberei und Wegelagerung getrieben hatte. Kein Kaufmann oder anderer Reisender konnte ungeplündert durch die Gegend ziehen. Dabei hatten die Raubritter sich ihr Gewerbe so sehr erleichtert, daß sie nicht einmal nöthig hatten, einen Späher auf die Zinnen ihrer Burg zu stellen. Die armen Reisenden mußten ihnen vielmehr von selbst entgegenkommen. Aus dem Burgsee nämlich ergoß sich ein kleines Fließ, welches später in den Jubenbach fiel. Dieses Fließ

lief quer durch die Landstraße, so daß jeder Reisende es passiren mußte. Nun, sagt man, hatten die Herren von Köller über dasselbe eine Brücke schlagen lassen, dem Anschein nach zur Bequemlichkeit der Reisenden, aber in Wahrheit zur Erleichterung ihres bösen Gewerbes. Denn an der Brücke hatten sie einen Drath befestigt, der unter der Erde her bis zur Burg hinaufging und dort an eine Glocke reichte. So wie nun Jemand auf die Brücke trat, so gerieth durch die Erschütterung der Drath in Bewegung, und die Glocke auf der Burg läutete. Dann brach Alles auf und überfiel den arglosen Wanderer, der über die Brücke gegangen war.

Solches Unwesen hat gedauert bis zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts; denn Keiner hatte den gefährlichen Raubrittern in ihrer festen Burg etwas anhaben können. Als aber zur Zeit des dreißigjährigen Krieges der schwedische König Gustav Adolph nach Deutschland kam und durch Pommern zog, hörte er auch von dieser Räuberburg, und er beschloß sofort, sie zu belagern. Anfangs spottete sein der Raubritter, der damals auf der Burg hausete. Nachdem der König aber eine Zeitlang da gelegen hatte, und die auf der Burg sehen mochten, daß keine Rettung mehr für sie sey, erschien auf einmal eines Abends in dem Zelte des Königs eine hohe, schöne Frau. Die weinte sehr und sprach zum Könige, daß sie die Frau des Herrn von Köller sey, des Raubritters, den er belagere, und bat ihn sehr, daß er ihrer und ihres Mannes schonen möge. Der König versprach ihr das auch für sie, von ihrem Manne wollte er aber nichts wissen. Da bat die Frau nur um freien Abzug dessen, was sie aus der Burg werde tragen können; das versprach ihr der König. Am anderen Morgen nun ließ sich die Zugbrücke der Burg nieder, und über dieselbe schritt die Frau von Köller, ihren

Mann auf dem Rücken, den sie also rettete. Der König ließ darauf Alles tödten, was noch auf der Burg war, und diese selbst zerstörte er.

Die Frau hatte ihren Mann aus Furcht über eine Viertelstunde weit von der Burg getragen, bevor sie es wagte, ihn zur Erde niederzulassen. An der Stelle, wo dieses geschah, bauten Beide nachher das Dorf Cantrek.

Sowohl an der Ruine der alten Burg, als an dem See unterhalb derselben ist es noch immer nicht geheuer. Einer alten Frau, die noch jetzt in dem Dorfe Cantrek lebt, ist einmal Folgendes begegnet: Sie war eines Abends zu dem See gegangen, um zu krebsen. Dabei verspätete sie sich, so daß es Mitternacht wurde. Auf einmal erhob sich ein schrecklicher Sturm, der ihre Kienfackel, die sie bei sich hatte, verlöschte. Unten im See aber hörte sie Geklirre von Waffen, und das Aechzen von Sterbenden, und dann einen gräulichen Rumor, der immer höher heraufkam. Zuletzt thaten sich die Wellen auseinander, und es stiegen acht geharnischte Männer aus dem Wasser, die drei festgebundene Kaufleute mit sich schleppten. Gleich hinter diesen her sprangen zwei andere geharnischte Männer hervor, die aber ganz weiß waren, wogegen jene schwarze Mäntel über ihren Rüstungen trugen. Die weißen Ritter stimmten zuerst einen lieblichen Gesang an. Ihnen folgten mit erschrecklichem Geheul die schwarzen, indem sie die räuberischen Thaten der Köllerschen Familie besangen. Als sie zu Ende waren, stürzten beide Theile auf einander los, und hoben einen wüthenden Kampf an. Die weißen Ritter blieben darin aber Sieger, und erschlugen alle die acht schwarzen Ritter. Sie warfen diese darauf in die Tiefe des Sees, und ließen sich dann selbst unter einer schönen Musik in den See hinunter. Was aus den gebundenen

Kaufleuten geworden ist, hatte die alte Frau in ihrer Angst vergessen.

Mündlich.

159. Der Raubritter Vichov.

Nicht weit von Uchtenhagen in Hinterpommern sieht man an einer Wiese einen großen trüben Sumpf. An der Stelle desselben hat früher ein hoher Berg gestanden, und auf diesem eine feste Burg. In dieser Burg hat ein mächtiger und grausamer Raubritter, Namens Vichov, gehauset, der nicht nur der Schrecken aller Kaufleute und Reisenden war, sondern den auch die gesammte Ritterschaft in der Umgegend fürchtete. Denn auf seinem starken, auf dem hohen Berge liegenden Schlosse konnte ihm Niemand etwas anhaben, und er hatte überdies einen übergroßen Haufen wilden, aber tapferen Gesindels um sich.

Dieser Vichov hatte beständig auf der Zinne seiner Burg Einen seiner Leute auf Wache stehen; der mußte, wenn sich Jemand nahete, sey es Ritter, oder Kaufmann, oder sonst ein Reisender, mit einem silbernen Glöcklein ein Zeichen geben. Dann stürzte Vichov mit seiner Rotte von der Burg herunter, über die Armen her. Dabei hatte er eine Gewohnheit, die war folgende: Wer sich ihm widersetzte, der wurde ohne Gnade niedergestoßen; wer aber sein Leben erhalten wollte, der mußte ihm fortan dienen. — Den Rittern und Landleuten der Gegend war sein Druck am Ende unerträglich geworden, und sie thaten sich daher einstmals ihrer mehr denn zehntausend Mann zusammen, und belagerten ihn in seiner Burg. Allein er verspottete und verhöhnte sie, und als sie den Mauern sich naheten, goß er siedendes Wasser, Oel, Blei und Pech auf sie, also daß er sie zur Hälfte tödtete, und die andere Hälfte die Flucht nahm. Den Fliehenden setzte er nach, und er nahm

Alle, die er einholen konnte, gefangen. Die sperrte er, in einen großen Hundestall, den er ansteckte, so daß sie sammt und sonders jämmerlich verbrannten.

Nach diesem war er sehr übermüthig geworden, und befahl seinen Leuten, daß sie ihn als ihren Herrgott ansehen und verehren sollten, denn er könne auch Alles, was er wolle, wie der liebe Gott. Das war aber sein Verderben, denn als er desselben Tages mit seinen Genossen zu Tische saß, und mit ihnen am Zechen war, und nun, Allen unerwartet das silberne Glöcklein zu läuten anfing, da verzerrte er auf einmal gräßlich die Augen, seine rothen Haare stiegen ihm zu Berge, und indem er einen gotteslästerlichen Fluch ausstieß, versanken unter Donner und Krachen der Berg und die Burg tief in die Erde hinein, so daß man an ihrer Stelle nur den trüben Sumpf sah, der noch jetzt da ist.

Dies war am Johannistage. Wenn man an einem Johannistage um die Mittagszeit an dem Sumpfe vorbeigeht, so kann man tief im Grunde desselben noch jetzt das silberne Glöcklein läuten hören. Es wahrt sich aber Jeder davor, denn man sagt, wer das Glöcklein höre, der müsse noch in demselben Jahre sterben, wenn er nicht mit dem Teufel im Bunde stehe.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.
Baltische Studien, II. 1. S. 165. 166.

160. Der Leichensee.

Nicht weit von dem Dorfe Retzin, welches ungefähr anderthalb Meilen von Pencun liegt, findet man einen hohen, langen Berg, und unterhalb desselben einen See, welcher der Leichensee genannt wird. Auf dem Berge, der

jetzt mit Buschwerk bewachsen ist, hat in früheren Zeiten ein Raubschloß gestanden, von welchem man noch hin und wieder Mauerwerk im Gebüsch auffindet. Der ganze Berg heißt deshalb auch noch der Burgwall. Die Räuber, die in diesem Raubschlosse gehauset, haben die Leichen der von ihnen Erschlagenen in den See geworfen, woher dieser auch den Namen erhalten haben soll. Die Ermordeten und die Mörder sollen noch jetzt in mancher Nacht um den See herumgehen, und es wagt sich in der Dunkelheit Niemand gern in die Gegend.

Vgl. Brüggemann, Beschreibung von Vor- und Hinterpommern, I. S. 230.

Eine andere Sage erzählt hierüber ausführlicher Folgendes: Der Leichensee liegt gerade in der Mitte von den Stellen, auf denen früher zwei Burgen gelegen haben, und wo noch jetzt die beiden Dörfer Löknitz und Ramin sind. Diese beiden Burgen gehörten einem wüsten Raubritter, Namens Hans von Ramin. Der Randowfluß, der durch den See fließt, war damals noch schiffbar; es trug sich daher häufig zu, daß Schiffe durch den See kamen. Diesen paßte nun der Ritter mit seinem Raubgesindel von beiden Burgen aus auf, und er hatte eine sinnreiche Vorrichtung gemacht, wie er sie fangen könnte. Er hatte nämlich queer über den See zwei Ketten ziehen lassen, die ungefähr 50 Schritte von einander entfernt lagen, und zwei Zoll über dem Wasser ganz stramm angezogen waren. Wenn er nun ein Schiff von weitem ankommen sah, dann versteckte er sich mit seinen Leuten in dem Rohr und Schilfe am Ufer des Sees, und ließ die vordere Kette schlaff, so daß sie unter das Wasser ging. So wie aber das Schiff darüber weg war, zog er sie wieder straff an, und wie nun das Schiff zwischen den beiden Ketten festsaß und

nicht ein noch aus konnte, fiel er mit seinem Raubgesindel darüber her, erschlug die Mannschaft und nahm alles Gut für sich. Die Leichen wurden in den See geworfen, nach der Seite des langen Berges hin. Oft traf es sich, daß die Räuber auf dem Schiffe eine größere Mannschaft fanden, als sie erwartet hatten; dann läuteten sie eilig eine große Glocke, die sie eigends zu diesem Zwecke am Ufer aufgehangen hatten, worauf ihnen von den beiden Burgen Hülfe kam. Diese Glocke ist nach dem Tode des Ritters in den See gestürzt. Darin ist sie noch, und am Johannistage kann man sie des Mittags um zwölf Uhr darin läuten hören.

Mündlich.

161. Die Räuberhöhle bei Schmölle.

Bei dem Dorfe Schmölle nicht weit von jenem Leichensee findet man eine große Höhle, noch jetzt die Räuberhöhle geheißen. Diese ist der Schlupfwinkel des Hans von Ramin und seiner Genossen gewesen, worein sie alle ihre geraubten Schätze gebracht. Hans von Ramin hatte einen Bruder, der in Schmölle wohnte, und der eben so gottlos war, wie jener. Der hatte einstmals ein adliges Fräulein der Gegend geraubt, mit welcher er in diese Höhle flüchtete. Hier wollte er sie zwingen, ihm zu Willen zu seyn; wie die Jungfrau sich aber hartnäckig zur Wehre setzte, ließ er ihr den Kopf abschlagen.

Der Geist dieses Fräuleins ist nachher noch lange um die Räuberhöhle herumgegangen. Zuletzt hat sie vor noch nicht gar zu vielen Jahren ein Schäfer gesehen. Dieser weidete in der Gegend seine Heerde, als er auf einmal einer ganz schwarz gekleideten Jungfrau ansichtig wurde, die am Eingange der Höhle stand und ihm winkte, zu ihr

zu kommen. Anfangs graute sich der Schäfer; am Ende nahm er sich aber ein Herz und ging zu ihr und folgte ihr in die Höhle hinein. Hier fand er viele und große Haufen von Schätzen, und die Jungfrau sagte ihm, daß er davon nehmen könne, so viel er möge, daß er auch alle Tage, aber nur um dieselbe Stunde, wiederkommen könne. Darauf verschwand sie. Der Schäfer that, wie sie ihm geheißen hatte, und er ist ein reicher Mann geworden. Die Jungfrau hat man aber seitdem nicht wiedergesehen. Nur am Johannistage soll man in der Höhle noch schwache Klagelaute hören.

Mündlich.

162. Das versunkene Schloß bei Plathe.

Wenn man von Plathe nach Danzig geht, so sieht man nicht weit von der ersteren Stadt, linker Hand am Wege, einen Hügel, der mit Strauchwerk bewachsen und mit großen Steinen bedeckt ist. Hier soll ein Schloß versunken seyn, auf dem früher grausame Ritter ihr Wesen getrieben haben. Man hat davon noch jetzt einen Beweis. In der Nähe des Schlosses hat nämlich noch ein anderes Schloß gelegen. Die Herren der beiden Schlösser haben mit einander in Krieg gelebt, und der in dem versunkenen Schloß hat die Tochter des anderen geraubt, und sie einmauern lassen. Dieses Fräulein sieht man nun noch jede Nacht auf jenem Hügel. Sie ist ganz weiß gekleidet, und hat ihre Haare lang herunterhängen; so geht sie weinend zwischen den Steinen umher.

Vor mehreren Jahren hat hier auch einmal ein Tagelöhner einen Pferdefuß mit einem goldenen Hufeisen gefunden. Der Mann ist aber von dem Augenblicke an wie

nicht ein noch aus konnte, fiel er mit seinem Raubgesindel darüber her, erschlug die Mannschaft und nahm alles Gut für sich. Die Leichen wurden in den See geworfen, nach der Seite des langen Berges hin. Oft traf es sich, daß die Räuber auf dem Schiffe eine größere Mannschaft fanden, als sie erwartet hatten; dann läuteten sie eilig eine große Glocke, die sie eigends zu diesem Zwecke am Ufer aufgehangen hatten, worauf ihnen von den beiden Burgen Hülfe kam. Diese Glocke ist nach dem Tode des Ritters in den See gestürzt. Darin ist sie noch, und am Johannistage kann man sie des Mittags um zwölf Uhr darin läuten hören.

Mündlich.

161. Die Räuberhöhle bei Schmölle.

Bei dem Dorfe Schmölle nicht weit von jenem Leichensee findet man eine große Höhle, noch jetzt die Räuberhöhle geheißen. Diese ist der Schlupfwinkel des Hans von Ramin und seiner Genossen gewesen, worein sie alle ihre geraubten Schätze gebracht. Hans von Ramin hatte einen Bruder, der in Schmölle wohnte, und der eben so gottlos war, wie jener. Der hatte einstmals ein adliges Fräulein der Gegend geraubt, mit welcher er in diese Höhle flüchtete. Hier wollte er sie zwingen, ihm zu Willen zu seyn; wie die Jungfrau sich aber hartnäckig zur Wehre setzte, ließ er ihr den Kopf abschlagen.

Der Geist dieses Fräuleins ist nachher noch lange um die Räuberhöhle herumgegangen. Zuletzt hat sie vor noch nicht gar zu vielen Jahren ein Schäfer gesehen. Dieser weidete in der Gegend seine Heerde, als er auf einmal einer ganz schwarz gekleideten Jungfrau ansichtig wurde, die am Eingange der Höhle stand und ihm winkte, zu ihr

zu kommen. Anfangs graute sich der Schäfer; am Ende nahm er sich aber ein Herz und ging zu ihr und folgte ihr in die Höhle hinein. Hier fand er viele und große Haufen von Schätzen, und die Jungfrau sagte ihm, daß er davon nehmen könne, so viel er möge, daß er auch alle Tage, aber nur um dieselbe Stunde, wiederkommen könne. Darauf verschwand sie. Der Schäfer that, wie sie ihm geheißen hatte, und er ist ein reicher Mann geworden. Die Jungfrau hat man aber seitdem nicht wiedergesehen. Nur am Johannistage soll man in der Höhle noch schwache Klagelaute hören.

Mündlich.

162. Das versunkene Schloß bei Plathe.

Wenn man von Plathe nach Danzig geht, so sieht man nicht weit von der ersteren Stadt, linker Hand am Wege, einen Hügel, der mit Strauchwerk bewachsen und mit großen Steinen bedeckt ist. Hier soll ein Schloß versunken seyn, auf dem früher grausame Ritter ihr Wesen getrieben haben. Man hat davon noch jetzt einen Beweis. In der Nähe des Schlosses hat nämlich noch ein anderes Schloß gelegen. Die Herren der beiden Schlösser haben mit einander in Krieg gelebt, und der in dem versunkenen Schloß hat die Tochter des anderen geraubt, und sie einmauern lassen. Dieses Fräulein sieht man nun noch jede Nacht auf jenem Hügel. Sie ist ganz weiß gekleidet, und hat ihre Haare lang herunterhängen; so geht sie weinend zwischen den Steinen umher.

Vor mehreren Jahren hat hier auch einmal ein Tagelöhner einen Pferdefuß mit einem goldenen Hufeisen gefunden. Der Mann ist aber von dem Augenblicke an wie

von einem bösen Geiste besessen gewesen, und bald darauf jämmerlich gestorben.

Mündlich.

163. Das versunkene Dorf im Madüesee.

An dem Madüesee lag vor Zeiten ein Dorf, in welchem viele Räuber und andere gottlose Menschen wohnten. Besonders hatten sie es auf die Mönche des benachbarten Klosters abgesehen, und sie plünderten diese aus, so oft die Brüder mit ihren eingesammelten Gaben heimkehrten. Einst am Sanct Johannistage kam auch ein Mönch mit vielen Gaben, die ihm die frommen Leute der Umgegend geschenkt hatten, an dem See vorbei, um in sein Kloster zurückzukehren. Die Räuber hatten ihn gewahrt, und auf einmal fiel ein großer Haufe von ihnen über ihn her, nahm ihm Alles und schlug ihn blutig, ohne auf sein Bitten und Wehklagen zu hören. Da verfluchte der Mönch sie auf ewige Zeiten.

Augenblicklich erhob sich ein schrecklicher Sturm und Unwetter. Die Wellen im Madüesee stiegen in die Höhe wie schreckliche Gespenster, und drangen auf das Dorf ein, und verschlangen es, also daß es mit Mann und Maus in dem Grunde des Sees vergraben wurde. Dort unten liegen die Räuber nun, und haben nimmer Ruhe, denn der Mönch hat sie auf ewige Zeiten verflucht. Am Johannistage kann man noch alle Jahre die Glocken des Dorfes unten im See läuten hören. Es darf alsdann kein Schiffer sich auf den See wagen, denn das Wasser verschlingt an diesem Tage Alles, was sich ihm nahet.

Vgl. Freyberg, Pommersche Sagen, S. 47—50.

164. Die alte Stadt bei Werben.

In der Gegend, wo jetzt das Städtlein Werben an dem Madüesee liegt, hat vor alten Zeiten eine große und schöne Stadt gestanden. In derselben haben lauter reiche Leute gewohnt, die haben keine andere Kleider getragen als von Sammt und Seide, und sind nicht anders gefahren, als in Kutschen, mit sechs Pferden bespannt. Es war auch eine Prinzessin darin, die wußte vor allem ihrem Reichthum nicht, was sie thun sollte. Zum Abendbrod aß sie nur das Gekröse von Heringen, so daß sie dazu jeden Abend ganze Tonnen voll Heringe verbrauchte.. Nun geschah es aber, daß eine theure Zeit ins Land kam, und die anderen Leute zuletzt gar nichts mehr zu beißen und zu brechen hatten. Da gingen die Bürger zu der reichen Prinzessin, an die noch keine Noth gekommen war, und fielen vor ihr auf die Kniee, und baten sie, mit gerungenen Händen, um Brod. Die Prinzessin aber hatte ein hartes Herz, und sie that daher, als hörte sie die Leute nicht; und wie diese gar nicht wieder gehen wollten, da ließ sie zuletzt ihren Hundejungen kommen, der mußte mit der Hundepeitsche die armen Menschen vom Hofe jagen. Diese riefen ihr wohl zu, wie der liebe Gott gegen solche Hartherzigkeit ein Einsehen thun werde, aber sie machte sich nichts daraus, und wie es wieder Abend wurde, so ließ sie sich, wie sonst, zwei Tonnen Heringe bringen; von denen aß sie das Gekröse, und das Fleisch ließ sie in die Madüe werfen, weil sie es den armen Leuten nicht gönnte. Dabei ging sie in ihrer Verstocktheit so weit, daß sie über Nacht die Straßen der Stadt mit Salz bestreuen ließ, als wenn es die ganze Nacht durch geschneiet hätte; darüber fuhr sie am anderen

Morgen in einem Schlitten, den sie mit dem feinsten Waizenteig hatte beschmieren lassen, und vor dem die Pferde, anstatt der Schellen, mit lauter Semmeln behangen waren. Aber für solchen Frevelmuth kam die Strafe. Denn es fuhr plötzlich vom Himmel ein Blitz herunter, der schlug sie und ihre Pferde todt, und riß ein großes Loch in die Erde, daß die ganze Stadt hineinsank und zu Grunde ging. Seitdem ist der Madüesee darüber gegangen. In diesem kann man auf St. Johannis Mittag die Glokken der versunkenen Stadt noch läuten hören, und wenn großer Sturm ist, so wirft die Madüe noch oft die Menschenschädel, und Nägel und Messer heraus, und andere Sachen, welche die Leute gebraucht haben.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

165. Das Pommersche Sodom und Gomorrha.

In der Gegend, wo jetzt die Stadt Gützkow liegt, war früher eine Stadt, die sehr in Sünden lebte, so daß Gott ihren Untergang beschloß, wie den von Sodom und Gomorrha. Es erbarmte ihn aber der Einwohner und er schickte ihnen daher einen Engel, der sie vor dem Unglücke warnen und aus der Stadt hinausführen mußte. Der Engel gebot ihnen auch dabei, daß sie sich nicht umsehen sollten. Wie nun aber die Stadt mit schrecklichem Geräusch in die Erde versank, da war eine Frau, die ihrer Neugierde nicht wehren konnte. Eigentlich umsehen, wie Loths Weib, wollte sie sich nicht, sie bückte sich deshalb und sah zwischen den Beinen zurück. Aber augenblicklich wurde sie in einen Stein verwandelt, und eben so geschah auch ihrem Hunde, der sich gleichfalls umgesehen hatte. Die beiden Steine sieht man noch heutiges Tages; an dem größeren, in den die Frau verwandelt ist, kann man noch deutlich die Gestalt eines Menschenkopfes erkennen. Nicht

weit davon ist der See, in den die Stadt versunken ist. Die Stadt hat mehrere Thürme gehabt, die noch aufrecht im Wasser stehen, denn es begegnet den Fischern oft, daß sie mit ihren Netzen auf die Thurmspitzen gerathen.

Mündlich.

166. Der schwarze See bei Grimmen.

Die Stadt Grimmen hat früher an einer anderen Stelle gestanden, als jetzt, nämlich da, wo heutiges Tages der sogenannte schwarze See ist. Die Stadt ist allda versunken, mit Allem, was darinnen war. Wann und wie dies geschehen ist, weiß man nicht mehr, denn es ist schon viele hundert Jahre her. Aber daß es wahr ist, beweiset der schwarze See, den man an ihrer Stelle findet. Derselbe liegt ungefähr eine Achtelmeile von der jetzigen Stadt Grimmen, links am Wege nach Grellenberg. Er ist länglichrund, ungefähr siebenzig Schritte lang, wo er am längsten ist, und sechzig Schritte breit. Wie tief er ist, das weiß kein Mensch: denn er soll gar keinen Grund haben. Er ist rund umher mit kleinen Anhöhen und einem Elsenbusche umgeben. Der Boden dieses Busches ist so feucht und morastig, daß man nur in ganz trocknen Sommern bis an die Ufer des Sees gelangen kann. Das Wasser in diesem ist ganz schwarz und bitter. Es verändert sich niemals. Der Wind mag leise wehen, oder auch noch so viel stürmen, der See bleibt immer ruhig, und es hat noch Keiner gesehen, daß das Wasser darin sich auch nur ein einziges Mal gekräuselt hätte. Das soll davon kommen, daß der See, wie die Leute sagen, auf der versunkenen Stadt ruhet. Es lebt auch kein Fisch in diesem Wasser, und das kommt davon her, daß eine geweihete Kirche

darunter versunken ist. Die Glocken der Kirche kann man noch oft hören.

Mündlich, und vgl.

Greifswalder wöchentlicher Anzeiger für 1819, Nro. 52.

167. Die versunkene Stadt im Grabowsee.

In der Gegend zwischen Sellenthin und der Cummerowschen Meierei, im Kreise Demmin, liegt ein See, der Grabowsee genannt. Hier hat in früheren Zeiten eine Stadt, Namens Grabow, gestanden, die einstmals durch eine Erderschütterung zu Grunde gegangen, und dem See die Entstehung und den Namen gegeben hat. Die Leute sagen, daß man bei hellem Wetter die Thürme der Stadt noch auf dem Grunde des Wassers sehen könne. — Nahe bei dem See sieht man noch die Ruinen einer Burg, welche von den Leuten der Gegend das Grabow-Schloß genannt werden.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

168. Die versunkene Stadt im Scharpsower See.

An der Stelle des Scharpsower Sees im Kreise Demmin, und in der Cummerower Forst belegen, hat früher eine Stadt gestanden, die darin versunken ist. Das Nähere darüber weiß man nicht mehr, aber bei klarem Wetter kann man unten im See die Stadt noch sehen, man kann sogar noch einzelne Straßen deutlich erkennen.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

169. Die versunkene Stadt im Barmsee.

Ungefähr eine Viertelmeile von Falkenwalde liegt auf dem Wege von Ahlgraben nach Stettin mitten in der Forst ein See, ungefähr 200 Ruthen lang und 100 Ruthen

breit, der Barmsee genannt. Derselbe ist schon gleich an den Ufern sehr tief, und soll in der Mitte unergründlich seyn. An seiner Stelle hat früher eine Stadt gestanden, die durch eine schreckliche Erderschütterung untergegangen ist. Am Johannistage kann man die Glocken der versunkenen Stadt unten im See noch hören.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

170. Die versunkene Stadt Regamünde.

Da wo die Rega in die See ausfließt, hat vor Zeiten eine zwar nicht große, aber reiche Handelsstadt, Namens Regamünde, gestanden, welcher auch der jetzige Treptowsche Hafen zugehört haben soll. Die Leute dieser Stadt sind wegen ihres Reichthums so übermüthig geworden, daß sie zuletzt selbst Gott den Herrn verspottet haben. Dafür hat der Zorn des Himmels sie ereilt, denn es ist plötzlich in einer Nacht ein schrecklicher Sturm gekommen, der die ganze Stadt in den Grund des Meeres gerissen hat. Sie ist so tief versunken, daß man auch gar nichts mehr von ihr sehen kann, und daß nur die sogenannten Regamünder Wiesen in der Nähe von Treptow an sie erinnern. Nur die Kirchenglocken sollen gerettet seyn, und man sagt, daß die Glocken in der Kirche zu Robe von der versunkenen Stadt seyen.

Baltische Studien, II. Jahrgang, I. Heft, S. 28.

171. Der Nonnensee bei Bergen.

Nicht weit von der Stadt Bergen auf der Insel Rügen liegt ein See, der ungefähr eine Viertelmeile groß ist, und der Nonnensee genannt wird. Den Namen hat er daher erhalten, daß vor Zeiten auf seiner Stelle ein Nonnenkloster gestanden haben soll, welches allda versun-

ken, und woraus der See entstanden ist. Am Pfingsttage kann man tief unten im See die Glocken des Klosters noch läuten hören. Auch soll es des Nachts nicht geheuer an seinen Ufern seyn, und man sagt, daß der See alle Jahre sein Opfer haben müsse.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

172. Der Gollen auf Usedom.

Auf der Insel Usedom, nicht weit von dem Dorfe Caminke am Haff liegt ein Berg, der Gollen oder Gollenberg geheißen, der in ganz Pommern wegen der schönen Aussicht bekannt ist, die man auf seiner Spitze hat. Der ist auf folgende Weise entstanden: In alten Zeiten lebte auf der Insel Usedom ein Fürst, der nur eine einzige Tochter und viele Schätze hatte. Er war sehr geizig, und wollte daher, um von den Schätzen nichts zu missen, bei seinen Lebzeiten die Prinzessin nicht verheirathen, wies vielmehr alle Freier zurück. Als er nun aber endlich starb, da war die Prinzessin schon in die Jahre gekommen, und eben so häßlich geworden, wie sie früher schön gewesen war. Deshalb wartete sie auch vergebens, daß sich noch ein Freier melden werde. Zuletzt erschien indeß ein mächtiger Zauberer, der wollte sie freien. Aber weil er grundhäßlich war, so gab sie ihm einen Korb. Darüber ergrimmte der Zauberer, und er verwandelte das Schloß, in welchem sie wohnte, in einen Berg, und bannte sie mit ihren Schätzen auf ewige Zeiten in denselben. Dabei sprach er die Worte:

Do ligt dat Gollen (Gold),
Schall mi wol över hollen,
Bet stumm'n betern Frieger kümmt
Ub'n Hansdag, 'n rein Sundagskind!

Der Berg, der also entstanden war, erhielt von da an den Namen, den er noch führt, und die verwünschte

Prinzessin muß seitdem im Innern desselben bei ihren Schätzen sitzen und die hüten. Alle Jahre auf den Johannistag kommt sie heraus, um zu sehen, ob der stumme Freier, das reine Sonntagskind, sie noch nicht freien und erlösen will.

Zuletzt hat man sie noch im Jahre 1822 gesehen. Am Johannistage solchen Jahres spielten einige Kinder aus dem benachbarten Dorfe am Gollenberge, als sie auf einmal von diesem herabkam, und auf die Kinder zuging. Die Kinder liefen aber schreiend davon. Da sah man sie langsam und trauernd zurückkehren.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

173. Die Hühnengräber zu Züssow.

Auf dem Buggenhagenschen Gute Züssow waren vor Zeiten zwei große, uralte Hühnengräber. Im Jahre 1594 hatten einstmals die Greifswalder Steine zu einem Baue nöthig, und auf ihr Bitten hatten die Buggenhagens ihnen vergönnt, die Steine der beiden Hühnengräber zu nehmen. Als nun die Greifswalder Steinmetzen die großen Steine zerschlugen, da wurden sie neugierig, was darunter in der Erde vergraben liegen möge. Sie gruben deshalb danach und fanden unter dem einen Grabe viele menschliche Körper, die waren noch ganz erhalten und ungeheuer groß; sie maßen eilf bis sechzehn Schuhe, und lagen alle in einer Reihe, und so, daß zwischen jedem ein Krug stand, der mit Erde gefüllt war. Als sie sodann aber unter dem zweiten Grabe dasselbe versuchen wollten, da hörten sie plötzlich unter demselben in der Erde ein großes Getümmel, als wenn getanzt und dazu mit Schlüsseln gerasselt würde. Darüber erschraken sie so, daß sie vom weiteren Graben abstanden.

Micrälius, Alt. Pommerl. I. S. 130.

174. Das Hühnengrab bei Gristow.

Bei dem Kirchdorfe Gristow, eine Meile von Greifswald, sieht man in einer hohen Gegend am Strande, Bukow genannt, ein großes Hühnengrab, welches noch vor hundert Jahren eine Länge von 50 Schritten, und eine Breite von 6 bis 8 Schritten hatte. Es bildete damals ein längliches Viereck, und lief gegen Westen hin schmal zusammen. Die über der Erde aneinander gereiheten Steine lagen auf allen vier Seiten in gerader Linie. In der Mitte derselben fanden sich zwei Gräben, die fast rund liefen und sehr tief waren. Dieses Hühnengrab ist jetzt ziemlich zerstört. Aber es ruhet unter demselben noch ein ungeheurer Schatz. Der wird in einer Pfanne verwahrt und hat bisher noch nicht gehoben werden können. Vor mehreren Jahren versuchten es einmal einige Arbeitsleute, ihn zu heben. Sie waren auch schon bis an die Pfanne gekommen. Da erschien ihnen auf einmal der Teufel, wie er eine große Hofscheune heranfuhr, welche von vier Mäusen gezogen wurde. Als das einer der Arbeiter sah, da rief er verwundert: Wo will di de Düvel domit hen hebben? Und so wie er die Worte gesprochen hatte, war es mit dem Schatze vorbei: denn einen Schatz, den der Teufel verwahrt, kann man nur heben, wenn man kein Wort dabei spricht.

Biederstedt, Beiträge zur Geschichte der Kirchen und Prediger in Pommern, I. S. 118.

175. Der lange Berg bei Baggendorf.

Auf dem Wege von Wendisch-Baggendorf nach Grimmen kommt man an einem langen Berge vorbei. Den haben vor Zeiten die Hühnen errichtet, die sich damals im

Lande aufhielten. Es war nämlich zu jener Zeit das Flüßchen Trebel nur ein kleiner Bach, und den Hühnen nicht groß genug; sie haben ihn daher tiefer gemacht, und von der ausgeworfenen Erde ist der lange Berg entstanden.

Biederstedt, Beiträge zur Geschichte der Kirchen und Prediger in Pommern, I. S. 87.

176. Der Hühnenstein bei Wusterhusen.

Bei dem Dorfe Wusterhusen unweit des Greifswalder Boddens liegt ein großer Hühnenstein. Von demselben erzählen sich die Leute, daß ein Hühne ihn dorthin geworfen, der damit den Kirchthurm zu Wusterhusen hatte einwerfen wollen. Die fünf Finger des Riesen sind noch in dem Steine zu sehen.

Mündlich.

177. Der Riesenstein bei Zarrentin.

Eine halbe Stunde vom Dorfe Zarrentin in der Gegend von Loitz liegt ein ungeheuer großer Stein, in welchem sich fünf runde Vertiefungen finden. Man nennt ihn in der Gegend den Riesenstein. Von ihm erzählt man sich Folgendes: In früherer Zeit, als das Christenthum hier eingeführt wurde, war das Land von Riesen bewohnt. Diese mußten vor dem Christenthum an den Strand der Ostsee zurückweichen. Darüber ergrimmten sie denn gegen die christlichen Kirchen, die sich überall im Lande aufrichteten. Besonders hatten sie es auf den hohen Kirchthurm des Dorfes Sassen abgesehen, und sie beschlossen, ihn von der Gegend von Stralsund her, welches fünftehalb Meilen von Sassen entfernt ist, und wo sie sich damals aufhielten, mit einem großen Steine einzuwerfen. Einen tüchtigen Stein hatten sie bald; damit aber auch der Wurf nicht

mißlinge, fütterten sie dazu eigends die drei Stärksten unter ihnen eine ganze Zeit lang; den Einen mit Rindfleisch, den Andern mit Schweinefleisch und den Dritten mit Hammelfleisch. Dem, der mit Rindfleisch gefüttert war, gelang der Wurf. Er traf den Thurm, daß er einstürzte, und der Stein flog doch noch viel weiter, bis nahe vor Zarrentin, da wo er noch jetzt liegt. Der Riese hatte den Stein so gewaltsam angepackt, daß seine fünf Fingerspitzen sich tief darin abdrückten, und das sind die fünf Löcher, die man noch sieht.

Erster Jahresbericht der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde, S. 8.

178. Der Opferstein bei Buschmühl.

An dem Wege von Demmin nach Buschmühl liegt ein großer Stein, von dem man sich Folgendes erzählt: Vor Alters hat der Teufel einmal in dieser Gegend das Regiment gehabt, und man hat ihm alle Jahre *eine schöne* und reine Jungfrau auf diesem Stein zum Opfer *bringen* müssen, die er dann mit sich genommen hat, nachdem er zuvor mit ihr auf dem Steine herumgetanzt. Das hat lange Zeit gedauert, bis ihm zuletzt einstmals eine überaus fromme Jungfran geliefert wird. Wie zu der der Teufel kommt, um den Reigen mit ihr zu beginnen, da ruft sie in ihrer großen Noth laut Gott um Hülfe an, und augenblicklich muß der Teufel abziehen. Dabei hat er vor Ingrimm seine Füße so tief in den Stein eingedrückt, daß die Spuren davon nimmer wieder daraus verschwinden. Man sieht noch jetzt darin einen Pferdefuß und einen Menschenfuß, denn der Teufel hat einen Fuß wie ein Mensch, den andern aber wie ein Pferd. Man sieht in dem Steine

auch noch die Spur eines Hühnerbeines; wie die aber hineingekommen ist, weiß man nicht.*)

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

179. Der Teufelsstein auf dem Warther Felde.

Auf dem Warther Felde auf der Insel Usedom liegt ein ungeheuer großer Stein, in welchen die Spur von einer Hand eingedrückt ist. Man sagt, daß denselben der Teufel dahin geworfen habe. Als nämlich zu Anfang des Christenthums in Pommern eine christliche Kirche zu Pudalga auf Usedom erbauet ist, da hat der Teufel sich vorgenommen, dieselbe zu zerstören. Er hat deshalb diesen Stein genommen und sich damit auf den Baujoberg bei Lassahn gestellt; von da hat er ihn nach Pudalga hingeworfen. Allein Gott der Herr hat zu derselben Zeit einen heftigen Windstoß geschickt, der hat den Stein versetzt, so daß er auf das Warther Feld geflogen und daselbst niedergefallen ist. Der Teufel hat bei solchem Werfen den Stein so hart angefaßt, daß seine Hand sich darin abgedrückt hat, so wie dies noch jetzt zu sehen ist.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

180. Der hohe Stein bei Anklam.

Das Anklamer Stadtgebiet war in früheren Zeiten bis an die Peene mit einem hohen Erdwall eingeschlossen. In der Einfahrt dieses Walles nach Ueckermünde hin sieht man noch jetzt einen Wartthurm, der gar keinen Eingang hat, und deshalb der hohe Stein genannt wird. An dem-

---

*) Hier scheint ein Irrthum zum Grunde zu liegen; denn gewöhnlich denkt man in Pommern sich den Teufel mit einem Pferde- und einem Hühnerfuße. A. d. H.

selben passiren viele schauerliche Geschichten. Unter andern sagen die Leute, daß Derjenige, der am Johannistage den hohen Stein ersteigt, oben auf demselben einen Sack voll Erbsen finde, die sich aber beim Heruntertragen in lauter Goldstücke verwandeln.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

181. Der Riesenstein bei Kleptow.

In der Nähe des Dorfes Kleptow unweit Pasewalk liegt auf dem Felde ein großer Stein, den die Leute den Riesenstein nennen, und von dem sie sich Folgendes erzählen: Vor alten Zeiten haben in der Nähe dieses Steines zwei Felsen gestanden. In dem einen hat ein Riese gewohnt, in dem anderen haben eine Menge kleiner Berggeister ihr Haus gehabt. Der Riese und die Zwerge lebten mit einander in Streit, und thaten sich gegenseitig manchen Schabernack an, wo sie nur konnten. Zuletzt machten die Zwerge unter dem Felsen des Riesen ein Erdbeben, wodurch sie den ganzen Felsen in Stücke zertrümmerten. Darüber gerieth der Riese in großen Zorn, und er lauerte auf eine Gelegenheit, wie er den kleinen Berggeistern wieder Schaden thun könne. Das traf sich bald. Denn kurz nachher feierten die Zwerge in einem Theile ihres Felsens ein Fest, bei dem sie alle versammelt waren. Als nun der Riese ihr Singen und Jubiliren hörte, nahm er ein gutes Stück von seinem zertrümmerten Felsen, und warf es nach dem Felsen der Zwerge, so daß der Theil, in welchem diese ist Fest feierten, davon zerschmettert wurde, und eine ganze Menge von ihnen im Fallen erschlug. Unter den Getödteten befand sich sogar ihr König, den sie nach einigen Tagen mit großer Trauermusik zu Grabe trugen.

Darauf schwuren die Zwerge dem Riesen den Tod, und auch dazu kam bald die Gelegenheit. Es wohnte nämlich in der Gegend ein Bauer, der eine schöne Tochter hatte; in diese verliebte sich der Riese, und er begehrte sie von dem Bauern zum Weibe. Allein der Bauer wollte sie dem ungeschlachten Heiden nicht geben. Der Riese raubte sie daher mit Gewalt. Nun wandte sich der Bauer an die Berggeister und bat die um Hülfe. Diese paßten darauf eine Gelegenheit ab, als der Riese einmal im Felde seinen Mittagsschlaf hielt. Jetzt nahmen sie ein großes Stück von ihrem zerschlagenen Felsen; das wanden sie in die Höhe, gerade über dem schlafenden Riesen, und ließen es dann auf diesen herniederfallen, so daß er davon zerdrückt wurde, und elendiglich darunter sterben mußte. Dieses Felsstück, das von der Zeit an liegen geblieben, ist der Riesenstein bei Kleptow. Man kann darin noch die Spuren von dem Gesichte des Riesen sehen, welche sich bei dem Herunterfallen darauf eingedrückt haben.

Mündlich.

182. Der Riesenstein bei Rehhagen.

Bei der Pachtung Rehhagen unweit Daber liegt ein ungeheurer Riesenstein, von welchem man sich Folgendes erzählt: Vor alten Zeiten lebte zwischen Stettin und Pasewalk ein großer und starker Riese, der zuletzt des Lebens überdrüßig wurde. Er riß daher in der Gegend, wo jetzt die Bocksche Wassermühle geht, einen großen Stein von fünf Fuß im Durchmesser aus der Erde, und warf ihn so weit er konnte, mit dem Vorsatze, dort zu sterben, wo derselbe niederfallen werde. Dicht bei Rehhagen, eine Meile weit weg, fiel der Stein zur Erde. Allda erstach sich der Riese. Sein Blut soll in gewaltigen Bogen über

600 Schritte weit gespritzt seyn, und einen ganzen Acker roth gefärbt haben, der davon noch jetzt der rothe Kamp heißt.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

183. Der Teufelsstein bei Polchow.

Unweit Polchow im Amte Stettin liegt ein großer Felsblock, den die Leute den Teufelsstein nennen. Von demselben erzählt man sich mehrere Sagen.

Es soll nämlich am Johannistage der Teufel seinen Mittagsschlaf darauf halten. Der Stein wird dann so weich, wie frischer Käse; denn man sieht ganz deutlich Kopf, Schulter, Arm, Leib und Fuß des Teufels von der einen Seite darin abgedrückt. Wenn der Teufel ausgeschlafen hat, so geht er in das angrenzende Bruch, welches davon der Teufelsbruch heißt.

Neben dem Teufelssteine liegen noch sieben andere kleinere Steine, die Siebenbrüdersteine genannt. Es sollen nämlich in Vorzeiten in dieser Gegend sieben Brüder regiert haben, die haben auf dem großen Steine dem Teufel geopfert, und auf diese kleinen Steine während des Opfers sich niedergesetzt. Dicht dabei fließt ein Bach, welcher der Siebenbrüderbach genannt wird.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

184. Der Teufelsstein bei Hohen-Kränik.

Unweit der Stadt Schwedt, in der Feldmark von Hohen-Kränik, erhebt sich ein Hügel, der Koboldberg genannt. Auf demselben liegt ein großer Stein, der in einer Höhe von fünf bis sechs Fuß und einer Breite von zwei bis drei Fuß über der Erde hervorragt, aber noch weit tiefer in derselben liegt. Derselbe ist oben ganz flach und

eben, und es ist eine Kegelplatte künstlich darin eingegraben. Von diesem Steine erzählt man, daß der Teufel auf demselben an jedem Johannistage Kegel schiebe. Man kann auch deutlich sehen, wie das Moos, das des Jahrs über oben auf dem Steine gewachsen war, am Tage nach Johannis ganz rein heruntergefegt ist.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

185. Der verwünschte Schäfer.

In dem Dorfe Carzig, eine halbe Meile von Naugard, liegt ein großer Stein mit vielen Adern, von dem die Leute sagen, daß er ein verwünschter Schäfer sey. Es diente nämlich vor langen Zeiten in dem Dorfe ein Schäfer, der voraussagte, daß er in einen Stein würde verwandelt werden. Sein größter Kummer dabei war, daß er, fern von den Leuten, einsam auf dem Felde werde liegen bleiben müssen, und er bat daher seinen Herrn, wenn er ihn einmal außerhalb des Dorfes als Stein finde, ihn nicht liegen zu lassen, sondern zu sich ins Dorf zu nehmen. Er sagte dabei auch, daß er nicht durch Pferde, sondern nur durch ein Gespann von acht Ochsen werde von der Stelle zu ziehen seyn.

Nicht lange danach war die Zeit des Schäfers gekommen und er kehrte eines Tages mit seiner Heerde nicht ins Dorf zurück. Da gingen die Bauern aus, ihn zu suchen, sie fanden aber nichts als einen großen Stein mit vielen Adern, wie bei einem Menschen; der lag mitten im Felde, und die Schafe hatten sich umher versammelt. Zuerst suchten sie ihn durch Pferde fortzuschaffen; es war aber nicht möglich, ihn damit von der Stelle zu ziehen. Als sie aber acht Ochsen vorgespannt hatten, konnten diese ihn ohne Mühe in das Dorf ziehen. Hier wurde er auf einem freien Platze aufgestellt, wo er noch liegt. Man

sagt, daß der Schäfer noch einmal wieder in einen Menschen werde verwandelt werden.

Mündlich.

186. Der Stein bei Wiskow.

Bei der Kirche zu Wiskow, einem Dorfe unweit Greiffenberg, steht nahe am Wege ein Stein, auf welchem sich ein Kreuz und folgende Inschrift befindet: Jacob Wachholz Gnade Gott! Daneben ist ein Büffelkopf eingehauen. Von diesem Steine erzählt man sich Folgendes: Vor Zeiten lebte in dieser Gegend das Geschlecht derer von Wachholz, die sehr reich waren, und viele Dörfer und Höfe in der Gegend besaßen. Auf diese Güter hatte das Kloster Belbog es schon längst abgesehen, ohne daß es eine Gelegenheit fand, ihrer habhaft zu werden. Da trug es sich endlich zu, daß Jost Wachholz in dem Dorfe Wiskow, nicht weit von der Kirche, sich an einem Dienstmanne des Klosters verging, der dort unbefugterweise ein Stück Wild erlegt hatte. Der Ritter hatte zwar nicht ganz Unrecht, aber die Mönche zu Belbog erhoben über seine Gewaltthat ein solches Geschrei, daß er in Angst gerieth, und sein weltliches und ewiges Heil von den Mönchen loszukaufen begehrte. Das gelang ihm nur durch einen harten Tausch, den er mit dem Kloster eingehen mußte. Denn er mußte an dieses abtreten seine Güter Wachholzhagen, Meiersberg, Herrenhof, Kreigenkrug, Hohen-Drasedow, Küssin und Schruptow, welche alle sehr ansehnlich und einträglich waren; wogegen das Kloster ihm nur die geringen Güter Dargesloff, Schwedt, Overschlag, Jarchow und Molstow entgegengab. Zum Andenken dieses ungleichen Tausches nun, sagen die Leute, wurde jener Stein gesetzt, und zwar auf der Stelle, wo das Vergehen des Jost Wachholz gegen den Dienstmann vorgefallen war. Der Stein wurde

von dem Kloster, solange dieses bestand, stets sorgsam gehegt; denn es soll Bedingung des Tausches gewesen seyn, daß er nur so lange gelten solle, als der Stein stehe. Der Büffelkopf war darum auf denselben eingegraben, weil die Herren von Wachholz einen solchen in ihrem Wappen führten. Andere sagen, an der Stelle dieses Steines sey ein Herr von Wachholz, Namens Jacob, von seinem eigenen Knechte erschlagen, als sie einstens von Treptow zurückgekommen seyen.

Baltische Studien, II. Jahrg. I. Heft, S. 20. 21.

187. Die großen Steine bei Groß-Tychow und Burzlaff.

Auf dem Felde von Groß-Tychow, südöstlich von Belgardt, sieht man einen ungeheuer großen Stein, der eben so tief noch in der Erde liegt, als er über derselben zu sehen ist, er ist aber noch neun Fuß hoch; oben ist er ganz platt, und nach Nordwesten steht er schräg in die Höhe. Er ist so groß, daß man vier und funfzig Schritte machen muß, wenn man rund um ihn herum gehen will, und die Fuhrleute sagen, man könne mit einem Wagen mit vier Pferden oben auf seiner Platte umwenden. Ein anderer großer Stein hat früher bei dem Dorfe Burzlaff gelegen, welches eine gute Strecke von Groß-Tychow entfernt ist. Von diesen beiden Steinen erzählt man sich, daß der Teufel sie dahin geworfen habe. Das soll in folgender Weise zugegangen seyn:

Zu Groß-Tychow lebten einmal Herren, die mit dem Teufel einen Pact machen und sich ihm verschreiben wollten. Sie hatten sich schon mit ihm eingelassen. Der Teufel hatte ihnen viel Geld und Gut versprochen, und hatte sie, um richtige Sache mit ihnen zu machen, in einer Nacht

nach Zadkow, drei Viertel Weges von Groß-Tychow, bestellt; sie sollten ihn da auf einem großen Steine treffen, der dicht bei dem Dorfe lag. Als aber die abgesprochene Nacht herankam, da wurde den Tychower Herren die Geschichte arg bedenklich, und sie sahen ein, welch eine große Sünde sie gegen den lieben Gott zu begehen vorhätten. Sie ließen daher den Priester zu sich rufen, und vertrauten ihm ihre Noth an, und baten ihn, daß er statt ihrer zu dem großen Steine nach Zadkow gehen, und dem Teufel sagen möchte, die Sache sey ihnen wieder leid geworden. Der Priester war ein frommer und kluger Mann, und er übernahm sich die Sache. Er machte ein Kreuz und bat den lieben Gott, daß der ihm beistehen möge, und dann machte er sich in der bezeichneten Nacht wohlgemuth auf den Weg zu dem Steine. Allda traf er den Teufel schon, der auf die Tychower Herren wartete. Der Geistliche hatte anfangs vorgehabt, dem Bösen geradezu die Geschichte zu erzählen, und ihn aus der Gegend zu bannen. Aber wie er so ganz allein vor ihm stand, so verging ihm doch sein Muth, und er sah ein, daß es besser wäre, zur List seine Zuflucht zu nehmen. Er machte dem Teufel daher allerlei Finten vor, woraus dieser nicht recht klug werden konnte. Damit hielt er ihn auf, und die Zeit verstrich, bis auf einmal der Hahn in Zadkow anfing zu krähen. Da merkte der Teufel, daß er betrogen war, und er warf voll Zornes dem Priester vor, daß die Herren von Tychow ihn betrügen wollten. Der Priester hatte aber jetzt Muth bekommen, und er sagte dem Andern geradezu, daß die Herren in sich gegangen wären und nichts mehr mit ihm zu thun haben wollten. Darauf sah sich der Teufel wild um, und er wurde ganz grimmig und toll, und zuletzt nahm er den großen Stein auf, auf dem er gestanden, und warf

ihn hoch durch die Luft, um die Herren in Tychow damit todt zu schmeißen. In seinem Eifer war er aber ungeschickt, und der Stein fiel in zwei Theile. Der eine kam bei dem Dorfe Butzlaff zur Erde, eine halbe Meile weit von Zadkow, das größere Stück aber fiel eine Viertelmeile weiter hin, dicht bei Groß-Tychow.

Der Stein bei Tychow liegt noch jetzt; das Stück, das bei Butzlaff niederfiel, ist aber nachher von einem Bauern genommen, der sich eine Scheunendiele davon gemacht hat. Das große Loch, worin der Stein bei Zadkow gelegen, ist daselbst noch jetzt zu sehen; es heißt die Fundelkuhle.

Einige Leute erzählen die Geschichte von den beiden Steinen anders. Der Teufel soll sich nämlich den großen Stein bei Zadkow in einem Sacke haben holen wollen. Weil der Sack aber ein zu enges Loch hatte, daß der Stein nicht hinein konnte, so mußte er diesen entzwei brechen. Dabei hielt er sich nun zu lange auf, und der Hahn fing gerade an zu krähen, als er fertig war, und den Stein in dem Sacke auf den Nacken nahm. Da fing er an gewaltig zu laufen, aber darüber riß der Sack entzwei, und er verlor das eine Stück von dem Steine bei Butzlaff, und das andere auf dem Felde zu Tychow.

Man glaubt auch, daß unter diesem Steine der alte heidnische Götze Triglaff aus purem Golde liegen soll. Die Heiden sollen ihn, zur Zeit des Bischofs Otto, von Julin dahin gebracht haben. Oder aber, wie wieder Andere behaupten, soll ein Edelmann aus Triglaff, wohin der Götze zuerst gekommen war, ihn dahin gebracht haben. Als derselbe nämlich einmal mit anderen Edelleuten Krieg führte, hatte er den Götzen mitgenommen, und wie ihm die Feinde nun hart aufs Leib gingen, soll er ihn unter

dem großen Steine bei Tychow vergraben haben, um ihn im Streite nicht zu verlieren.

Baltische Studien, II. 1. S. 168.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

188. Die Steine bei Pumlow.

Auf der Feldmark des Dorfes Pumlow unweit Belgard liegen mehrere große Steine in einem länglichen Viereck, in dessen Mitte früher auch noch ein einzelner Stein gelegen hat, größer als die anderen. Vor wenigen Jahren war dieser noch da; seitdem ist er aber mit den meisten der herumstehenden von den Leuten aus der Gegend weggeholt. Von diesen Steinen erzählt man sich, daß einstens vor vielen Jahren auf dem Platze ein Schweinehirt mitten zwischen seiner Heerde gestanden, als ein Priester mit dem heiligen Abendmahle vorbeigezogen ist. Den hat der Hirt verspottet und er ist zur Strafe, dafür sammt seiner ganzen Heerde, auf der Stelle in jenen Steinhaufen verwandelt.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

189. Hühnengräber auf Rügen.

Man findet wohl nirgends so viele und so große Hühnengräber, als auf der Insel Rügen. Sie sind theils von ungeheuren Steinen aufgebauet, welche einen Umfang haben, daß Menschen von gewöhnlichen Kräften, und wenn deren auch noch so viele sich zusammengethan hätten, sie nicht hätten aufrichten können. Sie sind theils von bloßer Erde, aber dann so groß, daß sie wie kleine Berge aussehen. Man glaubt daher auch nicht, daß sie von Menschenhänden errichtet sind; vielmehr wissen die Leute auf Rügen, daß die großen Riesenweiber, von denen in der Heidenzeit die

ganze Insel bewohnt gewesen ist, sie aufgebauet haben. Auf solche Weise sind namentlich entstanden:

Der Steinsatz bei Muckrahn auf Jasmund. Er liegt links von dem genannten Dorfe am Wege nach dem Darßin und nach dem Dorfe Krampartz; er liegt ganz genau von Osten nach Westen, besteht aus vielen Steinen, und hat eine Länge von 36 und eine Breite von 12 Schritten. Eine Riesin hat hier ihre beiden Kinder begraben, die durch ihre Sorglosigkeit in der See ertrunken waren. Deshalb stehen auch am Westende des Grabes zwei große Ecksteine, von denen der eine jetzt in die Erde versunken ist, der andere aber, der auf der Kante steht, eine Höhe von vier Ellen mißt.

Der Pfenningkasten in der Stubnitz. Er liegt im Walde, eine gute Viertelstunde vom schwarzen See. Er besteht aus mehreren großen, im Viereck zusammengefügten Steinen, um welche herum einige kleinere Steine aufgerichtet sind. Die Priester der Göttin Hertha haben hierher das Opfergeld gebracht, welches für die Göttin eingekommen war. Daher ist auch der Name entstanden.

Die Siegsteine bei Klein-Stresow. Dies sind mehrere Steinkegel, die gruppenweise in einer Ebene, am Fuße der Stresower Tannenhügel, nach der Seite von Dummertewitz hin stehen. Hier haben in uralten Zeiten die Mönchguter und Putbusser einen blutigen Kampf gehabt. Die Riesenweiber, welche den Siegern beigestanden, haben zum Andenken diese Steine aufgerichtet. Auf welcher Seite der Sieg gewesen, weiß man aber nicht mehr.

Der Opferstein bei Quoltitz auf Jasmund. Jenseits des Krattbuschberges auf Jasmund, am Fuße der gegenüber liegenden Quoltitzer Berge, breitet sich ein Thal aus; in dessen Mitte liegt ein einzelner grauer Stein, länglich rund, am Nordende zugespitzt, und oben glatt abge-

plattet. Derselbe ist vier Ellen lang und beinahe zwei Ellen hoch. Er hat den alten Heiden zum Opfersteine gedient. Man findet noch oben auf der Platte eine querlaufende Rinne, und unter derselben zwei Vertiefungen in dem Steine, von denen die Leute sagen, daß der Opferpfaffe in dieselben die Blutgrapen gesetzt habe.

Grümbke, Darstellung der Insel Rügen, II. S. 232—235.

190. Der Dubberworth.

An der Südseite des Fleckens Sagard auf der Rügenschen Halbinsel Jasmund findet man ein ungeheuer großes altes Riesengrab, der Dubberworth geheißen. Es hat einen Umkreis von 170 Schritten und ist 16 Ellen hoch. Oben ist es mit allerlei Strauchwerk und mit Dornen bewachsen. In den Büchern heißt es zwar, unter diesem Dubberworth sey eine Riesin begraben, und ein anderes Riesenweib habe ihr dieses Grab errichtet, indem sie Erde und Steine dazu ganz allein von der Stubnitz über eine halbe Meile weit hergetragen habe. Allein die Leute in Sagard und ganz Jasmund wissen es besser, wie der Dubberworth entstanden ist.

Es wohnte nämlich vor undenklichen Zeiten auf Jasmund ein mächtiges Riesenweib, unter deren Botmäßigkeit die ganze Halbinsel stand. Die hatte sich in einen Fürsten von Rügen verliebt, und trug sich ihm zum Gemahl an. Der Rügensche Fürst aber wollte nichts von ihr wissen, und gab ihr einen Korb. Darüber gerieth die Riesin in einen schrecklichen Zorn, und sie berief alle ihre Kriegsleute zusammen, um den Fürsten zu zwingen, daß er sie heirathe, oder sein ganzes Land zu verwüsten. Weil sie nun aber befürchtete, über die Meerenge zwischen Jasmund und Rügen, bei der Lietzower Fähre, mit ihrem

Kriegsvolke nicht geschwind genug hinüber kommen zu können, so beschloß sie, dieselbe auszufüllen, so daß sie einen breiten und bequemen Uebergangsweg hätte. Zu dem Ende ging sie zur Stubnitz, und lud allda ihre ungeheure Schürze voll Erde und Steine. Wie sie damit aber bis in die Gegend von Sagard gekommen war, da riß auf einmal ein Loch in die Schürze, und aus demselben fielen so viel Erde und Steine heraus, daß davon sofort der große Hügel entstand, der jetzt der Dubberworth heißt.

Die Riesin hatte sich dies Unglück zwar noch nicht verdrießen lassen, und war weiter gegangen bis zur Lietzower Fähre. Allein hier war ihre Schürze ganz zerrissen, und von dem Herausgefallenen entstanden die Hügel, die man in der Nähe der Fähre sieht. Das sah sie denn doch für ein böses Zeichen an, und sie stand nun von ihrem Vorhaben ab.

Gesterding, Pommersches Museum, I. S. 135.
Barthold, Geschichte von Rügen und Pommern, I. S. 580.
Grümbke, Darstellung der Insel Rügen, II. S. 239.

191. Die neun Berge bei Rambin.

Etwa eine Viertelmeile von dem Dorfe Rambin auf Rügen, an der Feldscheide der Dörfer Rodenkirchen und Götemitz, sieht man auf flachem Felde neun kleine Hügel, wie Hühnengräber, die von den Leuten die neun Berge, oder auch die neun Berge bei Rambin genannt werden. Ueber ihre Entstehung erzählt man sich Folgendes: Es lebte vor langer Zeit auf Rügen ein großer Riese, der oft auf dem festen Lande Pommern etwas zu thun hatte. Den verdroß es sehr, daß Rügen eine Insel war, und daß er immer durch das Meer waten mußte. Er beschloß daher zuletzt, dem abzuhelfen, und er ließ sich eine ungeheure Schürze machen, die band er um seine Hüften und

füllte sie mit Erde, um diese in den Wellen zu werfen, und so einen Erddamm von der Insel bis nach Pommern hin aufzuführen. Wie er nun aber mit seiner Tracht bis über Rodenkirchen gekommen war, da riß plötzlich ein Loch in die Schürze und es fielen neun Haufen Erde heraus; das sind die neun Berge bei Rambin.

Auf gleiche Weise sind auch die dreizehn kleineren Berge entstanden, die man bei Gustow findet; denn als der Riese das erste Loch wieder zugestopft hatte, und nun bis Gustow gekommen war, riß ein neues Loch hinein, und es fielen nun die dreizehn kleinen Berge heraus. Der Riese bekam übrigens seinen Damm nicht fertig; denn er hatte zu wenig Erde übrig behalten, so daß zwar der Prosnitzer Haken und die Halbinsel Drigge entstanden, aber doch noch immer ein Zwischenraum von Wasser blieb, den er nicht ausfüllen konnte. Darüber ärgerte er sich so, daß er plötzlich vom Schlage gerührt wurde und starb.

E. M. Arndt, Märchen und Jugenderinnerungen, I. S. 155. 156.
Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

192. Der Riesenstein bei Nadelitz.

Bei dem Dorfe Nadelitz auf Rügen, an dem Wege, wenn man nach Posewald fährt, liegt ein ungeheurer Stein, der Riesenstein geheißen. Der ist auf folgende Weise entstanden: Zu der Zeit, als zu Vilmnitz, eine halbe Meile von Putbus, eine christliche Kirche gebaut wurde, lebte auf Rügen ein großer Riese. Manche sagen, es sey derselbe, der die neun Berge bei Rambin aus seiner Schürze hat fallen lassen. Den, weil er ein Heide war, verdroß der Bau der Kirche; er sagte aber: Laß die Würmer nur den Ameisenhaufen bauen, ich werfe ihn doch nieder, wenn er fertig ist. Als die Kirche nun fertig wurde, und auch der Thurm aufgeführt war, so nahm er einen gewal-

tigen Stein, damit stellte er sich auf den Putbusser Tannenberg, und warf ihn mit großer Gewalt nach der neuen Kirche. Aber er hatte in seiner Bosheit zu erschrecklich hart geworfen, so daß der Stein wohl eine Viertelmeile weiter, über die Kirche weg flog, auf die Stelle hin, wo er noch jetzt liegt.

E. M. Arndt, Märchen und Jugenderinnerungen, I. S. 156. 157. Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

193. Das Hühnengrab bei Robbin.

Südöstlich von dem Dorfe Robbin auf der Rügenschen Halbinsel Wittow findet man auf dem hohen Ufer des Meeres ein längliches Viereck von großen, hoch aufgerichteten Steinen. Dasselbe ist von Norden nach Süden vier und vierzig Schritte lang, und am nördlichen Ende zehn Schritte, am südlichen aber noch etwas mehr breit. Auf der Ostseite ist es von achtzehn, auf der Westseite von zwei und zwanzig großen Steinen eingefaßt. Auf der Südseite stehen zwar nur zwei Steine, diese sind aber jeder sechs Fuß hoch, und stehen mit ihren flachen Seiten einander zugekehrt. In der Mitte des Vierecks liegen noch eine Menge anderer Steine. Die Leute in der Gegend nennen diesen Steinhaufen das Hühnengrab. Sie sagen, daß darunter ein vornehmer Heide mit vielen Schätzen begraben liege. Der Teufel aber, der diese Schätze jetzt bewacht, leidet es nicht, daß man an sie herankommt. Man darf nicht einmal den Acker in der Nähe pflügen. Vor vielen Jahren waren einmal ein Paar Leute zu Robbin, die sahen in einer Nacht ein helles Feuer in der Mitte der Steine brennen. Sie glaubten, daß sie den Schatz nur so heben könnten, und fingen alsbald an zu graben; aber sie starben plötzlich noch in derselben Nacht.

Zöllners Reise durch Pommern und Rügen, S. 296—298.

194. Der Mägdesprung auf dem Rugard.

Auf dem Rugard bei Bergen sieht man einen Stein, in welchem ganz deutlich die Spuren eines Frauenfußes und eines Schlages mit einer Peitsche abgebildet sind. Diese Spuren sind auf folgende Weise entstanden: Auf dem Rugard war einst ein Junker, der ein gar großer und frecher Mädchenjäger war. Der traf einmal bei diesem Steine eine Jungfrau, die er mit seinen falschen Liebesschwüren bestürmte, so daß sie sich seiner kaum erwehren konnte. Als die nun zuletzt gar keinen Ausweg mehr sah, ihm zu entkommen, da sprang sie in ihrer Angst von dem Steine, auf welchem sie stand, hinunter in die Tiefe des Thales hinein, worüber der Junker so zornig wurde, daß er mit seiner Reitgerte auf den Stein schlug. Da war es denn wunderbar, nicht nur daß die Jungfrau unversehrt unten im Thale angekommen war, sondern auch, daß sich die Spur ihres Fußes und des Peitschenschlages in dem Steine abgedrückt hatte.

Vgl. Freyberg, Pommersche Sagen, S. 114—118.

195. Die sieben Steinreihen auf der Prore.

Die Halbinsel Jasmund hängt mit der Insel Rügen durch eine schmale Landenge zusammen, die Prore genannt. Auf dieser sieht man nach dem Prorer Wiek hin sieben Reihen Steine. Sie liegen so hoch, daß jetzt keine Welle an sie heranreichen kann, und doch sehen sie aus, als wenn sie von der Meeres-Brandung geglättet wären. Man erzählt sich, daß in ganz alten Zeiten der Wind einmal sieben Jahre lang ununterbrochen aus Nordosten gewehet, und jedes Jahr eine von diesen Steinreihen angesetzt habe.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

196. Der Schatz im Hause Demmin.

Unter den Ruinen des Hauses Demmin liegen von alten Zeiten her noch viele Schätze vergraben. Sie liegen aber sehr tief, so daß man in einer Nacht nicht so viel graben kann, um bis zu ihnen zu gelangen. Deshalb haben die Leute, die Anfangs viel nach ihnen gruben, zuletzt davon abstehen müssen. Denn wenn sie bis zur zwölften Stunde der Nacht gegraben hatten, so stürzte auf einmal Alles wieder zu, und ihre ganze Arbeit war vergebens. Doch glaubt man, wenn der rechte Mann käme, so würde der die Schätze wohl heben können. Bei denselben wacht übrigens ein ganz schwarzer Hund.

Einem Knaben ist es einstmals geglückt, von den Schätzen etwas zu bekommen. Er hatte auf der Ruine Ball gespielt, wobei ihm sein Ball in eine Oeffnung des Gemäuers gefallen war. Um ihn wieder zu holen, stieg er nach, und kam in ein großes dunkeles Gewölbe, wo er eine halb offene Thür sah, durch welche Licht schimmerte. Der Knabe ging dem Lichte nach, und trat in einen ungeheuren Saal, der voll der reichsten Schätze lag. Davon steckte er sich geschwind seine beiden Taschen voll, und ging zurück. Beim Zurückkehren sah er jetzt, wie an der Thüre ein großer schwarzer Hund lag. Der Hund schlief aber, und er kam glücklich an ihm vorbei, und wieder aus dem Gewölbe heraus. Er lief mit seinen Schätzen nach Hause, und erzählte, wie er dazu gekommen. Er hatte aber eine Stiefmutter, die hart und geizig war. Die befahl ihm, daß er zur Ruine zurückkehren und sich noch einmal seine Taschen voll holen solle. Das mußte der arme Knabe thun, aber es hat ihn kein Mensch aus der Tiefe zurück kommen sehen.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

197. Der Schatz in Demmin.

In der Stadt Demmin liegt ein großes festes Haus, von welchem die eine Seite nach der Straße, der schnelle Lauf genannt, die andere aber nach der Kahldischen Straße hin geht. In diesem Hause, und zwar in einem Stalle desselben ist von alten Zeiten her ein großer Schatz vergraben, den bisher noch kein Mensch hat heben können. Vor ungefähr anderthalb hundert Jahren wohnte ein Apotheker in demselben, welcher Johann Carl Treu hieß. Dem wäre es beinahe gelungen, den Schatz zu erhalten.

Er träumte in einer Nacht von demselben, und desselbigen Tages kam eine alte fremde Bauerfrau zu ihm, welche ihm die Stelle anzeigte, wo er ihn finden werde; sie gebot ihm aber dabei, wie er während des Grabens kein Wort sprechen dürfe. Der Apotheker machte sich in der folgenden Nacht ans Graben, und weil er von der Frau gehört hatte, daß der Schatz sehr tief liege, so mußten seine Frau und Tochter ihm helfen, denn vor Sonnenaufgang mußten sie fertig seyn. Es dauerte auch nicht lange, so stießen sie auf einen großen Kessel. Allein darüber freute die Frau des Apothekers, welche hochschwanger war, sich also, daß sie in ihrer Unvorsichtigkeit anfing zu sprechen. Da war denn auf einmal Alles vorbei, und sie fanden in dem Kessel nichts, als todte Kohlen. Der Teufel hatte dadurch auch so viele Macht über sie bekommen, daß auf einmal das alte Mauerwerk, an dem sie gegraben hatten, einstürzte, und die arme Frau nebst ihrer Tochter davon bedeckt wurde, so daß sie kaum mit dem Leben davon kamen.

Der Apotheker Treu hat seitdem nicht wieder nach dem Schatze gegraben. Vor ungefähr hundert Jahren kam

aber auf einmal ein Mönch aus Italien an, der hatte in der Bibliothek des Papstes im Vatican zu Rom herausgefunden, daß der Schatz noch da sey, und wie man ihn heben könne. Er wollte auch die Leute in Demmin hierüber belehren; aber der Magistrat, der ihn für einen Betrüger hielt, ließ ihn nicht zur Ausführung kommen.

Mündlich.

Vgl. auch Stolle, Geschichte der Stadt Demmin, S. 731. 732.

198. Der Schatz bei Gahlkow.

Auf der Feldmark des Hofes zu Gahlkow am Greifswalder Bodden liegt ein großer Schatz vergraben, den vor undenklichen Zeiten die Bauern von Gahlkow dort verborgen haben. Bei welcher Gelegenheit das geschehen ist, weiß man eben so wenig, als gerade die Stelle, wo der Schatz liegt. Er kommt aber zum Vorschein, wenn einmal ganz Gahlkow zu Grunde gegangen ist.

Mündlich.

199. Die Kriegskasse bei Hanshagen.

In der Gegend des Dorfes Hanshagen unweit Greifswald soll, wie die Leute sich schon seit mehreren hundert Jahren erzählen, eine Kriegskasse von mehr als 80,000 Thalern vergraben stehen. Die Stelle weiß man noch nicht, denn der Teufel bewacht sie und läßt Keinen zu ihr.

Mündlich.

200. Der Schatz zu Schwerinsburg.

Nicht weit von Anclam liegt das Schloß Schwerinsburg, welches dem Grafen von Schwerin zugehört. Dicht bei diesem Schlosse hat die alte Burg derer von Schwerin gelegen, von der man noch jetzt die Trümmer sieht. In

diesen Trümmern wohnen viele böse Geister; man kann das am besten daran wissen, daß es ganz unmöglich ist, zu Nachtzeit ein Pferd in die Gegend derselben zu bringen. Es sind aber auch viele Schätze darin vergraben. Es lebte vor mehreren Jahren auf dem Schlosse Schwerinsburg ein alter Schäfer, welchem dreimal nach einander um Mitternacht ein Geist erschien, der ihm befahl, aufzustehen und mit ihm zu gehen. Der Schäfer fürchtete sich aber, und als er es seinem Herrn erzählte, meinte dieser, er habe wohl nur geträumt. Nach einiger Zeit erschien der Geist indeß wieder, und nun ging der alte Mann mit ihm. Der Geist führte ihn zu den Ruinen der alten Schwerinsburg, und zeigte ihm unter denselben einen großen schweren Kasten, den er ihm nach Hause tragen half. Am anderen Morgen ging der Schäfer wieder zu seinem Herrn und zeigte ihm an, was geschehen war. Der Herr ließ den Kasten in das Herrenhaus holen, aber er war jetzt so schwer, daß vier Pferde ihn kaum ziehen konnten, und als man ihn öffnete, fanden sich allerlei goldene Münzen und Pokale und Geräthe von Gold und Silber darin, die man noch auf der Schwerinsburg zeigt.

Mündlich.

201. Der Schatz und der Stiefel.

Nicht weit vom Dorfe Schwochow steht am Wege nach Pyritz ein Birnbaum, unter welchem ein großer Schatz vergraben ist. Bei demselben wacht der Teufel; es steht aber auch ein großer feuriger Stiefel dabei, und wer es wagt, diesen anzuziehen, dem muß der Teufel den Schatz herausgeben.

Mündlich.

202. Die Klosterruine zu Eldena.

Von dem ehemaligen reichen Kloster und der Kirche zu Eldena sieht man jetzt noch schöne Ruinen, die weit ins Land und in die See hineinschauen. Unter der Ruine sollen noch allerlei Wunder in der Erde verborgen seyn. Insbesondere soll ein großes, tiefes Gemach da seyn, zu welchem ein finsterer Gang führt, den man aber jetzt nicht mehr kennt. In dem Gemache steht ein Tisch, auf dem ein schwarzer Pudel liegt; neben dem Tische steht eine große schwarze Kutsche. Diese wird von dem Hunde bewacht. Was es sonst noch für eine Bedeutung hiermit hat, weiß man nicht. Es wird aber, wie die Leute sagen, an den Tag kommen, wenn der Schutt von der Ruine einmal ganz weggeräumt ist und man dann den Gang zu dem Gemache wird wiedergefunden haben.

Vor ungefähr siebenzig oder achtzig Jahren kamen einst zwei Kapuziner aus Rom nach Eldena; die fragten bei dem damaligen Landreuter nach einer verborgenen Thür, welche in das alte Gemäuer unter der Ruine führen sollte. Der Landreuter gab ihnen seinen Knecht mit, und weil die Kapuziner genau die Gegend anzugeben wußten, wo die Thür seyn solle, so fanden sie diese wirklich bald unter dem Schutte, den der Knecht nach ihrer Anweisung auf die Seite schaffen mußte. So wie die Kapuziner nun die Thür berührten, that sich diese von selbst auf, und die Kapuziner mit dem Knechte traten durch dieselbe unten in das Gemäuer. Hier kamen sie in mehrere Zimmer. In den ersten war nichts zu sehen; zuletzt kamen sie aber in eins, in welchem viele Leute am Schreiben saßen. Von diesen wurden sie wohl aufgenommen, und dann wieder entlassen, nachdem die Kapuziner viel Heimliches mit ihnen

gesprochen hatten. Als der Knecht wieder an die Oberwelt kam, fand es sich, daß er drei Jahre fortgewesen war.

Mündlich.

203. Die Ruinen des Klosters zu Belbog.

Da wo früher das mächtige und reiche Kloster Belbog gestanden hat, sieht man jetzt nur einige arme Tagelöhner-Häuser. Nur eine alte Mauer sieht man noch von dem Kloster; sie soll von dem früheren Speisesaal der Mönche seyn. An dieser Stelle sollen auch noch viele Schätze in der Erde verborgen liegen, welche die Mönche, als das Kloster eingegangen ist, nicht haben mitnehmen können. Man erzählt sich, daß ehedem öfters Mönche von dem Kloster Oliva hergekommen sind; die haben sich die Ruinen des Klosters genau zeigen lassen, und dann gemessen und gerechnet, als wenn sie die Stelle herausrechnen wollten, wo die Schätze verborgen liegen. Sie sollen aber nicht zurecht gekommen seyn. Einmal hat man auch in dem Schutt einer alten Mauer einen großen goldenen Schlüssel gefunden. Der hat zu der Thür gehört, welche das Schatzgewölbe verschlossen hält, und man hätte diese damit öffnen können. Aber der den Schlüssel gefunden, hat ihn um einen geringen Preis an einen Juden in Treptow verkauft, und zum Unglück auch nachher die Stelle nicht wieder finden können, wo er gelegen hatte. So wird man wohl nicht mehr zu den großen Schätzen des Klosters gelangen können.

Baltische Studien, II. 1. S. 74.

204. Der Schatz bei Plathe.

In der Stadt Plathe in Hinterpommern hausete früher das Geschlecht derer von Osten oder von der Osten,

die zu einer Zeit viel Unwesens trieben und große Schätze erbeuteten. Man sieht noch jetzt zwei große hohe Gebäude, welche die Ostenschen Schlösser gewesen sind. Sie sind von einander durch die Rega getrennt, die zwischen ihnen durchfließt; aber ein unterirdischer Gang, der unter dem Flusse hergeht, verbindet sie wieder mit einander. In diesem Gange sollen auch die vielen Schätze der Familie verwahrt liegen. Es kann aber kein Mensch daran kommen; denn sie werden von vier großen schwarzen Hunden bewacht, die Niemanden hinzulassen. Es wagt sich auch Keiner in den Gang hinein, denn man braucht nur wenige Schritte zu gehen, so hört man schon das Heulen der Hunde.

Mündlich.

205. Sagen von Gollnow.

Die Stadt Gollnow an der Ihna soll in alten Zeiten eine überaus große Stadt gewesen seyn, eine der größten Städte in Deutschland. Der Dammsche See soll bis an die Thore der Stadt gegangen seyn, und die Leute wollen noch vor wenigen Jahren auf dem Sandmeere nach der Wiekseite hin große Anker in der Erde gefunden haben. Auf der anderen Seite soll der Stadtwall da gewesen seyn, wo jetzt ein großes Moor ist, der Papenort genannt, welches beinahe eine halbe Stunde von der jetzigen Stadt entfernt ist. Der Thurm von Gollnow ist damals so hoch gewesen, daß er den Schiffern auf der Ostsee als Leuchtthurm gedient hat. Die Stadt soll durch viele Feuersbrünste bis auf den Theil zerstört seyn, der jetzt von ihr übrig ist.

Von dem Ihnafluß, an welchem die Stadt liegt, erzählt man auch vielerlei Wunderbares. So sagt man, daß die Ihna alle Jahre ihr Opfer haben müsse. Wenn das nun bald seyn wird, dann hört man auf ihr in den Näch-

ten vorher ein lautes Juchen und Klatschen. Auch ein großer Schatz soll in der Ihna liegen, nämlich unterhalb der Brücke. Er wird von einem großen schwarzen Thiere bewacht, von dem Einige sagen, es sey ein Hund, der aber, wie Manche versichern, halb ein Hund und halb ein Kalb seyn soll. Um zwölf Uhr des Nachts kann man ihn immer sehen. Er geht dann über die Brücke auf die Wiek, und am Ufer entlang; dann kehrt er zurück über die Brücke, und geht nun durch die Straßen der Stadt bis auf den Markt. Auf dem Markte kann man dann oft zu gleicher Zeit einen großen Leichenzug sehen. Wenn dieser vorüber ist, geht auch der Hund zu seinem Schatze zurück.

Mündlich.

206. Die drei Ringe zu Pansin.

Eine Meile von Stargard nach Osten hin liegt ein großes Dorf mit einem alten und ansehnlichen Schlosse, Pansin geheißen. Dasselbe gehörte früher dem Johanniterorden, wurde aber nachher ein Borksches Lehn, und ist jetzt im Besitze der Familie von Puttkammer. Auf diesem Schlosse lebte vor Zeiten ein Fräulein; der erschien in einer Nacht ein Geist, der ihr gebot, aufzustehen, und ihm in die Kirche zu folgen. Anfangs scheute das Fräulein sich, auf sein drittes Gebot gehorchte sie ihm aber. Wie sie nun in die Kirche trat, da sah sie am Altare ein Feuer brennen, und der Geist gebot ihr, daß sie zu demselben hingehen, und ihre Schürze mit den glühenden Kohlen füllen solle; er ermahnte sie dabei, daß sie beim Weggehen sich nicht umsehen dürfe. Das Fräulein that zwar Anfangs, wie ihr geheißen war; als sie aber zuletzt aus der Kirche herausging, da konnte sie nicht widerstehen, sich noch einmal umzublicken. Allein auf einmal fielen alle Kohlen auf

die Erde und verlöschten; nur drei konnte sie geschwinde aufgreifen. Als sie mit diesen in das Schloß zurückkam, da waren es drei goldene Ringe. An diesen drei Ringen hängt seitdem das Glück und Gedeihen der Familie, die das Schloß besitzt; darum wurden sie mit großer Sorgfalt verwahrt. Dennoch ist einer davon einmal verloren gegangen. Gleich darauf entstand im Dorfe eine schreckliche Feuersbrunst, und das Schloß bekam einen großen Riß. Man schickte die beiden anderen darauf in ein Kloster; zuletzt hat man sie aber, damit sie gar nicht verloren gehen könnten, in dem Schlosse eingemauert.

Man sagt, der Geist, den das Fräulein gesehen, solle einer von den kleinen Unterirdischen gewesen seyn, deren es in der Wiese bei Pansin zu vielen hunderten giebt. Andere meinen, das Fräulein habe gar keinen Geist gesehen, aber es habe ihr in drei Nächten nacheinander geträumt, daß sie so thun solle, wie sie nachher gethan hat; sie hätte auch nicht in die Kirche gehen sollen, sondern auf die Wiese, in welcher die Unterirdischen wohnen. Wie sie nun wieder zurückgegangen, da habe sie auf einmal einen ganzen Haufen von diesen kleinen Männlein gesehen. Darüber soll sie so erschrocken seyn, daß ihr alle Kohlen, bis auf die drei, entfallen sind.

Mündlich.

207. Der Schatz bei Lanken.

Nicht weit von dem Kirchdorfe Lanken auf Rügen, dicht beim Walde, liegt ein Schatz in der Erde vergraben, den der Teufel bewacht, und den noch Keiner hat heben können. In einer Herbstnacht kamen einmal drei Bauern aus einem benachbarten Dorfe, die in Lanken zur Hochzeit gewesen waren, des Weges geritten, und sahen an der Stelle ein Feuer, als wenn dort ein großer Haufen Kohlen

am brennen wäre. Die Bauern dachten gleich, daß da der Schatz liegen müsse; sie hatten aber keinen Muth, näher heran zu reiten, denn sie fürchteten, daß der Teufel, der den Schatz bewacht, ihnen den Hals umdrehen möchte. Nur einer von ihnen wagte es; er ritt hin, ohne ein Wort zu sprechen, sprang vom Pferde ab, und füllte sich alle seine Taschen mit Kohlen. Als er aber zu Hause kam und nachsah, was er mitgebracht habe, da fand er nichts als todte Mäuse in seinen Taschen. Nun sagten ihm die Leute zwar, daß er vorher Salz auf die brennenden Kohlen streuen müsse, und er ging wieder hin und that das auch; aber er brachte doch auch dasmal nichts zu Hause, als nur schwarze Holzkohlen. Es muß also eine ganz eigne Bewandniß mit dem Heben dieses Schatzes haben.

Vgl. E. M. Arndt, Märchen und Jugenderinnerungen, I. S. 397—400.

208. Die Jungfrau im Ziegenorter Forst.

In dem Ziegenorter Forst zwischen Stettin und Uckermünde sah man in früheren Zeiten oft eine weiße Jungfrau sitzen, die laut weinte und durch den Wald klagte. Sie saß gewöhnlich an einem kleinen Bache, der dort unten im Thale fließt. Sie war dorthin gebannt worden, und konnte nicht anders erlöset werden, als wenn Jemand sie am St. Johannistage durch den Bach trug. Sie hat viele, viele Jahre hierauf warten müssen, und manchen Johannistag hörte man ihre Klagen und Bitten um Erlösung an die Vorübergehenden durch den Wald schallen. Alle, die da vorübergingen, und sie sahen und hörten, fürchteten sich vor dem Zauber, und wagten nicht heran zu gehen, sondern machten, daß sie eilig von dannen kamen. Zuletzt an einem St. Johannistage war einstmals ein Jäger an dem Bache eingeschlafen. Wie der um Mittag

aufwacht, da sieht er die Jungfrau vor sich stehen; sie hatte wunderschöne Augen, und sie weinte und klagte bitterlich über ihr grosses Elend, und bat ihn, daß er sie durch die Fuhrt tragen möge. Da wurde der Jäger gerührt; er faßte sich ein Herz, nahm sie auf seinen Arm und trug sie eilends durch die Wellen des kleinen Baches. Und als er sie an der anderen Seite auf das grüne Ufer legt, da war plötzlich der Zauber gelöset, und die Jungfrau verschwunden. Aber an der Stelle, wo sie ihm erschienen war, sah der Jäger jetzt einen großen, unermeßlich reichen Schatz liegen, den die Jungfrau hatte verwahren müssen. Den nahm er zu sich, und er wurde für sein Leben lang ein reicher Mann.

Man erzählt auch, daß, einige Zeit vor ihrer Erlösung durch den Jäger, an einem Johannistage ein Bauer mit einem Fuder Holze bei ihr vorbeigekommen sey. Den hat die Jungfrau freundlich angeredet mit den Worten:

Lod av din Foder Holt!
Lod up en Foder Gold!
Drag mi hier dör davon,
Soll ok nich schwere gon!

Der Bauer hat aber keine Lust gehabt, sondern ihr erwidert:

Dat Gold kann mi nich raken,
Na fort mot ik't verlaten,
Do helpt ken hoher Mod,
Wann kümmt de bittre Dod!

Darauf ist denn die Jungfrau unter vielen Wehklagen verschwunden.

Freyberg, Pommersche Sagen, S. 10—13.
Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

209. Prinzessin Swanvithe.

Bei der Stadt Garz auf Rügen befindet sich ein See, neben welchem früher ein Schloß der heidnischen Könige gestanden hat. Als dieses Schloß vor vielen Jahren von den Christen genommen und zerstört ist, hat darin ein alter Heidenkönig gelebt, der ist sehr reich gewesen, und so geizig, daß er immer bei seinen Schätzen von Gold und Edelsteinen gelegen hat, die er in einem großen Saale tief unter dem Schlosse aufgehäuft hatte. Darin wühlte er Tag und Nacht umher, und als das Schloß von den Christen zerstört wurde, da lag er auch darin verschüttet, so daß er eines elenden Hungertodes sterben mußte. Darauf, weil seine Seele von dem irdischen Gute nicht scheiden konnte, wurde er in einen schwarzen Hund verwandelt, der nun immerwährend die Goldhaufen bewachen muß. Zuweilen sieht man ihn auch in seiner menschlichen Gestalt, mit Helm und Panzer angethan, auf einem Schimmel über die Stadt und über den See reiten; manchmal hat er dabei anstatt des Helmes eine goldene Krone auf. Andere haben ihn auch wohl in der Nacht im Garzer Holze an dem Wege nach Poseritz gesehen, wie er mit einer schwarzen Pudelmütze auf dem Kopfe und einem weißen Stocke in der Hand herumwandelt.

Wie nun dieser alte Heidenkönig erlöset werden kann, das mag folgende Geschichte erzählen.

Viele Jahre nachher begab es sich, daß in Bergen ein König von Rügen wohnte, der eine schöne Tochter hatte, Swanvithe geheißen. Zu der kamen viele fremde Prinzen, um sie zu freien. Sie wollte aber keinen von ihnen, als den Prinzen Peter von Dänemark, der ein feiner und stattlicher Mann war, und ihr ausnehmend wohl gefiel. Der wurde also ihr verlobter Bräutigam, und es sollte

bald die Hochzeit seyn. Hierüber ärgerte sich sehr ein polnischer Prinz, der auch zu ihren Freiern gehörte, und weil er von tückischem, boshaftem Gemüthe war, so streute er glaubhaft unter die Leute aus, die Prinzessin führe ein unzüchtiges Leben und habe manche Nacht bei ihm zugebracht. Das wußte er so glaublich zu machen, daß Alle ihm traueten, und es reisete nun ein Freier nach dem andern fort, und auch der Prinz von Dänemark wollte nichts mehr von der Verlobung wissen. Die Geschichte kam zuletzt an den König, und er glaubte sie wie die Andern, und gerieth darüber so in Zorn, daß er die Prinzessin schlug und ihr Haar zerriß, und sie in einen finstern Thurm einsperren ließ, damit er sie nimmer wieder vor Augen bekäme.

In dem Thurme saß die Prinzessin wohl über drei Jahre, und sie grämte und mühete sich vergebens, wie sie ihrem Vater ihre Unschuld beweisen solle. Da fiel ihr zuletzt die Geschichte mit dem alten Heidenkönige ein, und wie derselbe erlöset werden könne. Dies soll nämlich geschehen können, wenn eine reine Jungfrau den Muth hat, in der Johannisnacht zwischen zwölf und ein Uhr nackt und einsam den Schloßwall an dem Garzer See zu ersteigen, und darauf rückwärts so lange hin und her zu gehen, bis sie gerade auf die Stelle trifft, unter der bei der Zerstörung des Schlosses die Thür und die Treppe zu der Schatzkammer des alten Königs verschüttet sind. Sie wird dann hinuntergleiten, aber ohne Schaden zu besorgen, und nun kann sie so viel Gold und Edelsteine nehmen, als sie tragen kann, und damit bei Sonnenaufgang wieder zurückgehen. Was sie nicht selbst tragen kann, wird ihr der alte König nachtragen, also daß sie zeitlebens Geld und Gut genug haben wird. Sie darf sich aber die ganze Zeit über kein einziges Mal umsehen, und sie darf kein einziges Wort sprechen, sonst gelingt es ihr nicht, und sie

kommt elendiglich um. Eben so ergeht es ihr, wenn sie keine keusche Jungfrau ist.

Dieses fiel der Prinzessin Swanvithe in ihrem einsamen Gefängnisse ein, und sie gedachte, das Wagestück zu unternehmen, um so ihrem Vater und der ganzen Welt zu beweisen, daß sie rein und unschuldig sey, und daß der schlechte Pole sie belogen habe. Sie ließ daher ihr Vorhaben dem Könige anzeigen, und bat ihn um Erlaubniß, dasselbe auszuführen. Das wurde ihr gestattet.

Als nun einige Zeit nachher die Johannisnacht kam, da ging die Prinzessin allein von Bergen nach Garz; und wie es vom Garzer Kirchthurm Mitternacht schlug, so that sie ihre Kleider von sich, und betrat den Schloßwall, auf dem sie nun rückwärts auf und ab schritt, mit einer Johannisruthe, die sie mitgenommen hatte, die Erde berührend. Nicht lange war sie so geschritten, da that sich die Erde auf, und sie glitt sanft und langsam tief hinunter, bis in einen großen Saal, in dem über tausend Lichter brannten, so daß es darin heller war, als am klarsten Mittage. Die Wände des Saals waren von Marmor und Diamantenspiegeln, und der ganze Saal voll großer Haufen von Silber, Gold und Edelsteinen. Hinten in einer Ecke saß der König, der alle diese Schätze bewachte; es war ein kleines, graues Männchen, das ihr zuwinkte, um ihr Muth einzusprechen. Sie aber fürchtete sich nicht, und begrüßte den König nur leise mit der Hand. Da erschienen auf einmal eine große Menge herrlich gekleideter Diener und Dienerinnen. Die füllten alle ihre Hände und Kleider mit Gold und Edelsteinen, und also that auch die Prinzessin. Und wie sie genug hatte, da trat sie ihren Rückweg an, und alle die Diener und Dienerinnen folgten ihr. Wie sie so nun schon viele Stufen heraufgestiegen war, so ward ihr auf einmal bange, ob jene mit den

Schätzen ihr auch wohl folgen würden und sie wandte sich um, nach ihnen zu sehen. Aber das war ihr großes Unglück: denn auf einmal verwandelte sich der alte König in einen großen schwarzen Hund, der mit feurigem Rachen und glühenden Augen auf sie zusprang, und wie sie nun weiter vor Angst und Entsetzen laut ausrief: O Herr je! da schlug auf einmal die Thür über ihr mit lautem Knalle zu, und die Treppe versank, und sie fiel in den großen Saal hinein, in dem die Lichter plötzlich verlöschten. Darin sitzt sie nun schon viele hundert Jahre lang, und muß dem alten Heidenkönige helfen, seine Schätze zu hüten.

Sie kann nur erlöset werden, wenn ein reiner Junggesell es wagt, in der Johannisnacht auf dieselbe Weise, wie sie es that, auf den Garzer Schloßwall zu gehen, und in die Schatzkammer hinabzufallen. Er muß sich dann dreimal vor ihr neigen, und ihr einen Kuß geben, und sie still an der Hand herausführen. Sprechen darf er dabei kein Wort. Wer sie so herausbringt, der wird ihr Gemahl werden, und so viel Schätze erwerben, daß er sich ein ganzes Königreich kaufen kann.

Es sollen schon Viele dieses Wagestück versucht haben; aber es ist noch Keiner zurückgekommen. Man sagt, der alte schwarze Hund sey so schrecklich, daß Alle, die ihn sehen, vor Entsetzen laut schreien müssen, und dann ist Alles vorbei. Zuletzt soll noch vor dreißig oder vierzig Jahren ein Schuhmachergesell hier verschwunden seyn.

E. M. Arndt, Märchen und Jugenderinnerungen, I. S. 10—29.

210. Die schwarze Frau auf dem Königsstuhl.

In Rügen hat einst eine Fürstin gelebt, die viele Schätze hatte. Sie fürchtete, daß ihr diese geraubt werden möchten, und sie ließ sie daher in dem Kreidefelsen der Stubbenkammer vergraben. Die Gräber aber ließ sie

darauf hinrichten, damit sie nicht verrathen sollten, wo die Schätze lägen. Dafür muß sie nun noch immmer bei denselben in dem Berge Wache halten. Alle Jahre am Johannistage kommt sie aus dem Innern des Felsens hervor, und setzt sich oben auf den Königsstuhl. Dort wartet sie den ganzen Tag, ob Keiner kommen will, die Schätze zu heben und sie zu erlösen. Auf welche Weise dies geschehen kann, weiß man nicht.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

211. Die Jungfrau am Waschstein bei Stubbenkammer.

Dicht bei Stubbenkammer auf Rügen erhebt sich am Strande des Meeres der Waschstein. In einer Höhle unter demselben hat vor Zeiten der berüchtigte Seeräuber Störtebeck seine Niederlage gehabt; dorthin zog er, um von seinen Räubereien auszuruhen, mit seiner Bande, welche im Lande den Namen der Vitalienbrüder hatte; dort verbarg er seine großen geraubten Schätze. Dieser Zufluchtsort war allen seinen Verfolgern unbekannt, und er war deshalb in demselben sicher vor Verfolgung.

In dieser Höhle ist es noch jetzt nicht geheuer, und man trifft allnächtlich um Mitternacht einen seltsamen Spuck darin. Insbesondere sieht man oft eine trauernde Jungfrau daraus hervorkommen, mit einem blutigen Tuche in der Hand. Mit demselben begiebt sie sich an das Wasser, um die Blutflecken herauszuwaschen. Aber dies will ihr nicht gelingen, und sie geht dann seufzend in die dunkele Höhle zurück. Von dieser Jungfrau erzählt man, daß sie ein vornehmes Fräulein aus Riga gewesen ist, die hat Störtebeck einmal auf einem Raubzuge nach Liefland gefangen und mit sich weggeführt, gerade als sie ihrem Bräu-

tigam sollte angetraut werden. Der deutsche Ordensmeister hat ihn zwar mit vielen Schiffen verfolgt, ihn aber nicht einholen können. Darauf hat Störtebeck sie in die Höhle am Waschstein gebracht, und wie er wieder zu einem neuen Zuge in See gegangen, hat er sie darin sammt allen seinen geraubten Schätzen eingeschlossen. Von diesem Zuge ist er aber nicht wieder heimgekehrt; denn es war im Jahre 1402, und in diesem selbigen Jahre wurde er mit 711 seiner Spießgesellen von den Hamburgern nach einem blutigen Treffen eingefangen und nach Hamburg gebracht, wo sie sämmtlich hingerichtet wurden. Die Jungfrau mußte darauf, weil Niemand sie befreien konnte, in der Höhle am Waschstein einen schrecklichen Tod sterben, und sie hat noch immer bei den Schätzen, die sie bewacht, keine Ruhe finden können.

Vor vielen Jahren sah sie einmal ein Fischer, wie sie unten am Waschstein stand und das blutige Tuch vergebens in das Meer eintauchte, und vergebens die Blutflecken herauszuringen suchte. Er faßte sich ein Herz und ruderte näher zu ihr hin, und redete sie an mit den Worten: Gott helf, schöne Jungfrau! Was machst du so spät hier noch allein? Die Jungfrau verschwand darauf; aber der Fischer war wie von einer Zauberei befangen, so daß er nicht von der Stelle konnte. Und wie nun Mitternacht kam, da sah er die Jungfrau wieder; sie trat zwischen den Kreidefelsen hervor auf ihn zu, und sprach zu ihm: Weil du Gott helf zu mir gesprochen, so ist dein Glück gemacht; folge mir nach! Damit kehrte sie zwischen die Felsen, und er folgte ihr in eine große, weite Höhle, die er vorher noch nie gesehen. Darin lagen unermeßliche Haufen von Silber, Gold, Edelsteinen und Kostbarkeiten aller Art.

Wie der Fischer die noch überschaute, so hörte er auf

einmal auf der See Ruderschlag, und als er sich danach umblickte, da sah er ein großes schwarzes Schiff nahen; aus demselben stiegen an die tausend Männer, Alle in dunkler, alter Tracht, und Alle das Haupt unter dem Arme tragend. Die schritten still, und ohne ein Wort zu sprechen, in die Höhle hinein, und fingen an, in den geraubten Schätzen zu wühlen und sie zu zählen. Das waren die Geister des geköpften Störtebeck und seiner Genossen; sie kommen jede Nacht so dahin und zählen ihren Raub, ob er noch vorhanden ist. Nachdem sie lange in dem Golde herumgewühlt hatten, verschwanden sie Alle wieder; und nun füllte die Jungfrau dem Fischer einen Krug mit Gold und Edelsteinen, daß er Zeitlebens der Reichthümer genug hatte. Darauf geleitete sie ihn zu seinem Schiffe zurück, und als er sich wieder nach ihr umsah, war sie zusammt der Höhle verschwunden. Oben auf dem Waschstein kann man auch alle sieben Jahre ein Meerweibchen sehen, die dann aus der See steigt, um sich oben auf dem Steine in der Sonne zu waschen.

Carl Lappe, Pommerbuch, S. 25.
Freyberg, Pommersche Sagen, S. 25—31.
Grümbke, Darstellung der Insel Rügen, I. S. 42.

212. Die schwarze Frau in der Stubbenkammer.

In der Stubbenkammer auf der Insel Rügen befindet sich eine große, tiefe Höhle, die Höhle der schwarzen Frau genannt. Es führt zu derselben ein steiler und schmaler Pfad, der tief in die Felsen hineingeht. In dieser Höhle sitzt eine schwarze Frau. Sie sitzt da schon seit vielen hundert Jahren, und ist jetzt auf ewige Zeiten dahin gebannt. Früher bewachte sie einen goldenen Becher, und damals hielt eine weiße Taube oben auf dem Felsen die Wacht. Das ist aber jetzt anders. Denn einstens vor

mehr als hundert Jahren kam ein Schiff aus dem Meere; daraus stiegen viele fremde und hohe Männer, die fragten, wo die Höhle der schwarzen Frau sey. Und als man sie ihnen gezeigt hatte, so begaben sie sich dahin mit einem Missethäter, den sie mit sich führten. Dieser war in seiner Heimath zum Tode verurtheilt, aber der König hatte ihn begnadigt, wenn er den Becher holen werde, den die schwarze Frau bewachte. Die Männer führten ihn bis auf den Felsenpfad, der zu der Höhle geht. Dort löseten sie seine Fesseln, und nun mußte er allein zur Höhle gehen. Er fand sie offen. Die ganze Höhle war voll heißer, heller Flammen, so daß man es vor Hitze nicht darin aushalten konnte. Mitten in diesem Feuer saß unbeweglich die schwarze Frau; sie war ganz in schwarze Kleider gehüllt, und ein schwarzer Schleier hing vor ihrem Gesichte. Neben ihr lag von reinem Golde der Becher, den sie hütete. Der Missethäter schritt zagend, aber doch eilig, um aus diesem Meere von Gluth zu entkommen, auf sie zu, und langte nach dem Becher. Da bewegte sich die schwarze Frau, und sagte mit klagender Stimme zu ihm: Wähle recht, fremder Mann; wenn du recht wählst, so bin ich auf ewig dein! Aber der Missethäter sah nichts als den Becher, den ergriff er, und lief eiligst damit fort aus der Höhle, denn er verstand die Worte der Frau nicht, und dachte nicht daran, daß er sie selbst hätte nehmen und erlösen sollen. Im Zurückkehren hörte er sie schwer und tief hinter sich seufzen, und sie klagte mit trauriger Stimme: Wehe mir, nun kann mich Keiner mehr erlösen! In dem Augenblicke verschwand auch die weiße Taube oben vom Felsen, und an ihrer Stelle sah man einen schwarzen Raben, der dort jetzt die ewige Wacht hält. Die schwarze Frau jammerte aber in der Höhle so laut, daß alle Männer, als der Missethäter ihnen den Becher übergab, sie

deutlich hörten. Sie entsetzten sich darüber, und trugen, als wenn sie dadurch die Frau befreien könnten, den Becher in die benachbarte Kirche zu Bobbin, wo man ihn zum ewigen Andenken noch jetzt sehen kann.

Freyberg, Pommersche Sagen, S. 19—22.
Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

213. Die Seejungfer im Haff.

Im Oder-Haff ist schon seit undenklichen Zeiten eine wunderschöne Seejungfer. Wenn die Schiffer, besonders die Fischer, am Ufer arbeiten, so steigt sie oft bis an den halben Leib aus dem Wasser heraus, und sieht ihren Arbeiten zu. Sie sagt nichts; aber wer sie so sieht, dem bedeutet sie Glück.

Mündlich.

214. Der Chimmeke in Loitz.

Auf den Schlössern in Pommern gab es in früheren Zeiten viele Poltergeister, die das Volk Chimmeke nannte. Man mußte sie sich zu Freunden halten, dann thaten sie Niemandem etwas zu Leide. Sonst konnten sie aber sehr böse werden. — Ein solcher Chimmeke war auch auf dem alten Schlosse zu Loitz. Er war schon lange Jahre da gewesen, und man mußte ihm jeden Abend einen irdenen Topf mit süßer Milch vorsetzen. Die aß er über Nacht auf, und also that er keinen Schaden. Wie aber zu einer Zeit, gegen das Jahr 1370, die Mecklenburger das Schloß inne hatten, so war darin ein übermüthiger Küchenjunge, der nahm dem Chimmeke einstmals die Milch weg und trank sie selbst aus, dem Geiste spöttische Worte gebend. Das verdroß diesen sehr, und wie am anderen Morgen früh, bevor noch der Koch aufgestanden, der Küchenjunge

in die Küche kam, und das Feuer anmachte, da ergriff der Chimmeke den Buben, zerhauete ihn in Stücke, und steckte diese in den großen Grapen, der mit heißem Wasser auf dem Feuer stand. Danach kam der Koch in die Küche und wollte Fleisch holen, dasselbe in den Grapen zum Kochen zu werfen. Da lachte aber der Chimmeke und sagte zu dem Koche, das Fleisch sey schon gar, er solle nur anrichten und es aufsetzen. Der Koch sah in den Grapen, und fand darin die gekochten Hände und Füße, und erkannte, daß sie des Buben waren. Darüber erschrak er sehr. Der Geist ist von der Zeit an aus dem Schlosse weggezogen und hat sich nicht wieder sehen lassen. — Der Grapen, worin der Küchenjunge also gekocht worden, ist nachher noch viele Jahre auf dem Schlosse gezeigt; wo er jetzt ist, weiß man nicht.

Kantzow, Pomerania, I. S. 333.
Micrälius, Altes Pommerl. I. S. 268.

215. Die Kobolde mit den rothen Hosen.

Zu einer Zeit gab es in Greifswald eine Menge gräßlich anzusehender kleiner Kobolde, welche rothe Hosen an den Beinen trugen. Sie hielten sich besonders in der Knopfstraße auf, wo sie die Häuser besetzten, und auf den Böden ihr Spektakel trieben und dann oben aus den Schornsteinen herausguckten, und die Leute auf der Straße verhöhnten. Wenn man sie fangen wollte, so entsprangen sie durch die Schornsteine, und man sah ihre rothen Hosen oft schon auf dem dritten Dache, wenn man sie noch in dem ersten Hause suchte. Endlich verschwanden sie von selbst.

Mündlich.

216. Die Erdgeister in Greifswald.

In der Stadt Greifswald und der Umgegend hielten sich in früheren Zeiten viele unterirdische Erdgeister auf, von den Leuten gewöhnlich nur die Zwerge genannt. Sie haben sehr lange dort gehauset, bis sie zuletzt auf einmal ganz aus dem Lande gezogen sind. Zu welcher Zeit und bei was für Gelegenheit dies geschehen ist, weiß man nicht mehr; aber man weiß noch recht gut den Weg, den sie genommen, und daß sie bei Jarmen aus Pommern gegangen sind. Von da sollen sie sich weiter in das gebirgige Land begeben haben.

Diese Erdgeister hatten Gewalt über alles Gold und Silber, und über die edlen Steine, die in der Erde verborgen liegen; sie waren auch im Ganzen gutmüthig und halfen den Menschen gern, und thaten ihnen Gutes. Dabei trugen sie aber manchmal ein sonderbares Verlangen nach hübschen Menschenkindern, so daß sie die den Leuten oft aus der Wiege stahlen und ihre häßlichen Wechselbälge dafür hinlegten. Oft auch verliebten sie sich in hübsche Mädchen und begehrten ihrer zur Ehe. Der Weg zu ihren unterirdischen Wohnungen ging gewöhnlich durch einen schmutzigen Ort, z. B. unter dem Gußloche des Spülichts oder unter einer Tranktonne her. Des Tages krochen sie in Gestalt von Fröschen oder anderem häßlichen Ungeziefer umher, des Nachts aber zeigten sie sich in ihrer eigentlichen Gestalt; besonders tanzten sie gern im Mondschein, und waren dann vergnügt und lustig.

Man erzählt sich viele sonderbare Geschichten von ihnen. So war einmal in Greifswald eine Frau, die verwünschte eines Abends, wie es schon spät war, ihr Kind, weil es so arg schrie, und die Frau nicht schlafen konnte. Da that sich auf einmal die Thür leise und behende auf,

und es schlich sich ein Zwerg herein, der riß ihr schnell das Kind vom Schooße und lief damit fort; die Frau hat das Kind niemals wieder gesehen. Einer anderen Frau glückte es eines Abends noch eben, ihr Kind an der Ferse fest zu halten, als sie eingeschlafen war, und ein Zwerg es ihr vom Schooße hatte stehlen wollen.

Ein andermal kam zu einer Köchin eine große dicke Kröte in die Küche. Die Köchin nahm einen Spaten, um das Thier todt zu schlagen, dieses aber kroch geschwind unter eine Tranktonne und rettete so mit genauer Noth sein Leben. Nicht lange danach wurde das Mädchen von den Zwergen zu Gevatter gebeten, und wie sie zugesagt hatte, des Nachts unter dem Backtroge in die Erde geführt. Sie mußte viele Treppen heruntersteigen, bis sie in das Zimmer der Kindbetterin kam. Hier war Alles von Gold und Silber, und die Wöchnerin selbst war über und über mit Juwelen bedeckt. Nachdem das Kind getauft war, setzte man sich zu Tische; der Tisch war gedeckt mit lauter golddurchwirkten Laken, und mit vielen köstlichen Speisen besetzt, die in silbernen und goldenen Schüsseln standen. Aber über dem Kopfe der Köchin hing auf einmal ein großer schwerer Mühlstein an einem seidenen Faden. Darüber erschrak die Köchin sehr und wollte in ihrer Angst geschwinde aufstehen. Die Kindbetterin sagte aber zu ihr: Fürchte dich nicht, dir wird nichts geschehen; ich wollte dir nur zeigen, wie angst mir war, als du mich vor Kurzem in der Küche mit dem Spaten verfolgtest, und mein Leben auch an einem seidenen Faden hing. Das Mädchen konnte aber doch seine Furcht nicht verwinden, bis es zuletzt mit vielen Geschenken entlassen wurde.

Wieder ein ander Mal hatte sich ein vornehmer Zwerg in ein schönes Mädchen verliebt, und begehrte sie mit Gewalt zur Frau. Das Mädchen hatte zwar einen großen

Widerwillen gegen ihn, weil er so klein und gewiß nicht schön war, und sie konnte sich nicht dazu entschließen, ihn zu heirathen. Er steckte sich aber hinter ihren Vater, und weil er diesem viel Geld und Gut versprach, so mußte sie ihm zuletzt ihre Hand zusagen. Nun kam sie aber mit ihm überein, daß sie ihrer Zusage los seyn solle, und er wolle von ihr abstehen, wenn es ihr gelinge, seinen Namen zu erfahren. Das Mädchen kundschaftete lange Zeit vergebens. Zuletzt half ihr der Zufall. Es fuhr nämlich in einer Nacht ein Fischhändler die Straße nach Greifswald. Wie der an einer Stelle viele Zwerge lustig im Mondschein tanzen und springen sah, da hielt er verwundert an, und nun hörte er auf einmal, wie einer der Zwerge in seiner Freude laut rief: Wenn meine Braut wüßte, daß ich Doppeltürk heiße, sie nähme mich nicht! Das erzählte der Fischhändler des anderen Tages im Wirthshause zu Greifswald, und von der Wirthstochter hörte es die Braut. Diese dachte gleich, daß das ihr Liebhaber gewesen sey, und wie derselbe wie der zu ihr kam, nannte sie ihn Doppeltürk. Da verschwand der Zwerg in großem Aerger, und die Liebschaft hatte ein Ende.

Mündlich.

217. Die Uellerkens bei Boek.

Die kleinen, in der Erde wohnenden und dem Menschen freundlichen Zwerge werden in manchen Gegenden von Pommern von den Leuten Uellerkens genannt. Man findet sie an vielen Orten; fast bei jedem Berge erzählt man etwas von ihnen.

Am Glandower See bei dem Dorfe Boek liegt ein Berg, in welchem auch die Uellerkens sind. Vor noch nicht vielen Jahren wohnte am Ende des Dorfes eine alte Frau, mit der sie gute Freundschaft hielten. Sie besuch-

ten dieselbe oft, und baten sie, ihnen einen Backtrog zu zu leihen. Die Frau that das gern, und als sie ihr am anderen Morgen den Trog zurückbrachten, hatten sie zur Dankbarkeit ein schönes, feines Brod hineingelegt.

Ein andermal hörte diese Frau, wie des Nachts unten in ihrem Keller Musik und sonstiges Geräusch war. Sie ging daher hinunter, um zu sehen, was es da gebe, und erblickte durch eine Spalte der Thür, daß der Keller hell erleuchtet und voller Uellerkens war. Einer von ihnen saß auf einem Fasse und geigte, und die Uebrigen tanzten und spielten und schmauseten. Die Frau beging nun die Unvorsichtigkeit, daß sie mit ihrem Lichte in den Keller hineintrat. Das fremde Licht konnten die Uellerkens nicht vertragen. Sie verschwanden deshalb augenblicklich, und löschten ihre Lichter und auch das Licht der Frau aus, daß sie kaum aus der Finsterniß sich wieder herausfinden konnte. Böse waren sie ihr aber nicht geworden, denn als sie am anderen Morgen in den Keller zurückging, fand sie darin schöne Sachen, welche die Uellerkens ihr zum Geschenke zurückgelassen hatten.

Mündlich.

218. Die Unterirdischen bei Bernstein.

Auch in der Gegend der Stadt Bernstein in Pommern halten sich viele kleine Zwerge auf, welche von den Leuten dort die Unterirdischen genannt werden. Einer von ihnen kam einstens auf lange Zeit zu einem armen Schuhmacher und half ihm bei der Arbeit, so daß der Schuhmacher schon anfing zu Gelde zu kommen. Da fiel es dem Manne ein, sich gegen den Kleinen dankbar zu beweisen, und er ließ ihm einen hübschen neuen Rock machen. So etwas können die Unterirdischen aber nicht vertragen, und als der Zwerg daher den Rock bekam, ging er gleich

fort mit den Worten: Meister, nun hast du mich abgelohnt, nun ist es mit der Arbeit aus! — Er kam auch nicht wieder.

Mündlich.

219. Die Unterirdischen bei Budow.

In dem Dorfe Budow unweit Stolpe war einstens ein Schäfer, der hatte einen Dudelsack, auf dem er sich bei den Schafen auf dem Felde etwas vordudelte. Als er nun auch einmal saß und spielte, da sah er einen Frosch vor sich, der sprang herum, als wenn er ordentlich nach der Musik tanzte. Das sah der Schäfer eine Weile an, zuletzt wollte er mit dem Fuße danach stoßen; auf einmal war aber der Frosch verschwunden. Ueber eine kleine Weile fand sich nun ein klein Männchen, ein Unterirdischer, zu ihm ein. Der fragte ihn: Mein lieber Schäfer, wollte er den Frosch todt machen? Der Schäfer sagte: Nein, das war ich nicht Willens! ich wunderte mich nur, daß das Ding so putzig sprang. Da sagte das Männchen zu ihm: Mein lieber Schäfer, wenn er den Frosch todt gemacht hätte, so hätte er mich getroffen, denn der Frosch war ich. Darauf bat das Männchen den Schäfer, ob er nicht mit ihm gehen wolle zu den Leuten von seiner Art, und ein Bischen auf dem Dudelsacke spielen, denn seine Tochter mache heute Hochzeit. Der Schäfer entgegnete ihm: Das geht nicht, denn wo würden unterdeß meine Schafe bleiben? Das Männchen versprach ihm aber, sie sollten gut versehen werden, worauf der Schäfer sich bereden ließ und mit ihm ging. Sie gingen nur ein klein Endchen, da that sich die Erde vor ihnen auf, und sie stiegen eine Treppe hinunter, bis sie in eine schöne Stube kamen. Darin waren so viele Gäste beisammen, daß es ordentlich krimmelte und wimmelte. Zuerst trug man dem

Schäfer viel Essen und Trinken auf den Tisch, und bat ihn, davon zu genießen. Nach dem Essen dudelte er dann die ganze Nacht durch, und die kleinen Leute tanzten und sprangen, daß ihnen die Kittel um den Kopf flogen.

Als es Tag geworden war, so bat der Schäfer, sie möchten ihn jetzt wieder zu seiner Heerde bringen. Das waren sie zufrieden. Aber vorher kamen Viele an ihn heran und steckten ihm alle Taschen voll Kerbspähne; doch merkte er nichts davon, denn er hatte von dem vielen Trinken etwas zu viel in der Krone. Darauf brachten sie ihn auf den Weg, und dasselbige Männchen, das ihn geholt hatte, führte ihn wieder auf das Feld, wo seine Schafe noch waren, und verschwand dann, nachdem es ihm nochmals viel gedankt hatte. Wie der Schäfer nun mit seinen Schafen nach Hause trieb, da kamen ihm auf einmal seine Taschen so schwer vor, und als er hineinfühlte, da fand er die Kerbspähne darin. Das verdroß ihn, denn er meinte, die Unterirdischen hätten ihn zum Narren gehabt, und er schmiß sie nun alle von sich auf die Erde. Nur die Tasche vorn auf der Brust vergaß er, und was er in dieser hatte, ließ er darin. Das war gut, bis er des Abends sich auszog, um zu Bette zu gehen. Da hörte er auf einmal in der Brusttasche etwas klingen. Das verwunderte ihn, und wie er hineingriff, so hatte er die ganze Tasche voll harter Thaler. Da merkte er wohl, daß ihm die Unterirdischen das als Bezahlung für sein Spielen gegeben hätten, und er ärgerte sich, daß er so viel weggeworfen hätte. Die Nacht wurde ihm recht lang, und am anderen Morgen war sein Erstes, daß er zurückging und nach den weggeworfenen Spähnen suchte. Aber er fand davon nichts wieder.

Baltische Studien, II. 1. S. 170. 171.

220. Das Pathengeschenk.

In der Gegend von Stralsund lebte einstmals eine fromme Frau. Als die eines Abends gerade in der Postille las, klopfte es an ihre Thür, und es trat ein ganz kleines Fräuchen herein. Das war eine Kindtaufbitterin der Unterirdischen, und ladete die fromme Frau zur Kindtaufe ein. Diese erstaunte zwar darüber, sagte aber endlich zu, und das fremde Weiblein versprach darauf, sie abzuholen. Nach ein paar Tagen kam die Unterirdische wieder und holte die Frau ab. Sie führte diese aber nicht aus dem Hause, sondern durch die Hofthüre in ihren eigenen Kuhstall, und dort ging sie mit ihr eine Treppe hinab, welche die Frau vorher noch nie gesehen hatte. So kamen sie in ein schönes Gemach, wo viele Unterirdische waren, und die Kindtaufe gehalten wurde. Als diese vorbei war, gaben alle die unterirdischen Frauen der Kindbetterin ein Pathengeld. Daran hatte die fromme Frau aber nicht gedacht, und sie hatte nichts bei sich. Sie wollte sich darüber sehr entschuldigen, aber die Unterirdischen sagten ihr, das schade nichts; sie baten sie dagegen, daß sie doch den Kuhstall verlegen möge, indem die Jauche ihnen gerade auf ihren Tisch komme. Das versprach die Frau, und sie waren darüber sehr froh. Die Frau hat auch ihr Versprechen gehalten.

Mündlich.

221. Die Zwerge in den neun Bergen.

Auf der Insel Rügen sind allenthalben viele Zwerge. Es sind deren drei verschiedene Arten, weiße, braune und schwarze. Die weißen und braunen sind gute und thun so leicht Niemandem etwas zu Leide. Die freundlichsten von ihnen sind die weißen. Die schwarzen aber, welche

Tausendkünstler sind, taugen nicht viel, sie sind voller Trug und Schalkheit, und man darf ihnen nicht trauen. Alle diese Zwerge halten sich besonders gern in den Bergen der Insel auf. Auch in den neun Bergen bei Rambin sind ihrer viele, aber nur braune, die in sieben, und weiße, die in den zwei anderen Bergen wohnen. Sie führen dort ein lustiges Leben, und haben Musik und das schönste Essen und Trinken vollauf. Sie haben auch viele Menschenkinder bei sich, und sie lieben es, die schönsten Knaben und Mädchen den Leuten zu stehlen, und sie mit in ihre Berge zu nehmen, wo sie ihnen dienen müssen. Sie dürfen sie aber nur bis zu einer gewissen Zeit behalten; denn alle funfzig Jahre müssen sie das herausgeben, was sie bis dahin eingefangen haben. Dabei ist es denn merkwürdig, daß den Kindern, die in den Bergen gesessen haben, diese Zeit nicht voll an ihrem Alter angerechnet wird, und daß Keiner darin älter werden kann, als zwanzig Jahre, und wenn er auch volle funfzig Jahre in den Bergen gesessen hätte.

Wem es glückt, von diesen Zwergen etwas in seine Gewalt zu bekommen, z. B. eine Mütze von ihnen, oder dergleichen, dem müssen sie dienen, und er kann alsdann ein sehr reicher und vornehmer Herr werden. Es hat schon Mancher so sein Glück gemacht, und man hat recht artige Geschichten davon, die hübsch erzählt hat

E. M. Arndt, Märchen u. Jugenderinnerungen, I. S. 157—229.

222. Johann Wilde.

Vor vielen Jahren lebte in dem Dorfe Rodenkirchen auf Rügen ein Bauer, Namens Johann Wilde. Der wollte gern reich werden, und fing das auf folgende listige Weise an: Er ging um Mitternacht zu den neun Bergen,

nahm eine Branntweinflasche mit und legte sich nieder, als wenn er schwer betrunken wäre. Wie nun die Zwerge aus den neun Bergen hervorkamen, um auf der Oberwelt zu tanzen, da glaubten sie, daß er wirklich betrunken sey, und nahmen sich nicht sonderlich vor ihm in Acht, so daß es ihm glückte, einem von ihnen, ehe derselbe sich dessen versehen konnte, seinen gläsernen Schuh von dem kleinen Fuße zu ziehen. Mit dem lief er eilig zu Hause, wo er ihn sorgfältig verbarg. Die andere Nacht aber ging er zu den neun Bergen zurück, und rief laut hinein: Johann Wilde in Rodenkirchen hat einen schönen gläsernen Schuh; wer kauft ihn? wer kauft ihn? Denn er wußte, daß der Zwerg dann bald kommen würde, um seinen Schuh wieder einzulösen.

Der arme Zwerg mußte nun seinen Fuß so lange bloß tragen, bis er seinen Schuh zurück hatte. Sobald er daher wieder auf die Oberwelt kommen durfte, verkleidete er sich als ein reisender Kaufmann und ging zu Johann Wilde. Dem suchte er den Schuh Anfangs für ein Spottgeld abzukaufen; Johann Wilde pries aber seine Waare an, bis der Kleine ihm zuletzt die Kunst anzauberte, daß er in jeder Furche, die er pflügte, einen Ducaten finde. Dafür gab er den Schuh zurück.

Nun fing der Bauer geschwinde an zu pflügen, und so wie er die erste Scholle gebrochen hatte, sprang ein blanker Dukaten ihm aus der Erde entgegen, und das ging immer so von neuem, so oft er eine neue Furche anfing. Daher machte er denn auch bald ganz kleine Furchen, und er wendete den Pflug so oft um, als er nur eben konnte. Dadurch wurde Johann Wilde in Kurzem ein so reicher Mann, daß er selbst nicht wußte, wie reich er war. Aber es war dies Alles sein Unglück, und er hatte keinen Segen davon. Denn weil er immer des Geldes mehr

haben wollte, so pflügte er zuletzt Tag und Nacht und that nichts mehr als pflügen. Das konnten nun zwar seine Pferde wohl aushalten, denn er kaufte sich deren eine große Menge, damit sie immer frische Kräfte hätten, und desto mehr Furchen pflügen könnten; aber er selbst wurde durch die viele Mühe und Arbeit ganz krank und elend; und zuletzt fiel er hinter dem Pfluge hin und war vor Entkräftung plötzlich gestorben.

Seine Frau und Kinder fanden nach seinem Tode einen ungeheuren Schatz von Dukaten vor, davon haben sie sich große Güter gekauft, und sind nachher reiche und vornehme Edelleute geworden.

E. M. Arndt, Märchen u. Jugenderinnerungen, I. S. 235—240.

223. Fritz Schlagenteufel.

Ich habe schon gesagt, wie Mancher reich und vornehm geworden ist, dem es gelang, von den unterirdischen Zwergen, die auf Rügen hausen, etwas in seine Gewalt zu bekommen. Einen Beweis davon giebt Fritz Schlagenteufel. Der lebte vor vielen Jahren und war ein armer Schäferjunge zu Patzig, eine halbe Meile von der Stadt Bergen. Eines Morgens fand er zwischen den Hühnengräbern, die dort auf der Haide liegen, ein kleines silbernes Glöckchen. Das war von der Mütze eines braunen Zwerges, der es in der Nacht beim Tanze im Mondschein verloren hatte; zu seinem großen Unglück, denn nächst dem Verluste ihrer Mütze selbst, oder ihrer Schuhe, haben die Zwerge keinen schlimmeren Verlust als den des Glöckleins, so sie an der Mütze tragen, und des Spängleins an ihrem Gürtel. Sie können bei solchem Verluste nicht eher schlafen, als bis sie das Verlorne wieder herbeigeschafft haben. Darum grämte sich der arme Zwerg sehr, der das von

Fritz Schlagenteufel gefundene Glöcklein verloren hatte. Um sein Unglück aber voll zu machen, durfte er in der ersten Zeit noch nicht wieder aus seinem Berge heraus; denn die Zwerge dürfen nicht immer, sondern nur wenige Tage im Jahre auf die Oberwelt kommen. Als er endlich herauskam, da war sein Erstes, daß er sein verlornes Glöcklein suchte. Er konnte es lange nicht finden; denn Fritz Schlagenteufel war unterdeß von Patzig weggezogen nach Unruh bei Gingst, wo er Schäferknecht geworden war. Endlich kam der Zwerg auch hierher, und sah sein Glöcklein, wie der Schäfer, der auf dem Felde seine Schafe hütete, damit klingelte. Geschwinde verwandelte der Zwerg sich nun in eine alte arme Frau, und suchte dem Schäfer das Glöcklein mit glatten Worten abzuschwatzen. Das wollte ihm aber nicht glücken, denn Fritz Schlagenteufel wollte das schöne, hellklingende Glöcklein nicht von sich geben. Er zog daher zuletzt ein weißes Stäbchen hervor, das er dem Schäfer für sein Glöcklein anbot, dasselbe preisend, daß er damit allerlei Zauberei verrichten könne. Darauf ging Schlagenteufel ein, und der Zwerg bekam das Glöcklein zurück.

Das weiße Stäbchen war wirklich ein Zauberstab, der es machen konnte, daß alles Vieh, so damit getrieben wurde, vier Wochen früher fett ward, und zwei Pfund Wolle mehr trug, als anderes Vieh. Dadurch wurde denn Fritz Schlagenteufel in wenig Jahren der reichste Schäfer auf ganz Rügen, und kaufte sich zuletzt ein Rittergut, nämlich Grabitz bei Rambin, und wurde selbst ein Edelmann. Seine Nachkommenschaft blühet noch.

E. M. Arndt, Märchen u. Jugenderinnerungen, I. S. 229—235.

224. Der leichte Pflug.

Es war einmal ein Bauer auf der Insel Rügen, der fand, als er eines Morgens zu seinem Felde ging, auf einem steinernen Kreuze, das am Wege stand, einen schönen, blanken Wurm, der immer auf dem Kreuze hin und her lief, als wenn er große Angst hätte, und gern fort wolle und doch nicht könne. Nachdem das der Bauer eine Zeitlang voller Verwunderung angesehen hatte, fiel ihm ein, daß die kleinen Zwerge des Landes, wenn sie zufällig an etwas Geweihtes gerathen, daran festgehalten werden und nicht von der Stelle können. Er dachte also, daß der Wurm ein solcher Zwerg sey, der nicht von dem Kreuze könne, und er hoffte, dadurch sein Glück zu machen. Und so geschah es auch. Denn wie er nun den Wurm einfing, da verwandelte sich der auf der Stelle, und der Bauer hatte wirklich einen kleinen schwarzen Zwerg in der Hand. Der krümmte sich nun gewaltig, und wollte dem Bauern entschlüpfen, und wie er sah, daß das nicht anging, gab er gute Worte und bat jämmerlich um seine Freiheit. Der Bauer aber war klug, und sagte zu ihm: Nur still, du kleiner Gesell; umsonst kommst du nicht los. Ich werde dich nicht eher wieder zu den Deinigen lassen, als bis du mir versprichst, daß du mir einen Pflug machen willst, der so leicht ist, daß ihn auch das kleinste Füllen ziehen kann.

Die schwarzen Zwerge sind böse und tückisch, und gönnen den Menschen nichts. Der Gefangene antwortete daher dem Bauer gar nicht und schwieg mausestill, und dachte, dem Anderen werde die Zeit schon lang werden, und endlich müsse er ihn denn doch wieder frei geben. In dem eigensinnigen, tückischen Schweigen blieb er lange so. Es half selbst nicht, als der Bauer ihn prügelte und geißelte, daß ihm das Blut von dem kleinen Leibe floß.

Zuletzt aber, als ihn der Bauer in einen schwarzen eisernen Grapen steckte, und ihn so in eine kalte Kammer setzte, wo der Kleine frieren mußte, daß ihm die Zähne klapperten, kroch er zu Kreuze, und er versprach nun, den Pflug zu liefern. Darauf ließ ihn der Bauer flugs los, denn auch diese bösen schwarzen Zwerge müssen Alles halten, was sie versprochen, und man hat kein Beispiel, daß einer sein Wort gebrochen hätte. Am anderen Morgen stand vor der Thür des Bauern ein schöner eiserner Pflug, der so groß war, wie andere Pflüge, aber so leicht, daß ein Hund oder ein Kind ihn ohne alle Beschwerde ziehen, und das schwerste Land damit pflügen konnte. Dadurch wurde denn der Bauer bald der reichste Mann auf der Insel.

E. M. Arndt, Märchen u. Jugenderinnerungen, I. S. 241—246.

225. Jochen Schulz.

Es lebte einmal auf Rügen ein Jäger, Jochen Schulz geheißen, der zuletzt als Kirchenvogt zu Barth gestorben ist. Der war bisher immer glücklich auf der Jagd gewesen, konnte aber zu einer Zeit gar nichts mehr treffen, er mochte zielen so richtig und scharf, als er nur konnte. Er dachte gleich, daß das nicht mit rechten Dingen zugehe, aber er konnte nicht hinter den Grund kommen. Da sagte ihm zuletzt eine alte Bettlerfrau, die er im Walde traf, die schwarzen Zwerge hätten ihm gewiß seinen Schuß besprochen, und es gäbe keinen anderen Rath für ihn, als daß er suche, etwas von ihnen in seine Gewalt zu bekommen, wofür sie ihm den Schuß wieder freigeben müßten. Das könne er aber dadurch, wenn er zu einer Stelle im Walde hinschleiche, die sie ihm auch anzeigte, wo die Schwarzen um Mitternacht ihre Tänze hielten, und wenn er eine Hand voll Hagel mitnehme, und den nach ihnen auswerfe, wie man Erbsen ausstreut. Dabei müsse er rufen: Im

Namen Gottes, Satan, weiche von mir! Was er dann von den Schwarzen auch nur mit einem Hagelkorn treffe, das müssen sie im Stiche lassen. Also that der Jäger in der nächsten Nacht, und wie er am anderen Morgen nach Sonnenaufgang wieder zu der Stelle ging, um zu sehen, was er getroffen habe, da fand er einen schönen silbernen Gürtel an der Erde liegen, auf dem noch der Fleck von dem Hagelkorn war, mit dem er ihn getroffen hatte. Es dauerte auch nicht lange, so fand sich ein kleiner schwarzer Zwerg ein, dem der Gürtel gehörte. Der mußte dem Jäger viele gute Worte geben und lange mit ihm handeln. Zuletzt wurden sie dahin einig, daß der Jäger sich einen Freischuß ausbedungen hat, damit er zu gewissen Zeiten, wohin er auch schieße, ein Stück Wildpret treffen müsse, auch wenn nichts da sey. Darauf wurde Jochen Schulz der erste Jäger im Lande.

E. M. Arndt, Märchen u. Jugenderinnerungen, I. S. 251—253.

226. Matthes Pagels.

Nicht weit von dem Dorfe Lanken auf Rügen, in der Nähe der Granitz, wohnte vor Zeiten ein Bauer, Matthes Pagels geheißen, ein böser, betrügerischer Mensch. Der hatte einmal seinem Nachbar das Land abgepflügt, und als dieser ihn verklagte, schwur Pagels durch einen Eid, und brachte auch eine Urkunde bei, daß das Land ihm gehöre, so weit als er gepflügt habe, und noch wohl weiter, so daß sein Nachbar den Prozeß verlor. Pagels war aber ein Hexenmeister, und stand mit den schwarzen Zwergen im Bunde, die nur immer Böses sinnen, und von diesen hatte er auch die falsche Urkunde. Für solche Betrügerei hat den Matthes Pagels schwere Strafe getroffen. Schon während seiner Lebzeit hatte er keine Ruhe, und er mußte

jede Nacht, in Wind und Wetter, aus dem Bette heraus, und auf dem abgepflügten Lande umgehen, und zuletzt dort auf eine Buche klettern, wo er zwei Stunden lang stille sitzen und frieren mußte. Das muß er nun auch noch, obgleich er schon über viele hundert Jahre todt ist. Man kann ihn alle Nacht da sehen in einem grauen Rocke und mit einer weißen Mütze auf dem Kopfe. Oft sitzt er auch wie eine schneeweiße Eule auf der Buche und schreit gar jämmerlich. Ein Pferd ist des Nachts nicht an der Stelle vorbei zu bringen.

Die Leute singen auch noch folgendes Lied von ihm und seiner Buche:

Pagels mit de witte Mütz,
Wo koold und hoch ist din Sitz
Up de hoge Bök,
Un up de kruse Eek,
Un achterm hollen Tuun.
Worüm kannst du nich ruhn?
Darüm kann ik nich rasten,
Dat Papier liggt im Kasten,
Un mine arme Seel
Brennt in de lichte Höll!

E. M. Arndt, Märchen u. Jugenderinnerungen, I. S. 249—251.

227. Das unterirdische Wasser zu Rothemühle.

Zwei Meilen von Pasewalk liegt mitten in der Forst auf mehreren kleinern Hügeln das Dörflein Rothemühle. Vor Zeiten stand hier auch eine schöne Mühle. Deren Bewohner sind einst von Räubern überfallen und erschlagen, und weil dabei so erschrecklich viel Blut geflossen ist, hat man das Dorf seitdem Rothemühle genannt. Es kam nachher zwar ein anderer Müller in die Mühle; aber es war

nach jenem Ueberfalle ein Poltergeist in die Mühle eingezogen, der keinem Menschen darin Ruhe ließ, so daß bald Niemand mehr darin wohnen wollte, und die Mühle leer und verlassen stand. Darauf verfiel sie mit der Zeit ganz; der Poltergeist aber wollte auch nun nicht aus der Gegend entweichen, und er trieb jetzt den Bach, an dem die Mühle gegangen war, fast ganz in die Hügel hinein, auf denen das Dorf steht, so daß der Bach über der Erde nur noch wenig Wasser behielt, und im Sommer ganz trocken ist. Seitdem treibt der Geist sein Unwesen und Gepolter im Innern der Hügel unter dem Dorfe. Man hört ihn dort oft; bald lautet es dort hohl, als wenn das Dorf auf einer Brücke stände; bald lautet es, wie die dumpfen Schläge einer Münze. Und das Wunderbarste ist, daß jeder, der es hört, des Glaubens wird, er vernehme es gerade unter seinen Füßen. Das ist nicht nur im Dorfe, wo Jeder meint, es sey mitten unter seinem Hause, sondern auch außerhalb desselben meint man es, wenn man auf den Hügeln spazieren geht.

Einige Leute, die sich gewaltig klug dünken, nehmen zwar an, das Klopfen rühre von einem unterirdischen Tropffall her; allein dazu klingt es viel zu laut, und es kommt auch zu langsam, denn man zählt in einer Minute nur kaum vierzig Schläge. Zuweilen hört man es viele Tage lang gar nicht. Daher glauben Andere, die sich für noch weiser halten, daß unter dem Dorfe ein unterirdisches Feuer brenne. Aber dann hätte das Dorf wohl schon längst verbrennen müssen. Das Wahre ist, daß der Poltergeist aus der Mühle dort zum Zeitvertreib allerlei Wasserkünste treibt. Doch kann auch wahr seyn, was einige Leute sagen, nämlich daß in den Bergen ein Förster umgehen und poltern müsse, zur Strafe, daß er gegen die armen Leute, die Holz geholt, im Leben so hart gewesen und

ihnen so viele Aexte abgepfändet hat. Im siebenjährigen Kriege soll auch einmal ein russischer Offizier nach Rothemühl gekommen seyn, der hat sich Alles genau gemerkt, und gesagt, sein Vater habe dort in einem großen Kriege mit seinem Regimente gestanden, und, als der Feind ihn zum Rückzuge genöthigt, hier die Kriegskasse vergraben. Der Offizier hat aber von dem Gelde nichts wieder finden können.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.
Baltische Studien, V. 1. S. 161.
Mündlich.

228. Die Bergschlange im Bauerberge bei Wolgast.

Zwischen den Städten Wolgast und Lassahn, bei dem Dorfe Bauer, befindet sich eine Anhöhe, welche der Bauerberg heißt. In diesem Berge hält sich seit ewigen Zeiten eine ungeheuer große Schlange auf, die von den Leuten in der Gegend die alte große Bergschlange genannt wird. Die ist ein großer Schrecken für die ganze Gegend; denn wenn sie sich sehen läßt, so entsteht ganz sicher irgend ein Unglück in der Nähe; entweder ein unvermutheter Todesfall, oder eine Feuersbrunst, oder eine große Dürre, daß keine Saat und keine Frucht gedeihet. Und wer sie sieht, den trifft es selbst am meisten. Zuletzt hat sie eine Bauerfrau gesehen. Das war noch vor wenigen Jahren, nämlich im Jahre 1817. Am Tage darauf, das war der vierzehnte Junius des genannten Jahres an einem Sonnabend, entstand auf einmal des Nachmittags eine erschreckliche Feuersbrunst im Dorfe Bauer, welche in wenigen Augenblicken zwei und dreißig Wohnhäuser in Asche legte. Das Wunderbarste und Schrecklichste dabei war, daß die Frau, welche die

alte große Bergschlange gesehen hatte, auf eine gräßliche Weise in dem Feuer verbrannte.

Greifswalder wöchentlicher Anzeiger für 1818, Nro. 32.

229. Die beiden Lindwürmer.

Vor langen Jahren haben sich einmal in Pommern zwei gräulich große Lindwürmer aufgehalten, welche von den Leuten auch Hasselwürmer genannt wurden. Einer davon hat seinen Sitz gehabt in dem Holze bei Lassahn, der andere in der Peenemünder Haide. Aus ihren großen Rachen und aus ihren Schwänzen haben sie Feuer und Schwefel gesprühet, und die ganze Gegend haben sie durch grausame Räubereien an Menschen und Vieh in Schrecken und Angst gehalten. Zuweilen hat es sich begeben, daß sie auf ihren Raubzügen einander begegneten; dann ist unter ihnen ein fürchterlicher Kampf entstanden, daß aus ihren Schwänzen ganze Feuerflammen geflogen sind, und die Erde weit umher gezittert und gebebt hat.

Nachdem sie lange Zeit viel Unheil angerichtet, thaten sich zuletzt die tapferen Männer der Gegend zusammen, und zündeten eines Tages von allen Seiten das Schilf an, worin das Ungeheuer bei Lassahn verborgen lag und gerade seinen Mittagsschlaf hielt. Auf solche Weise gelang es ihnen, dasselbe zu vertilgen. Es erhob dabei aber ein so fürchterliches Geschrei, daß der andere Lindwurm auf der Peenemünder Haide es hörte, und nun sofort unter großem Klage- und Angstgeschrei die Flucht ergriff. Er warf sich in die See, wo man sein Heulen in immer weiterer Entfernung hörte, bis er zuletzt ganz verschwand. Einige sagen, er sey nach Schweden hinübergeschwommen; Andere meinen, er sey in der Ostsee umgekommen.

Mündlich.

230. Der Jungfernberg zu Rankwitz.

Bei Rankwitz auf Usedom liegt ein Berg, den man den Jungfernberg nennt. Den Namen hat er davon erhalten, daß einmal vier Jungfrauen in dem Dorfe gelebt haben, die von einer solchen Tanzlust besessen gewesen, daß sie des Sonntags, anstatt nach der Kirche zu gehen, auf diesem Berge fort und fort getanzt haben. Dafür hat sie denn Gott gestraft, „indem er sie unter diesen Berg begraben hat".

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

231. Der alte Mann im Gollenberge.

Daß es in dem Inneren des Gollenberges gar sonderbar aussehen muß, hat man schon seit uralten Zeiten gewußt, obgleich Keiner recht genaue Kunde davon zu geben vermag. Nur ein Schäfer hat vor vielen Jahren Folgendes erlebt. Derselbe hütete eines Tages seine Schafe an dem Fuße des Berges, und war, weil es ein warmer Sommertag war, um die Mittagszeit unter einem Baume eingeschlafen. Auf einmal wurde er wach von dem Bellen seines Hundes, den er in das Gebüsch hineinlaufen sah. Er glaubte, es sey ihm ein Schaf gestohlen, und der Dieb damit in den Busch gelaufen. Er eilte daher seinem Hunde nach, der immer weiter lief. Zuletzt stand dieser vor einem großen Steine still, und kratzte und scharrte an demselben, wobei er fortwährend laut heulte. Dem Schäfer fiel dies auf, und er wurde neugierig, zu wissen, was der Hund haben möge. Er wälzte deshalb den Stein auf die Seite, und nun sah er eine große Oeffnung, die der Stein bedeckt hatte, und unter derselben ein tief in die Erde hineingehendes altes Gemäuer. In dieses stieg er hinein, und

kam an einen schmalen Gang, der in den Gollenberg hineinging und immer schmaler wurde. Der Schäfer ging ihn zu Ende, wohl eine ganze Stunde lang, bis er zuletzt an eine große eiserne Thür kam. Als er mit seinem Schäferstab an dieselbe stieß, fiel sie wie Staub auseinander, und er stand jetzt in einem großen und hohen Gemache, in welchem rund herum alte Waffen und Gemälde hingen. Auch die waren aber so alt, daß bei der geringsten Berührung Alles in Staub zerfiel. An dem Gemache war eine zweite Thür, der Schäfer stieß sie ebenfalls ein, und kam nun in ein anderes Gemach; in diesem saß an einem Tische ein ganz alter, alter Mann, in einer Kleidung, wie sie der Schäfer noch nie gesehen hatte; vor ihm lag Feder und Papier, auf dem Papier war noch etwas geschrieben, was man aber nicht mehr lesen konnte. Als der Hirt näher herantrat, fiel von der Erschütterung des Gehens Alles in Staub. Er ging darauf weiter durch eine dritte Thür, die er, wie die vorigen, mit seinem Stocke einstieß. Und nun war er auf einmal in einem großen Saale, der voller Schätze lag. Er sah hier ganze Haufen von goldenen und silbernen Geräthen; Säcke mit Gold- und Silbergelde standen in Reihen umher, und Perlen und Edelsteine lagen dazwischen. Da griff er mit beiden Händen zu, und steckte zu sich, so viel er zu fassen vermochte. Damit lief er zurück, so eilig er konnte. — Als er nachher wieder hin wollte, war Alles verschwunden; er konnte nicht einmal den Stein wieder finden, unter welchem der Eingang gewesen war.

Mündlich.

232. Die vier Eichen bei Stolzenburg.

In der Forst bei Stolzenburg zwischen Stettin und Ueckermünde standen früher vier Eichen, die von ganz beson-

derem Holze gegen die anderen Eichen, auch viel kleiner und dünner waren, obgleich sie eben so lange standen, als die ältesten Eichen in der Forst. Man erzählt sich, daß vor Zeiten einmal ein Förster unter diesen vier Bäumen einen Wilddieb getroffen, den er hat gefangen nehmen wollen. Der Dieb hat sich aber zur Wehre gesetzt, und Beide haben zuletzt zu gleicher Zeit auf einander geschossen, jeder auch seinen Feind getroffen, so daß sie Beide, tödtlich verwundet, zur Erde gefallen sind. Wie sie da nun sterbend liegen, da erkannten sie einander, daß sie Brüder sind, die sich seit vielen Jahren nicht gesehen hatten, und sie verfluchten die Stelle, wo der doppelte Brudermord geschehen ist. Von der Zeit an haben die vier Eichen um keinen Zoll breit mehr wachsen wollen. Eine davon ist vor einigen Jahren gefällt; die drei anderen stehen aber noch.

Vgl. Freyberg, Pommersche Sagen, S. 95—101.

233. Der Teufelsdamm im Galenbecker See.

Auf der Grenze zwischen Pommern und Mecklenburg liegt der Galenbecker See. In diesem sieht man die Ueberbleibsel eines ungeheuren, nicht ganz fertig gewordenen Dammes, der gerade mitten durch den See geht. Dieser Damm heißt der Teufelsdamm, und man erzählt sich über seine Entstehung Folgendes: Vor Zeiten lebte in der Gegend ein Schäfer, der mußte alle Morgen seine Heerde fast rund um den See auf die Weide treiben, und eben so mußte er auch einen solchen Umweg machen, wenn er sie des Abends in den Stall zurücktrieb. Das verdroß den Schäfer, und er wünschte sich manchmal im Stillen und laut, daß doch durch den See ein Damm gehen möge, auf dem er geraden Weges seine Schaafe treiben könne.

Eines Abends, als er mit seiner Heerde zu Hause zurückkehrte, und es ein wüstes Wetter war, verspätete er

sich so, daß es fast Mitternacht wurde, wie er noch immer an dem See war. Als er nun wiederum seiner gewohnten Weise nach den Umweg verwünschte, den er nehmen mußte, da trat auf einmal ein Wandersmann an ihn heran, der hörte mit stillem Lachen seinen Klagen zu, und sagte dann: Da wäre zu helfen. Einen Damm durch den See baue ich dir wohl leicht, wenn dir so viel daran gelegen ist; du mußt mir nur versprechen, daß du dafür auf immer mein eigen seyn willst. Das kann dir ja nichts verschlagen, denn ich bin selbst nur ein einfältiger Hirte wie du, und wenn du mir eigen bist, so bin ich ja auch dein.

Solchen gewagten und arglistigen Reden hörte der Hirt wohl an, mit wem er es zu thun habe, und daß es der Teufel sey. Anfangs übernahm ihn die Angst, bald aber faßte er sich ein Herz, und er antwortete: Kamerad, das soll ein Wort seyn, was du da sagst, aber unter der Bedingung, daß der Damm vor dem ersten Hahnenrufe fix und fertig ist. Das sagte ihm der Teufel zu, und der Schäfer mußte nun auf Befehl des Teufels ein junges schwarzes Lamm schlachten. Von dem trank der Teufel das warme Blut auf. Währenddeß schlug die Thurmglocke in dem nahen Dorfe Mitternacht. Auf einmal erhob sich in dem Walde, der den See umgab, ein fürchterliches Brausen des Sturmes, und nun sah der Schäfer, wie der Teufel in dem Sturme hin und her flog, und die größten Eichen anpackte und aus der Erde riß, wie man Unkraut ausjätet, und sie in den See hineinwarf, eine neben der andern und übereinander, so daß sie sich zu einem breiten, hohen Damm zusammenfügten, der immer größer wurde, und dem anderen Ufer des Sees sich immer mehr näherte.

Der Schäfer, als er den Pakt einging, hatte in seinem Sinne gedacht, der Teufel werde in einer Nacht mit dem Damme unmöglich fertig werden. Als er aber jetzt

sah, wie geschwinde das Werk dem Bösen von der Hand ging, da gerieth er in große Angst; doch, klug wie er war, besann er sich auf eine List, und er fing an zu krähen, wie ein Hahn, damit der Teufel glauben solle, der Hahn habe wirklich gekrähet, und solle seine Arbeit fallen lassen, bevor sie fertig sey. Aber der Teufel merkte die List, und sagte lachend zu ihm: Die Stimme kenne ich, Schäfer; der Hahn verdirbt mir mein Werk noch nicht. Und nun arbeitete er nur desto emsiger weiter, daß der Damm schon bald fertig war, und dem Schäfer immer banger wurde. Der besann sich vergebens auf ein anderes Mittel, den Klauen des Satans zu entgehen. Es wollte ihm nichts einfallen. Da fing er zuletzt in seiner Todesangst so laut und schreiend an zu krähen, daß es natürlich lautete, als wenn ein Hahn den regnenden Morgen ankündigt. Und der Teufel glaubte, das sey ein wirklicher Hahn, der gekrähet. Er rief: das ist der rothe Hahn, und warf zornig den Baum, den er gerade gefaßt hatte, mitten in den See hinein und verschwand eilig unter Blitz und Donner.

Andere sagen, dies letzte Krähen sey von der Mutter des Schäfers geschehen, welcher sich dieser in seiner Angst entdeckt, und welcher es, weil sie eine sehr gottesfürchtige Frau gewesen, gelungen sey, den Teufel zu bethören.

Der Damm, welcher auf solche Weise nicht fertig geworden, geht wie eine schmale Landzunge in den See hinein.

Freyberg, Pommersche Sagen, S. 70—74.
Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

234. Der Teufelsdamm im Naugarder See.

Wenn das Wasser in dem See bei Naugard ruhig ist, so sieht man darin einen Damm, der bis gerade in die Mitte des Sees hineingeht. Derselbe soll auf folgende

Weise entstanden seyn. Es lebte vor Zeiten einmal in der Gegend ein Schäfer, der mit dem Teufel einen Contrakt gemacht hatte, daß dieser einen Damm durch den ganzen See bauen sollte. Der Schäfer mußte dem Teufel dafür eins von seinen Kindern versprechen. Er mußte den Damm aber in einer einzigen Nacht fertig machen, und der Contrakt sollte nicht gelten, wenn er ihn vor dem ersten Hahnenschrei nicht ganz fertig hatte.

Wie nun aber der Schäfer zu Hause kam, da überfiel ihn eine große Angst, und er gestand seiner Frau, was er gethan hatte. Diese besann sich nun geschwinde auf eine List, und sie ging, ehe der Tag graute, in den Hühnerstall und reizte den Hahn, daß er krähen mußte. Der Teufel hatte damals den Damm erst gerade bis auf die Hälfte fertig, und mußte deshalb mit Schimpf abziehen.

Mündlich.

235. Die Schätze in Greifswald.

In der Stadt Greifswald, und zwar besonders in dem Theile, welcher der Schuhhagen genannt wird, und welcher der älteste Theil der Stadt ist, sollen viele Schätze verborgen liegen, von denen man sich Allerlei erzählt. Unter Anderem kam vor noch nicht langer Zeit zu einer Frau in der langen Fuhrstraße drei Nächte hintereinander ein kleines Männchen, den die Leute einen Glücksboten aus der Unterwelt nennen, und forderte von ihr, daß sie in den Schuhhagen gehen solle, wo sie an einer Stelle, die er ihr bezeichnete, einen großen Schatz finden werde. Anfangs wollte die Frau nicht. In der dritten Nacht aber entschloß sie sich hinzugehen, weil auch ihr Mann ihr viel zuredete. Als sie an die bezeichnete Stelle kam, fand sie aber nichts als einen großen Kehrichthaufen von Bohnenranken, Hobelspähnen und dergleichen. Darüber

ärgerte sie sich sehr, und nur um ihrem Manne zu zeigen, daß er sein Zureden hätte sparen können, nahm sie eine Bohnenranke und einige Hobelspähne mit sich. Die warf sie, als sie wieder zu Hause gekommen war, ihrem Manne in die Werkstätte mit den Worten: Da hast du den Juks! Aber wie verwunderten sich die guten Leute, als sie näher die Sachen besahen, und nun auf einmal entdeckten, daß die Bohnenranke eine schwere goldene Kette, und die Hobelspähne lauter silberne Löffel waren. Die Frau lief nun zwar geschwinde noch einmal in den Schuhhagen; aber sie konnte von dem Kehrichthaufen nichts wieder auffinden.

Ein solcher Glücksbote kam auch zu einer anderen Frau, indem er ihr eine Stelle im Schuhhagen anzeigte, wo sie einen Schatz finden werde, der nur eine Handbreit mit Erde bedeckt sey. Weil die Frau gerade in Wochen lag, so theilte sie ihrem Manne die Botschaft des Glücksboten mit. Der ging denn auch zu der angezeigten Stelle; wie er aber da nichts als einen Korb mit Fischschuppen fand, so wurde er ärgerlich, und nahm davon eine Handvoll, die er seiner Frau mit den Worten auf das Bette warf: da ist der Schatz! In dem Augenblicke aber sah er, daß die Fischschuppen lauter blanke Thaler waren. Auch er ging nun zwar noch einmal zu der Stelle, er fand aber nichts mehr dort.

Mündlich.

236. Der Grenzwächter.

Zu einer Zeit war großer Streit zwischen den Mecklenburgern und Pommern über die rechte Landesgrenze. Man hatte seit Jahren nicht mehr auf sie geachtet, und die ältesten Leute wußten sich nicht zu erinnern, wo sie herging. Da kam zuletzt ein ganz alter Förster, der zeigte sie an, und sagte sonder allem Zweifel: hier ist sie gewesen.

Man verwunderte sich zwar, woher der Mann das so genau wissen könne; allein man glaubte ihm, nachdem er einen Eid für die Wahrheit seiner Worte geschworen hatte. Dieser Förster war aber von den Mecklenburgern mit Gelde bestochen, daß er zu ihren Gunsten aussagen mußte. Dafür traf ihn denn alsbald die gerechte Strafe. Er verfiel noch desselbigen Tages, da er geschworen, in Wahnsinn und starb eines jämmerlichen Todes. Seitdem muß er nun jede Nacht, wie ein feuriger Grenzwächter, an der Grenze auf und ab irren.

Vgl. Freyberg, Pommersche Sagen, S. 75—77.

237. Der Feuerkönig auf dem Seegrunder See.

Zwischen Stettin und Ueckermünde liegt der Seegrunder See. In diesem hauset ein wildes Gespenst, welches das Volk den Feuerkönig nennt. Denn er kommt, jedesmal wenn es Sturm geben soll, plötzlich in einem kleinen, leichten Kahne auf den Wellen des Sees daher geschifft, eine feurige Krone auf dem Kopfe, in einer feurigen Rüstung und mit einem glühenden Schwerte in der Hand; um seine Schultern fliegt ein blutrother Mantel. Man sieht ihn oft so, und es ist gefährlich, sich ihm zu nahen. Einst hat dies ein Fischer gewagt, obgleich seine Kameraden ihm abgerathen haben; er hat den Feuerkönig fragen wollen, warum er denn immer komme, den Sturm zu verkünden. Aber am anderen Morgen hat man ihn in seinem Kahne todt gefunden.

Vgl. Freyberg, Pommersche Sagen, S. 1—5.

238. Der Strand zwischen Swine und Dievenow.

Auf dem Strande zwischen der Swine und der Dievenow ist es von alten Zeiten her nicht geheuer gewesen,

und man hat schon allerlei wunderliche Gestalten dort gesehen. So hatte um das Jahr 1500 der Herzog Bogislav seinem Kanzler Jürgen Kleist das Amt zu Usedom eingethan, worauf dieser oft über die Swine ziehen mußte. Als er nun auch einmal in der Nacht des Weges fuhr, und von der Swine nach der Dievenow zurückkehren wollte, da ist ihm eine sehr seltsame Geschichte widerfahren. Es wurde nämlich der Himmel plötzlich finster, und es ward so dunkele Nacht, daß man weder Sterne noch Menschen sehen konnte, und Jürgen Kleist und seine Diener nicht mehr wußten, wo hinaus sie sollten. Da hörten sie auf einmal auf der Seite eine Stimme, die rief: hierher! hierher! Derselben wollten die Knechte folgen, aber der Kanzler verbot ihnen das, denn er wußte wohl, daß in der Nacht allerlei Teufelsgespenst herum zu wanken pflegt. Er befahl ihnen daher, in demselben Wege weiter fahren, in dem sie einmal waren. Die Stimme schrie unterdeß immer heftiger: hierher, hierher! und wie man nicht darauf hörte, da kam ein feuriger Mann daher, der ganz nackt war bis auf einen feurigen Mantel, den er umgehangen hatte. Derselbe machte sich dicht an den Wagen, griff die Lehne an, und lief also neben dem Wagen her. Er sagte kein Wort und sah nur den Jürgen Kleist ohne Unterlaß starr und heftig an. Zuweilen schlug er seinen feurigen Mantel auseinander, dann konnte man ihm in den Leib hineinsehen, und es sah darin aus, als wenn Rippen und Alles wie höllisches Feuer wären. In dem Laufen wurde das Gespenst immer größer und größer, daß es zuletzt mit dem Kopfe bis an den Himmel reichte. Auf die Länge, da ihm Niemand ein Wort sagte, ließ es von dem Wagen ab, und schlug seinen Mantel ganz auf; und nun schüttete es aus demselben große Flammen heraus, wie aus einem brennenden Meiler; dann gab es ein großes, tiefes Grunzen

von sich, und darauf verschwand es. Jürgen Kleist und seine Knechte waren so erschrocken geworden, daß sie es in vielen Tagen nicht verwinden konnten. Ein Hund, der bei dem Wagen war, hat sich über das Gespenst so gefürchtet, daß er vor Angst zwischen die Räder gelaufen ist, und geheult und gewinselt hat, als sollte er sterben. Dieses, sagt man, sey dem Kanzler begegnet, weil er nicht an das Fegefeuer hat glauben wollen, und habe ihn unser Herr Gott durch das Gesicht bekehren wollen. Andere meinen, es sey ihm zur Warnung und zum Zeichen gewesen, weil er viele Unpflicht im Lande aufgebracht habe. —

Ein ähnliches Abenteuer hatte ein andermal der Edelmann Jacob Flemming an derselben Stelle. Dieser reisete auch einmal im Finstern am Strande zwischen der Swine und Dievenow. Da fingen auf einmal den Knechten die Peitschen an zu brennen, und wie sie das Feuer abschlugen, so flog es in den Wagen hinein, in welchem Jacob Flemming saß, und lief darin umher. Deß erschrak ein Knabe, der vorn im Wagen saß, dermaßen, daß er unter den Wagen fiel. In demselben Augenblicke kam auch eine große feurige Kugel, die ebenfalls unter den Wagen fiel. Und als nun nach dieser die Knechte stechen wollten, da hätten sie schier den armen Knaben erstochen, wenn er nicht früh genug aufgeschrien hätte. Diesem Jacob Flemming soll das zur Strafe geschehen seyn, denn er hat greulich geflucht, und wenn er Jemandem böse wurde, so hat er ihm angewünscht: dir soll Unglück bestehen.

Kantzow, Pomerania, II. S. 277—279.
Cramer, Gr. Pomm. Kirchen-Chron. III. S. 12.
v. Klempzen, vom Pommerlande, S. 184. 185.

239. Die drei Lichter am H. Drei-Königs-Abend.

Auf dem Lande zu Usedom liegt ein klein beflossen Ländchen, Görmitz oder Görms geheißen. Darauf hat sich in früheren Zeiten alle Jahre ein gar seltsam Ding begeben. Auf den heiligen Drei-Königs-Abend nämlich sind in der Nacht drei Lichter wie Feuerblasen aus dem salzigen Meere und aus dem frischen Haffe gekommen und lange in der Luft herumgeschwebt, bis sie zuletzt an einem Dornbusche in der Nähe des Dorfes Neuendorf zusammengekommen. Alsdann haben sie daselbst gesprungen und getanzt, als erfreuten sie sich überaus sehr, bis sie zuletzt in den Dornbusch hineingegangen und darin verschwunden sind. Was dies gewesen ist, mag unser Herr Gott wissen; aber es ist wundersam, daß es immer gerade auf den Abend geschah, und sonst auf keine andere Zeit. Seit die evangelische Lehre in das Land gekommen, sollen die drei Lichter sich nicht mehr sehen lassen, obgleich Einige meinen, man könne sie noch zu Zeiten erblicken.

Th. Kantzow's Handschriften, Fragm. 3. S. 672. (Mitgetheilt vom Herrn Professor Böhmer zu Stettin.)

240. Der Schimmelreiter bei Pasewalk.

Bei Pasewalk liegen tiefe Wiesengründe, die Hellen genannt. In denselben sieht man Nacht für Nacht, bis der Morgen grauet, auf einem schneeweißen Schimmel einen schwarzen Reiter ohne Kopf auf und ab jagen. Dieser Reiter ist im dreißigjährigen Kriege ein großer Kriegsheld gewesen, der aber sehr viele Grausamkeiten und Unthaten ausgeübt hat. Dafür muß er nun jede Nacht ohne Kopf herumjagen, und er hat nicht eher Ruhe, als bis sein Grab, das Niemand kennt, entdeckt wird, und ein frommer Mann an demselben für seine Erlösung betet.

Vgl. Freyberg, Pommersche Sagen, S. 23—25.

241. Der Mann ohne Kopf in Pyritz.

Ein Theil der Stadt Pyritz heißt das Mönchsviertel; darin hat in alten Zeiten ein Nonnenkloster gestanden, da wo noch jetzt das alte Schulhaus liegt. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges sollen noch Nonnen in dem Kloster gewesen seyn. Nach diesem Kloster sieht man in jeder Sylvesternacht vom Kirchhofe der Stadt aus in einem Wagen einen großen Mann fahren, der keinen Kopf hat. Die Pferde vor seinem Wagen sind eben so ohne Kopf. Hiervon sprechen die Leute allerlei. Einige sagen, der Mann sey ein Verwandter einer Nonne, die im Kloster gewesen sey, und die er alle Jahre einmal zu besuchen komme. Andere meinen, der Mann sey ein Liebhaber der Nonne gewesen. Die Meisten erzählen sich aber folgende Geschichte: Vor alten Zeiten hat in der Gegend ein boshafter und habsüchtiger Mann gelebt, dem seine Schwester hinderlich gewesen, eine große Erbschaft zu machen. Er hat sie deshalb heimlich und mit Gewalt in das Kloster bringen lassen, wo sie hat Nonne werden müssen, und zu den Leuten hat er gesagt, sie sey gestorben. Erst auf seinem Sterbebette hat er seine Missethat entdeckt, und nun ein großes Verlangen gehabt, seine Schwester nur noch einmal zu sehen. Dazu ist er aber nicht mehr gekommen, denn er ist gleich darauf gestorben. Zur Strafe hat er nun im Grabe keine Ruhe, und er muß alle Jahre einmal ohne Kopf auf einem glühenden Wagen nach dem Kloster fahren.

Mündlich.

242. Der Spuck auf der Brücke zu Pyritz.

Auf dem Wege von Pyritz nach Stargard liegt eine steinerne Brücke, auf der man oft ein seltsames Gespenst

sicht. Im siebenjährigen Kriege nämlich, als die Russen in diese Gegend kamen, war dort ein alter Mann, der mit seinem kleinen Sohne vor dem Feinde zur Stadt flüchten wollte. Gerade auf dieser Brücke aber wurde er von den Russen überfallen und sammt seinem Kinde erschlagen. Diesen alten Mann nun sieht man des Nachts an der Brücke. Er steht mitten auf derselben, sein todtes Kind im Arme, beide in hellgrauem Zeuge, auf dem man viele Blutflecken sieht. Noch vor wenigen Jahren hat ihn ein Bauer aus Bresen gesehen. Dieser kam in der Nacht des Weges, um Korn nach der Stadt zu fahren. Als er an die Brücke kam, blieben auf einmal seine Pferde stehen und wollten mit aller Gewalt nicht hinüber. Der Bauer stieg daher zuletzt vom Wagen, und faßte die Pferde am Zügel, während seine Knechte auf die Thiere losschlagen mußten. So gelang es endlich, die Thiere, die vor Angst am ganzen Leibe zitterten und schwitzten, in Bewegung zu setzen. Kaum war dies aber geschehen, als sie mit solcher Gewalt sich losrissen und davon flogen, daß der Bauer und seine Knechte sie erst vor dem Thore der Stadt Pyritz wieder fanden. Als die Leute bei dieser Gelegenheit sich umsahen, haben sie das Gespenst erblickt.

Mündlich.

243. Der Teufel in Greifenberg.

Es ist schon länger als zweihundert Jahre her, als in der Stadt Greifenberg ein armer Knabe lebte, eines Kammerherrn Sohn, dem schon in seinem sechsten Jahre seine beiden Eltern gestorben waren. Es hatte ihn nach deren Tode seines Vaters Schwester-Mann zu sich genommen; der war aber sehr hart gegen den Knaben, weil er ihn ernähren, kleiden und zur Schule halten mußte, ohne dafür Kostgeld zu bekommen; und wie das Kind kaum eilf

Jahre alt war, da jagte er es unbarmherziger Weise von sich und hieß es gehen, wohin es wolle. Der arme Knabe verließ darauf die Stadt und nahm sich vor, gen Danzig zu gehen, wo noch Freundschaft seiner Mutter wohnte. Er versprach sich aber auch davon wenig, da er so sehr hart von den Menschen bis jetzt war behandelt worden. In solchen traurigen Gedanken ging er weiter, und beachtete es nicht, daß er in die Irre gerathen war. Wie er nun einmal in der Freitag-Nacht ganz verlassen da lag, so trat auf einmal der böse Feind in der Gestalt eines schwarzen Mannes zu ihm, und beredete ihn, daß er nach zwölf Jahren sein eigen seyn und ihm darüber eine Handschrift mit seinem Blute geben wolle, wogegen er ihm versprach, daß er ihm in dieser Zeit allenthalben, wo er es nur begehrte, die Schlösser eröffnen, ihm auch sonst Geld genug verschaffen werde. Der Knabe erschrak zwar Anfangs und konnte sich nicht entschließen, aber der Teufel ließ ihm keine Ruhe, brachte auch gleich Papier und Feder hervor, und hieß ihm, sich in den Mittelfinger der rechten Hand zu schneiden, das Blut in die Feder laufen zu lassen und also zu schreiben. Das that der Knabe, und das Blut, sobald er die Feder voll hatte, fing von selbst an, sich zu stillen, daß es ihn am Schreiben nicht hinderte. Also schrieb er die Handschrift, acht Zeilen groß, mit solchen Worten, daß er seinen Gott verschwor, dagegen Alles bekomme, was er begehre; daß er davon nicht zurückkehren könne, sondern nach zwölf Jahren dem Teufel eigen sey mit Leib und Seele. Darauf stellte ihm der Teufel ein Buch zu, worin allerlei gehörnte Thiere roth abgemalt und hebräische Buchstaben geschrieben waren, und sagte ihm dabei, wenn er dieses Buch bei sich habe, so sey es eben so viel, als wenn er, der Teufel selber, bei ihm wäre. Der Satan verschwand hierauf, der Knabe aber wurde noch dieselbe

Nacht bis nach Oliva und Danzig geführt. Von nun an zog er viel in der Welt umher und lebte gut, da ihm der Teufel immer Geld, wenn auch nur in lauter halben Groschen, verschaffte. Nur mußte er auf Befehl seines Meisters stets in zerrissenen Kleidern umhergehen, sich auch der Schule, Kirche und des Gebets enthalten; und wenn er ja vor der Mahlzeit einmal ein Gebet hatte sprechen müssen, so mußte er alle Speise, so durch dieses Gebet gesegnet war, wieder von sich brechen.

Solches Leben trieb er an fünftehalb Jahre; da kam er eines Tages nach Greifenberg zurück, und der Teufel sagte ihm, er solle die Nacht in ein Haus gehen, und sich allda Geld holen. Das that der Knabe, und jener öffnete ihm die verschlossenen Spinde und Comtore und übergab ihm vieles Geld, so darin lag. Darüber wurde das verführte Kind aber ergriffen und von der Obrigkeit eingezogen.

Nachdem er nun hier Alles ausgesagt, was der Teufel für Händel mit ihm betrieben, hat man ihn den Geistlichen der Stadt, Magister Dionysius Friedeborn, einem überaus gelehrten Theologen, und dessen Collegen Magister Balthasar Simon, übergeben; die haben ihn täglich besucht und ermahnt, auf den Kanzeln für ihn gebetet, und sich viele Mühe gegeben, ihn aus des Teufels Stricken und Banden zu erretten. Dem widersetzte sich der Teufel mit aller seiner Macht, also daß er das Kind jetzt leibhaftig besaß und schreckliche Worte aus ihm redete. Der arme Knabe verzweifelte darüber an Gottes Gnade; doch nahmen die geistlichen Herren sich seiner so gewissenhaft an, und leisteten dem Teufel so tapferen Widerstand, daß er zuletzt begehrte, er wolle in die Kirche gehen, darin öffentlich beichten und sich das heilige Sacrament reichen lassen. Das hat er denn gethan an einem Sonnabend Morgen, im

Beiseyn vieler Zeugen, wiewohl mit großer Angst, und mit Zittern und Schweiß.

Allein dies konnte ihm noch nicht helfen; denn nun erschien in der darauf folgenden Nacht der Teufel vor ihm und schalt ihn entsetzlich, und forderte das Buch von ihm zurück, so er ihm vor fünf Jahren gegeben. Das hatte der Knabe nicht, denn er hatte es weit weg vergraben, und deshalb drohete er ihm, er solle seine Handschrift nicht eher zurück haben, als bis das Buch wieder herbeischaffte. Dabei quälte und ängstigte er den Armen entsetzlich, also daß alle Gebete der Geistlichen ihn nicht aufrichten konnten. Endlich brachte man ihn in die Kirche; allda mußte er eifrig beten, die Predigt anhören, und alsdann, nach vorhergehendem öffentlichen Gebet, knieend vor dem Altare, seine Handschrift widerrufen, aufs Neue dem Teufel mit allen seinen Werken und Wesen entsagen, den christlichen Glauben ganz nachsprechen, und darauf zum Tische des Herrn gehen. Sodann rief die ganze christliche Gemeine Gott an, daß der Teufel durch dessen Gnade und Allmacht gezwungen werde, die Handschrift dem Knaben wieder zu bringen, damit er öffentlich zu Schanden gemacht werde. Solches wirkte denn auch soviel, daß der Teufel in der nächsten Nacht, nach eilf Uhr, mit einem gräulichen Brausen zu dem Knaben kam, und ihm seine Handschrift vor den Kopf warf, mit diesen Worten: Ich bin deinethalben genugsam darum geschoren!

Von der Zeit an ist der Knabe von dem bösen Feinde befreiet geblieben; die Obrigkeit hat ihn auf freien Fuß gesetzt, und er hat sich so wohl gehalten, daß er unter der Kaiserlichen Armee mit Ruhm eine Corporalschaft bedient hat. Solches ist geschehen im Jahre 1624.

Micrälius, Altes Pommerland, II. S. 107—110.

244. Der schußfeste General.

In der Zeit des dreißigjährigen Krieges war in Greifswald ein alter Oesterreichischer General, Namens Perusius, Commandant der Stadt. Die Leute nennen ihn noch den alten General Bruse. Dieser verstand die Kunst, sich gegen Kugeln fest zu machen, und es hatte ihm deshalb in allen Gefechten, die er mitgemacht hatte, Keiner etwas anhaben können. In einem Gefechte mit den Schwedischen wurden einmal mehr als zwanzig Kugeln hintereinander auf ihn abgeschossen, ohne daß sie ihm Schaden thaten. Zuletzt kam aber ein Schwedischer Soldat, der einen geerbten silbernen Knopf in der Tasche hatte. Den ladete er in sein Gewehr, und damit erschoß er den General, denn gegen solche geerbte Knöpfe schützt keine schwarze Kunst. Dies geschah auf dem Rosenthal bei Greifswald, wo der Geist des alten Generals des Nachts noch herumgehen soll.
Mündlich.

245. Der Schwarzkünstler in Eldena.

Vor ungefähr zweihundert Jahren hatte der damalige Hauptmann Champret zu Eldena einen Informator bei seinen Kindern, Namens Christoph Böhm aus Annaberg in Sachsen. Dieser hatte einen kleinen Zaubergeist, der ihm zu gewissen Zeiten als eine schöne Dame unter dem Namen Laureta erschien, und ihm zu Diensten war. Er hatte diesen Geist, als er zu Leipzig studirte, von seinem Stubengesellen in einem zugetrunkenen Glase überkommen, und konnte sich seitdem nicht von ihm trennen.

Anfangs verspürte man nichts davon. Der Informator, der zugleich Candidat der Theologie war, predigte vielmehr in der Kirche zu Wiek öfters und mit vielem Beifall. Zuletzt geschah es aber, daß der älteste Sohn

des Hauptmanns, welcher zu Greifswald studirte, mit einigen anderen Studenten herausgekommen war, um nach der Scheibe zu schießen. Dabei war es denn Allen verwunderlich, wie auf einmal Einigen von ihnen die Gewehre besprochen waren, so daß sie gar nicht losgehen wollten. Durch das sonderbare Betragen des Candidaten bekam man alsbald Verdacht auf ihn, dieser Zauberei halben. Der Hauptmann fing daher an, gegen ihn zu inquiriren, und obgleich er zuerst nichts gestehen wollen, mußte er doch zuletzt, nachdem man ihn auf die Tortur gebracht hatte, von dem Pakt, den er mit dem Teufel geschlossen, und von seinem ganzen sündhaften Leben mit dem Geiste ein getreuliches und vollständiges Bekenntniß ablegen. Er wurde hiernächst auf dem Hofplatze zu Eldena enthauptet.

Biederstedt, Beiträge zur Geschichte der Kirchen und Prediger in Pommern, II. S. 80.

246. Sidonia Borken.

Vor ungefähr zweihundert Jahren lebte einmal in Pommern ein adliges Fräulein aus einem alten und vornehmen Geschlechte, Sidonia von Borke geheißen. Von der sagen die Leute, daß sie eine arge Hexe und Zauberin gewesen sey. Einige behaupten zwar, dies sey nicht wahr, und sie sey unschuldig gewesen, aber es ist doch nicht zu läugnen, daß sie zu Stettin vor dem Thore als Hexe öffentlich verbrannt ist. In ihrer Jugend soll sie ganz ausnehmend schön gewesen seyn, und weil sie auch reich und vornehm war, begab sie sich an den Hof der Herzoge von Pommern zu Wolgast und Stettin. Schon da soll sie angefangen haben zu hexen; denn der Herzog Ernst Ludwig zu Wolgast entbrannte dergestalt in Liebe zu ihr, daß er sie mit aller Gewalt heirathen wollte. Die Stet-

tinschen Fürsten wollten dies aber nicht zugeben, brachten es vielmehr zu Wege, daß der Herzog das schönste Fräulein heirathete, so dazumalen in Deutschland war, nämlich die Prinzessin Hedwig von Braunschweig. Darüber gerieth Sidonia Borken in einen großen Zorn, und sie fuhr in ihren bösen Künsten nun dadurch fort, daß sie die sechs jungen Fürsten, welche in damaliger Zeit zu Stettin waren, und sämmtlich junge Gemahlinnen hatten, also verzauberte, daß sie ohne Erben sterben mußten. Darauf ging sie aus Verdruß in das Jungfrauenkloster zu Marienfließ zwischen Stargard und Freienwalde in Hinterpommern.

Hier soll sie nun einen sehr ärgerlichen, boshaftigen Lebenswandel getrieben haben, und sie hat fast nichts gethan, als sich mit Zauberei abzugeben. Insbesondere hat sie Bekanntschaft gemacht mit einer alten Zauberin, Wolde Albrechts; von dieser hat sie einen kleinen Zaubergeist, Namens Chim, gekauft, der ihr nun zu allen ihren Teufelskünsten geholfen. Derselbe hat für gewöhnlich die Gestalt einer Katze gehabt; er hat aber auch manchmal sich als ein dreibeiniger Hase mit einem weißen Ringe um den Hals gezeigt. Sie hat ihn überall hingeschickt, wenn sie ihre Feinde hat quälen oder ums Leben bringen lassen. So hat sie ihn auch insbesondere einmal nach dem Dorfe Boek gesandt. Dort war ein Prediger, Namens Lübeke, der hatte öffentlich auf der Kanzel über ihr ärgerliches Leben geschimpft; dafür schickte sie flugs ihren Chim zu ihm, daß er ihm den Hals umdrehen mußte, wovon der arme Mann eines gar schrecklichen und erbärmlichen Todes gestorben ist. Wenn sie nun so Jemanden hat tödten oder martern lassen, dann hat sie sich die Hände gerieben und den Spruch gethan: So krabben und kratzen meine Hunde und Katzen! Auch hatte sie immer grüne Besen kreuzweise unter ihrem Tische liegen, und soll die Gewohnheit

gehabt haben, sich drei Donnerstage nach einander in demselben Wasser zu baden. Wenn ihr Gesinde zu Bette gegangen, hat sie sich gewöhnlich hingesetzt, und den Judas-Psalm gebetet. Als ihr Chim auf die Letzt etwas schwach geworden und nicht Alles, was sie gewollt, mehr hat ausführen können, hat sie sich von der Wolde Albrechts deren Geist, welcher Jürgen geheißen, zur Hülfe geben lassen.

Solche Zauberkünste hat sie getrieben, bis sie an die achtzig Jahre ist alt geworden. Da hat man zuerst die Hexereien der Wolde Albrechts entdeckt, und diese hat darauf, als man sie auf der Folterbank peinlich gefragt, auch von der Sidonia Borken Alles bekannt. Man hat sodann auch diese Letztere vor Gericht gezogen. Anfangs hat sie hartnäckig geläugnet und sich für unschuldig erklärt. Zuletzt aber, als man auch sie peinlich gefragt, hat sie alle ihre Gräuelthaten zugestanden, deren dann eine Menge an den Tag gekommen. Sie ist darauf, im Jahre 1620 vor dem Mühlenthore zu Stettin enthauptet und ihr Körper verbrannt worden. Man sagt, daß dabei aus dem Scheiterhaufen eine Elster in die Höhe geflogen sey. Ihre Seele soll man in Gestalt dieses Vogels noch jetzt oft in der Abenddämmerung vor dem Mühlenthore herumfliegen sehen.

Selbst während ihres Hexenprozesses hat sie das Zaubern nicht unterlassen können. So lebten zu damaliger Zeit zwei Herren von Mellenthin, die reiseten eines Tages zwischen Schlötenitz und Schellin; und wie sie dabei über den Prozeß der Sidonia Borken sich unterredeten, erhob sich urplötzlich ein so gräuliches Stürmen und Brausen in der Luft, daß die Pferde vor dem Wagen sich losrissen und davon liefen. Sie wurden erst bei Stargard ganz verschüchtert wiedergefunden.

Das Zauberwesen, wodurch sie die sechs Fürsten zu

Stettin, und wahrscheinlich auch deren Gemahlinnen unfruchtbar gemacht, soll sie, ihrem eigenen Geständnisse nach, in ein Schloß festgeschlossen und dann in den See zu Mariafließ versenkt haben. —

Viele Leute halten die Sidonia Borken aber auch noch für ganz unschuldig. Sie soll keifischer und neugieriger Natur gewesen seyn, und dabei abergläubisch, so daß sie sich gern mit alten Wahrsagerinnen abgegeben. Darum habe man denn die unwahren Anklagen gegen sie erhoben, daß sie selbst eine Zauberin sey, welche von ihr nur durch die grausamen Qualen auf der Tortur mittelst Geständnisses bestärkt worden sind.

Dähnert, Pommersche Bibliothek, Bd. 4. St. 7. S. 233—251., Bd. 5. St. 4. S. 127—130., St. 5. S. 426—434.
Ferner alle Pommersche Geschichtschreiber, und
Mündlich.

247. Der unschuldige Hexenmeister.

In dem Dorfe Boltenhagen im Kreise Greifswald lebte einmal ein frommer, kluger Mann, der für einen Hexenmeister gehalten wurde. Er wurde daher an einen Pfahl gebunden, um lebendig verbrannt zu werden. Da sproßen aber auf einmal drei frische grüne Zweige aus dem Pfahle heraus, und nun erkannten alle Leute, daß er unschuldig sey, worauf sie ihn am Leben ließen.

Mündlich.

248. Die verbrannte Hexe zu Hohendorf.

In dem Dorfe Hohendorf im Kreise Greifswald lebte einmal eine Küsterfrau, die eine Hexe war. Sie wußte sich zwar sehr fromm und gottesfürchtig zu stellen, so daß sie die Bibel auswendig wußte und daß der Pfarrer von ihr sagte, sie sey eine seiner andächtigsten Zuhörerinen. Aber ihre

Teufelsstreiche kamen zuletzt doch an das Tageslicht, und sie wurde nun zum Feuertode verurtheilt. Da nahm der Prediger, der noch immer an ihre Schuld nicht glauben wollte, mit ihr die Abrede, daß sie nach ihrer Hinrichtung ihm erscheinen solle, wenn sie unschuldig sey als eine Taube, sonst aber als ein Rabe. Nachdem sie nun aber hingerichtet war, da erschien auf einmal dem Prediger ein schwarzer Rabe, der schrie deutlich: Coax, Coax, Gott einmal verschworen, derselbe ewig verloren! Darauf erkannte der Prediger, daß er sich doch geirrt habe, und daß Kirchengehen und Bibellesen allein es nicht thuen.

Mündlich.

249. Die Hexenmütze und der Kreuzdornstock.

In der Stadt Grimmen gab es früher viele Hexen, so wie die Stadt auch noch jetzt in dem Rufe der Hexerei steht. Einstmals sollten daselbst zwei Hexen zu gleicher Zeit verbrannt werden. Die eine davon starb bald, die andere aber konnte gar nicht zu Tode kommen, denn das Feuer des Scheiterhaufens stieß immer von ihr ab, anstatt sie zu ergreifen. Da kam ein Mann mit einem Kreuzdornstocke herbei, mit dem stieß er der Hexe, welche Maria Krüger hieß, eine schwarze Mütze vom Kopfe, die man ihr gelassen hatte. Mit einem Male flog ein schwarzer Rabe von ihr, und nun verbrannte sie augenblicklich.

Mündlich.

250. Das Gespenst zu Hohen-Bünsow.

Zu Weihnachten des Jahres 1687 hat sich in dem Pfarrhause des Dorfes Hohen-Bünsow ein gar sonderbarliches Gespenst eingefunden. Es erschien am ersten Weihnachtstage, als der Pastor nicht zu Hause, sondern zur

Verrichtung von Predigten nach Rubkow gereiset war. An dem Abend dieses Tages, wie es etwas finster geworden, und seine Frau und Tochter sich in der Stube mit Singen und Beten beschäftigten, erschien das Gespenst auf einmal an der Stubenthür, und hat bald wie ein Hund gebellt, bald geschrieen wie ein Ziegenbock, bald an der Stubenthür gekratzt und gewaltsam gerissen, um sie zu öffnen. Das hat also lange gedauert, obgleich die Frau und Tochter des Predigers fleißig am Beten verblieben, bis zuletzt die Tochter Muth gefaßt, und an die Thür getreten und mit lauter Stimme ausgerufen: Du Teufel, du höllische Schlange, des Weibes Saamen soll dir den Kopf zertreten! Worauf der Geist von der Stubenthüre gewichen, und zu der Küchenthüre gegangen. In der Küche war die Magd des Pfarrers. Diese hatte Muth, und nahm zwei Stücke Holz, die warf sie nach ihm, so daß sie ins Kreuz zu liegen kamen. Da fuhr er plötzlich durch die verschlossene Hausthüre ab, einen gräulichen Gestank hinter sich zurücklassend. Dabei hat man denn vermerket, daß es der Teufel selbst seyn müsse, denn er hat einen langen Schwanz und einen großen Pferdefuß gehabt. — Man hat das Gespenst nicht wiedergesehen.

Memorabilia Pomeraniae, a. M. Christophoro Pylio, p. 58.

251. Die sieben bunten Mäuse.

Vor langer Zeit lebte zu Pudmin auf Rügen eine Bauernfrau, die hatte sieben Kinder, welches lauter Mädchen waren, das älteste zwölf und das jüngste zwei Jahre alt. Die Kinder waren alle übereins gekleidet, und trugen bunte Röcke und bunte Schürzen und rothe Mützen. Da trug es sich einst auf einen Charfreitag zu, daß die Frau mit ihrem Manne zur Kirche ging, und die sieben Kinder

allein zu Hause ließ. Diese waren Anfangs still und fromm. Nun aber hatte die Frau hinter den Ofen einen Beutel mit Nüssen und Aepfeln gestellt, den sie des Nachmittags ihrem kleinen Pathen schenken wollte. Den bekamen die Kinder zu sehen, und darauf war es mit ihrer Ruhe aus. Sie fielen über den Beutel her, und schmauseten Aepfel und Nüsse auf, so viel deren darin waren. Darüber erzürnte sich die Frau, als sie aus der Kirche zurückkam, und sie konnte sich nicht mäßigen, obgleich es am stillen Freitage war, sondern schimpfte die Kinder laut, und weil man kleine Diebe auch wohl Mausemärten zu nennen pflegt, so ging sie in ihrem Zorne so weit, daß sie ausrief: Der Blitz, ich wollte, daß ihr Mausemärten alle zu Mäusen würdet!

Einem solchen schrecklichen Fluche an dem heiligen Tage und gegen die eigenen Kinder folgte aber die Strafe auf dem Fuße nach. Denn kaum hatte sie die Worte gesprochen, so waren auf einmal alle die sieben Kinder in sieben Mäuse verwandelt. Die liefen in der Stube hin und her, mit bunten Leibern und rothen Köpfen, wie die Kinder sich getragen hatten. Da erschrak die Frau sehr, und wußte nicht, was sie in ihrer Angst anfangen solle. Mittlerweile kam der Knecht, und öffnete die Thür, und nun liefen die sieben Mäuse alle auf einmal durch die offne Thür zur Stube hinaus und aus dem Hause, und immer weiter über das Pudminer Feld und das Günzer Feld und das Schoritzer Feld, und endlich über das Dumsewitzer Feld in einen kleinen Busch hinein. Die Mutter lief ihnen nach und weinte und jammerte, und bat den lieben Gott, daß er ihr doch ihre Kinder wieder geben möge. Aber sie konnte sie nicht einholen. In dem Busche hinter dem Dumsewitzer Felde war ein klarer Teich; auf diesen liefen die sieben Mäuslein zu, und erst an dem Ufer

blieben sie stehen, und sahen sich um. Da erblickten sie die Mutter, die ihnen gefolgt war, und nachdem sie die eine Weile angesehen hatten, sprangen sie auf einmal alle Sieben in das Wasser und gingen sogleich unter. — Als die Bauernfrau dieses Unglück sah, da wurde sie vor großem Schreck zu einem Stein, und rührte nicht Hand oder Fuß mehr.

Der Busch, in welchem dieses geschehen ist, heißt seitdem der Mäusewinkel. Den Teich sieht man noch darin, und an demselben auch noch einen großen, runden Stein, in den die Frau verwandelt ist. Aus dem Teiche kommen alle Nacht die sieben bunten Mäuse heraus, und tanzen um den Stein herum, eine ganze Stunde lang, von zwölf Uhr bis um eins. Der Stein klingt dann, als wenn er sprechen könnte. Die Mäuse singen dabei einen Gesang, welcher also lautet:

Herut, herut,
Du junge Brut!
Din Brüdegam schall kamen,
Se hebben di
Doch gar to früh
Din junges Leben namen.
Sitt de recht up'n Steen,
Watt he Fleesch und Been,
Um wi gan mit dem Kranze,
Säven Junggesell'n
Uns führen schäl'n,
Juchhe, tom Hochtidsdanze!

Man sagt, daß dieses Lied bedeuten soll, daß die Mäuse und die Frau einstens wieder in Menschen können verwandelt werden. Dies soll auf folgende Weise geschehen:

Es muß eine Frau seyn, gerade so alt, wie die Bauernfrau, als sie aus der Kirche kam. Die muß sieben Söhne

haben, gerade so alt, als die sieben kleinen Mädchen waren, da sie verwandelt wurden. Wenn die Frau nun mit ihren sieben Söhnen auf einen Charfreitag, gerade um die Mittagszeit, in den Mäusewinkel kommt, und sie sich alle auf den runden Stein setzen, dann wird dieser Stein und die sieben Mäuse wieder zu Menschen werden, und sie werden gerade so aussehen, und dieselben Kleider tragen, wie vor tausend Jahren zur Zeit ihrer Verwandlung. Wenn dann die vierzehn Kinder groß werden, so sollen sie einander heirathen, und sie sollen sehr glücklich und reich werden, denn alle Güter und Höfe ringsumher sollen ihnen gehören.

E. M. Arndt, Märchen und Jugenderinnerungen, I. S. 3—9.

252. Der Erbdegen.

In der Gegend vom Dorfe Gristow unweit des Greifswalder Boddens liegt im Felde ein Teich, in welchem früher große Schätze sollen verborgen gewesen seyn. Die sind aber jetzt heraus. Es lebte nämlich vor Zeiten dort in der Gegend ein Bauer; zu dem kam eines Tages ein fremder Knecht, der sich bei ihm vermiethen wollte. Der Bauer fragte den Knecht, welchen Lohn er denn verlange, worauf dieser ihm erwiederte, was er verlange, sey nur eine Kleinigkeit, die für den Bauern gar keinen besonderen Werth habe; dieser wisse nicht einmal, daß er sie besitze. Weil der Knecht nun ein schmucker, rühriger Mensch war, so nahm der Bauer ihn auf, obgleich er aus dem sonderbaren Begehren wegen des Lohnes nicht recht klug werden konnte. Der Knecht war auch treu und fleißig, und es gerieth Alles unter seinen Händen, was er vornahm, so daß der Bauer ganz zufrieden mit ihm war.

Wie nun sein Jahr um war, so trat der Knecht vor den Bauern, und verlangte seinen versprochenen Lohn. Der Bauer erwiederte ihm aber: Wie kann ich dir den

geben; du sagst ja selbst, ich wisse nicht einmal, daß ich die Sache habe, die du begehrt hast. Darauf sprach der Knecht: Oben auf deinem Boden hast du einen Erbdegen, den erbitte ich mir als Lohn. Den versprach ihm der Bauer, wenn er gleich von dem Degen nichts wußte. Sie gingen also zusammen oben auf den Boden, dort zeigte der Knecht ein altes, ganz verrostetes Schwerdt, das hinter einer Latte unterm Dache steckte, in einer Gegend, in welcher der Bauer sich niemals umgesehen hatte. Das Schwerdt hatte keinen besonderen Werth, wie der Bauer bald sah; es war nicht einmal eine Scheide dabei. Der Bauer sagte daher zu dem Knechte, er könne es sich nur nehmen. Aber dieser entgegnete ihm: Wenn ich es mir selbst nehme, so kann es mir nichts helfen, du mußt es herunterlangen und mir geben. Der Bauer war das am Ende auch zufrieden, und es geschah so.

Am anderen Morgen nun trat der Knecht vor seinen Herrn und bat ihn, einen Wagen anzuspannen, er wolle ihm nun zeigen, warum er den Erbdegen von ihm erbeten. Der Wagen wurde angespannt, und sie fuhren zusammen hinaus. Sie fuhren zu dem Teiche, von dem ich oben gesagt habe. Wie sie dort angekommen waren, sagte der Knecht zu dem Bauern: Nun paß auf, was ich dir sagen werde, und was geschehen wird. Ich werde, so wie ich bin, mit meinem Degen in den Teich springen. Dann wirst du ein schreckliches Stürmen und Brausen des Wassers sehen. Davon mußt du dir aber nicht Angst werden lassen, sondern nun mußt du gut aufpassen, was weiter geschieht, und ob das Wasser danach schwarz oder roth wird. Wird es schwarz, dann ist Alles vorbei, und es taugt nicht, und du kannst nur geschwinde mit deinem Wagen umdrehen und nach Hause jagen, denn sonst kostet es dir den Hals. Wenn es aber roth wird, dann habe

ich gewonnen, und du wartest ruhig, bis ich aus dem Wasser zurückkomme.

Als der Knecht das gesprochen hatte, stieg er vom Wagen und sprang in den Teich hinein, die Spitze des Erbdegens nach unten gekehrt. Er verschwand alsbald unter dem Wasser, so daß nichts von ihm zu sehen war. Eine Weile blieb Alles ruhig. Allein auf einmal erhob sich tief unten im Teiche ein dumpfes, wildes Tosen, das immer stärker wurde, und nach oben sich hinzog. Darauf gerieth der ganze Teich in eine erschreckliche Bewegung. Die Wellen schlugen thurmhoch in die Höhe, und brauseten so fürchterlich, daß dem Bauern fast Hören und Sehen verging. Er gedachte aber der Worte des Knechtes, und sprach sich Muth ein, und hielt die Pferde fest, die davon jagen wollten. Nach einiger Zeit wurde auf einmal Alles wieder still, und jetzt sah der Bauer, wie der ganze Teich sich roth färbte. Nun dauerte es auch nicht lange, da kam der Knecht aus der Tiefe des Wassers wieder hervor. Er war wohlbehalten, und trug mit beiden Händen eine schwere Kiste. Mit der stieg er ans Ufer und legte sie auf den Wagen des Bauern, und zu diesem sprach er: Das soll dein Theil seyn, weil du mich gut gehalten und mir den Degen gegeben hast. Fahre du jetzt nach Hause, denn ich muß wieder in den Teich und holen mir auch mein Theil.

Damit ging er in den Teich zurück. Der Bauer aber fuhr mit seiner Kiste nach Hause, und wie er sie da öffnete, waren lauter alte, aber blanke Thaler darin. — Den Knecht hat er Zeit seines Lebens nicht wieder gesehen.

Mündlich.

253. Der Kalfater oder Klabatermann.

In Pommern erzählt man sich Folgendes: Sobald ein neues Schiff fertig und von seiner Mannschaft in Besitz genommen ist, zieht in dasselbe auch ein kleiner Geist ein. Die Schiffer nennen ihn den Kalfater oder Klabatermann. Er ist ein guter Geist, sowohl für das Schiff als für die Mannschaft. Gesehen haben ihn nur Wenige, denn es ist ein Unglück für den, der ihn sieht. Die ihn gesehen haben, sagen, er sey kaum zwei Fuß groß; er soll eine rothe Jacke, weite Schifferhosen und einen runden Hut tragen. Andere aber sagen, daß er ganz nackt sey. Je weniger man ihn sieht, desto öfter kann man ihn im Schiffe hören. Denn für dieses sorgt und mühet er sich ohne Unterlaß. Er hilft im Raum die Ballen nachstauchen, er kalfatert das Schiff da, wo kein Mensch zukommen kann, woher er auch den Namen hat. Wenn der Schiffer in der Kajüte eingeschlafen ist, das Schiff aber von Gefahr bedrohet wird, dann fühlt er sich plötzlich vom kleinen Klabatermann angestoßen, daß er erwacht und auffährt, und nun geschwinde anordnet, was zur Abwendung der Gefahr nöthig ist. Die Schiffsleute wissen recht gut, daß dies alles der kleine Kalfater thut. Sie sagen auch nicht anders als: Hörst du wohl, da ist er wieder! wenn sie ihn unten im Raume oder draußen an den Planken handthieren hören.

Die Matrosen suchen sich gut mit ihm zu halten; denn den flinken Matrosen hilft er, wo sie irgend eine Arbeit haben, daß sie frisch und gut von der Hand geht. Er sorgt dafür, daß die Taue beim Einrahmen der Segel auch beim schärfsten Winde nicht schlenkern; er erleichtert ihnen die halbe Arbeit beim Aufhissen der Anker. Und wenn ein flinker Bursch von einem Schiffe auf ein anderes abgeht, dann giebt ihm der Klabatermann ein Zeichen mit,

woran ihn der Klabatermann des anderen Schiffes kennt, damit der ihm eben so gut und helfend sey. Die faulen und trotzigen Matrosen dagegen zwickt und quält er, und thut ihnen allerlei Tort an, bis sie zuletzt flink und fleißig werden. Und wenn Alles nicht hilft, so zeigt er sich ihnen zuletzt und schneidet ihnen Gesichter zu. Dann ist es aber auch aus mit ihnen; denn wer den Klabatermann mit leiblichen Augen sieht, dessen letztes Stündlein hat geschlagen. Die Matrosen thun ihm daher Alles zu Gefallen, und setzen ihm oft des Nachts von ihrem Lieblingsessen hin. Von wem er so etwas annimmt und gegessen hat, dem ist er gar absonderlich gut.

Besonders laut und rührig ist der Kalfater, wenn Sturm kommt oder das Schiff sonst in große Gefahr geräth. Man hört ihn dann an allen Ecken und Kanten; er sorgt für Alles und hilft bei Allem.

Dieser Geist, wenn er einmal in ein Schiff eingezogen ist, weicht von demselben nicht wieder, als bis es zu Grunde geht. Wenn er das aber merkt, und wenn er einsieht, daß trotz aller Mühe und Arbeit das Schiff nicht mehr zu retten ist, dann verläßt er es endlich. Auch hierbei zeigt er noch seine Freundschaft für das Schiffsvolk; denn, da man ihn nicht sehen kann, so steigt er so hoch er kann, und stürzt sich dann von oben her mit großem Geräusche vom Schiff in das Wasser, damit man ihn hören könne. Einige sagen, er steige bei solcher Gelegenheit auf die äußerste Spitze des Boogsprits, und springe von dort her in die See. Wer ihn aber dort sehe, mit dem sey es für immer aus.

Wenn nun der Klabatermann das Schiff verlassen hat, dann weiß das Schiffsvolk, daß es mit demselben ein Ende hat. Es legt jetzt Keiner mehr Hand an, denn Rettung des Schiffes ist nicht mehr möglich. Jeder sucht

nur sich selbst zu retten, so geschwinde er kann; denn man weiß auch, daß der Klabatermann bis zum letzten Augenblicke bei dem Schiffe und bei der Mannschaft aushält.

Manche behaupten, daß nicht jedes Schiff einen solchen Kalfater habe; sondern daß ein solches Glück nur wenigen Schiffen zu Theil werde. Denn die Klabatermännchen sollen die Seelen von Kindern seyn, die todt geboren, oder sonst vor der Taufe gestorben sind. Wenn solche Kinder nun in einer Haide unter einem Baume begraben werden, und von einem solchen Baume irgend etwas zu dem Baue des Schiffes verwendet ist, dann geht mit dem Holze die Seele des Kindes als Klabatermännchen in das Schiff hinein. Die dies behaupten, sagen auch, daß ein solches Schiff, das einen Kalfater besitzt, niemalen zu Grunde gehen könne.

Einige sagen, daß man den Klabatermann auch ohne Gefahr zu sehen bekommen könne. Das muß man auf folgende Weise anfangen: Man muß nämlich des Nachts zwischen zwölf und ein Uhr allein zum Spillloch gehen, und sich selbst durch die Beine durch und so durch das Spillloch sehen; dann kann man den kleinen Geist erblicken, wie er an der Vorderseite des Spilllochs steht. Wenn man ihn dann aber nackt sieht, so muß man sich hüten, daß man nicht, etwa aus Mitleid, ihm Kleider zuwirft, womit er sich kleiden solle; denn das kann er nicht vertragen, er wird über solch Mitleid leicht böse, und meint, man wolle sich dadurch mit ihm abfinden.

Mündlich.

254. Das Brodmännlein in Stettin.

In Stettin kam eines Abends spät ein Bürgersmann aus dem Wirthshause, um nach seiner Wohnung zurückzukehren. Als er wenige Schritte gegangen war, stand

auf einmal ein ganz kleines Männlein mit einem großen, schweren Sack vor ihm, und fragte ihn: Willst du Brod? Der Bürger erschrak, daß er nichts antworten konnte, wich auf die Seite, und lief eilends davon. Das kleine Männlein aber lief hinter ihm her, und war immer ganz dicht ihm an den Fersen. Und als er endlich an seinem Hause angekommen war, da fragte es noch einmal: Willst du Brod? Der Bürger antwortete auch diesmal nicht. Da nahm das Männlein den Sack und warf ihn gegen das Haus, das klang gerade, wie lauter Gold und Silber. Gleich darauf waren Männlein und Sack verschwunden.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

255. Das Waldhorn zu Gahlkow.

In dem Herrenhause des Hofes Gahlkow am Greifswalder Bodden, welcher gegenwärtig der Familie von Wahl zugehört, spukt es schon seit langen Zeiten auf eine gar sonderbare Weise. Man hört nämlich oft, besonders in stillen Nächten, ganz deutlich den Ton eines Waldhorns, welches die Melodie des geistlichen Bußliedes bläst: Herr, an dir hab' ich gesündigt! Dies Blasen geht manchmal durch das ganze Haus, meistentheils ist es aber oben auf dem Boden.

Von der Entstehung desselben erzählt man sich folgende Geschichte: Vor vielen Jahren, als das Gut noch bei einer anderen Familie war, lebte zu Gahlkow einmal ein Herr, der ein sehr ausschweifendes Leben führte. Wie der eines Abends in der Abenddämmerung mit seinem Kutscher von Greifswald zurückgefahren kam, da sah er am Wege ein Frauenzimmer stehen, die schön von Gliedern und Angesicht und mit herrlichen Kleidern angethan war. Der Gutsherr ließ geschwinde halten, und begab sich mit der Fremden in ein Gespräch; er sagte ihr

viel Schönes und Liebes, und sie war sehr freundlich gegen ihn, so daß er in heißem Verlangen zu ihr immer mehr entbrannte. Was er aber in seiner Liebeshitze nicht bemerkte, das ersah auf einmal der Kutscher, nämlich daß das Frauenzimmer einen Pferdefuß und ein Hühnerbein hatte, und also der Teufel selbst war, der den Herrn auf solche Weise sich zu eigen zu machen gedachte. Der Knecht kreuzte und segnete sich, und rief in großer Angst seinem Herrn zu, was er gesehen hatte. Darauf erkannte auch dieser den Teufel, und er entsetzte sich dermaßen, daß er vor Schreck kaum wieder in seinen Wagen zurück konnte. Der Teufel lachte ihm höhnisch nach. Von der Zeit an hatte der Gutsherr keine Ruhe mehr. Sein einziger Trost war nur, wenn er auf seinem Waldhorne, dessen er ein großer Freund war, die Melodie des Liedes blasen konnte: Herr, an dir hab' ich gesündigt! — Das Lied hörte man seitdem jeden Abend und jede Nacht, denn auch nach seinem Tode muß er nun umgehen, und es blasen.

Mündlich.

256. Die brennende Mütze.

In der Gegend von Greifenhagen lebte einmal ein Amtmann, der sehr reich war. Sein Getreide gedieh immer am besten auf dem Felde, und seine Heerden vermehrten sich von Jahr zu Jahr. Da nahm er zuletzt einen Schäfer an, dem er auf dessen eigene Gefahr seine Schafheerde verpachtete. Von Stund' an ging die Heerde zu Grunde. Es ging beinahe kein Tag vorbei, daß nicht ein paar der schönsten Schafe starben. Der Schäfer mußte sie mit schwerem Gelde ersetzen, so daß er zuletzt so arm wurde, daß er kein Brod mehr im Hause hatte. Bald darauf starb der reiche Amtmann.

Um diese Zeit ging der Schäfer einmal in den Wald, um sich etwas trocknes Holz zu suchen, damit er sich und seine Kinder gegen die Kälte schützen könne. In dem Walde fand er einen Strick, und wie er gerade recht über sein Elend nachdachte, so nahm er in großer Verzweiflung denselben, um sich daran aufzuhängen. Auf einmal kam ein kleiner Mann auf ihn zu, der ermahnte ihn, von seinem Vorhaben abzustehen, und erst mit ihm zu den Wohnungen der Bösen zu gehen. Das war der Schäfer zufrieden, und der kleine Mann führte ihn zu den Wohnungen der Bösen. Hier sah er lauter brennende Menschen, die mitten in den heißesten Flammen steckten. Unter denselben erkannte er auch seinen verstorbenen Herrn, den Amtmann. Dieser brannte schrecklich, und bat den Schäfer, er möge seine Frau von ihm grüßen. Der Schäfer versprach ihm das, aber er meinte, die Frau werde ihm nicht glauben, wenn er kein Zeichen von ihm habe. Darauf warf der Amtmann ihm eine brennende Mütze zu, die aber sogleich aufhörte zu brennen, als der Schäfer sie aufhob. Dabei sagte er zu diesem, die solle er seiner Frau geben. Als hierauf der Schäfer gehen wollte, sagte der Amtmann noch zu ihm, daß er ihn mit den gestorbenen Schafen betrogen habe, und er trug ihm auf, sich seinen Schaden von seiner Frau ersetzen zu lassen.

Der Schäfer ging zuletzt mit dem kleinen Manne wieder fort. Dieser begleitete ihn bis an sein Haus, und sagte unterwegs zu ihm, daß er ja die Mütze nicht behalten solle, weil er sonst dahin müsse, wo der Amtmann sey. Am anderen Tage ging der Schäfer zu der Amtmannsfrau; der brachte er den Gruß von ihrem Manne und gab ihr auch die Mütze, wogegen er den Ersatz für die bezahlten Schafe erhielt. Die Mütze behielt die Frau; aber sie hatte von dem Augenblicke an, daß dieselbe in

ihrem Hause war, keine Ruhe und kein Glück mehr. Sie ließ deshalb den Schäfer wieder kommen, und bat ihn, die Mütze zurückzunehmen; das wollte dieser Anfangs nicht, als ihm die Frau aber 6000 Thaler bot, da ließ er sich verblenden und nahm das Geld und die Mütze. Doch so wie er damit in sein Haus kam, wurde er auf der Stelle gefährlich krank, worauf er alsbald Mütze und Geld wieder auf das Amthaus schickte. Die Amtmannsfrau wollte die Mütze aber auch nicht behalten, und sie ließ sie daher in der Kirche des Dorfes einmauern, wo sie sich noch befindet.

Mündlich.

257. Die todte Schlange.

In der Barkowschen Haide liegt, nicht weit von dem Holzwege, der mitten durch die Haide geht, ein einsames Bauernhaus. In demselben wurde noch vor wenigen Jahren eine todte Schlange gezeigt, von der man sich Folgendes erzählt. In dem Hause wohnten vor langen Zeiten einmal Bauersleute, die nur ein einziges Kind hatten, ein Mädchen von vier Jahren. Im Sommer ließen sie das Kind vor dem Hause spielen, wohin sie ihm auch des Mittags seine Milch mit eingebrockter Semmel brachten. Wenn nun das Kind dies verzehrte, so kam jeden Mittag plötzlich eine große Schlange herbei, die sich zu ihm setzte, und mit ihm von der Milch trank und von der Semmel aß. Es fürchtete sich gar nicht vor derselben, wurde vielmehr so vertraut mit ihr, daß es sie ohne Scheu auf den Hals klopfte und zu ihr sagte, sie solle ihm nicht zu viel abtrinken. Seinen Eltern sagte es nichts hiervon. Als es aber eines Mittags viermal nach einander Milch forderte, da fiel dies der Mutter auf, und wie sie das letztemal die Milch hingebracht hatte, blieb sie hinter der Thür stehen,

um zuzusehen, was das Kind mit der vielen Milch anfange. Auf einmal sah sie die Schlange herbeikommen, welche die Milch aufzehren half. Darüber entsetzte sie sich, und sie rief ihren Mann zu Hülfe, der mit einem Knittel herbeikam, um das Thier todtzuschlagen. Das Mädchen weinte zwar sehr, und bat den Vater um Gnade für die Schlange; aber er tödtete sie doch. Von der Stunde an schwand das Kind an allen Gliedern, und nach wenigen Tagen war es todt.

Mündlich.

258. Die Vampyre in Kassuben.

Im Lande Kassuben hat es sich, selbst vor nicht gar langer Zeit, zugetragen, daß zuweilen Kinder mit einer ganz feinen Kopfbedeckung, wie ein zartes Mützchen, auf die Welt gekommen sind. Das werden sehr gefährliche Menschen, wenn sie gestorben und begraben sind. Man muß ihnen daher das Mützchen abnehmen, und es trocknen und sorgfältig aufbewahren. Und bevor nun die Mutter nach ihren Sechswochen zur Kirche und zum Opfer geht, muß sie es verbrennen, daß es zu Pulver kann gerieben werden. Dieses Pulver muß sie dann mit Muttermilch dem Kinde eingeben.

Stirbt nämlich ein solcher mit der Mütze geborner Mensch, bevor er auf diese Weise die Mütze selbst wieder aufgegessen hat, so entsteht daraus das schrecklichste Unglück. Er richtet sich im Grabe wieder auf, und verzehrt zuerst alles Fleisch von seinen eigenen Händen und Füßen, sammt dem Sterbehemde, das er mit in den Sarg bekommen hat. Dann steigt er aus dem Grabe heraus und verzehrt nun die Lebenden. Zuerst sterben seine nächsten Anverwandten, darauf die entfernteren, Einer nach dem Andern. Wenn er keine Verwandtschaft mehr hat, dann macht er

sich an die Kirchenglocken in seinem Dorfe; die läutet er des Nachts, und nun muß Alles sterben, so weit der Schall der Glocken reicht, Jung und Alt, Groß und Klein.

Gegen dieses Elend giebt es alsdann nur Ein Mittel: man muß den Todten wieder aufgraben, und ihm mit einem Kirchhofsspaten den Kopf abstechen. Dann hört die Gefräßigkeit auf.

Pommersche Prov. Blätter von Haken, III. S. 421 folg.

259. Die Währwölfe in Greifswald.

Vor zweihundert Jahren waren zu einer Zeit in der Stadt Greifswald eine erschrecklich große Menge Währwölfe. Sie hatten besonders ihren Sitz in der Rokover Straße. Von da aus überfielen sie alle Leute, die sich des Abends nach 8 Uhr außer dem Hanse sehen ließen. Zu der damaligen Zeit waren aber viele beherzte Studenten in Greifswald. Die thaten sich zusammen, und zogen in einer Nacht gegen die Unholde aus. Anfangs konnten sie ihnen nichts anhaben, bis die Studenten zuletzt alle ihre silbernen Knöpfe zusammennahmen, die sie geerbt hatten, und damit die Unthiere erlegten.

Mündlich.

260. Der Währwolf bei Zarnow.

In der Gegend von Zarnow trieb sich noch vor wenigen Jahren ein grimmiger Wolf umher, der Menschen und Vieh vielen Schaden that. Einmal hatte er sogar ein Kind zerrissen. Da machten sich alle Bauern der Gegend auf und verfolgten ihn, schlossen ihn auch in einem Busche ein. Als sie ihn hier aber erlegen wollten, stand auf einmal ein großer fremder Mann mit einer Keule vor ihnen. Da erkannten sie, daß sie einen Währwolf vor sich hatten. Dies war im Jahre 1831.

Mündlich.

261. Die Cholera.

Es giebt noch jetzt in Pommern manche Leute, die fest glauben, die Cholera sey im Jahre 1831 absichtlich ins Land gebracht, und zwar soll der Franzose das gethan haben, damit das Land entvölkert werde, und er es wieder gewinnen könne. Um sein Vorhaben auszurichten, soll der Franzose auf allerlei Wegen und unter allerlei Gestalten sich herbeigestohlen haben. So erzählt man sich auch namentlich von Stettin Folgendes: Eines Tages kam durch das Berliner Thor ein Mann in die Stadt hinein, der eine große Kiste auf dem Rücken trug. Der Mann sah sich ängstlich nach allen Seiten um, und suchte unbemerkt an der Schildwache vorbeizukommen. Die Schildwache bemerkte ihn aber, und er wurde festgehalten und in die Wache gebracht. Dort wurde ihm befohlen, seine Kiste zu öffnen; er weigerte sich dessen zwar Anfangs, mußte aber doch zuletzt Folge leisten. Da fand man in der großen Kiste eine andere kleinere; in dieser fand man wieder eine, und das ging eine ganze Zeitlang so fort, so daß man immer auf eine kleinere Kiste kam. Als man aber endlich die kleinste öffnete, da fand man darin ein ganz kleines, kleines Männchen, das war der Franzose, der die Cholera in die Stadt bringen wollte.

Mündlich.

262. Der prophezeihende Tänfling.

In vielen Gegenden von Pommern: an der Oder, bei Colbatz, Wartenberg und an manchen anderen Orten, erzählen sich die Leute folgende wunderbare Geschichte, die sich im Jahre 1831 zugetragen hat, als von Westen der Krieg und von Osten die Cholera in das Land einzubrechen drohete. Zu derselben Zeit fuhren nämlich eines Morgens

früh mehrere Bauersleute von jenseits der Oder nach Stettin. Als sie nun den langen Damm durch die Oderwiesen passirten, hörten sie auf einmal unten aus der Wiese ein Kind rufen: Nähmt mi mit, nähmt mi mit! Die Bauern stiegen ab, und fanden im Grase ein ganz nacktes, so eben gebornes Kind liegen. Sie erbarmten sich des armen Würmchens, bei dem Niemand war, und legten es auf den Wagen. Sie beriethen dann unter einander, was sie mit dem Kinde machen wollten, und sie kamen dahin überein, daß sie es zuerst wollten taufen lassen. Sie gingen also damit zu einem Prediger in Stettin, und baten diesen, daß er die Taufe verrichten möge, wozu er auch bereit war. Als er aber die Taufhandlung eben begonnen hatte, begab sich auf einmal ein großes Wunder, denn das Kind verwandelte sich plötzlich in ein Stück blutigen Fleisches. Darüber entsetzten sich Alle, und der Prediger befahl den Bauern, daß sie das Fleisch an die Stelle tragen sollten, wo sie das Kind gefunden hatten. Das thaten sie; aber kaum hatten sie die Wiese im Rücken, als sie das Kind wieder erbärmlich schreien hörten, wie vorhin: Nähmt mi mit, nähmt mi mit! und wie sie nun zurückkehrten, fanden sie wieder das Kind, das sie des Morgens früh gefunden hatten. Sie erbarmten sich deshalb noch einmal des hülflosen Würmchens, und brachten es zum zweiten Male zum Prediger, daß er es taufen möge. Allein so wie der Prediger eben wieder die Taufhandlung begonnen hatte, verwandelte das Kind sich in einen Zander (Zannat, Fisch). Der Pfarrer befahl ihnen daher zum zweiten Male, daß sie es zurücktragen sollten. Die Bauern thaten das; aber es begab sich wieder ganz dasselbe, wie das vorige Mal, und als der Prediger das Kind jetzt wieder taufen wollte, verwandelte es sich in ein Brod. Da sagte der Prediger: So wollen wir es denn aufschnei-

den, und griff schnell zu einem Messer, um sein Vorhaben ins Werk zu richten. Plötzlich aber wurde das Brod wieder ein Kind, und wuchs augenblicklich, so daß Alle es sehen konnten, bis es ein feiner Knabe geworden war. Der sprach zu den Anwesenden: Mich hat Gott gesandt, und ich will Euch sagen, was das Alles bedeutet, was Ihr gesehen habt! Daß ich Fleisch geworden bin, bedeutet Krieg und großes Sterben; daß ich Fisch wurde, das bedeutet Wassersnoth; daß ich aber Brod wurde, das bedeutet eine fruchtbare Zeit, die darauf folgen wird, und wer die noch erlebt, der wird von Allem genug haben, und sich über nichts mehr beklagen dürfen. — Darauf ließ das Kind sich nun ruhig taufen. Die Leute sagen, es solle noch in Stettin herumgehen.

Mündlich.

263. Der Beamte mit dem rothen Faden um den Hals.

Vor einiger Zeit war in Pommern ein vornehmer Beamter, der sich vieler Gewaltthätigkeiten schuldig gemacht hatte, und zuletzt noch durch schwere Mißhandlungen den Tod eines Unschuldigen herbeiführte. Dafür wurde er zum Tode verurtheilt. Der König hat ihm darauf zwar das Leben geschenkt, aber befohlen, daß er Zeitlebens einen rothen Faden um den Hals tragen muß, zum Zeichen, daß er das Leben verwirkt hat. Der Mann lebt noch, und der Scharfrichter muß alle Jahre kommen, um nachzusehen, ob er den Faden noch trägt.

Mündlich.

264. Die drei Schüsse nach dem lieben Gott.

Als es im Sommer des Jahres 1838 über acht Wochen lang jeden Tag regnete, so daß alle Saaten zu ver-

derben droheten, war in der Gegend von Stettin ein Amtmann, der auch viel Korn auf dem Felde stehen hatte, das er nicht einfahren konnte. Darüber wurde der Mann so erbost, daß er, anstatt zu beten, lästerlich dem lieben Gott drohete, wenn er nicht in drei Tagen ander Wetter mache, so wolle er ihm schon was zeigen. Und als die drei Tage um waren, aber kein ander Wetter sich eingestellt hatte, da nahm er sein geladen Gewehr, und schoß damit in seiner gotteslästerlichen Verblendung dreimal gen Himmel nach dem lieben Gott. Kaum hatte er aber den dritten Schuß gethan, so versank er bis mitten an den Leib in die Erde hinein, und es war kein Mensch im Stande, ihn wieder hervorzuziehen. Man schickte zuletzt zu dem Prediger nach Stettin; aber auch der soll ihm nicht haben helfen können, so daß er jämmerlich hat sterben müssen. Diese Geschichte ist in ganz Pommern bekannt geworden.

Mündlich.

265. Der Teufel auf dem Tanzboden *).

Es hatte sich seit langen Zeiten der Teufel in leibhafter Gestalt auf der Erde nicht wieder sehen lassen; die Leute sagen, weil er desto mehr unter anderen Gestalten umhergehe. Vor einigen Tagen hat man ihn aber doch wieder einmal ordentlich als Teufel erblickt. Es war nämlich vor einigen Wochen, im März des Jahres 1839, als ein Bauernmädchen, die des Morgens zum heiligen Abendmahle gewesen war, desselbigen Abends auf einen Tanzboden in der Nähe von Stralsund ging, und dort anfing zu tanzen, ohne der heiligen Handlung vom Morgen her noch eingedenk zu seyn. Da kam auf einmal ein Fremder zu ihr, der sie zum Tanz aufforderte, und wie

*) Geschrieben im April 1839.

sie dem zusagte und mit ihm tanzte, da konnte sie nicht wieder zum Aufhören kommen; denn der Fremde riß sie mit sich herum, daß ihr das Hören und Sehen verging, und ihr zuletzt das Blut aus Mund und Nase stürzte. Die Musikanten am Spieltische hatten schon lange bemerkt, daß es mit dem unheimlichen Tänzer nicht richtig sey, denn sie sahen deutlich den Pferdefuß, mit dem er herumsprang. Aber sie wagten vor Angst nichts zu sagen. Als jedoch das Mädchen am Ende todt hinfiel, und nun auf einmal der Tänzer ohne alle Spur verschwunden war, da erkannten Alle, daß sie den Teufel, der sich sein Opfer geholt, einmal wieder in seiner leibhaften Gestalt mit dem Pferdefuße gesehen hatten.

Vgl. Stralsunder Sundine v. 3. April 1839.

266. Die gebannten Glocken.

Nicht weit von dem Dorfe Kirchdorf in der Gegend von Greifswald liegen zwei Teiche, ein großer und ein kleiner. An der Stelle derselben haben früher ein Mönchskloster und eine Schmiede gestanden, nämlich das Mönchskloster da wo der größere Teich liegt, und die Schmiede da, wo der kleinere ist. Die Mönche haben aber ein sehr gottloses Leben geführt und besonders auch in der Schmiede ihr Unwesen getrieben. Da hat es sich denn eines Tages, gerade auf den Johannistag, begeben, daß das Kloster und die Schmiede plötzlich versunken sind, und an ihrer Stelle hat man die beiden Teiche gesehen. Seitdem sind die beiden Glocken von der Mönchskirche, welche mit versunken waren, alle Jahre auf den Johannistag aus dem Wasser hervorgekommen und haben sich an das Ufer gelegt, wo sie sich von zwölf bis ein Uhr Mittags haben sonnen können. Um ein Uhr haben sie aber in die Tiefe des Teiches zurück müssen.

Das hat so gedauert viele Jahre, bis einmal ein Mädchen aus dem Dorfe in dem größeren Teiche Zeug gewaschen. Das ist gerade am Mittage des Johannistages gewesen, als die Glocken sich gesonnt haben. Das Mädchen, die hiervon nichts gewußt, hat, wie sie das Zeug gewaschen gehabt, auf einmal die Glocken gesehen, und auf diese, ohne sich dabei etwas zu denken, dasselbe zum Trocknen gehangen. Das hat nun gewährt bis über ein Uhr Mittags hinaus, und die Glocken haben daher nicht mehr in den Teich zurückkönnen, sondern sind an das Ufer festgebannt gewesen.

Da haben sie lange gelegen, und es hat kein Mensch sie von der Stelle bringen können. Die Bauern von Levenhagen, die damals gerade eine neue Kirche bauten, wofür sie noch keine Glocken hatten, haben es versucht, sie für sich zu nehmen, und einen Wagen mit Pferden hingeschickt, um sie abzuholen. Auf den Wagen haben sie sie auch wohl bekommen können, weiter aber nicht; denn alle Pferde, die sie davor gespannt, haben nun den Wagen nicht von der Stelle zu ziehen vermocht.

Zuletzt sind die Bauern von Stoltenhagen gekommen, die auch keine Glocken in ihrer Kirche hatten. Die haben den Einfall gehabt, einen Wagen mit Ochsen bespannt hinzuschicken. Und die Ochsen *) haben sie denn auch von der Stelle ziehen können. Seitdem hängen die gebannten Glocken im Thurme zu Stoltenhagen.

Mündlich.

267. Der schwarze See und die gebannte Glocke bei Wrangelsburg.

Nicht weit von Wrangelsburg im Kreise Greifswald liegen zwei Seen, von denen der eine ein gelbliches, der

*) Ein alter Ochsenhirt erzählte diese Sage, er hatte sie von seinem Vorgänger.

andere aber ein ganz schwarzes Wasser hat. In diesen letzteren, welcher der schwarze See heißt, ist vor vielen Jahren eine Kirche mit drei Thürmen versunken. Das ist geschehen auf einen Johannistag. An diesem Tage hört man daher auch noch alle Jahre die Glocken der Thürme unten aus dem See hervortönen, so traurig und wehmüthig, daß man es mit Worten gar nicht sagen kann. Alle hundert Jahre dürfen zwei von ihnen eine Stunde lang oben auf dem Wasser herumschwimmen und ans Ufer kommen.

An einem solchen Tage geschah es einmal, daß zwei Kinder aus Wrangelsburg an dem See ihr Puppenzeug wuschen und es zum Trocknen auf einer der beiden Glocken ausbreiteten, die gerade am Ufer lag und sich sonnte. Dadurch wurde die Glocke gebannt, und sie konnte nicht zurück. Die andere Glocke rief ihr zwar zu:

Anne Susanne, komm mit mir geschwind!

Aber sie antwortete ihr traurig:

Ich kann nicht, Geliebte, gebunden ich bin!

Darauf mußte die andere Glocke allein in die Tiefe des Sees zurückkehren.

Als nun die schöne, große Glocke so da lag, da versammelten sich die reichen Gutsbesitzer der Gegend, um sie auf den Thurm zu Gützkow zu bringen, wo sie nur für sie geläutet werden sollte. Das wollte aber nicht gelingen, und obgleich sie sechzehn Pferde vorspannten, so konnten sie damit doch nicht von der Stelle kommen. Da kam ein armer Bauer aus dem Dorfe Zarnekow mit zwei Ochsen des Weges; der spannte seine Ochsen vor, und rief: Nun in Gottes Namen, für Reiche und für Arme! Damit trieb er die Thiere an, und sie zogen ohne Beschwerde die Glocke nach Zarnekow, wo sie auf den Thurm gehangen wurde. Die Glocken in Zarnekow sind noch jetzt die besten im Lande.

Der schwarze See hat neben vielen anderen Fischen auch sehr große Hechte, die das Sonderbare haben, daß sie eine Krone auf dem Kopfe tragen; man kann sie aber nur sehr schwer fangen.

Mündlich.

268. Die singende Glocke.

Eine Meile von Ueckermünde bei dem Gute Vogelsang liegt eine große Wiese, auf der ehemals ein Dorf gestanden haben soll. Vor langen Jahren hütete hier einmal ein Hirt seine Schweine, als er sah, daß ein Schwein immer an einer und derselben Stelle die Erde aufwühlte. Er ging daher zuletzt hin, und sah nun den Knopf einer Glocke aus der Erde hervorragen. Er rief mehrere Leute herbei, welche eine große schöne Glocke aus der Erde herausgruben. Die Stadt Ueckermünde machte darauf Ansprüche an die Glocke, und die Bürger kamen mit einem, mit acht Pferden bespannten Wagen, um sie zur Stadt zu holen. Allein so viel sie sich auch abmüheten, die acht Pferde konnten die Glocke nicht aus der Stelle ziehen. Während sie sich noch damit quälten, kam zufällig des Weges ein Bauer aus dem benachbarten Dorfe Lukow mit einem Wagen, vor welchem er zwei Ochsen hatte. Der lud nun die Glocke auf, und seine Ochsen zogen sie ganz leicht nach Lukow. Dort wurde sie im Kirchthurm aufgehangen, wo sie noch ist. Diese Glocke hat einen schönen singenden Ton, und wenn man genau zuhört, so kann man hören, wie sie beim Läuten immerfort die Worte singt:

Su borg — Damgorden!

Sie soll dadurch das Auswühlen des Schweins (Sau) und den Namen des versunkenen Dorfes, dem sie zugehört hat, bezeichnen.

Mündlich.

269. Die Glocke in Stargard.

Als vor alten Zeiten zu der St. Marienkirche in Stargard eine Glocke gegossen werden sollte, wurde bekannt gemacht, daß Alle, welche Pathen zu der Glocke werden wollten, zu derselben Metall bringen und in den Ofen werfen möchten, je mehr je besser. Darauf kamen viele Leute und opferten zu der Glocke, was in ihren Kräften stand. Die Reichen ließen silberne Geräthe vor sich hertragen, die sie prunkend vor ihren Augen in den Ofen werfen ließen; Andere brachten messingene Becken und Leuchter, oder auch nur einen zinnernen Teller oder einen Pfennig, wenn sie nicht mehr hatten; denn Jeder wollte sich um die Glocke ein Gotteslohn erwerben. Zuletzt kam auch eine alte Frau zu dem Ofen. Sie war ganz arm, und man wußte, daß sie gar nichts hatte. Die Leute verwunderten sich daher, was sie opfern werde, und man fing an, ihrer zu spotten. Sie kehrte sich aber nicht daran, sondern zog eine Schlange hervor, die sie in den glühenden Ofen warf, einige unverständliche Worte in die Flamme hineinmurmelnd. Was das bedeuten solle, sagte sie Keinem; aber als die Glocke fertig war und zum ersten Male anfing zu läuten, da merkte man den Segen der alten Frau. Denn von Stund' an verschwanden alle Schlangen rings um die Stadt, so weit man den Ton der Glocke hören konnte.

Mündlich.

270. Hack up, so fret ik di.

Auf der Insel Rügen, besonders in der Gegend von Altefähr, hat man ein Sprichwort: Hack up, so fret ik di! (Hacke auf, dann esse ich dich!) Davon erzählt man sich folgende Geschichte: Es war einmal auf Rügen ein nichts-

nutziger Knecht, der keine Erbsen essen mochte. Wenn nun dem Gesinde Erbsen vorgesetzt wurden, so fuhr er mit dem umgekehrten Löffel hinein, so daß er nichts davon bekam, und sprach dabei höhnisch jene Worte. Demselben Knecht erging es aber nachher sehr schlecht, und er kam nach einiger Zeit ganz arm und hungrig wieder zu seinem vorigen Herrn, und bat den um Gotteswillen um ein Gericht Erbsen. Da nahm der Herr eine Schaufel, mit der fuhr er verkehrt in einen Haufen Erbsen, und sprach zu dem Knechte: Hack up, so met ik di (Hacke auf, dann miethe ich dich!)

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte und Alterth.-Kunde.

271. Das von Hexengeld erbaute Dorf.

Das Dorf Connerow im Kreise Greifswald ist von purem Hexengelde aufgebaut. Das hat sich auf folgende Weise zugetragen: Nachdem nämlich das Dorf im dreißigjährigen Kriege gänzlich zerstört und niedergebrannt war, und die armen Leute sich in elenden Strohhütten aufhielten, wo sie besonders viel von den Ratten und Mäusen zu leiden hatten, kam eines Tages einer dieser armen Menschen nach Wolgast zu einem Bäcker, um sich ein Brod zu erbitten. Dem Bäcker klagte er auch seine Noth, die er mit den Ratten und Mäusen habe. Da bot der Bäcker ihm einen schwarzen Kater an, mit den Worten, den solle er mitnehmen, der werde ihm das Ungeziefer wohl vertilgen, ihm auch sonst noch zu Diensten seyn. Der Bauer nahm den Kater mit Dank an. Wie er nun mit demselben in seine Hütte kam, da fing der Kater auf einmal an zu sprechen und fragte, was er nun thun solle? Der Bauer befahl ihm darauf, er solle ihm alle Ratten und Mäuse wegfangen, und sie auf einen Haufen bringen. Das that der Kater alsbald, und dann fragte er weiter,

was er nun thun solle? er könne Alles. Da sagte der Mann zu ihm: Wenn du Alles kannst, so bring' mir Geld! Das that der Kater gleichfalls, und er brachte ihm Geld die Menge, so viel der Bauer haben wollte. Als er genug hatte, gab er den Kater an die anderen Bauern des Dorfes, die nun auch so viel Geld bekamen, als sie sich nur wünschten. Darauf bauten sie ihr Dorf wieder auf, schöner und besser, als es vorher gewesen war.

Wie sie damit fertig waren, konnten sie aber den Kater nicht wieder los werden, da er ihnen doch verdächtig vorkam, und es ihnen ängstlich bei ihm wurde. Sie gingen deshalb zu dem Bäcker in Wolgast, und fragten, wie sie es zu machen hätten, daß sie des Katers wieder ledig würden. Der rieth ihnen, sie sollten nur eine Kiepe nehmen, und zu dem Kater sagen: Kater in die Kiep! dann werde er hineinspringen, und dann sollten sie ihm das Thier nur wiederbringen. Also thaten sie auch.

Die Bauern zu Connerow sind von der Zeit reich und wohlhabend geblieben, so daß sie später ihrem Könige Carl XII. Geld in die Türkei schicken konnten, wie wir oben schon erzählt haben.

Mündlich. Vgl. oben Nr. 55.

272. Der Thurm zu Wobeser.

Die Kirche des Dorfes Wobeser im Rummelsburger Kreise hat einen hohen weißen Thurm, den man, da das Dorf auch sehr hoch liegt, bis weit in die See hinein sehen kann. Deshalb war derselbe in früherer Zeit, als es den Schiffern noch an denjenigen Instrumenten fehlte, die ihnen jetzt die Schifffahrt erleichtern, den Seefahrern ein eben so sicheres als willkommenes Merkzeichen. Dies bewog auch, wie man sich in dem Dorfe und in der Gegend noch allgemein erzählt, in alten Zeiten die Stadt Lübeck, die

große Schifffahrt in der Ostsee trieb, alljährlich eine gewisse Summe Geldes an das Dorf zu bezahlen, wofür dieses den Thurm immer frisch mit weißem Kalkanwurf erhalten mußte, so daß er desto weiter und besser auf der See gesehen werden konnte.

Pommersche Provinzial-Blätter, I. S. 69.

273. Die Schwedin in Pommern.

In der Umgend von Treptow an der Rega erzählt man sich allgemein, daß vor vielen Jahren einstmals im Winter in der Nähe des Dorfes Hoff eine große Eisscholle an den Strand getrieben sey, auf welcher sich ein junges Mädchen mit zwei Kühen befand. Sie kam glücklich ans Land, und es fand sich nun, daß sie eine Schwedin war. Die hatte ihre Kühe in Schweden an der Seeküste tränken wollen, war aber mit denselben plötzlich vom Ufer abgerissen und ins hohe Meer hineingetrieben. Sie hatte viele Tage und Nächte allein auf der weiten See zugebracht, mitten zwischen Eisschollen, und weder Menschen noch Land gesehen. Die Milch von ihren Kühen war ihre einzige kümmerliche Nahrung gewesen. Es gefiel ihr in Pommern, wo sie zuerst wieder ans Land gekommen war, und wo sie eine freundliche Aufnahme fand, so gut, daß sie nicht in in ihre Heimath zurück wollte. Sie ist auch allda geblieben, und hat im Dorfe Langenhagen bei Treptow geheirathet, wo sie in hohem Alter gestorben und begraben ist.

Pommersche Provinzial-Blätter, V. S. 401. 402.

274. Das Mannagras an der Leba.

Im Lande Kassuben, auf den Sumpfwiesen an der Leba, besonders in der Nähe des Dorfes Zezenow, wächst das Mannagras, oder der Schwadenschwengel, aus dessen

Körnern die Manna- oder Schwadengrütze bereitet wird. In früheren Zeiten wurde diese Frucht von den Einwohnern der Gegend nicht beachtet. Da kam einstmalen eine alte Frau aus Preußen in das Dorf Ruschitz, die wegen ihrer Armuth von ihren Landsleuten vertrieben war. Die sah das Gras, und erkannte, daß man aus seinen Körnern eine Grütze bereiten könnte, welche weit kräftiger und wohlschmeckender ist, als selbst das Sagomark. Sie belehrte hiervon die Leute, die sie aufgenommen hatten, und diese fingen alsbald an, die Körner einzusammeln. Aber sie haben keinen Segen davon gehabt. Denn die Gutsherrschaft zu Ruschitz, der die Mannagrütze auch gefiel, machte mit ihnen einen Contract, nach welchem sie jährlich eine große Portion von dieser Grütze zu Hofe liefern, oder von ihren Grundstücken weichen mußten. Und da nun heutiges Tages zu Ruschitz das Gras nicht mehr wächst, wohl aber bei den entlegenen Dörfern Zezenow und Charberow, so müssen sie dahin wandern, um ihren Contract zu halten. So sieht man denn alljährlich zu Ende Juni oder zu Anfang Juli, wenn die Gräser auf den Wiesen reif geworden sind, die Einwohner von Ruschitz, besonders die Weiber, alle in Einer Nacht, der Leba zuziehen, um die Körner des Halmes einzusammeln. Es ist ein weiter Weg und eine mühsame Arbeit; und die Leute laufen überdies Gefahr, als Diebe angehalten und bestraft zu werden, weil sie auf fremden Grund und Boden gehen. Allein sie müssen sich das Alles gefallen lassen, damit die Herrschaft sie nicht von ihren Höfen jagt.

Vgl. Pomm. Provinzial-Blätter von Haken, IV. S. 353 folg.

275. Der Bettler auf der Insel Oie.

Unfern der Mündung der Peene, ungefähr eine oder anderthalb Meilen in die Ostsee hinein, liegt die

kleine Insel Oie. Sie gehörte früher zur Marien-Kirche in Greifswald; seit mehr als hundert Jahren ist sie aber schon zum Kirchspiel Kröslin eingepfarrt. Die ganze Insel wird von ungefähr dreißig Menschen bewohnt, die aus drei Familien bestehen, und auch nur in drei Häusern wohnen.

Bis vor dreißig Jahren war noch niemals ein Bettler auf der Insel gewesen. Da geschah es einmal in einem strengen Winter, als die See von Peenemünde bis nach der Insel hin zugefroren war, daß ein Bettler auf den Einfall kam, die Eisbahn zu benutzen und auf der kleinen Insel zu betteln. Der alte Mann kam, ohne daß ihn Jemand bemerkt hatte, auf der Insel an, und stellte sich sogleich in die offne Thür des ersten Hauses, auf welches er traf. Allda fing er auch sofort nach Bettlerart zuerst an, ein kurzes Gebet herzusagen, und dann ein frommes Lied zu singen. Auf solche Weise hatten die Oier das Wort Gottes noch niemals gehört; Alles, was in dem Hause war, stürzte heraus zu dem armen Manne, und holte ihn in die warme Stube, wo er bewirthet und reichlich beschenkt wurde. Dann führten sie ihn im Triumphe zum nächsten Hause, wo er wiederum singen und beten mußte, und worauf er nun von Allen zum dritten Hause geführt wurde, so daß hier die Insel, Groß und Klein, Herrschaft und Gesinde, um ihn versammelt war. Die guten Leute überschütteten ihn mit Kleidern und Lebensmitteln, daß er nicht im Stande war, Alles fortzutragen. Auch Geld bekam er, dreifach so viel, als er hatte erwarten können; die Dienstboten allein hatten über drei Thaler für ihn aufgebracht. Als er endlich die Insel verließ, waren die Leute ordentlich traurig, und er mußte ihnen versprechen, daß er recht bald wiederkommen werde.

Pommersche Provinzial-Blätter, II. S. 43.

276. Die Steinprobe.

In der Stubnitz auf Rügen, nicht weit von dem Herthasee, findet man einen Stein, in welchem man deutlich die Spuren eines großen Fußes und eines ganz kleinen Kinderfußes abgedrückt sieht. Davon erzählt man sich Folgendes: Zur Zeit als noch der Dienst der Göttin Hertha auf der Insel bestand, war unter den Jungfrauen, die der Göttin zu ihrem Dienste geweihet waren, ein junges und sehr schönes Mädchen; diese, obgleich sie der Göttin ewige Jungfrauschaft hatte geloben müssen, hatte eine Liebschaft mit einem fremden jungen Ritter, mit dem sie allnächtlich heimliche Zusammenkünfte an den Ufern des heiligen Sees hielt. Sie hatte ihre Liebe aber nicht so geheim halten können, daß nicht dem Oberpriester der Göttin Kunde davon geworden wäre. Diesem wurde es hinterbracht, daß eine der Jungfrauen strafbarer Liebe pflege: nur welche es sey, konnte man ihm nicht sagen. Der Priester stellte alle Jungfrauen zur Rede; aber keine bekannte, auch die Schuldige nicht, obgleich sie die Folgen ihres verbotenen Umgangs schon verspürte und sich Mutter fühlte. Da rief er die Göttin an, daß sie ihm die Schuldige durch ein Wunder entdecken möge, und er führte nun sämmtliche Jungfrauen in den Wald zu einem großen Opfersteine. Dort befahl er ihnen, daß sie eine nach der andern mit nacktem Fuße auf den Stein treten mußten. Das thaten sie, und als die Schuldige den Stein betrat, da offenbarte sich plötzlich ihr Vergehen; denn nicht nur ihr eigner Fuß drückte in dem harten Steine sich ab, sondern auch der Fuß des Kindes, das sie unter ihrem Herzen trug. Dies sind die Fußspuren, die man zum ewigen Wahrzeichen noch jetzt in dem Steine sieht. Der Priester soll darauf die Sünderin oben von der Stubben-

kammer haben in das Meer stürzen lassen; aber ein Engel hat sie, wie die Leute sagen, in seine Arme genommen und sanft hinuntergetragen; und unten hat ihr Geliebter schon auf sie gewartet und sie in seinem Schiffe mit sich genommen in seine ferne Heimath.

Einige erzählen, der Priester habe die Schwangerschaft der Priesterin entdeckt, und wie er sie vergebens zu einem Geständniß ermahnt, habe er sie zuletzt jene Probe bestehen lassen, worauf dann das Wunder sich begeben. Das Mädchen soll darauf in dem heiligen See ertränkt seyn.

Mündlich.

Ein Rügenscher Dichter hat übrigens diese Sage in folgende Verse gebracht, welche auf der Insel Rügen ehr verbreitet sind:

Die Steinprobe.

(Eine Rügische Sage.)

Auf der Stubnitz waldumkränzten Höhen,
In des Haines stiller Dunkelheit,
Stand, wo wir noch jetzt die Stätte sehen,
Eine Burg, dem Hertha-Dienst geweiht.

In der Götter schauerlichen Hallen
Sah man Rügens schönste Mädchenschaar;
Eine mußte ihr zum Opfer fallen
Von den Priesterinnen jedes Jahr.

Aus den edelsten Geschlechtern strebten
Holde Jungfrau'n dieser Ehre nach;
Wonnetrunken ihre Herzen bebten
An der Weihe feierlichem Tag.

Aber Allem mußten sie entsagen,
Was des Lebens Lenz uns Schönes beut,

Durften kaum entfernt zu ahnen wagen
Treuer Liebe stille Seligkeit.

Wie die Sonne alle andern Sterne
Weit an Glanz und Schönheit überstrahlt,
Glänzt von Rügens Jungfrau'n nah und ferne
Wunna, kaum erst sechszehn Sommer alt.

Früh bestimmte schon der Aeltern Wille
Sie zum Dienst der Göttin; aber ach!
Gumbert liebte sie, und in der Stille
Hingen Beide ihrer Liebe nach.

Als sie nun in Hertha's finstern Hallen
Ihren Dienst mit trübem Sinn versah,
Wagte Gumbert oft dahin zu wallen,
Jeden Abend stand er lauschend da.

Wunna schlich, wenn Alle um sie ruhten,
Leise durch die Pforte in den Hain
Und genoß dort selige Minuten
Bei der Sterne mildem Dämmerschein.

Bald vernahm der Priester schon die Kunde,
Daß der Jungfrau'n eine ihn betrog
Und in stiller mitternächt'ger Stunde
In die Arme eines Jünglings flog.

Drob ergrimmt' er sehr und ließ erscheinen
Alle Priesterinnen, solche That
Streng zu rächen an der schuld'gen Einen;
Wunna bebte, als sie vor ihn trat.

Doch die Schuld'ge wußt' er nicht und fragte;
Alle schwiegen, Wunna schöpfte Muth;
Keiner hielt sie für die Angeklagte,
Denn sie war so fromm und schön und gut.

Laut erscholl des Priesters zornig Wüthen,
Gleich dem Donner durch den öden Thurm,
Und die sonst so bleichen Wangen glühten
Wie der Abendhimmel vor dem Sturm.

„Folget mir hinaus!“ rief er, und Alle
Thaten schweigend, wie sein Wort gebot.
„Eh' ich diesen Frevel dulde, falle
Diese Burg und gebe mir den Tod!“

Hundert Schritte aufwärts in dem Haine
Steht er still und winkt der Mädchen Schaar.
„Hier,“ ruft er, auf diesem breiten Steine
Wird die Schuldige uns offenbar.“

„Nackten Fußes tretet auf die Mitte
Dieses Steines nach einander hin;
An dem deutlich eingeprägten Tritte
Kennen wir die freche Sünderin.“

Sprach's, und Alle schritten kühn hinüber;
Wunna blieb zuletzt. Noch keine Spur.
Ach da wurden ihre Augen trüber
Und sie wankte, bleich und zitternd, nur.

Trat hinauf. Doch wehe! schallt's im Haine
Aus des Priesters und der Jungfrau'n Mund.
In dem wunderhaften Göttersteine
Thaten sich zwei Spuren deutlich kund.

Von dem eig'nen Fuße war die eine
Und die and're zart wie Kindestritt.
Deutlich war die Schuld, als sie vom Steine
Bleich und überrascht herniederschritt.

Was sie selbst sich nicht gestehen wollte,
Ja, was ihr vielleicht noch Räthsel war,

Daß sie nämlich Mutter werden sollte,
Lag nun Aller Augen offenbar.

Gleich dem Aar, der mit gespreizten Klauen
Pfeilschnell auf die Beute niederfährt
Und das Lamm von unbewachten Auen
Mit sich führt, weil ihm kein Schäfer wehrt,

So umfaßt mit grimmig=starken Armen
Schnell der Priester Wunna's zarten Leib;
Reißt sie fort ohn' jegliches Erbarmen,
Fast zerdrückend das ohnmächt'ge Weib.

Droben auf der hohen Stubbenkammer
Hält er an, und mit gewalt'ger Wucht
Stürzet er, — o unerhörter Jammer! —
Wunna in die tiefe Bergesschlucht.

Doch mit ew'ger Liebe und Erbarmen
Schützet auch den Sünder Gottes Hand;
Engel trugen Wunna auf den Armen
Sanft hernieder an des Meeres Strand. —

Als aus langem Schlummer sie erwachte,
Lag sie an des Jünglings treuer Brust;
Und der Liebe goldne Sonne lachte
Ihrem Leben nun in reiner Lust.

Wenn Du auf der Stubbenkammer weilest,
Wandle doch zum alten Götterhain,
Ehe Du von Jasmunds Fluren eilest;
Noch erblickst Du dort den Wunderstein. —

Welch ein Glück, daß wir in unsern Tagen
Sicher auf den breiten Steinen stehn,
Und daß unsre Tritte nicht mehr sagen,
Wie viel stille Sünden wir begehn.

277. Der Geist des Herrn von Kemnitz.

Das Dorf Kemnitz im Amte Eldena soll vor langen Zeiten von einem Herrn von Kemnitz erbaut seyn, der aus Mecklenburg gekommen ist, und von dem das Dorf seinen Namen erhalten hat. Mit diesem Herrn von Kemnitz soll es eine ganz besondere Sache gewesen seyn, hinter welche jedoch Keiner mit Gewißheit hat kommen können. Denn so wie er gestorben ist, hat man seinen Geist im Dorfe herumgehen sehen. Gewöhnlich ist er des Abends beim Dunkelwerden erschienen. Er hat dann in einem Wagen gesessen, der mit vier pechschwarzen Pferden bespannt war, und hat ein scharlachrothes Kleid getragen. An dem Kirchhofe ist er ausgestiegen, und auf denselben hinaufgegangen. Nach kurzer Zeit aber ist er zurückgekehrt und wieder abgefahren. Besonders häufig ist dies in der Herbstzeit geschehen. Seit vierzig oder funfzig Jahren ist er nicht mehr erschienen; aber es leben noch einige alte Leute im Dorfe, die ihn damals gesehen haben.

Mündlich.

278. Die alte Stadt Grimmen.

Die Stadt Grimmen, die jetzt nur etwa 400 Häuser und 3000 Einwohner hat, soll in alten Zeiten eine sehr große und bevölkerte Stadt gewesen seyn. Sie soll sich erstreckt haben bis an den rauhen Berg, der jetzt eine Viertelmeile weit von Grimmen liegt. Jetzt hat sie nur Eine Kirche; früher soll sie deren aber sieben gehabt haben. Eine davon mit einem großen Kirchhofe rund herum hat gestanden, wo das sogenannte Leichenviertel ist; man findet da auch beim Graben in der Erde noch Schädel und allerlei andere Menschenknochen. Die Stadt soll in einem schweren Kriege erstört seyn; an dem rauhen Berge soll die große Schlacht

gewesen seyn; man findet dort noch jetzt viele Menschengebeine, die von den erschlagenen Kriegern herrühren sollen. Auch spukt es dort, weshalb sich bei Nachtzeit kein Mensch gern in seine Nähe wagt.

Mündlich.

279. Der Mäusewagen in Grimmen.

In der Stadt Grimmen fährt jedes Jahr in der Walpurgisnacht ein Wagen mit vielem Gerassel durch alle Straßen. Er fährt so rasch und schwer, daß die Fenster an den Häusern zittern, wo er vorbeifährt. Wenn man nun hinaus auf die Straße sieht, so erblickt man eine große schwarze Kutsche, vor der vier kleine schwarze Mäuse gespannt sind. Auf dem Bocke sitzt ein Kutscher, der einen großen Hut trägt und einen Hühnerfuß hat. Wer in der Kutsche sitzt, weiß man nicht.

Mündlich.

280. Die sieben eingemauerten Bauern zu Turow.

In dem Kreise Grimmen liegt ein großes adliges Schloß, Turow geheißen; rund um dasselbe läuft ein tiefer und breiter Graben, der erst vor ungefähr zweihundert Jahren entstanden ist. Zu der damaligen Zeit lebte nämlich auf dem Schlosse ein Edelmann, Namens Bono; der ließ durch seine sieben Bauern, die zu dem Schlosse gehörten, den Graben machen. Er hatte ihnen ein gutes Tagelohn versprochen, und die sieben Bauern arbeiteten drei volle Jahre daran, alle Tage und mit ihren Weibern und Kindern, damit sie desto eher zu ihrem Lohne kommen möchten. Der Schloßherr rechnete auch alsbald mit ihnen ab, als sie fertig waren. Allein er machte ihnen so viele Gegenrechnungen, für Essen und Trinken, so er ihnen gegeben, für Schippen und Spaten, so sie ihm verdorben,

und für andere Sachen, daß die Bauern nicht mehr als sieben Schillinge, also der Mann einen Schilling für alle drei Jahre, heraus haben sollten. Damit wollten die Bauern nicht zufrieden seyn, und sie beschwerten sich bitter bei dem Herrn. Anfangs drohete er ihnen; auf einmal aber gab er ihnen gute Worte, und versprach ihnen ihren vollen Lohn, sie sollten nur mit ihm kommen in eine Stube, die hinten im Schlosse lag, da wolle er ihnen Alles auszahlen. Also lockte er sie in die entlegene Stube, und wie er sie alle sieben darin hatte, ließ er sie lebendig darin einmauern, daß sie eines jämmerlichen Todes sterben mußten.

Als nun aber das Winseln des Letzten nicht mehr gehört wurde, da fuhr auf einmal der Teufel in den Schloßherrn, und ließ ihm keine Ruhe mehr, bis er oben in seine Stube ging, und sein Gewehr von der Wand nahm, und sich damit eine Kugel durch den Kopf schoß, daß das Blut bis oben an die Decke spritzte.

Diese Blutflecke sieht man noch jetzt dort; man hat sie mit keiner Kunst vertilgen können, und wenn die Stellen auch zwanzigmal hinter einander überweißt werden, so kommen sie doch jedesmal gleich wieder zum Vorschein. Auch die Knochen der sieben eingemauerten Bauern liegen noch unten in der Stube; es darf kein Mensch sie von da fortnehmen. Den Schloßherrn und die Bauern sieht man jede Nacht herumspuken.

Mündlich.

281. Der Schatz in der Vollmondsnacht.

Hinter dem Hause des Bäckers Meier in der Langenstraße zu Greifswald ist ein kleiner Garten. In diesem ist, wie die Leute sagen, ein Schatz vergraben, den der Teufel bewacht, der aber alle Jahre einmal in einer Vollmonds-

nacht zum Vorschein kommt. Er leuchtet dann im Mondlichte und sieht aus, wie ein großer Haufe brennender Kohlen. In dem Hause diente einstmals eine schläfrige Magd, die gewöhnlich des Morgens die Zeit verschlief, und deshalb zum öftern von ihrer Frau ausgescholten wurde. Als die zu einer Zeit aus dem Schlafe erwachte, sah sie, daß es schon ganz hell war, worüber sie sehr in Schrecken gerieth; denn sie meinte, sie hätte sich wieder verschlafen. Sie lief deshalb geschwinde in die Küche, um Feuer anzumachen. Wie sie aber aus dem Fenster sah, welches in den Garten führte, gewahrte sie, daß dort schon ein Feuer brannte. Sie verwunderte sich zwar, wie das Feuer dahin käme; aber in ihrer Eile freute sie sich auch, daß sie nun nicht erst lange welches anzumachen brauche, und sie nahm eine Schüppe und ging damit in den Garten, und holte sich die voll Kohlen. So wie sie indeß damit wieder in die Küche kam und sie auf den Heerd legte, erloschen sie auf einmal alle zusammen. Sie ging daher in den Garten zurück, und holte sich noch eine Schüppe voll, die aber auf gleiche Weise verlöschten. Darauf ging sie zum dritten Male zu dem Feuer in den Garten. So wie sie aber jetzt dabei ankam, erscholl auf einmal hinter den brennenden Kohlen her eine schreckliche Stimme, die rief: Wenn du nun noch einmal kommst, so drehe ich dir den Hals um! Darüber erschrak das arme Mädchen so gewaltig, daß sie kaum ins Haus zurücklaufen konnte. Als sie dies erreicht hatte, schlug gerade die Glocke auf dem Nicolaithurme Ein Uhr Nachts, und mit dem Schlage war das Feuer im Garten verschwunden. Da entsetzte sie sich noch mehr, und sie ging eilig in ihr Bett zurück, wo sie aber die ganze Nacht kein Auge mehr zuthun konnte. Wie sie am anderen Morgen an den Heerd kam, lagen lauter blanke Thaler darauf. Nun erkannte sie, daß sie um Mit-

ternacht bei dem vom Teufel bewachten Schatze gewesen sey, und daß das Licht des Vollmonds sie glauben gemacht hatte, sie hätte sich verschlafen.

Mündlich.

282. Die Wenden-Glocken im Wirchow-See.

In Pommern liegt ein See, der Wirchow- oder Würchow-See geheißen. An der westlichen Spitze desselben ist ein Dörfchen, welches gleichfalls den Namen Wirchow führt. An der östlichen Spitze liegt das Dorf Saffenburg. In alten Zeiten wohnten in dieser Gegend die Wenden. Besonders hatten sie in dem Dorfe Saffenburg ihre Wohnsitze, welches aber damals den Namen Wirchow hatte. Sie hatten daselbst eine große schöne Kirche, und in dem Kirchthurm hingen die schönsten Glocken des ganzen Landes. Da geschah es vor vielen hundert Jahren, daß die Sachsen in das Land einwanderten, und sich zu Herren machten, die armen Wenden aber verachteten und unterdrückten. Denen gefiel auch das schöne Dorf, so damals Wirchow hieß, und sie vertrieben die Wenden daraus, und ließen sich darin nieder, nannten es auch von nun an Saffenburg. Die verjagten Wenden zogen darauf an die andere Seite des Sees und gründeten dort ein neues Dorf, welches sie zum Andenken an das alte auch Wirchow nannten, wie es noch jetzt geheißen wird. Aus ihrem alten Wohnsitze hatten sie nichts mitnehmen können, als die schönen Kirchenglocken. Ueber diese freuten sie sich aber sehr, denn sie waren das einzige Andenken, das ihnen von dem Dorfe geblieben war, in dem sie geboren waren, und in dem ihre Eltern und von so Manchen die Kinder begraben lagen. Allein auch dieses Andenken wollten ihnen die Sachsen nicht lassen. Diese erschienen auf einmal in dem neuen Dorfe Wirchow, nahmen die Glocken mit Gewalt fort, um sie in

ihren Schiffen über den See nach Sassenburg zu bringen. Wie sie aber mitten auf dem Wasser waren, da erhob sich auf einmal ein schrecklicher Sturm, der ihre Schiffe gegen einander trieb, daß sie eins das andere zerschellten und zerbrachen, und die Sachsen einen erbärmlichen Tod in den Wellen fanden. Die Glocken gingen mit ihnen zu Grunde. Die Leute sagen, von den Glocken allein sey dieses Unglück hergekommen, denn die hätten nicht von den Wenden lassen und den Sachsen dienen wollen; darum wären sie lieber in dem See zu Grunde gegangen. Sie liegen noch unten in dem Wasser, und es kann sie Niemand heraufholen. Zu gewissen Zeiten kann man sie dort hören; sie singen dann, wie mit menschlichen Stimmen, ein Klagelied, daß sie da unten auf dem Grunde liegen müssen, und nicht zu den Wenden zurückkönnen.

Mündlich.

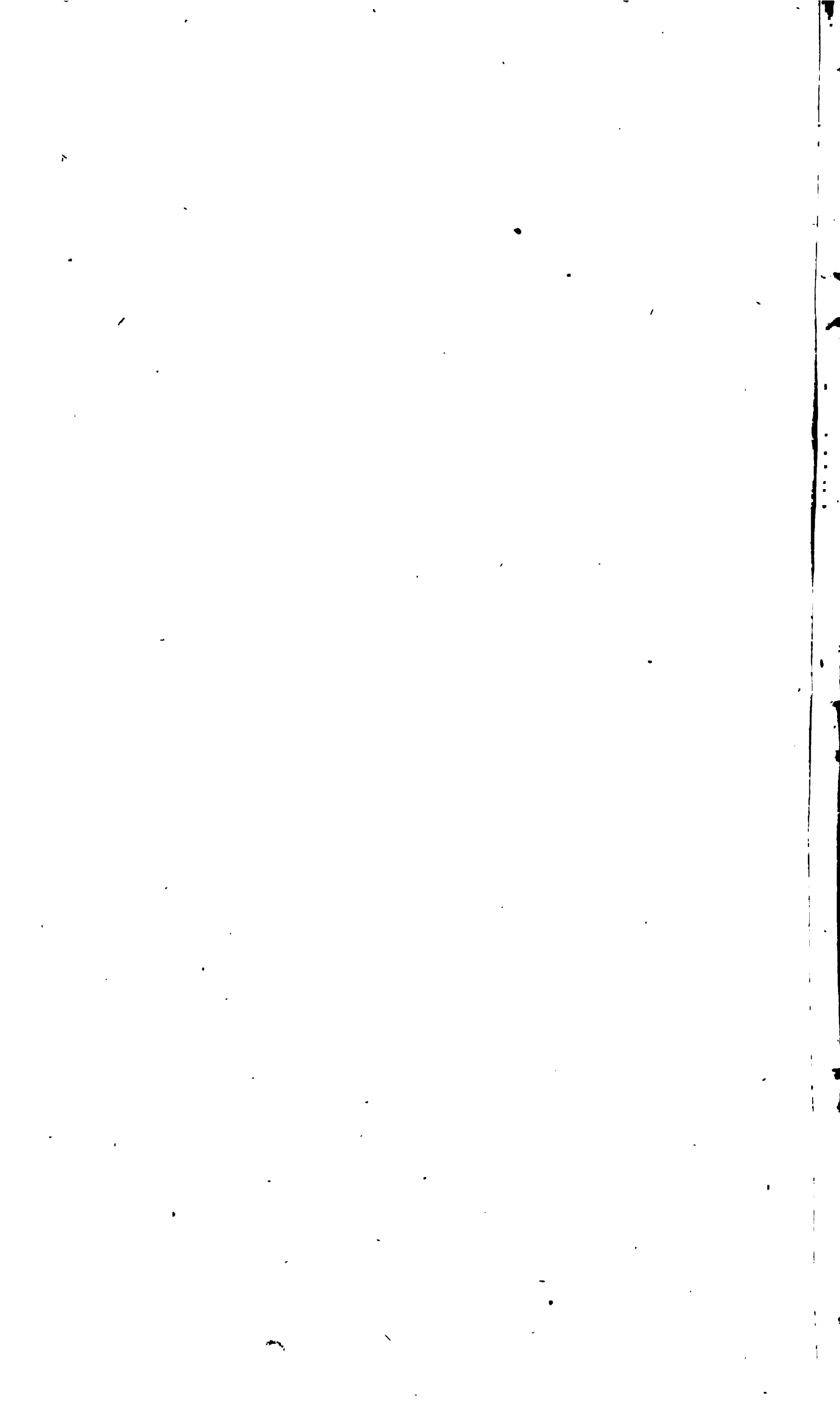
283. Der Geist des Bürgermeisters Rubenow.

Vor ungefähr 400 Jahren hat in Greifswald ein Bürgermeister gelebt, Namens Doctor Heinrich Rubenow. Demselben hat die Stadt zwar Vieles zu verdanken gehabt, indem es besonders seinen Bemühungen gelang, daß die Universität nach Greifswald kam. Er war aber auch von unruhigem und rachsüchtigem Gemüthe, so daß er die Stadt in viele Streitigkeiten verwickelte, und mancherlei Ungemach über sie brachte. Wenn er dann zur Verantwortung gezogen wurde, so wußte er sich immer herauszureden, und er wurde aus einem Angeklagten ein Ankläger. So ließ er noch zuletzt den anderen Bürgermeister, Diedrich von Dörpten, als einen Aufrührer zum Tode verurtheilen und auf offenem Markte hinrichten. Auf solche Weise hatte er sich viele Feinde gemacht, und sein Ende war, daß er im Jahre 1462 auf jämmerliche Weise ermor-

det wurde. Das sollen die Rathsherren selbst gethan haben. Man sagt auch, daß es in seinem eigenen Hause geschehen sey, und zwar unten auf dem Hausflur, gleich an dem dort befindlichen Hals der Kellertreppe. Denn in diesem Hause, welches in der Baaderstraße liegt, und jetzt von dem Bürgermeister Billroth bewohnt wird, sieht man noch oft des Abends seinen Geist. Er erscheint gewöhnlich mit Peitschenknall. Er sieht sehr bleich aus, und trägt eine große Pelzmütze. Man sieht ihn nur in der Gegend des Kellerhalses, hinter dem er auch wieder verschwindet.

Mündlich.

Anhang.



Abergläubische Meinungen und Gebräuche in Pommern und Rügen.

In Kassuben muß jeder Anverwandte dem Todten etwas von dem Seinigen mit in den Sarg geben, einige Haare vom Kopfe, ein Läppchen von seinem Rocke, vom Hemde, vom Halstuch o. d. g. Den gewesenen Säufern wird auch ein Fläschchen mit Branndwein in den Sarg gelegt. Die Kassuben halten sehr geheim mit ihrer Meinung bei diesem Gebrauche, der aber noch aus der Heidenzeit her bei ihnen besteht.

Pomm. Provinzial-Blätter, III. S. 425.

Die Kassubischen Hochzeiten werden immer an Wochentagen gehalten. Am nächsten Sonntage darauf hält das neue Ehepaar seinen Kirchgang, um Gott für die glücklich und nach christlichem Gebrauch vollendete Hochzeit zu danken. In der Zwischenzeit nun von der Hochzeit bis zum Kirchgange darf die junge Frau ja nicht ihre Eltern besuchen; sie würde sonst während ihrer ganzen Ehe kein Glück haben. Wenn sie unterdeß etwas mit ihnen zu sprechen hat, so darf sie zwar auf ihren Hof gehen, aber nicht über die Schwelle des Hauses. Sie bleibt vielmehr draußen vor der Thüre stehen, und schreiet dort so lange aus Leibeskräften, bis Jemand herauskommt, wo sie dann ihr Anliegen vorbringt und darauf schnell wieder umkehrt.

Pomm. Provinzial-Blätter, II. S. 470.

Sowohl in Kassuben, als auch in manchen anderen Gegenden Pommerns ist die halb christliche, halb heidnische Sitte, daß die Wöchnerin, wenn sie ihren Kirchgang hält, während des Gesanges ihr Kind auf den Arm nehmen und damit, von allen ihren verheiratheten und unverheiratheten Bekanntinnen gefolgt, rund um den Altar gehen muß. Dann kniet sie vor demselben nieder, und wird nun von dem Pfarrer, während er dem Kinde die Hände auflegt, feierlich eingesegnet. Stirbt die Wöchnerin im Kindbette, bevor sie ihren Kirchgang hat halten können, so wird ihre Leiche, gefolgt von dem ganzen Trauerzuge, zuvor rings um die Kirche getragen, wie sie beim Leben um den Altar hätte gehen müssen, und dann erst zum Grabe gebracht. Bei dem Kirchgange muß die Wöchnerin selbst ein Opfer auf den Altar legen; bei diesem Leichenzuge aber steckt Jemand aus dem Gefolge statt des Opfers heimlich ein Stück Geld in eine Mauerspalte der Kirche, damit die Seele der Frau Ruhe habe.

Pomm. Provinzial-Blätter, III. S. 475.

In Hinterpommern, besonders in der Gegend von Cöslin, haben sich auf dem Lande noch mehrere sonderbare Hochzeitsgebräuche, wahrscheinlich Wendischen Ursprungs, erhalten, auf welche mit abergläubischer Strenge gehalten wird, da sonst in der Ehe kein Glück und Segen soll bestehen können. Wenn nämlich die Trauung, die immer in der Kirche vollzogen wird, zu Ende ist, und der ganze Hochzeitszug sich nun zum Hochzeitshause begiebt, so muß dieses ja fest verschlossen seyn. Es wird erst nach einer Weile geöffnet, und es tritt dann Einer mit einem ganzen Brodte und einem Kruge Bier heraus vor die Thür. Aus dem Brodte muß hierauf zuerst die Braut ein Stück herausbeißen, dann der Bräutigam, und dann alle Uebrigen

nach der Reihe. Diese ausgebissenen Stücke dürfen aber nicht gegessen werden; sie werden vielmehr den Brautleuten gegeben, die sie aufheben müssen. Bevor man sich alsdann zum Hochzeitsschmause niedersetzt, wird in einigen Gegenden, namentlich im Treptowischen, die Braut von der Köchin an den Heerd geführt, wo sie von jedem Gerichte aus allen Töpfen und Kesseln kosten muß. Bei Tische sitzen beide Geschlechter gesondert; der Bräutigam mit den Mannspersonen sitzt in der Stube, die Braut mit den Frauenzimmern im Hausflur. Vor der Braut sowohl als vor dem Bräutigam muß während des Essens ein hölzerner Leuchter stehen, mit drei Armen, auf dem drei Lichter brennen; diese Lichter dürfen weder geputzt noch ausgelöscht werden, sondern müssen von selbst erlöschen. Erlöschen sie, ohne daß sie abgebrannt wären, so müssen die übrig gebliebenen Enden sorgfältig aufbewahrt werden.

Brüggemann, Ausführliche Beschreibung von Vor- und Hinterpommern, I. S. LXVIII.

Irrlichter sind die Seelen der Kinder, die ohne Taufe gestorben sind. Sie müssen bis zum jüngsten Tage am Wasser herumirren.

Mündlich.

In manchen Gegenden von Pommern glauben die Leute, es könne kein Mensch, der im Sterben liege, eher erlöset werden, als bis er sich beim Prediger habe anmelden lassen.

Mündlich.

Wenn man einem Todten die Augen oder den Mund nicht gut zumachen kann, so ist das ein Zeichen, daß aus dem nämlichen Hause bald wieder Einer sterben muß.

Mündlich.

Wenn die Störche im Frühjahre viele weiße Federn haben, so giebt es ein nasses Jahr; ein trocknes aber, wenn sie wenige haben.

Mündlich.

Auf der Insel Usedom ist eine Gegend, welche der Lieper Winkel heißt, und zu welcher sechs Dörfer gehören. Die Einwohner dieser Gegend zeichnen sich durch sonderbare Gebräuche aus. Manche davon legen eben kein vortheilhaftes Zeugniß für sie ab, insbesondere nicht für ihre Sittlichkeit. Manche sind aber auch sehr lobenswerth. So halten sie es unter andern für sündhaft und unglückbringend, wenn man mit dem Brode spielt; und wenn Einer zu solchem Spielen in ein Brod mit einem Messer hineinsticht, so sagen sie: er steche den lieben Gott ins Herz.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

In fast ganz Vorpommern herrscht auf dem Lande die Sitte, daß man nicht mit Ringen, sondern mit Gesangbüchern sich verlobt. Auch dürfen sich Brautleute ja kein Messer schenken, das würde die Liebe zerschneiden.

Daselbst.

In Pommern findet man häufig den Glauben, daß, wenn ein Wittwer oder eine Wittwe sich zum zweiten Male verheirathet, und der verstorbene Ehegatte etwas gegen diese zweite Heirath hat, derselbe während der Trauung rund um den Trautisch herumgehe. Es können ihn aber nur Sonntagskinder sehen. Den Ehen, wo solches passirt, pflegt man nichts Gutes zu prophezeihen.

Mündlich.

(Währwolf.) Der Glaube an den Währwolf ist durch ganz Pommern verbreitet. Man muß sich einen Riemen umgürten, der aus dem Rücken eines Gehenkten

geschnitten ist; auf solche Weise kann man sich in einen Währwolf verwandeln. Der Währwolf fällt besonders gern die Pferde an. In dem Dorfe Bork unweit Stargard lebte lange Zeit ein Mann blos davon, daß er jeden Abend um den Pferdeplatz im Dorfe herumging und geheimnißvolle Worte flüsterte, wodurch er die Pferde gegen den Währwolf und auch gegen andere Wölfe bannte, obgleich diese schon lange nicht mehr in der Gegend gesehen waren.

Mündlich.

(Alp.) Der Alp, oder wie er gewöhnlich genannt wird: „Mårt", ist in Pommern sehr häufig. Der Mårt reitet des Nachts auf den Schlafenden, und drückt sie, daß sie zuletzt keinen Athem mehr haben. Gewöhnlich ist er ein Mädchen, die einen schlimmen Fuß hat. Zu einer Zeit hatte die Tochter des Schmieds im Dorfe Bork bei Stargard einen kranken Fuß, und damals klagten besonders viele Leute, daß der Mårt sie reite.

Mündlich.

(Rattenkönig.) Auf der Insel Rügen glauben die Leute an einen Rattenkönig, der eine schöne goldene Krone trägt. Es soll der Teufel selbst seyn.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

(Behexen der Pferde.) Auf dem Darß giebt es viele Hexen und Zauberer, welche besonders ihre Freude daran haben, anderen Leuten die Pferde zu behexen. Man merkt solches Behexen gleich daran, daß die Thiere nicht mehr fressen wollen. Es giebt dann nur Ein Mittel, das aber auch ganz sicher hilft; man muß nämlich den Pferden einen gesalzenen Hering ins Futter legen.

Der Darß und der Zingst, von A. v. Wehrs, S. 142.

(Mittel gegen Hexerei.) Vor einem Stocke oder Gefäße, welches von einem Kreuzdorn gemacht ist, verschwindet alle Hexerei, denn das Kreuz Christi soll von diesem Holze gewesen seyn. Darum werden auf dem Lande in Pommern die Butterstäbe nur aus Kreuzdornholz gemacht.

Mündlich.

Wenn man das Fieber hat, so muß man zu einem vornehmen Herrn, am besten zum Prediger gehen, sich gehorsamst ein Butterbrod fordern, und damit fortgehen, ohne sich zu bedanken. Das hilft. Erst wenn dann das Fieber weg ist, darf man wieder kommen, und seinen Dank abstatten.

Mündlich.

Das Blut wird mit folgendem Spruche besprochen: Blut! Blut! Blut! Steh still, steh still, steh still! Im Namen Gottes des Vaters †, des Sohnes †, des Heiligen Geistes †. Dabei müssen drei Kreuze gemacht werden. Dann muß man auf das Blut blasen, und nun die Worte und die Kreuzzeichen wiederholen.

Mündlich.

Auf der Insel Rügen hat man zum Blutbesprechen auch folgende Formel:

O Wunder über Wunder,
Des Herren Grab ist hierunter!
Darauf stehen drei Blümelein,
Das Eine heißet Wohlgemuth †,
Das Andere heißet Demuth †,
Das Dritte heißet Blut stehe stille †,
Dieweil es ist des Herren Wille!

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

Die Rose, welche gewöhnlich „dat hilge Dink" genannt wird, wird auf folgende Weise besprochen: Man muß auf die Stelle, wo man die Rose hat, drei Kreuzzeichen machen, und dabei sprechen:

Herut, du vieten, splieten Ding
Du van de See, du wedde Brüg!
Do schast du in steken, do schast du in äten,
Do schast du in rollen, do schast du in kollen;
Dat schast du dohn, dat möst du dohn.
Herut schast du, herut möst du,
Du quälest mi, ik banne di!

Auch kann man folgende Worte sprechen:

Maria, St. Johannes, de fuhren rüber Sand, rüber See,
Wat wullen se do maken?
Do wullen se en Krütlein plücken,
Nich kellen, nich schwellen.
Wat wullen se mit det Krütlein maken?
Do wullen se dat böse hilge Dink mit stillen! —

Wenn man sich verbrannt hat, und den Schmerz stillen will, so muß man auf die verbrannte Stelle drei Kreuzzeichen machen, und dabei sprechen:

Wie hoch ist der Heben,
Wie roth sind die Reben!
Wie kalt ist des Todes Hand!
Und damit stille ich diesen Brand † † †.

Eben so sagt man, um den Zahnschmerz zu besprechen: Schmerz und Zahnwehdage, ik stille di und befehle di, du schast in de Deepe des Meeres fahren, und von doar nich eher wedder herut kamen, bet dat de andere Jungfrau Maria geboren werd; in dem Namen Gott Vaters †, Gott Sohnes †, und Gott heiligen Geistes †.

Daselbst.

In Pommern giebt es viele Menschen, welche den Dieb besprechen können, daß er mit den gestohlnen Sachen nicht fort kann. Das nennt man den Diebessegen. In Stettin lebte vor noch wenigen Jahren ein Schiffszimmermann, Namens Frank, der verstand den Diebessegen, und sprach ihn in folgender Weise: Er ging um den Platz, auf welchem der Diebstahl befürchtet wurde, herum, von Osten nach Norden, bis er wieder zu der Stelle kam, von der er ausgegangen war. Dabei sprach er folgende Worte:

Da kommen drei Diebe gegangen.
Maria sprach: Peterus, Peterus, Peterus!
Binde, binde, binde! —
Ich habe gebunden mit eisernen Ketten,
Kein Mensch, als nur Einer, kann ihn davon retten!
Er soll sehen und hören die ganze Nacht,
Die Sterne am Himmel, den Glockenschlag,
Unempfindlich wie ein Block,
Steif wie ein Stock!
Die Lösung überlasse ich dir,
Den Schlüssel nehme ich zu mir!
Wird er schwarz, bleibt er weiß,
Es macht mir nicht im Geringsten heiß!
Nur keinen Vorwurf,
Gieb mir den Schuft!

Wenn nun nach solchem Bannspruch der Dieb kommt und stiehlt, so kann er mit dem Gestohlnen, sobald er es aufgeladen hat, nicht von der Stelle; er muß damit vielmehr die ganze Nacht stehen, bis zu Sonnenaufgang. Wenn die Sonne aufgeht, ist der Bann zwar gelöset, aber nun wird der Dieb in einen schwarzen Neger verwandelt, und der Banner kann niemals wieder einen Diebessegen sprechen. Darum muß der Banner auch vor Sonnenauf-

gang zu der Stelle zurückkehren, und den Dieb lossprechen. Dies that der alte Frank mit folgenden Worten:

Der Schlüssel, den ich habe,
Und immer bei mir trage,
Schloß auf das Grab des Herrn,
Ich leih' ihn dir sehr gern;
Der Schlüssel ist sehr groß;
Womit ich dich jetzt löse los!

Nach solchen Worten läßt der Dieb seine Bürde fallen, und läuft eilig davon. Festhalten darf man ihn nicht; man darf ihm nicht einmal Vorwürfe machen, denn sonst kann der Banner ebenfalls nie wieder den Diebessegen sprechen. Man muß vielmehr zu dem weglaufenden Diebe sagen: Gehe in Gottes Namen! — Dann wird er niemals wieder stehlen.

Dem alten Frank wäre es mit dem Diebessegen einmal beinahe schlecht ergangen. Er hatte eines Abends eine Baustelle besprochen, auf welcher er viele Spähne liegen hatte. In der Nacht verschlief er sich, und es war ganz nahe vor Sonnenaufgang, als er erst zu der Baustelle kam. Hier sah er seinen besten Freund stehen, der ihm hatte Spähne stehlen wollen, und der mit einer großen Last auf dem Kopfe, über und über voll Schweiß, da stand und nicht von der Stelle konnte. In der Eile und Angst hatte der alte Frank auf einmal den Lösungsspruch vergessen, der ihm gar nicht beifallen wollte. Es waren nur noch drei Minuten vor Sonnenaufgang. Da kam er zuletzt zu einem raschen Entschluß. Er nahm sein Messer, und schnitt die Erde unter den Füßen des Diebes ganz durch. Darauf gab er diesem einen Stoß, daß er mit seiner Last umfiel. Auf diese Weise wurde der Dieb befreit; eine Minute später wäre er ein Neger geworden.

Daselbst.

Wenn Einem sieben Raben gerade entgegenkommen, so bedeutet das großes Unglück.

Mündlich.

Wenn ein Hase über den Weg läuft, so bedeutet das Glück, wenn ein Wolf — Unglück.

Mündlich.

Wenn man weiße Mummeln ins Haus bringt, so stirbt alles Vieh darin.

Mündlich.

Das second sight der Schottländer ist auch fast durch ganz Pommern zu Hause. In einigen Gegenden an der Ostsee, besonders auf der ganzen Insel Rügen wird es durch den, den Etymologen noch immer räthselhaften Ausdruck: „wafeln" bezeichnet. Insbesondere ist der Glaube, daß man merkwürdige Begebenheiten an der Stelle, wo sie sich zutragen werden, mit leiblichen Augen vorher wahrnehmen, daß man sie „wafeln" sehen könne, in Rügen vorherrschend. Namentlich sieht man Feuersbrünste oder strandende Schiffe vorher wafeln. Ferner wafeln auch die versunkenen Städte, z. B. Arkona bei neblichtem Wetter, und Wineta am Ostermorgen.

Mündlich.

Schiffer-Gebräuche und Meinungen.

Wenn ein neues Schiff gebaut wird, so muß man suchen etwas gestohlnes Bauholz in dasselbe zu bekommen, besonders zum Kiele, oder sonst zu einem Hauptstück. Denn solche Schiffe segeln vorzüglich des Nachts schnell. Man kann es den Schiffen bei Nacht gleich ansehen, ob gestohlnes Holz zum Bau verwendet ist. —

Bei dem Bau eines neuen Schiffes muß man auf den ersten Hieb achten, der in den Kiel gethan wird.

Wird dabei ein Feuerfunke sichtbar, so ist das ein Zeichen, daß das Schiff schon auf seiner ersten Reise zu Grunde oder sonst verloren gehen wird. —

Beim Einsetzen des Großmastes in ein neues Schiff muß man unter denselben ein Stück Geld legen. Das Schiff wird dann viel Geld verdienen. Besonders gut ist es, wenn man eine alte, nicht mehr geltende Münze dazu nimmt. Ein Russischer Rubel thut auch sehr gute Dienste.

Wie jedes, oder nach dem Glauben Einiger doch manches Schiff seinen Kalfater oder Klabatermann hat, der den Schiffer warnt, dem Schiffsvolke hilft und das Schiff bis zum letzten Augenblicke beschützt, ist schon unter den Sagen erzählt. —

Ob zum Bau eines Schiffes windbrüchiges Holz genommen ist, besonders zum Mast, zum Bugspriet oder zu den Raaen, kann man bald merken; solches Holz knackt nämlich, wenn es stürmisches Wetter werden will. —

Wenn der Besan= oder Großsegel=Baum knarrt, so bedeutet das, daß entweder der Wind still werden, oder der auf die nächste Windstille folgende Wind aus Osten kommen wird. —

Wenn bei stillem Wetter ein Hund, ohne Veranlassung, die Nase hoch hält und schnuppert, so kommt der nächste Wind aus der Gegend, in welche die Nase gerichtet ist. —

Wenn bei stürmischem Wetter die See überschlägt und einen hohlen, dumpfen Ton von sich giebt, so ist das ein Zeichen, daß es bald gutes Wetter werden wird. —

Wenn man auf See ist, so darf man ja keinen Feuerbrand, auch nicht einmal eine glühende Kohle über Bord werfen, denn sonst giebt es gewiß Sturm. —

Wenn der conträre Wind gar nicht nachlassen will, so muß man in die Gegend, aus welcher man den Wind

zu haben wünscht, einen stumpfen Besen, jedoch ohne Stiel, über Bord werfen; man wird dann gewiß alsbald den gewünschten Wind haben. Ohne große Noth muß man aber von diesem Mittel keinen Gebrauch machen, denn man kann nicht wissen, wie stark der Wind wird und es kann leicht Sturm entstehen. Auch schadet man dadurch oft vielen anderen Schiffen. Daher entsteht manchmal großes Schimpfen und Streiten, wenn zwei Schiffe einander begegnen, und das eine dem anderen, welches mit gutem Winde segelt, einen solchen Besen entgegenwirft. — Ein Brand aus der Schiffsküche soll übrigens nach der Meinung Vieler dieselben Dienste thun. —

Wenn man conträren Wind hat, so darf man am Bord ja nicht flicken oder nähen, denn sonst wird der Wind festgenähet, und kann nicht herum. Bei gutem Winde aber ist das Nähen sehr rathsam, denn dann wird er ebenfalls festgenähet, und man behält ihn. —

Durch Pfeifen wird der Wind gelockt und verstärkt. Man darf daher ja nicht an Bord pfeifen, wenn Sturm ist, denn sonst wird dieser dadurch immer stärker. Bei schwachem Winde oder bei einer Windstille aber ist es sehr gut, wenn man in einem lockenden Tone pfeift. Weil man aber doch nicht wissen kann, ob der Wind dadurch nicht gar zu stark werden möchte, muß man zwischen dem Pfeifen dem Winde einige Schmeichelworte zusprechen, z. B.: kumm old Bröderken; kumm olle Junge! ꝛc.

Aeltere Schiffer brauchen gar nicht einmal zu pfeifen, um den Wind zu locken. Sie sind mit ihm schon bekannter, und brauchen sich nur ans Steuer zu stellen, und einige Male zu rufen: Kuhl up, oll Vader! kuhl up, kuhl up! (Kühl auf, frische auf, alter Vater!); binnen einer Viertelstunde kommt dann gewiß der gewünschte Wind. Sie dürfen aber nur halblaut und in schmeichelndem, vertrau-